Deutsche revue über das gesamte nationale Leben der ...

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Vierzehnter Jahrgang. — Vierter Band.
(Oktober bis Dezember 1889.)

Breslau.
Verlag von Eduard Trewendt.

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XIV.

(Oktober bis Dezember 1889.)

Vierzehnter Jahrgang. Preis vierteljährlich 6 Mark.

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von

Richard Fleischer.

1889. Oktober.

Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte und halbjährlich ein Kunstheft.

Breslau und Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau	Berlin
Expedition: Tauenzienstraße 60.	Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.

1845

Beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Inhalts-Verzeichnis.

Oktober 1889.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

V.

Etwas Geschriebenes — unthunlich Gebliebenes" lautet die Ueberschrift, und die in die zwanglose Form eines Briefes gekleidete Denkschrift hat folgenden Wortlaut:

Mein theurer und geehrter Freund!

Unsere neuliche Unterhaltung hat mich in dem Grade interessirt, daß ich den Versuch machen will, Ihnen meine Gedanken über den fraglichen Gegenstand schriftlich deutlicher darzulegen, als ich dies mündlich zu thun vermochte und vermag. Ohne weitere Einleitung sogleich zur Sache! Armeen haben in ihrem Wesen selbst nichts Politisches, wenn sie sind wie sie sein sollen, und dennoch ist ihre Bedeutung wesentlich eine politische. Wo sie in Folge der obwaltenden Verhältnisse diese nicht haben, nicht haben können: da sind sie überflüssig, ja schädlich.

Naturgemäß wächst die politische Bedeutung einer Armee im Allgemeinen mit ihrer Brauchbarkeit für die politischen Zwecke des Staates. In dieser Beziehung kömmt nicht nur die materielle Wucht, die ihr nach ihrer Größe eigen, sondern auch ihre Organisation (im weitesten Sinne) und der sie nationell und traditionell durchdringende Geist ganz nothwendig in Betracht. —

Wenden wir diese Sätze auf Deutschland und die sogenannten deutschen Armeen an!

Eine politische Bedeutung an sich haben unter diesen, soviel ihrer auch sind, bekanntlich nur wenige; die übrigen, meint man, gewinnen diese Bedeutung durch ihre Verbindung mit jenen, in so fern die gemeinsamen politischen Zwecke Deutschlands durch das zu Einer Größe verbundene deutsche Heer beschützt und gefördert werden sollen.

Bekanntlich beabsichtigt die deutsche Bundes-Militair-Verfassung eine solche Verbindung, aber — den traurigen politischen Verhältnissen Deutschlands gemäß vermag sie es nicht; denn das durch sie um die vaterländischen Waffen zart geschlungene Bändchen ist ein Duft, eine Illusion, höchstens — für den föderativen Schwärmer nämlich — ein schmückender Schnörkel.

Deutschland hat keine gemeinsame Politik und schon deshalb ist sein „Bundesheer“ nur durch seine Kostspieligkeit und die darüber gepflogenen zwistvollen Verhandlungen bedeutungsvoll. Aber überdies haben die verschiedenen Bestandtheile dieses sogenannten Heeres nichts gemein, kaum durchweg die Sprache; Größe, Organisations- und Lebens-Prinzipien, Interessen und Traditionen: in allen diesen Beziehungen begegnen wir in dem bunten Aggregat den größten und mannigfaltigsten Verschiedenheiten. Ihm fehlt ein Haupt und eine naturwüchsige Gliederung und Organisation. Es ist ein aus Stoffen von sehr verschiedenem Werth und Gewicht künstlich an einander gefügtes Gebilde. So gleicht es dem aus allen möglichen Metallen zusammengeschweißten Königsbilde in dem Goetheschen Märchen, welches „den Schein“ repräsentirt. Es hat daher weder Harmonie noch Gleichgewicht, weder gleichmäßige Widerstandskraft noch überhaupt die Fähigkeit, ja nicht einmal die Lust fortzudauern, und wird daher — wir erlebten es schon — wenn die gaukelnden Irrlichter des Wahns ihm die goldenen Adern ausgeleckt, in sich selbst zusammenbrechen oder bei dem ersten Zusammenstoß mit einer homogenen, von Einem Gedanken und Einem Willen belebten Gewalt in seine einzelnen Bestandtheile zerschellen. Und was dann von diesen noch Odem und Lebenskraft behält, wird sich seiner Besonderheit, kraft deren es nicht mit in den Staub zerfällt, erinnern, und nur diese zu erhalten streben, während die übrigen Fragmente sich Demjenigen assimiliren werden, der die dazu nöthige Verdauungskraft besitzt. Die chimerische Einheit und Unverletzlichkeit Deutschlands ist daher durch die bloße Idee eines nur in den Protokollen einigen deutschen Bundesheeres nicht zu behaupten, und ganz vorzüglich darin liegt der Grund und das Wesen der politischen Ohnmacht und politischen Bedeutungslosigkeit Deutschlands.

Nun ist freilich über die aus dieser Betrachtung hervorgehende Nothwendigkeit einer größeren Einigung der militärischen Kräfte der deutschen Nation — die organisch verbunden ganz Europa siegreich die Spitze bieten könnten, — bereits manches Beachtenswerthe gesagt worden. Aber alle desfallsigen Rathschläge glitten und gleiten ab an politischen Unmöglichkeiten; alle dahin zielenden Maaßregeln blieben und bleiben unausführbar, weil die Macht fehlte und fehlt, sie durchzusetzen. — Der einzige zu dem erwünschten Ziele vielleicht führende Weg, der Versuch Preußens, zunächst die kleineren deutschen Heerestheile fester mit seiner eigenen von historischem Leben durchdrungenen und von bestimmt ausgeprägten organisatorischen Prinzipien getragenen Waffenmacht, mittelst besonderer Militair-Conventionen, zu verbinden und zu verbrüdern, hat leider wieder verlassen werden müssen, wie man gewähnt hat. — Was kann oder muß aber geschehen, um der vielköpfigen und vielgliedrigen deutschen Heeresmacht zu der unentbehrlichen Einheit zu verhelfen?

Zunächst scheint es außer Zweifel, daß der Bundestag und die Militair-Bundes-Commission in dieser Beziehung ganz bedeutungslos oder vielmehr von entschieden ungünstiger Bedeutung sind und immer sein werden. Es scheint sogar gewiß, daß die angestrebte Einheit durchaus nicht zu erzielen ist, so lange die jetzige deutsche Bundesbehörde in ihrer breitspurigen Impotenz fortbesteht. Denn

so lange jedes Kriegsherrlein und jedes Parlamentchen dreinzusprechen hat; so lange ferner, selbst nach etwaniger Beseitigung dieser Vielköpfigkeit, der Dualismus fortdauert, welcher Deutschlands Einheit nicht nur verhindert, sondern selbst den Schein dieser Einheit fortwährend mit tiefen und unheilbaren Rissen bedroht: so lange ist für Deutschlands politische wie kriegerische Verbrüderung nichts, gar nichts zu hoffen.

Mit der Beseitigung dieser Hindernisse haben wir es indeß hier nicht zu thun. Diese muß und wird die kommende Geschichte in irgend einer Weise herbeiführen; das ist wesentlich und eigentlich Deutschlands historisch-politische Aufgabe. Gesetzt aber, diese sei gelöst oder doch ihrer Lösung nahe gebracht, nach welchem Ziele ist dann, ist daher schon jetzt nach Kräften zu streben?

Vor der Antwort auf diese Frage noch einige Bemerkungen über die Standpunkte, welche die beiden deutschen Hauptmächte ihr gegenüber einnehmen.

Oesterreich will und kann die Lösung jener Aufgabe nicht wollen; den Beweis für diese Behauptung führen, hieße Wasser ins Meer tragen. — Östreich ist daher bei der Beantwortung der aus jener Lösung sich ergebenden Frage nur negativ betheiligt. Es muß und wird sich, seinem innersten Lebensprincip gemäß, jedem Schritte widersetzen, durch welchen Deutschlands wahre Einheit herbeigeführt werden kann.

Preußen nimmt den entgegengesetzten Standpunkt ein. An sich fast zu schwach, um seine Stellung als Großmacht zu behaupten, muß es sich zur Steigerung seiner materiellen Mittel nach Alliancen umsehen, welche seine Ergänzung als Großmacht sichern. Auf der andern Seite durch geographische Verhältnisse bei jedem Conflict betheiligt, in welchen Deutschland auf seinen West-, Ost- und Nord-Grenzen verwickelt werden könnte, ist es auch dadurch auf die innigste Verbindung mit seinen deutschen Mit-Staaten, denen es durch seine nationellen Elemente und Interessen wesentlich homogen ist, hingewiesen. Es ist Deutschlands natürlicher Vorkämpfer, so wie umgekehrt Deutschland Preußens unbedingter Verbündeter sein sollte. Nur bei Preußen vermag Deutschland Heil und Schutz und nationelle Fortdauer zu finden!

Aber bloße Alliancen, Alliancen wie sie unsere Diplomaten, wenn schon „für ewige Zeiten" aufs Papier hinschreiben, sind eine gar unsichere Gewähr für eine wirkliche und wandellose Verbindung. — Preußen und Deutschland bedürfen sicherer Garantien für ihr beiderseitiges Bestehen! — Wenn Preußen, statt der bisherigen bundesmäßigen Leistung, seine ganze Waffenmacht, ja seine staatliche Existenz für Deutschland einzusetzen sich verpflichtet: so kann und muß es dagegen die unbeschränkte militärische Oberleitung des gesammten deutschen Kriegswesens für sich in Anspruch nehmen. Die Gewähr dafür, daß Preußen dieser seiner Verpflichtung gewissenhaft nachkomme, liegt in der Sache selbst, denn sobald Preußen Deutschland im Stiche läßt, gibt es sich selbst auf, während umgekehrt Preußens etwanige bundbrüchige Bundesgenossen immer noch sichere Aussicht auf eine rheinbündlerische Carriere behalten. Nicht Deutschland, sondern Preußen läuft daher bei einer engeren Verbindung Gefahr; nichts ist also billiger, als daß

es vor dieser durch die Natur der beabsichtigten Bundesgenossenschaft gesichert werde.

Um sofort auf die Bedingungen derselben näher eingehen zu können, bleibe hier unerörtert,

ob die gegenwärtige politische Krisis[1]) der Herbeiführung eines solchen engern Bundes günstig;

ob es an der Zeit ist, mit den dahin zielenden Absichten auch nur vertraulich hervorzutreten;

ob nicht die vorzeitige Enthüllung derselben die Gefahr ihrer Vereitelung heraufbeschwören wird;

ob, endlich, die Einmischung des Auslandes dabei zu vermeiden und — wenn nicht — als günstig oder schädlich darauf einwirkend zu denken ist:

mag man über alle diese Fragen auf Standpuncten entscheiden, die einen weitern Gesichtskreis darbieten; — der hier zu Worte kommende Dilettantismus steckt lediglich in der Pickelhaube, und nimmt an, der richtige Zeitpunkt zum Handeln sei — früher oder später — gekommen. Der denkbare Fall einer vorangegangenen völligen Zertrümmerung des bisherigen Bundesverhältnisses soll dabei nicht als Voraussetzung gedacht werden, sondern vielmehr lediglich das günstige Zusammentreffen gewisser anderer Umstände. Wenn etwa Österreichs Gegenwirkung gelähmt, Deutschlands Fürstengewalt von einer wirklichen und großen Kriegs- oder Revolutions-Gefahr bedroht und das Ausland, wider alle bisherige Erfahrung, geneigt oder genöthigt sein sollte, sich von aller störenden Einmischung in Deutschlands innere Angelegenheiten fern zu halten: dann wird es kaum einiger „douce violence“ bedürfen, um die engere Bundesgenossenschaft zu begründen, deren Preußen wie Deutschland, zu ihrem beiderseitigen Heil, gleich sehr bedarf und welche zunächst als militärische Hegemonie Preußens zu gestalten ist.

Es ist daher in einem solchen Falle nicht mit einer Reorganisation der Bundesverfassung, sondern mit der Umgestaltung des deutschen Heerwesens, welche die gesammte Kriegskraft Deutschlands zu dessen eignem Heil unter Preußens, je nach den Umständen mehr oder minder bedingte Botmäßigkeit stellt, zu beginnen. Daß damit Preußens politische Stellung in Deutschland ebenfalls eine andere werden muß, ist freilich selbstverständlich, wenn auch zunächst nicht ostensibel.

Die zu diesem Ende angestrebte militärische Obmacht Preußens kann und wird übrigens schwerlich auf Einen Schlag, durch eine gemeinsame und gleichzeitige Verhandlung, etwa im Sinne des seeligen Dreikönigs-Bündnisses und der begrabenen Unions-Politik, sondern vielmehr, nach Maaßgabe der obwaltenden, mit Geschick und Energie zu benutzenden Umstände und Verhältnisse zu erlangen sein. — Als nächste und natürlichste Handhabe bieten sich zu diesem Zwecke die bereits erwähnten, wiewohl angemessen zu erweiternden und auszubauenden Militair-

[1]) Der Krieg der Westmächte gegen Rußland.

Conventionen dar. Mit Schein-Concessionen soll man sich darin freilich nicht abspeisen lassen, sondern mit bewußter Bestimmtheit vielmehr nach solchen Zielpuncten streben, welche, der Natur der Verhältnisse entsprechend, Deutschlands Waffenmacht, zu dessen eigenem Heile versteht sich, wirklich und wesentlich Preußens Führung unterordnen.

Als solche Zielpuncte sind vornehmlich zu bezeichnen:

1. Die ausschließliche Befugniß Preußens zur Ernennung des Oberbefehlhabers des deutschen Heeres, und zwar nicht allein für den Kriegsfall, sondern auch für die Friedenszeit;

2. Die diesem Ober-Commando zu vindizirende Beaufsichtigung über Deutschlands (oder der durch Conventionen verbündeten deutschen Staaten) gesammtes Kriegswesen, also auch das Recht der Inspicirung, der Anordnung der Uebungen, der zeitweisen, aus Ausbildungs- oder politischen Rücksichten erforderlichen Vereinigung und Dislocirung der einzelnen Heerestheile;

3. Die schon durch die bisherige Militair-Bundes-Verfassung vorgesehene Beschränkung des Beförderungs-Rechts der einzelnen Souveraine und zwar dergestalt, daß ein jeder Kriegsherr nur nach Maaßgabe des von ihm zum Bundesheere zu stellenden Contingents gültige Grad-Verleihungen — d. h. in der Bundes-Armee gültige — zu ertheilen befugt ist. Ueberall, wo daher bei der künftigen Heeresgliederung mehrere Kontingente verschiedener Staaten zu einem Ganzen (einer Brigade, Division rc.) vereinigt werden sollten, ohne daß einer dieser Staaten, nach dem Vorigen, das Ernennungsrecht für sich in Anspruch nehmen kann, muß Preußen die Ernennung des betreffenden Befehlshabers überlassen bleiben. —

Als eine fernere, namentlich für die innige Verschmelzung der verschiedenen Contingente sehr wichtige und bedeutungsvolle Maaßregel sind

4. Einrichtungen für die Erschaffung eines möglichst homogenen Offizier-Corps unerläßlich. — Dahin gehören:

a) Uebereinstimmende, reglementarische oder conventionsmäßige Feststellung der Grundsätze, nach welchen bei Offizier-Ernennungen sowohl als bei weiteren Beförderungen zu verfahren ist;

b) Die Beförderung der höheren Offiziere durch das gesammte deutsche Heer, welche Einrichtung freilich Versetzungen aus dem einen Heerestheil in den andern auf den Vorschlag oder (im Kriege) nach der Bestimmung des Oberfeldherrn voraussetzt.

Die immerhin successive Ausführung dieser Festsetzungen, die freilich mit den jetzt bestehenden Einrichtungen in schneidender Weise contrastiren, erscheint für die organische Zusammenfügung des deutschen Heeres, für seine gediegene Gleichartigkeit von der höchsten Wichtigkeit. — Zu Gunsten der gegen die Ausführbarkeit dieses Vorschlags vorzubringenden Zweifel fühle ich mich wohl versucht ein Mehreres darüber zu sagen; dies kann indeß füglicher später und an anderm Orte geschehen.

Die zu erstrebende Homogenität des Offizier-Corps bedingt endlich:

c) Die Gleichartigkeit der Gehalts-Verhältnisse, der Pensions-Gesetze u. s. w.

Wenn gleich die vorstehend unter 1 bis 4 bezeichneten Zielpunkte als die wichtigeren erscheinen, weil die nachfolgenden dadurch von selbst herbeigeführt werden: so folgt daraus doch keinesweges mit Nothwendigkeit, daß jene auch zuerst gewonnen werden müssen; man wird vielmehr stets das nach Umständen und Verhältnissen Erreichbare vorangehen lassen müssen. Wenn daher

5. die Einführung gleicher Reglements und gleicher Militair-Strafgesetze, — gleicher Dienstzeit und Dienstverpflichtung, gleicher Löhnungs-, Verpflegungs- und Bekleidungsgrundsätze, endlich gleicher Bewaffnung thunlicher und unverfänglicher erscheinen, weil diese Forderungen schon zum Theil in den Verhandlungen der Militair-Bundes-Commission eine Rolle spielen: so mag man immerhin damit beginnen, falls man nicht, nach Zeit und Umständen, weiter zu greifen vermag. — Kann man dies dagegen mit Erfolg, so wird man nicht allein die erstgenannten Forderungen stellen, sondern auch verlangen müssen,

6) daß die kleineren Contingente, namentlich der bisherigen Reserve-Infanterie-Division, der freien Städte &c. der Preußischen Armee gegen die entsprechenden Gegenleistungen einverleibt oder — was dasselbe besagt — daß die Dienstpflichtigen aus den betreffenden Ländchen in die Preußische Armee eingereiht werden; wenngleich bei Ausführung dieser Maaßregel mit möglichster Schonung traditioneller Gefühle und Ansichten zu verfahren wäre, so daß z. B. die an Stelle dieser Contingente neu zu formirenden Preußischen Bataillone und Regimenter durch entsprechende Uniformirung und Benennung besonders bezeichnet blieben.

Ob und wie endlich, bei dem nothwendig vorauszusetzenden Wegfall nicht nur des österreichischen, holsteinischen und luxemburgischen Bundes-Contingents, sondern auch der übrigen zu der engeren Bundesgenossenschaft nicht, oder doch vorläufig nicht zu bewegenden Heerestheile, — die unausbleiblich abzuändernde Gliederung des Bundesheeres zu gestalten sein würde, muß freilich einstweilen dahin gestellt bleiben, weil die fragliche Umgestaltung als eine allmählige gedacht wird; als Grundsatz wäre indeß

7) dabei festzuhalten, daß die kleineren Contingente unter der Stärke eines selbstständigen Armee-Corps, einer selbstständigen Division, Brigade &c. auch, ja vorzugsweise, Preußischen Verbänden einverleibt werden könnten, wobei freilich, wie überall, cum grano salis, d. h. mit möglichster Schonung der Stammes-Gefühle und Traditionen sowohl, als der realen Machtverhältnisse zu verfahren wäre. — Wenn hiernach z. B. das Bayrische Armee Corps unter einem von Bayern ernannten General-Commando nur unter dem von Preußen eingesetzten Oberfeldherrn stände, so würden die Würtembergische, Badische, Sächsische &c. Division zwar unter eigenen Divisionairs, aber zugleich unter Preuß. General-Commandos, so würden ferner die Kurhessische, Nassauische, Mecklenburgische &c. Brigade, wenngleich unter heimischen Brigadiers, so doch zugleich unter den von Preußen eingesetzten Divisions- und General-Commandos stehen u. s. w.

Schließlich bleibt wiederholt daran zu erinnern, daß die vorbezeichneten Zielpunkte nur die Richtung andeuten sollen, in welcher vorkommenden Falles zu

wirken ist; daß man daher einerseits, wenn und wo es sein muß, mit einer Annäherung an dieselben sich begnügen, andererseits aber, wenn und wo es geschehen kann, ohne Scheu darüber hinausgreifen müßte. Das von Preußen aufzuwendende disponible Maaß von Muth, Kraft und Geschick, die mehr oder minder richtige Beurtheilung der politischen Lagen und Verhältnisse und die mehr oder weniger umsichtige und entschlossene, oder fehlgreifende und zaudernde Benutzung der letztern können und werden allein Art und Größe des Erfolgs bestimmen und uns entweder zur vollen weltmächtigen Ebenbürtigkeit oder von Neuem nach Olmütz oder gar weiter führen.

Wer aber vor einer so strengen Alternative zurückzubeben Grund findet, der tröste sich mit dem süßen Frieden, den die rein vegetirende Fortdauer verspricht, und entsetze sich nicht vor den Gefahren, die freilich auch dem unschuldigsten Pflanzenleben drohen: denn gestorben muß dann einmal werden!

Der Löwe, der bei Spinat und Limonade Elihu'sche Hymnen singt, oder der im Bockbier-Rausch von seiner Großmächtigkeit träumende Esel, der gelegentlich patriotische Promenaden im Löwen-Paletot macht: solche Paladine können und werden freilich den Zauberbann nicht lösen, der seit Jahrhunderten auf Deutschland lastet.

Doch das sind Allotria, die dem mir von Ihnen angewiesenen Standpunkte fremd sind.

Darum endlich zum Schlusse dieses langathmigen Schreibens!

Indem ich dasselbe noch einmal durchlese, drängte sich mir — ich will es nur gestehen und daher wenigstens dem Löwen abbitten, — in Bezug auf den eigentlichen Vorwurf dieser Zeilen fast gewaltsam die kleinmüthige Bemerkung auf, daß man ihnen ganz füglich — Rückert imitirend — die Ueberschrift:

„Etwas Geschriebenes
Unthunlich Gebliebenes“

oder auch die andere nicht ganz gleichbedeutende:

„Etwas Didaktisches
Nimmermehr Praktisches“

geben könnte oder sollte.

Ja! die Kluft zwischen Wollen und Vollbringen ist auf dem fraglichen Gebiete in der That entsetzlich groß: ein wahrer Abgrund, der nur auszufüllen ist entweder durch Heldenthaten und Leichenhügel oder durch das Hineinwerfen aller unserer nationalen Sünden, Vorurtheile und Träumereien, all der Zwietracht, Mißgunst und Eifersucht, welche jenen Abgrund aufgerissen und Deutschland zum Spielball fremder und eigener Leidenschaften und Ungeheuerlichkeiten gemacht und darüber in so viel traurige Fetzen und Lumpen zerrissen haben.

Alle diese nicht blos föderativ zusammen zu flicken, sondern zu einem gesunden, wenn auch narbenvollen Leibe wieder zusammen zu heilen: wer kann, wer wird es unternehmen, wer es vollbringen? — —

Nach Empfang dieser Schrift antwortete Professor Perthes:

„Ich habe Ihren Aufsatz gelesen; nehmen Sie, mein lieber Freund, meinen warmen und herzlichen Dank dafür! Ich finde ihn sachlich vortrefflich, den Ge-

genstand scharf in's Auge fassend und dennoch besonnen — vorsichtig und zur Besonnenheit und Vorsicht erweckend. Nie hatte ich Etwas von Ihnen gelesen als einige Ihrer geographischen Schriften. Daß Sie klar und bestimmt schreiben müßten, wußte ich gewiß, aber verzeihen Sie mir, wenn ich sage, daß ich nimmermehr geglaubt hätte, Sie würden solchen Gegenstand zugleich so warm, lebendig anziehend und unterhaltend behandeln. Das Ihnen zu sagen, drängte es mich heute Morgen; wollte Gott doch dem guten Worte eine gute Stätte geben. Noch wird abgeschrieben, heute Abend geht es ab, Ihr Name wird genannt. Die näheren Anforderungen der Berliner werden Sie gestern erhalten haben; sie ändern, scheint mir, Nichts; ich bitte mir dieselben zurück. — Möge es bei Ihnen gut gehen. Ihr Perthes."

Einige Tage später schrieb Perthes ferner:

„Nach Coblenz bin ich noch nicht gewesen und habe auch nicht dorthin geschrieben. Der Grund hierfür liegt durchaus nicht in einem mangelnden Vertrauen, aber ich glaube, daß die ganze Angelegenheit in der Stille reifer werden muß, bevor weitere Schritte geschehen dürfen. Wenn ich nach Coblenz gegangen wäre, so würde ich mit drei Männern und wahrscheinlich auch mit einer Frau haben reden müssen; ganz gut, wenn es darauf ankäme, fest und bestimmt ausgeprägte Dinge durchzusetzen. In mir bin ich wohl sicher, aber wenn ich aus meiner Sicherheit herausrede, könnten die Andern leicht über das unsicher werden, was ihnen von anderer Seite vorgeschlagen wird. Ohne Beruf würde ich in eine Angelegenheit hinein mantschen, nichts fördern und die Confusion noch größer machen. Sehr viel Unglück hat in solchen Mantschereien seinen Grund. Ich habe mich deshalb lieber nach Berlin gewandt und versucht, dort die Frage noch schärfer in's Auge fassen zu lassen. Ich werde nun die Antwort abwarten . . .

„Ich bin" — teilt Perthes etwa 14 Tage später mit — „in Coblenz gewesen, mein verehrter Freund. Im Ziele fand ich völliges Einverständniß mit den am Weitesten gehenden Wünschen meiner Freunde, also nicht mit mir; in dem Wege zum Ziele dagegen Einverständniß mit mir. Alliancen (mit den deutschen Staaten?) sollen das einzig zulässige Mittel sein; einer neuen Organisation bedürfe es daher nicht . . ."

„Verehrter Freund," schreibt P. dann Anfang Februar — „ich übersende Ihnen eine etwas nähere Bezeichnung dessen, was man sich dort unter militärischer Oberleitung denkt . . . Ich bin recht begierig auf Ihre weiteren Angaben; daß ich den nächsten Anstiftern Ihren Namen nennen darf, versteht sich doch eigentlich von selbst; es kann ja von Niemand sein wie von Ihnen. Fischer's Aufzeichnung trifft freilich einen ganz andern Punkt, als der nach Wunsch der Berliner getroffen werden sollte, aber auch das ist gut . . . Eben erhalte ich Ihr Schreiben, nachdem ich vor einigen Minuten eine Sendung hatte abgehen lassen. Vielen und großen Dank für Ihr freundliches Entgegenkommen. Gelesen habe ich nur die letzten zwei Seiten, die treffen den Nagel auf den Kopf und werden gut thun . . . Ich habe Notizen freilich nur, aber sehr interessante aus Berlin; wir werden uns

wohl bald wieder sehen müssen . . . Ihren Namen mußte ich doch nothwendig nennen und sehe auch wirklich keinen Grund warum nicht . . ."

Die weiteren Besprechungen und Verhandlungen über diese Angelegenheit haben dann mündlich stattgefunden. Daß sie nicht fruchtlos waren, zeigt die Geschichte der nächsten zwanzig Jahre. —

Inzwischen ward auch die von Roon zum Andenken an Griesheim unternommene Arbeit gefördert.

Am 4. März schrieb Roon darüber und über die damalige politische Lage[1]) an Fischer:

„Der Nekrolog ist an Fransecky abgegangen. Ich zweifle fast, daß er so wie er ist Gnade vor Schöler's Augen finden werde, dem er nach meinem Willen vorgelegt werden soll, damit er dasjenige darin bezeichne, was etwa, nach seiner Meinung, Griesheim oder den Seinigen zum Nachtheil gereichen könnte. Uebrigens glaube ich wird er ihm nicht dürr und trocken genug sein, denn er gehört zu den gemüthlichen Leuten, die sich dieser Eigenschaft schämen. Ich muß selbst gestehen, daß ich etwas aus dem hergebrachten Nekrologen-Styl herausgefallen bin, einmal weil ich mich meiner Gemüthlichkeit nicht schäme, zweitens und vornehmlich aber, weil Gr. überhaupt gar kein Gegenstand für einen Nekrolog im Dienstanzuge ist und nicht sein kann. Ein solcher müßte von ihm ungeheuer knapp zugeschnitten werden, könnte aber eben darum auch nicht das dünnste Heftchen füllen . . . Dieses Stückchen Arbeit ist mir daher wirklich sauer geworden, ohne daß es mir ganz genügt, ohne daß ich erwarten darf, es werde Andere, seine Familie etwa ausgenommen, befriedigen. — Man muß halt vorlieb nehmen!

. . . Was hörst Du aus Berlin? Camphausen, den ich kürzlich sprach, ist in hellen Flammen gegen die Russen, besonders gegen die Raserei, die er in ihrer Halsstarrigkeit erblickt; darin konnte ich ihm nicht beistimmen, obgleich ich nichts dagegen habe, daß ihnen die Nase etwas heruntergebogen werde. Unsere Stellung zu der Frage soll den wunderbarsten Oscillationen unterworfen sein. Daß aber unser Quecksilber sich überhaupt im Wetterglase irgendwo — auf dem Siede- oder Gefrierpunkte — fixiren werde, möchte ich bezweifeln. Gebe doch Gott, daß wir uns nicht übereilen und noch mehr, daß wir nicht schließlich zu spät kommen. Heute spricht man hier von Manteuffel's Rücktritt, was ich nicht absolut für unglaublich halten würde, wenn man nicht auch Bonins bereits erfolgten Rücktritt damit verbände . . ."

„Mein lieber Roon," antwortet Fischer am 9. März. „Dein Brief kam meiner Sehnsucht entgegen . . . Den Nekrolog bin ich begierig zu lesen, bitte Dich nunmehr aber mir die Brochüren zurückzugeben . . .

Aus Berlin höre ich ähnliche Dinge wie Du, der Hauptsache nach; das heißt, die wunderlichste Oscillation am politischen Barometer. — Für den Augenblick hege ich deshalb keine Besorgnisse, weil ich glaube, daß es noch nicht Zeit sei eine bestimmte Partei zu ergreifen. Besser wäre es freilich, wenn man dies be-

[1]) Hervorgerufen durch den im Herbst 1853 ausgebrochenen Orientkrieg und die Stellung Preußens dazu.

stimmt sagte, sich auf Alles gefaßt hielte, und den Andern die Ueberzeugung aufdränge, daß man thun wird was man für angemessen hält und will und Niemand hoffen darf, uns zu imponiren oder zu überreden, wodurch an sich ein gutes Stück Arbeit gethan wäre. — Uebereilen werden wir uns aber nicht, und es scheint mir ziemlich gleichgültig, ob wir die Convention mit den manteuffel'schen Bedingungen oder gar keinen abschließen. — Die Frankfurter Weisheit besteht darin, daß wir abschließen, wenn die Oesterreicher uns die Parität in Frankfurt einräumen, und daß wir dies durch Schwankungen zwischen Oesterreich und Rußland zu erreichen streben, d. h. daß wir die Russen dazu benutzen um Oesterreich geneigt zu machen, daß es uns die Parität einräumt, wofür wir ihm eventuell helfen, die Russen zu Paaren zu treiben! — Das scheint mir auch kein klügerer Gedanke wie der vom deutschen militärischen Oberbefehl, von welchem Pourtales, wie es mir scheint, zurückgekommen war, woran wir vielleicht nicht ohne Antheil sind[1]). Der König soll sehr aufgebracht gegen Bunsen[2]) sein; weßhalb, weiß ich nicht. Vielleicht ist der Aermste diesmal der Sündenbock für die militärischen Oberherrlichkeitsgedanken, die er wenigstens im Herbst 53 nicht wieder erfunden, sondern nur an den Mann gebracht, denn wundern würde es mich gar nicht, wenn Aberdeen diese Velleität, weil wir nicht wollen wie er will, an Andere mitgetheilt hätte, wo denn freilich nichts übrig bliebe, als leugnen und irgend Jemand Preis geben, weil wir nicht die Courage haben so gewollt zu haben. — Wir möchten gern ganz ungeheure Dinge ausführen und die Andern tüchtig hinter das Licht führen, ohne zu wagen und ohne unser zartes Gewissen nur im Mindesten unsanft zu berühren; — vielleicht gelingt es unserer sehr großen Klugheit, unsere Macht beträchtlich auszudehnen, ohne Blut zu vergießen — und dabei im Glanze der Tugend zu wallen!! Was Herzberg und Haugwitz nur gewollt, das werden wir erreichen! . . .?? —

Genug, jetzt drängt uns eine Entscheidung. Wir wollen nicht thun was Oesterreich unter Zustimmung der Westmächte von uns will, und wissen nicht wie wir es lassen sollen. — Also — ein Expedient um Zeit zu gewinnen. — Wir beschäftigen uns mit neuen Versuchen des Friedensstiftens, und damit es uns gelingt, senden wir möglichst vornehme Unterhändler, den Fürsten Hohenzollern nach Paris, den Herzog von Braunschweig und, wenn der nicht will, den alten Nostiz nach London. — Das ist, was ich von Berlin weiß. — Manteuffel hat wirklich einmal wieder seinen Abschied gefordert, aber nicht darauf beharrt, und da ist denn über Nacht der Gedanke des Friedensstiftens gekommen und hält die Sache in der Schwebe. — . . .

Der Prinz (von Preußen) wird nächste Woche bei Euch durchkommen. — . . . . . . Camphausen beurtheilt die europäische Krisis allein aus dem Gesichtspunkt der Politik: „Rußland begeht einen groben politischen Fehler, indem es seine Pläne auf die Türkei nicht ajournirt;“ er glaubte deßhalb auch noch vor 6 Wochen

[1]) Durch die oben erwähnten Schriften Roons u. Fischers und ihre Verhandlungen mit Perthes.

[2]) War Gesandter in London.

an den Frieden. — Daß übrigens Nicolaus in der Sache Unrecht, überdieß ungeschickt verfahren hat, und darum zu Lug und Trug gekommen ist, kann bei unbefangener Anschauung wohl kaum geleugnet werden. — Er mag zu beklagen sein, aber es ist so. — Der Hochmuth ist die Wurzel des Uebels . . .

Grüße Deine Frau und behalte mich lieb. Dein Fischer. —

Die erwartungsvolle Spannung über die Wege, welche die preußische Politik einschlagen würde, war bekanntlich damals in den politischen und auch militärischen Kreisen eine ungewöhnlich große; und sie kommt natürlich auch in dem lebhaften Briefwechsel zwischen Roon und Fischer zum Ausdruck. Letzterer war hierbei begreiflicher Weise mehr der Gebende (da er sich unmittelbar an sehr guter Quelle befand und durch die Umgebungen des Prinzen von Preußen stets auf das genaueste orientiert war) — Roon dagegen damals der Empfangende. Immerhin wirft ihre Korrespondenz manche historisch interessante Schlaglichter auf das innere Getriebe der damaligen vaterländischen Politik.

„Ich habe heute," schreibt Fischer am 25. März, „noch ein langes Gespräch mit dem gnädigen Herrn über die öffentlichen Angelegenheiten gehabt, nichts Neues erfahren, ihn aber beruhigter verlassen. Die Sache mit der Kaiser-Krone ist richtig, und es kann auch ganz richtig sein, wenn Dein hiesiger pommer'scher Freund (?) nicht darum weiß, weil sie in eigenhändigen Billets in diesem Jahre schon einmal wieder, und vor ganz Kurzem nochmals angeregt worden ist. — Meiner Meinung nach hat der Anreger auch für Preußen kein Recht zu seinem Wunsch, und wenn derselbe jemals aus dem Reich der Phantasie in die Wirklichkeit übertreten könnte, so müßte dies von A bis Z entschieden erklärt werden . . .

In Roon's Antwort vom 29. März heißt es: „Vor einigen Tagen war C. (Camphausen?) bei mir; ich theilte ihm die Nachricht von der beabsichtigten Vertheilung von Scepter und Schwert mit, die er sehr glaubwürdig fand, dabei aber etwas aus der Façon gerieth. Schließlich beruhigte er sich und theilte meine Ueberzeugung, daß unsere Lage im Ganzen so günstig, daß sie, aller Excentrizitäten ungeachtet, doch nicht zu ruiniren sei. Von der neuesten in Berlin erwarteten Mission (General Heß aus Wien) erwarte ich die endliche Abklärung unserer Position, die immerhin das Wünschenswertheste ist, was zunächst zu erstreben. Heute erwarte ich Perthes bei mir zu sehen. Ich habe ihm neulich Deinen Wunsch hinsichtlich seiner Einwirkung auf seinen Berliner Freund vorgetragen; er war noch zweifelhaft, ob er ihm Folge geben sollte, da er wegen dessen Durchgängerei eigentlich ganz mit ihm und der Partei zerfallen sei . . ."

Bald darauf sprachen sich die Freunde, da Fischer auf der Durchreise nach Berlin Köln passierte.

Am 9. April schreibt F. wieder aus Coblenz:

„Mein alter Freund! vor der Abreise gab der Prinz mir ein Memorandum, welches Baron Stockmar ihm gesandt hatte und welches den Stand der öffentlichen und politischen Meinung in England über unsere Stellung, um Mitte März, ausspricht. Da der Prinz es nicht beantwortet hatte, so hielt ich es nothwendig, die orientalische Frage von unserm Standpunkte aus zu beleuchten, und

schrieb deßhalb an Stockmar, mit dem ich überhaupt in Correspondenz stehe, worauf ich von diesem gestern eine Antwort erhielt. Die 3 Piecen sende ich soeben an Camphausen mit der Bitte, mir seine Ansicht über den Gegenstand mitzutheilen und mir die Sachen durch L. zurückzusenden. Die Piecen selbst soll er Dir aber senden, und ich bitte Dich dann, sie durch L. an Perthes zu schicken . . . Die Ansicht von Stockmar über unsern Gesandten in London theile ich zwar; ich wünsche sie aber nicht weiter zu verbreiten, weil ich nicht die Macht habe dafür Sorge zu tragen, daß ein besserer an seine Stelle kommt; die Wirksamkeit ist mir zu negativ. Die Verhandlungen zwischen Heß (österr. Spezial-Gesandter), Gerlach und Groeben gehen ihren confusen Gang, und ich hoffe einerseits, daß gar nichts zu Stande kommt, andrerseits fürchte ich, daß man so einfältig sein wird den Mai-Vertrag zu erneuern, um doch etwas gefällig zu sein. Ob der Prinz noch im Laufe der Woche herkommt, war vor einigen Stunden zweifelhaft, weil er nothwendig an der großen Unschlüssigkeit über die Armee-Veränderungen mitzuarbeiten hat. — Wenn ich mitzureden hätte würde ich vorschlagen, daß man vor allen Dingen die schwatzhaften Greise abschaffte und für Diejenigen, die man auf diese Weise nicht loswerden kann, ein selbstthätiges Maulschloß erfände. Gott besser's. Dein tr. F."

Am 15. 4. dankt Roon für die interessanten Mittheilungen. „Die englische Beurtheilung unsers Thun und Lassens überrascht mich nicht," schreibt er. „Sie ist von den englischen Interessen diktirt, was Du in Deiner Gegenschrift an Stockmar sehr gut und scharf überzeugend dargethan hast. Gleichwohl ist es erwünscht, daß der Prinz v. Pr. davon Kenntniß genommen hat. Was Stockmar Dir geantwortet, hat mich, so geschickt es geschrieben ist, nicht überzeugt und Dich nicht widerlegt. Es ist, ungeachtet seines affichirten Preußenthums, unverkennbar der Ton der englischen Werbetrommel, der dem Unbefangenen daraus entgegenhallt. C. (amphausen) hat Deine Gedanken, daß England und Frankreich zunächst fester zugreifen und Garantien für die Dauer ihrer Verbindung geben müssen, bevor die deutschen Mächte ihnen vertrauen können, aufs Lebhafteste anerkannt und ausgesponnen . . . Vollkommen richtig ist es, daß wir uns nicht zu Englischen Landsknechten für Englisches Geld herabwürdigen dürfen; ebenso kann es gar nicht scharf genug betont werden, daß alle Erfolge zur See England allein zu Gute kommen, während seine Verbündeten nicht nur keinen Theil an diesen Vortheilen nehmen, sondern sogar direkt und indirekt dadurch benachtheiligt werden, indem John Bull's maritime Alleinherrschaft mehr zu fürchten als zu wünschen ist und seine dadurch herbeigeführte Zufriedenstellung ihn um so geneigter machen könnte, den künftigen Frieden ohne Berücksichtigung der Interessen seiner Verbündeten, ja vielleicht gegen dieselben zu contrahiren; die Selbstsucht der Politik, namentlich der englischen, macht einen solchen Ausgang sogar ganz wahrscheinlich. Wenn Stockmar uns Preußen die Schuld zuschiebt, daß wir zu Wien nicht fester und hartnäckiger auf besseren Bedingungen bestanden haben, so vergißt er, daß es Metternich mit Hülfe Englands gelungen war, uns mit unsern Ansprüchen

vollkommen zu isoliren. Wir müssen also bei Zeiten darauf denken und dafür sorgen, daß wir unsere Haut nicht umsonst zu Markte tragen . . .

. . . England ist gar nicht im Stande, auch nur 80000 Mann Landtruppen gegen Rußland zu verwenden. Glaubt man, daß sich John Bull breit schlagen lassen wird, 70—80000 M. neu zu errichten? Und wenn ja! welche Zeit erfordert diese neue Organisation? Wie lange wird die Werbetrommel gerührt werden müssen, um diese Puddingfresser aus ihren Werkstätten fortzulocken in das verhaßte rothe Röckchen? Daß es nichts desto weniger endlich ausführbar ist, namentlich mit Auxiliar-Maßregeln, Errichtung gut bezahlter Fremdenlegionen &c. — wer kann das bestreiten, aber werden nicht vielleicht inzwischen die Russen die Türken mit Haut und Haar verschlungen haben? Was würde es helfen, sie dann mit Fußtritten und scharfen Magenbürsten zum Wiederausspeien zu nöthigen? Es würde ein miserabler Jonas zum Vorschein kommen. — Und dennoch! dennoch sollten sich Oesterreich und Preußen nicht zur Führung des Continental-Krieges hergeben, bevor sie hinlängliche Garantien für die getreue und kräftige Mitwirkung der Seemächte und für die Berücksichtigung ihrer speziellen Interessen erhalten haben . . . Da sind wir erst an der rechten, eigentlichen Schwierigkeit angekommen, zumal wenn man anderseits die Besorgniß vor Rußlands drohender Universal-Herrschaft in's Auge faßt . . .

Wenn wir übrigens mit Formulirung unserer Ansprüche begonnen hätten . . . und nicht mit gewissen romantischen Nebelbildern, so würden die praktischen Engländer uns sogleich verstanden, vollkommen gewürdigt und ihre Partie definitiv ergriffen haben; die ganze Situation wäre klar und die Entscheidung würde sich natur- und sachgemäß entwickeln, während unser bisheriges Delirium noch gar kein Ende absehen läßt, wenigstens kein gutes: denn die ominösen beiden Stühle von Anno 5 sind wieder auseinander gerückt und ich fürchte, wir werden uns sehr fühlbar auf ein gewisses Parthie'chen gesetzt finden . . ."

Ein bald darauf erfolgter Besuch Fischer's in Cöln ermöglichte die ausführliche mündliche Besprechung dieser verwickelten politischen Situation, ohne daß die Freunde einen direkten Einfluß auf die Entwickelung ausüben konnten. Die damals von Roon hervorgehobene Wichtigkeit der Maaslinie, deren Besitz uns unser Rheinland sichern und unsere Westgrenze am besten vor Invasionen schützen würde — verkannte zwar F. auch nicht, glaubte jedoch nicht, daß sie zu erlangen sein würde auch bei etwaiger Fortsetzung der Verhandlungen mit den Westmächten. — Am 7. Mai kam Roon schriftlich noch einmal darauf zurück: „Gegen Deine Ansicht über unsere Maas-Grenze hätte ich noch Manches zu sagen, aber es wäre hier müßig. Die Erheblichkeit dieser Frage erkennt Camphausen vollkommen an, wie es denn auch für die Borussifizirung der Rhein-Provinz eine Lebensfrage ist. Vor etwa 3 Wochen ist einer unserer Berliner Freunde hier durchgegangen, um sich von der Devastirung und Desarmirung der Maas-Plätze, im Auftrage unserer Regierung, unter der Hand Ueberzeugung zu verschaffen. —

Das Erscheinen des Nekrologs (für Griesheim) hat eine neue Verzögerung erfahren, indem ein gewisser sehr großer Mann mit einer ungewissen sehr kleinen

Seele sich darüber entrüstet hat, daß dem Verstorbenen zu viel, ihm aber zu wenig Ehre widerfahren. Ich habe einen letzten Versuch gemacht, die Wahrheit nicht zu sehr zu verletzen und doch allen Affen und Äffchen ihre Stücken und Stückchen Zucker zu verabreichen. Wäre es nicht Fransecky's wegen, hätte ich meine Arbeit längst zurückgezogen und selbstständig bei Decker drucken lassen. Indeß habe ich nun definitiv erklärt, in keine weitere Aenderung mehr zu willigen. Das Schriftchen wird ohnehin schon in einem jämmerlich zerhackten und geflickten Zustande erscheinen . . ."

Am 19. Mai kündigt Fischer abermals seinen persönlichen Besuch an und fährt dann fort . . . „Von der Politik dispensire ich mich heute zu sprechen. Das eklatant gewordene Zerwürfniß zwischen dem König und dem Prinzen (von Preußen) ist durch Fehler von beiden Seiten entstanden . . . Wie man aber auch über die Sache denken mag, so liegt es im Interesse der Königlichen Familie und des Landes, daß dies Zerwürfniß nicht fortbestehen bleibe; ich meine natürlich nur äußerlich, denn es zu heben wird unmöglich sein. Soviel für Dich allein; mündlich mehr . . ."

„Hinsichtlich des großen Conflikts, dessen Du gedenkst" — antwortet Roon am 22. — „bin ich vollkommen mit Dir einverstanden. Es scheint mir freilich, als wenn Du dabei von andern Vordersätzen ausgegangen als ich, doch kann ich mich auch irren. Nous verrons! . . ."

Am 24ten sahen sich die Freunde wieder. —

In denselben Tagen hatte Roon seine Schrift über Griesheims Leben, nachdem sie endlich im Drucke erschienen war, auch Seiner K. H. dem Prinzen von Preußen überreicht. Von diesem empfing er darauf folgendes Schreiben, in welchem u. a. die oben mitgetheilten Nachrichten Fischers in vollem Umfange bestätigt wurden:

Baden, 27. 5. 54.

„Herzlichen Dank für Ihre ebenso intéressante als würdige Schrift, durch deren Uebersendung Sie mir einen Genuß bereitet haben. Schade, daß Manches reagirt worden ist! Was wird aber jetzt nicht Alles reagirt! An mir wird ja auch genagt! Ich hoffe am 7ten und 11ten Juny meine persönliche Stellung zum Könige wieder völlig herzustellen, denn — die darf und kann nicht altérirt werden. Aber meine politische Position werde ich vor mir und der Welt, in aller Conséquenz aufrecht erhalten, und von nun an daher völlig fremd diesen Dingen bleiben, das ich durch meine Abreise beweisen wollte."

„Wenn man, wie ich, auf Befehl des Königs, Ihm geholfen hat auf einer bestimmten politischen Bahn, kann Er nicht von mir verlangen Ihm nun auf einer andern Bahn zu helfen. Daß aber diese andere entgegengesetzte Bahn gegangen werden soll, geht aus Bonin's Entlassung hervor, der der Mit-Träger dieser früheren Bahn war, welche Entlassung aber aus keinem andern Grunde erfolgt ist, als um seinen Widerspruch bei einer politischen Schwenkung nicht zu erleben. Erfolgt diese Schwenkung nicht, so werden meine Feinde mir wenigstens dies dann nicht anrechnen können, weil sie wissen, daß ich unthätig war!"

„Da ich kein Beamter bin, der seine Entlassung nimmt, wenn die Anordnungen seines Königs ihm nicht gefallen, sondern unter Leid und Freud mit dem König ausharren muß, so werde ich als sein erster Unterthan, auch sein erster Gehorsamender sein; aber behülflich eine Inconséquenz zu begehen, kann ich nicht sein!

Ihr

Prinz von Preußen.

P. Scr. Diese Ansichten brauchen Sie nicht gerade geheim zu halten." — Es muß hier daran erinnert werden, daß der Prinz von Preußen, trotz seiner großen persönlichen Freundschaft für den Kaiser Nikolaus, auf Wunsch des Königs auf die im Anfange des Jahres 1854 mehr zu den Westmächten neigende Politik des Königs eingegangen war — es nun aber auch für richtiger hielt, daran festzuhalten; und daß die damalige Entlassung des Kriegsministers von Bonin bekanntlich wegen seiner ausgesprochenen Gegnerschaft gegen Rußland erfolgt ist.

(Fortsetzung folgt.) R. v. D.

Arme Johanne.

Novelle

von

Wilhelm Berger.

I.

Eine kalte Novembernacht. In dichtem Nebel eine lange Doppelreihe gelbroter, leuchtender Punkte, die zu Ende war, man wußte nicht wo: das war die Friedrichstraße.

Noch herrschte keine Ruhe darin, obgleich die erste Stunde des neuen Tages bereits verflossen war. Hier und dort klang der Klappertrott eines halb schlafenden Droschkenpferdes auf oder der regelmäßige Schritt eines rondierenden Schutzmanns. Dann wieder wurde die Stille von einem Trupp Nachtschwärmer unterbrochen, die laut schwatzend einherzogen, ungewiß, in welcher Schenke sie die allerletzte Einkehr halten sollten.

Von den Linden her kam raschen Ganges ein einsamer Wanderer. Es war ihm anzusehen, daß ihm daran lag, möglichst rasch nachhause zu kommen. Länger, als ihm anstand, war er aufgehalten worden, noch dazu in einer Familie, die ihm unsympathisch war, die er nur besuchte, weil die Dame des Hauses ihn patronisierte, ihn, den jungen Musiker, der auf Erteilung von Privatunterricht angewiesen war und immer noch eine Anzahl von Stunden unbesetzt hatte.

Bernhard Winkler war überhaupt kein Freund später Geselligkeit. Obgleich Künstler aus innerem Beruf und nicht ohne Genialität, liebte er doch ein regel-

mäßiges Leben und widerstrebte allen Ausschreitungen. Etwas Besonnenes, fast Pedantisches war ihm schon als Knabe eigen gewesen, ein Hang, sich für alles, was er that, feste Normen zu ziehen, eine vorsichtige, überlegsame Haltung in allen Dingen, die ihm von älteren Personen manchen Lobspruch eintrug, während die jüngeren eher über ihn spotteten.

Als Bernhard sich jetzt der Leipziger Straße näherte, kam ihm eine Gesellschaft junger Herren und Damen entgegen, Arm in Arm, die ganze Breite des Fußsteiges einnehmend. Das sehr laute junge Volk befand sich unverkennbar in ausgelassener, übermütiger Stimmung; Bernhard jedoch, ohnehin mit musikalischen Gedanken beschäftigt, hielt es nicht für nötig, auf die Fahrbahn auszuweichen; kaum vor sich ausschauend, verfolgte er seinen Weg. Da faßten sich jene bei den Händen und umringten ihn, im Kreise ihn umtanzend und nach Schuberts Weise singend: „Du schöner Knabe mußt mit uns geh'n, wir wollen dich pflegen und warten schön; Erlkönigs Kinder schlingen den Reihn, und wiegen und singen und tanzen dich ein!"

Unwillig stand Bernhard still und ließ das tolle Treiben über sich ergehen, erwartend, daß man ihn sogleich seines Weges ziehen lassen werde. Als er nun, im Lichte der nahen Laterne, die lachenden Gesichter vor sich vorübergaukeln sah, wurde er doch milder gegen die Koboldschar gestimmt, die ihn so keck seiner persönlichen Freiheit beraubte. Er verschränkte die Arme und nahm die Positur eines Menschen an, der, in eine absonderliche Lage geraten, sich entschlossen hat, ruhig abzuwarten, was daraus werden will.

Auf einmal hörte er von einer Mädchenstimme aus dem Kreise seinen Namen rufen: „Bernhard — Herr Winkler!" — Der Tanz stockte. Eine schlanke, hübsche Blondine stand vor ihm: „Kennst du — kennen Sie mich nicht mehr?"

Nein, er erinnerte sich nicht. Freilich: die Züge dieser Schönen, die eine sonderbare Neigung zeigte, ihn zu duzen, kamen ihm bekannt vor und schienen ihm immer bekannter, je länger er sie betrachtete. Aber wo das Mädchen ihm begegnet sein mochte — er konnte sich nicht entsinnen.

„Sie irren sich, Hanni!" spottete einer der Herren, dem Anschein nach der Führer der wilden Gesellschaft. „Er ist der Prinz nicht, von dem Sie geträumt haben."

Und sie eifrig: „Wie werd' ich mich irren? — Ich bin ihm nur aus der Kunde gewachsen. Man verändert sich doch ein bischen in fünf Jahren."

„Und wie!" fiel der andere ein. „Die Kinderschühchen fliegen in die Ecke, und die kurzen Kleider wandern in den Schrank. Adieu Papa, adieu Mama! das Vögelchen fliegt aus!"

Nun wußte Bernhard, wen er vor sich hatte. „Johanna Lorenz, du bist es? Du hier in Berlin? Seit wann?"

Er bot ihr die Hand, in die sie herzlich einschlug. „Begleit' mich, ich will dir alles erzählen. Wer weiß, wann wir uns einmal wieder treffen!"

„Oho!" kam es von allen Seiten. „Nicht durchbrennen! Herr Winkler geht mit uns! Wir trinken noch einen Schlummerpunsch in der Passage!"

Hanni aber bestand auf ihrem Einfall. „Auf ein andermal!“ gab sie zurück. „Zieht nur hin! — Euch seh' ich so ziemlich alle Tage; dieser ist mir etwas Seltenes.“ — Sie hatte Bernhards Arm genommen und flüsterte: „Thu' mir den Gefallen! Ich möchte los von diesen Tollköpfen.“

Er konnte kaum anders als ihr willfahren. „Geben Sie uns freie Bahn,“ wandte er sich an die Herandrängenden.

Auf der andern Seite der Straße näherte sich ein Schutzmann.

„Vorwärts denn!“ rief der Rädelsführer. „Gute Nacht, Hanni! Jetzt sind wir drunter durch bei Ihnen, aber Sie kommen uns schon wieder.“

„Gute Nacht! — Gute Nacht!“

Der Trupp zog weiter, die Stimmen dämpfend.

„Wohin, Johanne?“ fragte Bernhard.

„Lindenstraße, beim Halle'schen Thor.“

Jetzt, da die beiden allein waren, schien Hanni die Sprache verloren zu haben. Eine Schüchternheit, ja Blödigkeit kam über sie, die nach dem Vorgefallenen Bernhard befremdete.

„Nun?“ fragte er kurz.

Sie zog ihren Arm aus dem seinen und blieb stehen. „Du bist gewiß müde, und nun schleppe ich dich wahrscheinlich weit aus deinem Wege!“ sagte sie demütig. „Ich kann allein gehen. Wir finden schon eine passendere Zeit zum Plaudern, wenn — wenn dir daran gelegen ist.“

„Wo denkst du hin? — Ei, Hanni! Ein paar alte Bekannte wie wir beide, in demselben Orte groß geworden — wir sollten gleich wieder von einander laufen, nachdem uns der Zufall so wunderbar zusammengeweht hat? — Nein, das würden wir uns nicht vergeben können.“

Er zog ihren Arm wieder durch den seinigen und führte sie weiter. „Erzähle mir, Hanni: wo bist du? Was treibst du?“

„Das ist bald gesagt. Ich bin Verkäuferin in einem Handschuhladen an der Leipziger Straße und habe mein Auskommen.“

„Und genießest das Leben.“

„Warum sollt' ich nicht?“ war Hannis Antwort. „Darum bin ich hierhergekommen. In unserm Städtchen — du weißt es ja — ist es schrecklich langweilig. So lange ich denken kann, habe ich mich hinausgesehnt. Wo ein recht flottes Treiben ist und viel Glanz und Reichtum — das ist mein Feld, da fühl' ich mich wohl.“

„Dann bist du auf den richtigen Fleck geraten,“ bemerkte Bernhard trocken. „Seit wann bist du in Berlin?“

„Seit zwei Jahren. Es hat mich schon oft gewundert, daß ich dich gar nicht zu sehen bekam. Ausgeschaut hab' ich genug nach dir.“

„In der That! — Aber du hast ja Bekannte genug, um ganz gut ohne mich fertig zu werden.“

„Die von vorhin meinst du?“ erwiderte Johanne etwas geringschätzig. „Nun ja, solche hab' ich wohl. Wenn wir Ladenmädchen etwas mitmachen wollen, müssen wir doch unsere Herren dazu haben!“

„Sehr richtig. Und diese Herren, in deren Gesellschaft ich dich traf — wer sind sie?"

„Junge Kaufleute — einige in sehr großen Geschäften. Der eine, der vorhin das Wort führte, ist zweiter Kassierer in einer Bank; durch seine Hände gehen täglich Millionen." — Sie sprach das Wort mit einer gewissen Ehrfurcht aus. „Heute waren sie reichlich unbändig. Wir sind zuerst in den Reichshallen gewesen, dann aßen wir irgendwo in der Nähe, zuletzt waren wir in einem Café. Da wurde schon gepunscht, und das bringt die Herren aus Rand und Band. Öfter bei solchen Gelegenheiten hab' ich mich schon still gedrückt; heute ging's nicht, sie paßten mir auf. Da nahm ich's wahr, als ich dich traf. Weißt du: ich mache gern mit, so lange die Köpfe klar bleiben; hernach hört das Vergnügen für mich auf."

In einen immer vertraulicheren Ton war sie allmählich verfallen. Ja, wie war ihm denn? Dieses Mädchen — gewiß, sie waren gute Freunde gewesen in seiner Jugend, sie und er, soweit der Altersunterschied dies zuließ. Gegenüberwohnend, war sie bei seinen Eltern ein- und ausgelaufen, nach Kinderart, zeigend, fragend, bittend, immer sehr manierlich, flink von Wesen, gewandt in Worten. Aber wie lange war das her! Und alle diese Zeit galt dem Mädchen nichts; sie stellte sich zu ihm, der sie längst vergessen hatte, als ob sie gestern auseinander gegangen wären! Sie war zur Jungfrau emporgeblüht, er zum Manne gereift; darüber sah sie hinweg, das wunderliche Geschöpf! Und in dem Strudel Berlins schien sie umherzuschwärmen, als ob Tugend und Redlichkeit nicht allein auf den Kanzeln gepredigt, sondern auch von allem Volke geübt würde.

Als er einige Sekunden schwieg, begann Johanne wieder: „Nun laß mich auch etwas von dir hören, Bernhard! O, ich habe deinen Namen im letzten Winter mehrmals in den Zeitungen gelesen. Zweimal hast du in der Singakademie gespielt und einmal in der Philharmonie. Herr Bernhard Winkler — das war mir so heimatlich! Meinen Bekannten hab' ich auch gesagt: Der ist aus einem Orte mit mir, den kenn' ich. Ich sage dir, ich war ordentlich stolz auf dich. Du verdienst wohl sehr viel Geld jetzt?"

„Wie man's nehmen will," erwiderte Bernhard belustigt. „Jedenfalls würde ich mehr ausgeben können, als ich verdiene."

Johanna lachte; es war ein hellklingender C-dur-Akkord, der dem Musiker angenehm ins Ohr tönte. Dann sagte sie entschuldigend: „Ich höre jetzt so viel von den großen Summen, mit denen die Künstler honoriert werden. Und da dacht' ich —"

Als sie stockte, fiel Bernhard ein: „Da dachtest du, dein alter Freund Bernhard Winkler sei auch schon eine solche Berühmtheit geworden, daß er anfinge, den Neid der jungen Kaufleute zu erregen. O nein, Hanni, so weit bin ich noch nicht. Ehe der Ruhm gut bezahlt wird, muß er sehr weitleuchtend geworden sein. Und der meinige ist noch im Anfange des Werdens."

Johanna war sichtlich enttäuscht; sie hatte Bernhard für einen gemachten Mann gehalten, der jeden Mittag bei Hiller speiste und in den Armen der Geldaristokratie sänftiglich von einem Tage zum andern gewiegt würde.

„Du bist doch nicht arm?“ fragte sie besorgt.

„Auch das nicht. Da ich geringe Bedürfnisse habe, lege ich sogar zurück. Es ist einer meiner Grundsätze, unter meinem Einkommen zu leben. Ich habe nicht allein Grundsätze, ich richte mich auch danach.“

„Du bist allezeit deinen aparten Weg gegangen; das hat mir immer imponiert. Doch sage mir: gönnst du dir nicht zuweilen eine Ausspannung?“

„Nicht, was du so nennen würdest,“ versetzte Bernhard lächelnd.

„Ja, wo warst du denn heut Abend?“

„Zu Gast in einer Familie, in der ich unterrichte.“

„Da ging es wohl hoch her?“

„Glücklicherweise nicht. Die Leute sind reich; aber nicht alle Reichen prunken mit ihrem Überfluß.“

Johanna schüttelte den Kopf. „Das begreif' ich nicht. Wenn ich ein Vermögen hätte, ich würde tüchtig was draufgehen lassen.“

„Das meinst du jetzt, da du es nicht hast. Wer in Besitz kommt, ändert oft seine Ansichten merkwürdig rasch.“

Sie waren vor dem Hause angekommen, worin Johanne wohnte. „Wollen wir unser nächstes Zusammentreffen wieder dem Zufall überlassen?“ fragte sie, indem sie den Hausschlüssel hervorholte.

Die Frage setzte Bernhard in Verlegenheit. Ihr heiter zwangloses Wesen zog ihn an, ihre harmlose Lauterkeit rührte ihn; aber es war etwas in ihrer Sinnesart, das ihm entschieden mißfiel.

„Tauschen wir Adressen,“ schlug er vor. „Wer das Bedürfnis empfindet, den anderen zu sehen, mag schreiben.“

„Und wenn ich die erste bin, wirst du mich auch abweisen?“

„So unartig werd' ich nicht sein, Hanni.“

„Gute Nacht denn!“

Sie schüttelten sich die Hände; Bernhard sah die schlanke Gestalt noch in die Hausthüre schlüpfen, dann schlug er die Richtung zur Steinmetzstraße ein, wo er wohnte.

Seltsames Abenteuer! Ein hübsches Mädchen, dessen Gedanken sich offenbar viel mit ihm beschäftigt hatten, hängte sich an ihn, mit der geheimen Absicht, ihn nicht wieder loszulassen, ihn als Freund in ihre engen Kreise zu ziehen. Eine Ladenmamsell! Dieser Umgang paßte so gar nicht in die Verbindungen hinein, die er sonst pflegte. Davon aber hatte sie in ihrer Arglosigkeit keine Ahnung. Und konnte er, durfte er solchem kindlichen Vertrauen gegenüber den Stolzen spielen?

Sie wird mir ein Stelldichein anbieten, ehe vierzehn Tage verflossen sind, dachte er seufzend. Und dann?

Warten wir's ab! Mit diesem Entschluß, der sich in ähnlichen Lagen immer als der bequemste darbietet, machte Bernhard seinen Betrachtungen ein Ende.

II.

Bernhard konnte nicht verhindern, daß er zuweilen an Johanne Lorenz dachte. Auch in seinem wohlgeregelten Leben gab es Zeiten, in denen ein heimliches Wünschen und Begehren seiner Phantasie Flügel verlieh und ihm dasjenige, was er sich versagte, in den reizvollsten Farben darstellte. Dann schien ihm das Schmetterlingstreiben Johannens und ihrer Genossen als ein glücklicher Zustand, als ein genußreicher Taumel. Doch nicht lange dauerte diese Schwäche. Mit der Arbeit, die der Tag von ihm forderte, unter dem Sporn künstlerischen Ehrgeizes gewann er sein eigentliches Selbst wieder, und Johanne mit all' ihrer Anmut verschwand in gleichgültige Ferne.

Ganz anders erging es dem Mädchen. Als sie, dem Rat einer Verwandten folgend, die sich nach Berlin verheiratet hatte, guten Mutes zur Hauptstadt steuerte, da entsprang ihre Zuversicht hauptsächlich dem Gedanken: Bernhard Winkler ist ja auch dort! In ihres Herzens Grunde meinte sie, wo der sei, könnte es ihr unmöglich übel ergehen. Auch seine Adresse brachte sie mit; Grüße aus der Heimat wollte sie ihm bestellen und um seinen Schutz bitten. Jene Verwandte indessen, deren Hauptgötze das Schickliche war, schrie Zeter über dies Vorhaben der Jungfer aus der Provinz. Einem einzelnen jungen Manne sich nähern, gar ihn in seiner Wohnung aufsuchen, so etwas könnte nur ein sittenloses Geschöpf thun, schrie sie das gute Kind an. Johanne verstand sie nicht, aber durch die heftigen Worte der musterhaften Frau ließ sie sich erschrecken und verzichtete darauf, ihrerseits die Erneuerung der Jugendfreundschaft mit Bernhard herbeizuführen.

Dann, in der ersten Zeit ihres Aufenthalts, konnte sie es auf der Straße nicht lassen, jeden jungen Mann von schlanker Statur und mit reichlichen braunen Haaren darauf anzusehen, ob er nicht derjenige sei, der in dem Menschengewimmel sie allein interessierte, bis sie endlich von der Verwandten bedeutet wurde, daß es sich für ein ehrbares Mädchen nicht gezieme, in die Gesichter der Herren zu starren, als ob daselbst ein Zifferblatt angebracht sei.

Als ein paar Monate verlaufen waren und Johanne von ihrem Handschuhladen aus Bekanntschaft mit dem hauptstädtischen Treiben zu machen begann, verlor Bernhard Winkler viel von seiner bisherigen Wichtigkeit für sie. Dennoch blieb er ihr, von den Eindrücken her, die sie in ihrer Jugend von ihm empfangen, eine Art von Ideal, und sie stellte ihn niemals auf dieselbe Linie mit jenen jungen Herren, die sehr bald in großer Zahl beflissen waren, ihr Aufmerksamkeiten zu erweisen und ihrem Hange zu Vergnügungen Vorschub zu leisten.

Nun war sie ihm endlich begegnet, hatte sogar, an seinem Arme hinwandelnd, ein langes Gespräch mit ihm geführt. „O, er ist noch ganz derselbe wie früher," sagte sie sich, als sie sich im Dunkel der Treppe emportastete. Darin war sie allerdings nicht weit von der Wahrheit; nur hatte sie weder ehemals in Bernhards eigentliches Wesen Einsicht gewonnen, noch war sie jetzt zu einem richtigen Begriff davon gelangt. Wohl hatte sie bemerkt, daß er sie etwas von oben herab behandelte, wie ein erwachsener Bruder das unmündige Schwesterchen; das aber

fand sie ganz in der Ordnung. Mein Gott! was war sie gegen solch' einen Mann!

Als Johanne am nächsten Abende das Geschäft verließ, schlenderte Fritz Stumpe, der Bankkassierer, auf dem Fußsteige auf und nieder.

„Guten Abend, Fräulein Hanni!"

„Sie haben auf mich gewartet, Herr Stumpe? — Das ist zwar sehr nett von Ihnen, aber ausgehen thu' ich heute nicht; ich bin zu müde."

„Seien Sie doch nicht so widerhaarig! — Ein Stückchen Wegs neben Ihnen hergehen darf ich doch wohl?"

„Wenn Ihnen sehr daran gelegen ist — meinetwegen."

Fritz Stumpe drehte am Schnurrbärtchen und schlug mit dem Stöckchen das Beinkleid. Aus den dunklen Augen schoß ein argwöhnischer Blick auf die Gefährtin. „Sie scheinen schlecht geschlafen zu haben vorige Nacht nach der Begegnung mit dem braungelockten Unbekannten!"

„Durchaus nicht; nur nicht lange genug," erwiderte Johanne unbefangen.

„Wer war der Jüngling, der sich so schwer Ihrer erinnerte?"

Johanne erklärte.

„Weiter nichts?" rief der Bankkassierer, als ob er gründlich enttäuscht sei. „Nur ein Fiedler, der Stunden giebt? Und um so Einen haben Sie uns verlassen? — Aber ich bitte um Entschuldigung: er ist wohl eine Jugendliebe von Ihnen — eine stille Schwärmerei aus den Zeiten, da Sie noch im Flügelkleide durch die Wiesen hüpften und Gänseblümchen pflückten?"

Betroffen schrak Johanne zusammen. Wie von einem Blitze leuchtete es in ihr auf. Doch zwang sie sich, laut aufzulachen. „Wie kommen Sie nur auf so etwas Dummes, Herr Stumpe?" gab sie zurück.

„Also nicht," versetzte er erleichtert. „Und in welchem Tingeltangel spielt dieser Herr?"

„Sie sind heute recht unglücklich im Raten," sagte Johanne entrüstet. „Herr Winkler ist ein Künstler. Er wird noch einmal von sich reden machen, wie — wie — "

„Paganini, Ole Bull und Kompagnie," ergänzte Fritz Stumpe unerschüttert. „Wenn ich's nur nicht zu glauben brauche."

„Aber ich hab's in der Zeitung gelesen," verteidigte Johanne mit Eifer den Freund. „Vorigen Winter, als er öffentlich gespielt hatte."

„Das Papier ist geduldig."

„Sie glauben von allem Gedruckten nur die Börsenkurse!"

„Ganz richtig, Hanni," erwiderte Fritz Stumpe mit Humor. „Darin liegt Musik, und bessere als in Viola, Baß und Geigen. Es sind nur Zahlen, Hanni, nichts als Zahlen; aber zuweilen, wenn ich sie anseh', hör' ich die Engelein im Himmel singen. Heut zum Beispiel. In den Gesang läutet ein Klingen von Doppelkronen hinein, das mir lieber ist als der schönste Triller im Opernhause. Gehen Sie mit mir nach den Linden, Hanni; ich gebe ein feines Souper aus — Gänge ad libitum, Champagner beste Marke."

Johanne schwankte. „Ich würde nichts davon haben," sagte sie endlich. „Weder Appetit noch Durst spür' ich; es wäre die reine Verschwendung, mir etwas vorzusetzen. Und außerdem: wir beide allein? Dazu würd' ich mich doch nicht entschließen können."

„Noch immer die alte Blödigkeit?" spottete der glückliche Spekulant. „Wir sind nicht in Krähwinkel hier."

„Krähwinkel ist überall."

„Wir nehmen ein Zimmer für uns; Niemand soll Sie sehen."

„Das wäre noch schlimmer. Ich bin für Öffentlichkeit; unter vielen ist immer die größte Sicherheit."

„Das klingt ja gerade, als wenn Sie sich vor mir fürchteten!"

„Warum nicht gar!" rief Johanne, ihn verwundernd ansehend. „Weshalb sollt' ich?"

„Nun denn . . . Kommen Sie: wir müssen rechts einbiegen."

„Nein, ich danke. Heute nicht — ein andermal."

„Ein andermal!" wiederholte Fritz Stumpe mit schlecht verhehltem Ärger. „Ich bin nicht alle Tage in der Laune, zu speisen wie ein Graf. Es kommen auch Tage, an denen mir aus den Börsenberichten eine Katzenmusik in die Ohren gellt, die mir Bauchgrimmen verursacht. Feste muß man feiern, wie sie fallen, Hanni."

Sie waren an der Ecke stehen geblieben. Noch einmal tauchte in Johanne die Lust auf, mit den Vornehmen sich vornehm zu fühlen; die kleinen, mit Damast belegten Tische, samt ihrem Schmucke von Silber und Kristall, an der Ecke das blitzende Kühlgefäß mit dem nickenden Flaschenhals erschienen vor ihren Augen. Doch überwand sie sich; sie reichte dem Gefährten die Hand: „Lassen Sie es sich gut schmecken!"

Fritz Stumpe verließ sie indes nicht. Neben ihr weitergehend, kämpfte er mit der stillen Wut, die des Mädchens Widerstand in ihm erregte. Auf einmal sagte er, als ob ihm ein Licht aufgegangen wäre: „Sie haben wohl auf heute Abend mit dem Geigenprinzen ein Rendezvous verabredet? — Das hätten Sie ja nur gleich sagen können; Sie wissen doch, daß ich kein Spielverderber bin."

Es war ein lauernder, böser Blick, mit dem er von der Seite Johannens Mienen beobachtete.

Sie erwiderte mit gerunzelter Stirn: „Was soll dieser Ausfall nun wieder? — Sie sind unartig, Herr Stumpe! — Gehen Sie doch zu Ihrem Abendessen, wenn Sie nichts Besseres wissen!"

„Wenn man nur aus euch Frauenzimmern klug werden könnte!" murmelte Fritz Stumpe unentschlossen.

Nun lachte Johanne wieder. „Ist das so schwer? — Wenn ihr Herren nur weniger eingebildet wäret!"

Der Bankkassierer gab sich nicht die Mühe, über diesen Ausspruch nachzudenken; er entnahm nur aus dem Tone von Hannis Antworten, daß er keine Ursache habe, auf Bernhard Winkler eifersüchtig zu sein. Er hielt vor dem Fenster eines

Juweliers an: „Suchen Sie sich etwas aus, Hanni — eine Brustnadel, ein paar Armspangen — was Sie wollen! Zum Zeichen unserer Freundschaft, wissen Sie. Nur dreist! Es kommt mir auf einen Hundertmarkschein nicht an.“

Vor diesem nämlichen Laden, an dem ihr Weg sie jeden Abend vorbeiführte, hatte Johanne schon manchesmal gestanden und mit begehrlichen Blicken die ausgestellten Kostbarkeiten gemustert. Es waren nicht die teuren Geschmeide in der Mitte mit ihren dichten Reihen von Brillanten und Perlen, auf die sie verlangend schaute; so hoch hinauf verstiegen sich ihre Wünsche nicht; ihrer Stellung blieb sie eingedenk. Aber es lag da in einer Ecke eine Granatbrosche mit zwei dazu gehörigen Spangen aus, alles in echter Fassung, die sie glaubte tragen zu dürfen. Sie hatte schon genau berechnet, wie sie leben müßte, um in einem halben Jahre die Summe herauszusparen, mit welcher dieser Schmuck ausgezeichnet war. Aber mit dem Sparen den Anfang zu machen, das hatte ihr noch nicht gelingen wollen.

Nun konnte sie die rotfunkelnden Steine haben. Derjenige, welcher sie ihr anbot, war in einer verschwenderischen Laune; er hatte gespielt und gewonnen, das Geld saß ihm locker, ja brannte ihn förmlich in der Tasche. Sie brauchte nur zu nehmen und „Danke“ zu sagen. Ihm, dem Bankkassierer, dem täglich Millionen durch die Finger liefen — was konnte es ihm ausmachen, wenn er einmal neunzig Mark verschenkte?

Fritz Stumpe bemerkte ihre Blicke und deutete sie richtig. „Sie haben schon gewählt, seh' ich,“ sagte er. „Was soll es sein? — Sie thun mir einen Gefallen, Hanni, wenn Sie mich etwas erleichtern, wahrhaftig; Sie schützen mich vor irgend einer Dummheit, die ich sonst noch begehen würde. Wir wollen zusammen hineingehen.“

„Nein, nein, ich bleibe draußen ... Meinen Sie nicht, daß mir jene Granatbrosche — dort die zweite von der Ecke — gut stehen würde?“ — Johannens Wangen brannten doch etwas, als sie auf diese Weise ihren Herzenswunsch laut werden ließ.

Kaum hatte der junge Mann sie verstanden, als er auch schon im Laden war. Fast fiebernd sah sie, daß der Verkäufer den Schmuck aus dem Fenster nahm. Noch zwei Minuten und er befand sich in ihren Händen.

„Aber Hanni, reinen Mund halten, hören Sie!“ sagte Fritz Stumpe eindringlich.

„Sie meinen?“ fragte Johanne, über ihren Mangel an Verständnis errötend.

„Was ich meine, kleine Unschuld?“ erwiderte der Geber lachend. „Sie sollen für sich behalten, wer Ihnen dieses Angebinde verehrt hat, — nichts sagen, nichts andeuten.“

„Warum denn?“

„Weil sonst unsere kleinen Freundinnen sämtlich auch so ein paar reizende Steinchen von mir haben wollen, was mir sehr unbequem wäre, da ich's ihnen doch abschlagen müßte. Sie, Hanni, sind die einzige, für die ich in dieser Art etwas übrig habe.“

„Was soll ich aber sagen, woher die Schmucksachen kommen?“

„Nichts ist einfacher, mein Schatz,“ versetzte der erfindungsreiche Fritz Stumpe. „Sie besitzen einen reichen Onkel hinten an der polnischen Grenze — Mierunske heißt das Nest. Dem haben Sie kürzlich — zu seinem Geburtstage — Ihre Photographie geschickt, und da hat er an der hübschen Nichte Gefallen gefunden und das Bedürfnis gefühlt, ihr ein bischen Zierrat anzuhängen. Das bringen Sie nur treuherzig vor — so wie Sie gewöhnlich aussehen, und kein Mensch wird an der Wahrheit Ihrer Worte zweifeln.“

„Ich will es versuchen,“ versprach Johanne.

„Bravo! — Nächsten Sonntag ist unsere Clique wieder zusammen, da weihen Sie das Geschenk des guten Onkels ein. — Leben Sie jetzt wohl, Hanni; ich sehe dort einen Bekannten . . .“

Er nahm ihre Hand und drückte sie, wärmer und länger, als er bis dahin gethan. „Werden Sie täglich an mich denken, Hanni?“

„Gewiß; in herzlicher Dankbarkeit.“

Fritz Stumpe verzog die Lippen; er hatte mehr erwartet. Doch sprach er dies als kluger Mann nicht aus; er begnügte sich damit, lachend zu sagen: „Das genügt für den Anfang,“ und verließ Johanne, ihr vertraulich zunickend.

Das Mädchen war froh, daß er ging; sie empfand den Ton, den er zuletzt gegen sie angeschlagen, als unstatthaft und wagte doch nicht, ihn zurückzuweisen. In ihrer Stube angekommen, öffnete sie das Etui; doch die erwartete Freude am Besitz wurde ihr nicht zuteil. Auch nicht, als sie den Schmuck anlegte und das satte Weinrot der Granaten auf ihrem weißen Arme im Lampenlicht funkeln ließ. Heimlichkeit und Lüge — mit diesem Preise mußte sie Gold und Steine bezahlen. Das konnte sie nicht vergessen. Tief in einer Schieblade ihrer Kommode verbarg sie den Schmuck. Was würde Bernhard Winkler sagen, wenn er wüßte, daß sie von einem jener Bekannten, über die sie sich so geringschätzig geäußert hatte, ein solch' kostbares Geschenk angenommen? — Aber daran, es zurückzugeben, dachte sie doch nicht.

III.

„Wer das Bedürfnis empfindet, den andern zu sehen, mag schreiben.“

So hatte Bernhard beim Abschiede zu Johanna gesagt und sich dabei vorgenommen, keinesfalls der erste zu sein. Diesem Entschlusse blieb er auch treu; als indessen einige Wochen vergangen waren und er noch immer nichts von Johanne hörte, fing er an, ein Briefchen von ihr mit Ungeduld zu erwarten.

Endlich kam es. Aber es lautete ganz anders, als er sich's vorgestellt hatte. Nicht die heitere Jugendfreundin lud ihn darin zu einem Plauderstündchen; es war ein bekümmertes Herz, das sich an ihn um befreienden Zuspruch wandte.

„Ich muß mit Dir reden,“ schrieb Johanne. „Ich bin in arger Bedrängnis und sehe den richtigen Weg nicht vor mir. Nur du kannst mich zurechtweisen. Am Sonntag Nachmittag um fünf Uhr werde ich Dich am Halleschen Thor erwarten. Versage Dich mir nicht, ich bitte Dich herzlich.“

Das war eine eigentümliche Zumutung! — Er, der junge Mann, sollte den Tröster, den Berater eines hübschen Mädchens spielen! — Ganz geheuer war ihm dabei nicht; doch begab er sich, seinem guten Herzen folgend, um die angegebene Zeit zum Halleschen Thor, obgleich es bitter kalt war und ein schneidender Ostwind durch die breiten Straßen fegte.

Johanne wartete auf ihn; sie sah ihn kommen und eilte ihm entgegen. „Gott sei Dank, da bist du!" Mit diesem Ausrufe klammerte sie sich an ihn.

Ihre Zähne klapperten aneinander. „Du Ärmste! wie du frierst!" sagte Bernhard mitleidig.

„Ich bin wie Eis," brachte sie mühsam hervor.

„Suchen wir also zunächst Schutz vor der Kälte," entschied Bernhard. „Wohin soll ich dich führen?"

„Wohin du willst. Nur in die Wärme!"

Er zog sie mit sich in ein Restaurant an der Königgrätzer Straße. Ein Eckchen fanden sie, in das der Ofen seine Wärmestrahlen sandte, ein stilles Eckchen, wo niemand sie beachtete.

„Wenn wir nur nicht langsam rösten hier!" meinte Bernhard.

„Nein . . . hier ist's gut sein," erwiderte Johanne. „Ich möchte mich durchglühen lassen . . . Wenn du mir einen heißen Punsch geben lassen wolltest, Bernhard! Thu' mir den Gefallen!"

Es dauerte nicht lange, und die Wangen des Mädchens röteten sich wieder; ihre Sprache gewann den natürlichen Ton zurück. Sie nahm ihren Hut ab; Bernhard sah mit Erstaunen eine ungeahnte Fülle herrlichen blonden Haares, zwanglos geordnet.

„Welch' schönes Haar du hast!" konnte er sich nicht enthalten auszurufen.

„Meinst du?" entgegnete sie mit einem Schimmer von Freude über das unerwartete Lob. „Und doch bin ich kürzlich mehr als einmal nahe daran gewesen, es abzuschneiden! — Aber ich durfte nicht; ich muß hübsch aussehen, sonst verlier' ich meine Stelle."

Bernhard sah sie fragend an.

„Das hängt mit dem zusammen, was ich dir beichten wollte. Närrisch ist nur, daß ich jetzt, da ich neben dir sitze und dir ins Auge sehe, über gewisse Fragen ganz anders denke, — mehr so, wie sich's von Anfang an für mich geschickt hätte, nur daß ich nicht erkannte, ich dummes Ding, was für eine Art von Wetter sich über mir zusammenzog."

„Du sprichst in Rätseln, Hanni!"

„Nenn' mich nicht so!" fuhr sie auf. „Diesen Namen hat er aufgebracht, und was von ihm kommt, ist schlecht."

„Ein Er also!" sagte Bernhard stirnrunzelnd. „Und du hast geglaubt, ich würde mich in deine Liebeshändel mengen?„

„Lieber Gott, nein . . . Du mißverstehst mich, Bernhard . . . Ich will ja lieber nichts von ihm wissen. Und doch —"

Sie verstummte und sah vor sich nieder.

Bernhard aber gedachte alter Zeiten in der Heimat, nahm ihre Hand zwischen die seinigen und bat sanft: „Laß mich alles wissen, Johanne! — Ich will dir sein wie ein Bruder."

Da wurde sie weich und gab ihm einen Blick, leuchtend von Dankbarkeit.

„O Bernhard, du bist gut . . . Aber ich wußte es, ich hab' es immer gewußt . . . Ich schäme mich auch nicht, dir zu bekennen, was mich so erregt . . Da ist ein Herr Stumpe; er ist Bankkassierer; ich glaube, ich habe dir schon von ihm erzählt —"

Bernhard nickte. „Sogar gesehen hab' ich ihn, wenn ich mich recht erinnere — in jener Nacht — ein dunkeläugiger, kecker Bursche, ein Mammonsknecht und Lebemann. Es giebt Leute, denen ihr Charakter ins Gesicht geschrieben ist; man braucht sie nur einmal beim Scheine eines Blitzes zu sehen, um zu wissen, wessen man sich von ihnen zu versehen hat."

„Er ist grundverschieden von dir, es ist wahr," gab Johanna zu. „Aber sein Gutes hat er auch. Er ist ein glücklicher Geschäftsmann und hängt doch nicht am Gelde. Auch wendet er nicht allein für sich etwas auf, wie manche dieser Herren thun; er hat eine noble Ader."

Bernhard schüttelte den Kopf. „Ich verstehe: er traktiert und macht Geschenke, dir und anderen. Und dich bevorzugt er. Du nimmst, bist dankbar und wiegst dich in schönen Träumen. Ist es nicht so?"

„Ähnlich," gestand das Mädchen zu. „Er verfolgt mich auf Schritt und Tritt und versichert mich seiner Liebe in Ausdrücken, wie sie schöner in keinem Buche stehen. Und doch stößt mich etwas von ihm zurück."

Bernhard geriet in Verlegenheit; die Frage, die am nächsten lag, scheute er sich zu thun. Endlich sagte er: „Und von mir möchtest du wissen, ob du ihn trotzdem heiraten sollst?"

„Soweit ist die Sache noch nicht gediehen," erwiderte Johanna mit sichtlicher Befangenheit. „Ich habe immer abgewehrt, immer kaltes Wasser auf sein Feuer geworfen. Man muß sich doch erst gegenseitig lieben, ehe man vom Heiraten spricht! — Aber bis vorhin, eh' ich dich traf, meint' ich, daß ich ihm wohl etwas entgegenkommen könnte. Es ist wegen der Zukunft, Bernhard. Immer Ladenmädchen sein, das ist doch eine schreckliche Aussicht. Und ob mir ähnliches je geboten wird — kann ich's wissen?"

Daß Johanna einem Abgrunde zutrieb, wurde Bernhard immer deutlicher. „Woher ist der Geist in dich gefahren, der das Glück in äußeren Dingen sucht?" sagte er bekümmert. „Und wenn dir auch jener Herr Stumpe — so heißt ja wohl dein freigebiger Freund — wenn er dir auch als seiner Gattin eine luxuriös ausgestattete Etage in einer vornehmen Straße zur Verfügung stellte, mit dem Zubehör einer stets gefüllten Kasse — woran er wahrscheinlich nicht denkt — was hättest du davon? — In einigen Monaten würdest du dahinter gekommen sein, daß die Kulissen, zwischen denen sich das Leben abspielt, auf den Inhalt dieses Lebens nicht den geringsten Einfluß ausüben. Der Weg ist falsch, worauf du Zufriedenheit suchst."

Eine Weile hielt Johanna die Augen gesenkt, dann blickte sie den weisen Freund voll an. „Du thust mir Unrecht, Bernhard. Freilich finde ich großes Gefallen an allem, was der Reichtum bietet; es ist in mir wie ein Appetit, dem ich auch nicht wehren kann, sich einzustellen. Das aber versichere ich dir: mit jemand, den ich recht herzlich lieb hätte, könnte ich mich in einer Mansarde einrichten und würde von allen Herrlichkeiten der Welt nichts entbehren."

Der Ton, in dem Johanna dies Geständnis machte, der Blick, mit dem sie dasselbe begleitete, verursachten keinen geringen Schrecken in Bernhards Brust. Deutlich lag die Erklärung darin: Du bist der Mann, den ich meine. Und im Hintergrunde die Frage: Verstehst du nun die Kämpfe, die ich durchgemacht habe? Weißt du nun, wie du sie mit einem einzigen Worte beenden kannst?

Hart erwiderte er: „Dann will ich dir nur wünschen, daß du den jemand, der für deine Mansarde paßt, bald findest."

Betroffen schwieg das Mädchen einige Sekunden. „Und wenn ich ihn gefunden hätte und er ginge kaltsinnig an mir vorüber, was dann?" fragte sie mit bebender Stimme.

„In diesem Falle mußt du sehen, wie du dich entschädigst," war die schnöde Antwort Bernhards.

Johanne verlor alle Selbstbeherrschung. Sie schlang ihre Arme um Bernhards Nacken und barg schluchzend den Kopf an seiner Brust. „Du weißt nicht, wie grausam du bist!" stöhnte sie.

Peinlich überrascht von diesem Ausbruch, versuchte Bernhard, aus ihrer Umarmung sich zu lösen. „Johanna, was fällt dir ein!" flüsterte er unwillig. „Welche Szene in einem Lokal, voll von Menschen! Hast du denn alle Scham verloren?"

Johanne hob den Kopf, ohne ihn loszulassen. „Noch nicht," erwiderte sie bitter, „doch bin ich auf dem Wege dazu, glaub' ich. . . . Halte still, noch einen Augenblick, gleich lasse ich dich. Niemand achtet auf uns, wenn du keinen Lärm machst . . . Ich danke dir, daß du gekommen bist. Ich danke dir für jedes Wort, das du mir gesagt hast. Du hast es gut gemeint; du bist schonungslos aufrichtig gewesen. Ich klage nicht, ich habe es so gewollt. Belästigen werde ich dich nicht wieder; aber aus der Ferne dich stille beobachten und mich freuen, wenn ich dich über das Gewimmel der Kleinen emporwachsen sehe, das brauche ich mir nicht nehmen zu lassen!"

Plötzlich drückte sie ihm einen leidenschaftlichen Kuß auf die Lippen. Dann ließ sie ihn frei. „Werde glücklich und vergiß die arme Johanne Lorenz!" — Dies waren ihre letzten Worte. Sie erhob sich und nahm ihren Mantel vom Haken. Ein Kellner sprang herbei und war ihr behilflich; Bernhard ließ es geschehen. Er blieb auf seinem Platze, finster und schweigend, und ließ sie davongehen. Sie sah sich nicht um nach ihm, nicht ein einziges Mal. Hoch aufgerichtet wand sie sich zwischen den dichtbesetzten Tischen hindurch; die Portiere schlug hinter ihr zusammen.

Bernhard fühlte den empfangenen Kuß auf seinen Lippen brennen. Sie liebt dich! erinnerte ihn sein Gewissen. Mitleid durfte sie von dir erwarten anstatt

hochmütiger Abweisung. Wenn du auch über ihr stehst — das Recht, sie zu beleidigen hast du darum doch nicht, sie, ein Weib, das seinem Herzen folgt!

Halb stand er auf. Er wollte ihr nacheilen, um der Verschmähten den Balsam guter, freundlicher Worte auf die Wunde zu träufeln, die er ihr geschlagen hatte. Ihretwillen, und auch seinetwillen. Aber die Klugheit gebot: Keine Halbheiten! Kein mürber Flecken auf einen unheilbaren Riß! Besser der schmerzende Schnitt als die schleichende Krankheit! Wahre dir die Freiheit, deren du als Künstler bedarfst! Ein zweifelhaftes Verhältnis ist eine Gefahr; unversehens, wenn die Gelegenheit rosige Nebel vor die Sinne breitet, kann eine Kette daraus werden, woran die ganze Misere gemeiner Sorgen hängt!

Und Bernhard setzte sich wieder nieder und bemühte sich, die arme Johanne Lorenz zu vergessen, wie sie ihm anempfohlen hatte.

IV.

Wenn man sich ein begangenes Unrecht vorzuwerfen hat, ist das Vergessen schwer. Diese Erfahrung machte auch Bernhard Winkler. Die Freiheit, die er zu gewinnen glaubte, als er rücksichtslos den Bruch mit Johanne vollzog, wurde ihm keineswegs zuteil. Fortwährend beschäftigte er sich mit der Frage, wie sie ihre Enttäuschung trüge. Sie erschien ihm im Traume, abgezehrt, bleich, mit verweinten Augen, das schöne goldblonde Haar wirr um die Schläfen hängend. Es war nicht zum Aushalten. Am Dienstag Abend begab er sich in den Laden, worin Johanne Stellung hatte. Sie war nicht anwesend; es wurde ihm gesagt, sie fehle seit gestern Morgen und habe sich mit Krankheit entschuldigt.

Diese Nachricht schien die Befürchtungen Bernhards zu bestätigen. Nun trieb es ihn zu ihrer Wohnung. Die Zimmerwirtin öffnete ihm. Wie sich Fräulein Lorenz befinde? fragte er ängstlich, schlimmen Bescheides gewärtig.

Die Frau indessen sah ihn groß an. „Wer hat Ihnen gesagt, das Fräulein sei krank?“ forschte sie mißtrauisch.

„Eine Dame im Geschäft, woher ich gerade komme.“

„Das ist ja merkwürdig,“ entgegnete die Frau. „Das Fräulein hat doch auf acht Tage Urlaub erhalten, um nachhause zu reisen!“

„In der That! — Und ist abgereist?“

„Na, freilich. Gestern Morgen.“

Bernhard zögerte noch immer auf dem engen, halbdunklen Flur, obgleich die Frau ihm durch ausdrucksvolles Spielen mit dem Thürgriff zu erkennen gab, daß sie sein längeres Verweilen für überflüssig halte.

„Noch eine Frage,“ sagte er endlich. „Hat Fräulein Lorenz viel Gepäck mitgenommen?“

„Ich hab's nicht nachgewogen,“ lautete die ungnädige Antwort. — „Steht sonst noch was zu Diensten?“

Nein. Bernhard dankte für die erhaltene Auskunft und ging.

Sonderbar! — Ohne Zweifel hatte die Person, kurz angebunden wie sie war, berichtet, was sie für wahr hielt. Und konnte Johanne nicht wirklich nach-

hause gereist sein und sich im Geschäft als krank haben melden lassen, weil sie eine Verweigerung des Urlaubs befürchtete? — nachhause gereist sein, um ihren Kummer auszuweinen?

Möglich war's; aber Bernhard glaubte es nicht. Die Unruhe um die Entflohene steigerte sich in ihm von Stunde zu Stunde. In der Nacht mied ihn der Schlaf. Am Mittwoch Morgen hielt er es nicht länger aus; er mußte Schritte thun, um sich, wenn möglich, über Johannens Verbleib Gewißheit zu verschaffen.

Er telegraphierte an seinen Vater: „Ist Johanne Lorenz dort? — Drahtantwort.“ — Um zehn Uhr hielt er die Erwiderung in den Händen: „Weder hier noch erwartet. Was ist passiert?“

Die Neugier des alten Herrn mußte unbefriedigt bleiben. Was passiert war? — Ja, wenn Bernhard das erst gewußt hätte!

Er faßte einen heroischen Entschluß. Von Fritz Stumpe, dem Bankkassierer, wollte er den Aufenthaltsort Johannens zu erkunden versuchen. Deutlich wiesen ihre Bekenntnisse darauf hin, daß dieser, wenn irgend einer, ihm ihre Spur würde nachweisen können, wenn er wollte.

Der Musiker hatte noch niemals die Räume einer Bank betreten; dem ganzen Gebiet des Handels und der Industrie stand er gleichgiltig, verständnislos gegenüber. Ohne ein Gefühl der Ehrfurcht, wie es manchen armen Teufel beschleichen mag, wenn er sich einer Stätte nähert, worin das Klingen des Goldes, das Rauschen der Banknoten die allergewöhnlichste Musik ist, durchschritt er die prächtige Vorhalle, geradeswegs auf die Mittelthüre zusteuernd, über welcher in leuchtenden Buchstaben die Inschrift: „Kasse“ prangte. Geräuschlos schwang der Thürflügel in den Angeln und gab den Zugang zum Innern des Mammonstempels frei. Wie eine in den Raum hineingebaute Festung bot sich dem Eintretenden die Arbeitsstätte der Gehilfen dar.

Bernhard näherte sich einer der in die Pallisaden geschnittenen Schießscharten und fragte den Kopf, den er darin entdeckte, ob Herr Stumpe anwesend sei.

Die Augen des Kopfes gestatteten sich eine genaue Betrachtung des Individuums, welches sich im Heiligtum einer so profanen Frage erkühnte. Dann zog sich der Kopf zurück, und eine Stimme rief in den Festungsraum: „Hier erkundigt sich jemand nach Stumpe!“

In dieser Mitteilung, einfach wie sie schien, mußte ein ganz besonderer geheimer Sinn liegen; denn die an hohen Pulten schreibenden und rechnenden Beamten unterbrachen sämtlich ihre Arbeit und reckten die Hälse, um den Jemand zu inspizieren, der sich nach Stumpe erkundigt hatte.

Eine Antwort aber erhielt Bernhard nicht; der Kopf rückte nicht wieder in die Schießscharte.

Nach einer Weile indessen öffnete sich eine Ausfallpforte in der Festungsmauer; der Mann aus der Schießscharte erschien darin und ersuchte Bernhard, einzutreten, in einem Ton und mit einer Handbewegung, als ob er im Falle einer Weigerung sich seiner sofort bemächtigen würde.

Kopfschüttelnd folgte der Musiker dieser peremptorischen Einladung.

Sofort trat der bärbeißige Beamte hinter ihn, als wenn er ihm den Rückzug abschneiden wollte.

Selbstverständlich erwartete Bernhard, nunmehr zu Fritz Stumpe geführt zu werden. Dies war indessen nicht der Fall. Sein Geleitsmann ließ ihn in ein geräumiges, elegant dekoriertes Zimmer eintreten, worin drei ältere Herren um einen mit Papieren bedeckten Tisch saßen — ohne Zweifel die Oberpriester der Bank.

Der Nächstsitzende, Bernhard von oben bis unten musternd, fragte mit scharfer Stimme: „Sie haben gewünscht, Fritz Stumpe zu sprechen?"

„Freilich . . ."

„Sind Sie mit ihm befreundet?" fuhr der Inquirent fort.

„Durchaus nicht."

„Nur bekannt also?"

„Auch das nicht."

Jener stutzte. „Aber, zum Henker, wie kommen Sie denn dazu, ihn hier aufzusuchen? — Haben Sie etwas geschäftlich mit ihm zu ordnen?"

„Nein," antwortete Bernhard, in dem sich jetzt die Galle regte ob des seltsamen Verhörs, das mit ihm angestellt wurde.

Der Zweite der Direktoren glaubte den Verhandlungen eine sanftere Färbung geben zu sollen. „Es handelt sich also wohl um eine Privatangelegenheit," sagte er artig. „Leider ist Herr Stumpe abwesend. Wenn Sie einen von uns mit der Vermittelung betrauen wollten . . . wir würden gerne bereit sein, eine Bestellung zu übernehmen, um Ihnen weitere Mühe zu sparen."

Bernhard stand unschlüssig. Der Gedanke kam ihm, ob es nicht ratsam sei, diese Männer, deren Stellung bei der Bank er mittlerweile richtig erraten hatte, bis zu einem gewissen Grade in seinen Verdacht gegen Fritz Stumpe einzuweihen. Diesem Einfall folgend, sagte er: „Ich wünschte von Herrn Stumpe etwas über den Verbleib einer jungen Dame zu erfahren, als deren Liebhaber er sich in letzter Zeit aufgespielt hat. Sie ist eine Landsmännin, eine Jugendfreundin von mir, an welcher ich brüderlichen Anteil nehme."

Die Direktoren wechselten verständnisvolle Blicke.

„Wann hat sich die junge Dame Ihrem Gesichtskreise entzogen?" fragte der zweite Redner von vorhin.

„Am Montag Morgen hat sie ihre Wohnung verlassen, unter der Angabe, sie reise auf acht Tage nachhause. Dort aber ist sie weder eingetroffen, noch wird sie erwartet, wie mir ein soeben eingetroffenes Telegramm mitteilt."

„Sie wird vorausgereist sein," meinte der erste Sprecher, an seine Kollegen sich wendend.

„Ohne Zweifel," pflichteten diese ihm bei.

Bernhard blickte fragend von einem zum andern.

Der artige Direktor nahm das Wort: „Wir bedauern, Ihnen keine Auskunft erteilen zu können. Aller Wahrscheinlichkeit nach befindet sich die fragliche junge Dame gegenwärtig in der Gesellschaft Fritz Stumpes; wo aber dieser sich aufhält, ist uns leider unbekannt."

„Wieso?“ fragte Bernhard bestürzt.

„Die Sache ist nämlich die. Stumpe hat, wie wir erst jetzt erfahren haben, seit einiger Zeit große Spekulationen unternommen. Er soll zunächst gewonnen haben, in den letzten Wochen jedoch ist alles gegen ihn geschlagen, sodaß er eine ansehnliche Summe schuldig geworden ist, die er nicht zahlen kann. Dies hat ihn veranlaßt, durchzubrennen. Gestern Abend, gleich nach Bankschluß, ist er abgereist. Das Reisegeld, welches er bedurfte, hat er unserer Kasse entnommen; daß er seine Taschen gut gefüllt hat, können Sie denken. Die Polizei ist hinter ihm her; wir hoffen, daß man seiner habhaft werden wird, ehe er Zeit gehabt, das gestohlene Geld in Sicherheit zu bringen.“

Bernhard erkannte mit Schrecken, in welcher Gefahr Johanne schwebte. Bei dem Diebe betroffen, mußte sie als Mitschuldige gelten.

Der Direktor fuhr fort: „Unter diesen Umständen werden Sie wohl so freundlich sein, uns über die Persönlichkeit der jungen Dame, die sich mutmaßlich in Stumpes Begleitung befindet, einige Mitteilungen zu machen, die als Supplement zu dem Signalement des Diebes dienen könnten.“

Kalt überlief es Bernhard bei dieser Zumutung. Er sollte den Angeber gegen Johanne machen — er? Mußte er das? Konnte er gezwungen werden, ihre Schande in den Mund der Leute zu bringen?

„Das Mädchen ist, wie ich bereits erwähnt habe, aus derselben Stadt mit mir,“ begann er unsicher. „Als Kind ist sie in meiner Eltern Haus täglich ein- und ausgegangen; ihre Verwandte sind rechtliche Leute. Und was sie selbst betrifft — meine Herren, glauben Sie mir: etwas leichtsinnig mag sie sein, aber schlecht, nein, schlecht ist sie nicht. Hat sie sich diesem Menschen zugesellt, ich weiß es nicht, aber alle Anzeichen sprechen dafür, dann befand sie sich in einer Täuschung über seinen Charakter. Nie würde sie wissentlich mit einem Diebe Gemeinschaft pflegen. Ja, in demselben Augenblick, da sie erfährt, daß ihr Genosse entwendetes Gut flüchtet, wird sie ihm mit Verachtung den Rücken kehren. Davon bin ich so fest überzeugt, als ich hier vor Ihnen stehe. Weshalb sie also öffentlich kompromittieren? Schon jetzt, während wir miteinander verhandeln, hat die Unbesonnene wahrscheinlich entdeckt, welchem Unwürdigen sie ihre Ehre opferte, und sich von ihm losgerissen. Schwer genug wird sie ohnehin leiden, in ihrem eigenen Gewissen, lebenslang — weshalb noch Schande auf sie häufen?“

Die Wärme, in welche Bernhard sich hineinredete, verfehlte nicht, Eindruck zu machen. Die Herren rückten zueinander und flüsterten.

„Wir wollen darauf Verzicht leisten, den Personalien der jungen Dame nachzuforschen,“ erklärte der Wortführer. „Nur um eine Beschreibung ihres Äußeren bitten wir. Sodann ersuchen wir Sie um Ihren Namen und Ihre Adresse. Wir betrachten Sie als Vertreter der Angehörigen des irregeleiteten Mädchens und werden Sie als solchen davon in Kenntnis setzen, falls dasselbe in Gesellschaft ihres Verführers zur Haft gebracht werden sollte.“

Mit einem Gefühle großer Erleichterung befriedigte Bernhard die ihm ausgesprochenen Wünsche. Dann verabschiedete er sich aus dem Direktionszimmer.

Er hatte für Johanna gethan, was er konnte, aus dem redlichen Willen, wieder gut zu machen, was er durch seine schroffe Abweisung des liebenden Mädchens verschuldet haben mochte. Nun mußte sich ihr Geschick erfüllen; wenden konnte er es nicht mehr.

V.

In den folgenden Tagen hatte die Muse der Musik einen sehr unaufmerksamen, zerstreuten Jünger an Bernhard Winkler. Seine Schüler durften schwierige Passagen in dem ihnen bequemen Tempo nehmen, ohne daß er es rügte; sie konnten falsch greifen, ohne daß er unwillig auffuhr. Seine Arbeiten ruhten; es war ein Tröpflein ängstlicher Erwartung in sein Blut geraten, das ihn von Ort zu Ort trieb. Immer, wenn er in seine Wohnung zurückkehrte, blickte er scheu auf die Platte seines Schreibtisches, fürchtend, dort ein mit der Firma der Bank bedrucktes Couvert vorzufinden, worin ihm mitgeteilt wurde, daß Fritz Stumpe mit seiner schlanken, goldhaarigen Gefährtin ergriffen sei und die Einlieferung beider in Berlin bevorstehe.

Doch ein Tag nach dem andern verging, ohne daß diese Nachricht oder irgend eine von dem Paare ihm zukam. Auch die Zeitungen, welche von dem „Verschwinden eines höheren Bankbeamten unter Mitnahme einer bedeutenden Summe“ gebührend Notiz genommen hatten, schwiegen dann gänzlich über diese Angelegenheit. Als acht Tage verflossen waren, mußte Bernhard annehmen, daß es Stumpe gelungen sei, sich in Sicherheit zu bringen, und Johanne, seine gute Meinung von ihr Lügen strafend, sich an der Vergeudung des geraubten Geldes beteilige. Er erboste sich innerlich gegen die leichtsinnige Kreatur, deren unselige Neigung zu Glanz, Pracht und Wohlleben nun doch den gänzlichen Sieg über ihr besseres Selbst davongetragen habe. „Weibliche Schwachheit!“ rief er bitter. „Wahnwitz, der Liebe heiliges Gut an solch' ein charakterloses Geschlecht zu verschwenden!“

Bernhards Empörung war indessen voreilig gewesen. Am neunten Tage empfing er einen Brief von seinem Vater, worin es hieß: „Gestern ist Johanne Lorenz unerwartet hier eingetroffen. Das früher so lebenslustige, muntere Mädchen ist kaum wiederzuerkennen. Ihre Tante hat sie aufgenommen, weiß sich aber keinen Rat mit ihr, da sie kaum ein Wort über die Lippen bringt und schlechterdings nicht von ihr zu erfahren ist, welches Vorkommnis sie in ihre Heimat zurückgetrieben hat. Ein Bild des tiefsten Kummers schleicht sie im Hause umher und verweigert, sich vor einem Menschen sehen zu lassen. — Das Telegramm, welches Du mir neulich sandtest, läßt mich nun vermuten, daß Du im stande bist, über den Grund von Johannens sonderbarem Verhalten einigen Aufschluß zu geben, um den wir bitten, damit sie, je nach der Natur ihres heimlichen Leides, angemessen behandelt und dem Leben zurückgewonnen werden kann.“

Ein arges Ansinnen war das! Er, Bernhard, sollte Johannens Geheimnis preisgeben? Nimmermehr!

Wie aber sollte er sich der Bitte seines Vaters, die jedenfalls von Johannens Verwandten veranlaßt worden war, gegenüber verhalten? Einen unverfänglichen Grund für Absendung seines Telegramms erfinden? Vorgeben, die Ursache von Johannens Schwermut nicht zu kennen? Und wenn er das nicht wollte, was dann? In trübseliger Einsamkeit hing die Unglückliche den schmerzlichsten Erinnerungen nach; es war zu fürchten, daß sie aus eigener Kraft den Rückweg in das Leben nicht finden würde. Eine Schuld, die man immerfort in Gedanken hin und her wälzt, wächst zum Alp, dessen Druck schließlich unerträglich wird. Dies sagte sich Bernhard, und er sagte sich auch, daß durch eine seltsame Verkettung der Umstände er der einzige Mensch sei, dem die Rettung dieser gefährdeten Seele gelingen könne. Nur er, der alles wußte, nur er, an dem ihr Herz hing, vermochte, sie durch liebevollen Zuspruch aus der dunklen Tiefe, die sie zu verschlingen drohte, emporzuziehen auf den festen Boden redlicher Arbeit, sittenreinen Wandels . . .

Es solle das letzte sein, was er für Johanne Lorenz thue, gelobte er sich, als er sich für einige Tage frei machte und die Reise nach Südosten antrat.

Bernhards Eltern waren nicht wenig überrascht, als der Sohn plötzlich bei ihnen erschien. „Du kommst nicht unsertwegen," sagte Frau Winkler nach der ersten Begrüßung kopfschüttelnd.

„Diesmal nicht," entgegnete Bernhard ernst. „Es ist ein Geschäft barmherziger Menschenliebe, das mich hierher getrieben hat. Ihr werdet schon erraten haben, daß es sich um Johanne Lorenz handelt. Sie hat sich in eine Verwickelung verstrickt, aus der ich glaube, sie lösen zu können. Ein Zufall hat mich mit dem Geheimnis, das sie so ängstlich hütet, bekannt gemacht. Fragt mich nicht, was es ist; ich darf es niemandem verraten."

Die Mutter konnte sich, trotz ihres Vertrauens in die Besonnenheit und kluge Lebensführung ihres Sohnes, dennoch eines gewissen Mißtrauens nicht erwehren. „Ist es wirklich nur Johannens Angelegenheit, die dich hierher führt, nicht zugleich auch deine eigene?" fragte sie.

Ausweichend antwortete Bernhard: „So lange Johanne in Berlin war, habe ich sie nur zweimal gesehen, zweimal kurze Zeit gesprochen, und zwar innerhalb der letzten vier Wochen."

„Ich wünsche dir Erfolg bei deinem Unternehmen," sagte Vater Winkler. „Es würde mir leid thun, wenn das Mädchen zu Grunde ginge. Auf dem besten Wege dazu ist sie. Daß sie fast nichts an Speise und Trank zu sich nimmt, ist noch das Wenigste. Aber an dem ewigen Brüten, das sie hat, vergiftet sich ihr Gemüt. Nur bezweifle ich, daß mit bloßen Worten viel auszurichten sein wird. Doch kannst du ja dein Heil versuchen."

Es wurde verabredet, daß Frau Taube, Johannens Tante, bei der sie wohnte, von Bernhards Ankunft und Vorhaben unterrichtet werden sollte. Um sieben Uhr abends, in der Dunkelheit, wollte er an ihrer Thür sein; es war sein Wunsch, heimlich eingelassen zu werden, da er im Sinne hatte, die scheue Sünderin zu überraschen.

Bernhard erschien pünktlich und wurde von Frau Taube empfangen; doch berichtete dieselbe, Johanne habe sich in ihrer Schlafstube eingeriegelt, und es werde schwerlich gelingen, sie hervorzulocken.

„Dann erfinden Sie einen Vorwand, bei ihr einzudringen," sagte Bernhard. „Ich werde Ihnen folgen."

„Wo denken Sie hin?" erwiderte die Frau fast entrüstet. „Das geht doch nicht, Herr Winkler."

Bernhard verstand den Grund ihres Widerstandes nicht. „Mir wird sie nicht öffnen, das ist doch klar," sagte er. „Ohne Ihre Vermittelung, Frau Taube, kann ich keinen Zutritt bei ihr gewinnen."

„Sie werden doch nicht verlangen, daß Johanne Sie in ihrer Schlafstube empfängt?" versetzte Frau Taube empört.

„Wir befinden uns in Verhältnissen, worin der gewöhnliche Begriff des Schicklichen nicht mehr gültig ist, meine liebe Frau Taube," sagte Bernhard verächtlich. „Glauben Sie etwa, ich sei von Berlin hierher gereist, um vor einer Thür umzukehren, weil sie in das Schlafzimmer derjenigen führt, die ich zu sprechen gekommen bin?"

„Auf Ihre Verantwortung denn," antwortete Frau Taube achselzuckend. „Mir kann es ja überhaupt egal sein. Von Johanne erfahre ich nichts, von Ihnen auch nicht. Und die tägliche Sorge ist doch mein. Nun vollends — ich weiß nicht, was ich von der Sache denken soll."

„Was Sie wollen, Frau Taube. Nur machen Sie keine weiteren Umstände."

Ohne zu antworten, holte Johannens Tante ein Glas Wein und erklomm damit die Stiege; leise folgte ihr Bernhard.

Auf ihr Klopfen erfolgte keine Antwort.

„Herzchen, ich bin's," schmeichelte Frau Taube. „Ich bringe dir eine kleine Stärkung, ein Glas von dem kräftigen Portwein, den Frau Winkler für dich geschickt hat."

Bernhard hörte Johannens Stimme, doch verstand er nicht, was sie sagte.

„Du solltest nicht so eigensinnig sein, Hannchen," begann die Tante wieder. „Den ganzen Tag quäle ich mich ab, um dir was Liebes zu erzeigen, und du stößt mich immer zurück. Eine kleine Stärkung würde dir so gut thun; einen ganz anderen Mut würdest du bekommen, wenn du von all' den guten Dingen genießen wolltest, die ich für dich bereit halte. Diesmal thu mir's zu Gefallen! Der gute Wein soll ihr mal schmecken, hab ich mir unten ausgedacht; das ist gerade das Richtige für mein armes krankes Hühnchen. Komm, komm, mach' mir auf und laß mich sehen, wie gut er dir mundet!"

Der Riegel ging, die Thür öffnete sich.

Auf einer der letzten Stufen der Treppe stehend, gewann Bernhard einen Einblick in das Zimmer. Johanne, in ein helles, loses Gewand gekleidet, hatte sich schon wieder abgewandt und schien dem Bette zuzuschreiten, auf dem sie geruht haben mochte. Ein gedämpftes, grünlich gefärbtes Licht erfüllte die kleine Stube.

Frau Taube, langsam die Thüre schließend, blickte hinaus und winkte. Bernhard zögerte nicht länger.

Bei dem ersten Schritt indessen, den er machte, jetzt nicht mehr, wie vorhin, leise auftretend, fuhr Johanne rasch und heftig herum. Sie horchte; argwöhnisch blitzten ihre Augen die Tante an. Dann stürzte sie vor: „Wen hast du hinter dir?" — Sie wollte die Thüre sperren; Frau Taube vertrat ihr den Weg: „So habe dich doch nicht so, Kindchen; es ist ein guter Freund!"

Ein Schrei: „Du hast mich verraten!" Johanne flog zum Fenster und riß die Flügel auf. Schon aber war Bernhard hinter ihr und hielt sie fest.

„Laß mich, Schändlicher!" rief sie unter Thränen der Wut und rang, sich zu befreien.

Und Bernhard, besorgt, ihr wehe zu thun: „Unsinnige, was willst du beginnen?"

Bei dem ersten Laut seiner Stimme begab sie sich des Widerstandes. „Du bist's!" keuchte sie. „Ich dachte, es sei ein Anderer . . ."

Bernhard ließ sie frei und schloß das Fenster. Als er sich wieder nach ihr umwandte, stand sie an einen Bettpfosten gelehnt und betrachtete ihn mit feindseligem Blick.

„Was willst du von mir?" zischte sie ihn an. „Ich habe dich nicht gerufen. Geh'!"

„Nein, du hast mich nicht gerufen, das ist wahr. Aber ich hörte von deiner Krankheit, und mein Herz trieb mich zu dir."

„Dein Herz?" erwiderte sie bitter. „Hast du denn eins?"

Bernhard winkte Frau Taube, sie möge sich entfernen. Widerwillig gehorchte die höchlich erstaunte Tante; was sie vernommen, hatte sie nach weiteren Enthüllungen ungemein lüstern gemacht.

Als sie die Thüre hinter sich geschlossen, begann Bernhard sanft: „Ich weiß alles, Johanne. Und ich entschuldige dich."

Noch stand sie regungslos; in ihr wogte und brauste es von widerstreitenden Empfindungen. Während des Kampfes am Fenster hatte sich ihr Haar gelöst, ihr Gewand über der Brust geöffnet. Sie achtete nicht darauf; solche geringfügige Äußerlichkeiten bedeuten nichts in Minuten, die — das fühlte sie — ihrem Schicksal die endgültige Wendung geben würden.

„Du entschuldigst mich," antwortete sie endlich, ohne die Augen von dem wohlmeinenden Tröster zu lassen. „Das ist wahrlich das Wenigste, was du thun kannst. — Bist du nur gekommen, um mir dies zu sagen?"

„Den Rat der Freundschaft will ich dir bieten, wenn du ihn hören magst."

„Ich soll das Geschehene in mir begraben und ein neues Leben anfangen: das ist es doch, was du mir empfehlen willst?"

„So ungefähr," versetzte Bernhard etwas kleinlaut.

Johanne verzog die Lippen. „Deine Weisheit ist nicht weit her, Bernhard Winkler, so viel du dir auch darauf einbilden magst. Ihr temperamentlosen Menschen, die ihr korrekt denkt und handelt, weil ihr nicht anders könnt — ihr

versteht die Anderen nicht, die in der Leidenschaft leben. Euer ruhig erwägender Verstand wandelt in einem wohlgeordneten Garten umher, worin jede Blume nur an bestimmter Stelle blühen darf; ihr kennt die Wildnis nicht, die ein lebhaft schlagendes Herz durchschwärmt . . . So nehmt doch Vernunft an! ruft ihr uns kopfschüttelnd zu. — Ja, wenn wir das könnten! Wenn nicht etwas in uns wäre, das aller Vernunft spottet!"

Nicht wenig betroffen war Bernhard von der Energie, mit der ihm diejenige entgegentrat, die er tief gebeugt zu finden erwartet hatte. „Du hast viel gelernt, seit wir uns zuletzt sahen," sagte er mit leichtem Spott.

„Wundert dich das?" entgegnete Johanne heftig. „Ich bin in die Schule des Leidens gegangen seitdem. Eine bessere giebt es nicht."

Sie verließ ihre Stelle am Bettpfosten. „Du sagtest vorhin, du wüßtest alles von mir," sagte sie. „Darf ich fragen, was du damit meintest? — Komm', setze dich, du bist einmal hier; niemand wird uns stören. Daß Tante Taube nicht horcht, davon werde ich mich gleich überzeugen . . . du mußt vorlieb nehmen hier oben, Bernhard. Hoffentlich wird sich dein Ordnungssinn nicht allzusehr beleidigt fühlen durch die zwanglose Wirtschaft, die ich in diesem Raume führe . . ."

Von den Stühlen raffte sie Kleidungsstücke zusammen, die bunt übereinander lagen, und warf sie auf das Bett. Dabei sprach sie weiter: „Ich werde dir noch weniger gefallen als früher; ich bin spitz geworden, und die Farbe ist mir vergangen. Nur mit dem Haar, das du einst lobtest, kann ich noch etwas Staat machen. Wart', ich will's aufheften, damit es nicht so magdalenenhaft aussieht."

Sie nahm einen Kamm und frisierte sich, vor Bernhard stehend, noch immer den Busen halb entblößt. Er wandte den Blick nicht von ihr. Nein, sie hatte sich nicht verhäßlicht, durchaus nicht. Der Kummer hatte vielmehr ihre Züge durchgeistigt, veredelt. Die Weiße des Halses, der Brust berückte den Unerfahrenen, dem solcher Anblick neu war.

In seinen Augen las Johanna das günstige Urteil des Mannes, der sie früher gleichgültig betrachtet hatte. Sie ward ihrer Blöße inne und schloß das Gewand. „Versieh' dich nicht an mir, Bernhard," warnte sie. „Was du von mir zu wissen glaubst, ist allein schon ein Abgrund, der zwischen uns liegt. Meinst du, ich könnte mich so unbefangen zu dir setzen, wie ich jetzt thue, wenn ich nicht deiner Verachtung sicher wäre?"

„Darin möchtest du doch irren," versetzte Bernhard, von der Härte dieses Ausdrucks unangenehm berührt.

Nur durch einen kleinen Tisch von ihr getrennt, sah er ihr feines, bleiches Gesicht vor sich, jetzt durch einen leichten Schimmer von Rot wie verklärt. Sie hatte den Kopf in die Hand gestützt; der weiße Arm mit dem zierlichen Handgelenk blinkte ihm entgegen.

„Nein, Johanne," sagte er, „man verachtet niemand, den man gesucht hat, wie ich dich, — um den man sich geänstigt hat, wie ich mich um dich."

„Das hättest du gethan? Du? — Wirklich? — Erzähle!"

Und Bernhard berichtete getreulich, was er ihretwillen unternommen hatte. Als er die Rede wiedergab, die er in Verteidigung ihres Charakters vor den Bankdirektoren gehalten, wurde die gespannt Lauschende bewegt. Sie streckte die Hände über den Tisch hinüber und sagte mit feuchten Augen: „Wenn du sie nehmen willst! Ich möchte dir danken.“

Nur einen kurzen, leichten Druck gestattete sie sich, dann zog sie bescheiden ihre Hände zurück. „Daß du so gut von mir denken würdest, hab' ich nicht für möglich gehalten,“ bekannte sie. „Ich freue mich nur, daß ich dein Vertrauen nicht getäuscht habe. Es ist genau so gewesen, wie du angabst. Fritz Stumpe hatte mir, ehe ich dir schrieb, gesagt, daß er am nächsten Dienstage eine lange Geschäftsreise in entlegene Länder anzutreten habe Er beschwor mich — du hast keine Ahnung von der Beredsamkeit eines Verliebten, Bernhard — er beschwor mich, ihn zu begleiten, und versprach mir den Staat und die Bequemlichkeiten einer Fürstin. Und daß ich's nicht vergesse: er versprach mir auch, mich in England zu seiner Frau zu machen, wo dies nicht die geringsten Schwierigkeiten habe, wo man darum bei einem Staatsgeistlichen nur ein Viertelstündchen zu verlieren brauche . . . Ich sollte nach Brüssel vorausreisen, um Aufsehen zu vermeiden; dort wollte er mich treffen. Dies hätte mich stutzig machen sollen; doch war ich keines klaren Denkens fähig. Ich hatte dich wiedergesehen — verzeih', daß ich meine Thorheit erwähne — und in jener Nacht, in jener seligen halben Stunde, die ich an deinem Arme hing, ward ich dessen inne, was seit meinen Mädchenjahren schon in mir schlummerte. Seitdem war ich wie im Taumel . . . Jener drängte sich an mich und bot meiner Eitelkeit Genüge; zu dir zog mich's, mich selbst, mit einer Stärke, gegen die kein Ankämpfen war . . . du solltest entscheiden: das war der Entschluß, den mir die Hoffnung eingab, die närrische Hoffnung, daß, wenn das Eisen den Magnet suche, auch der Magnet nach dem Eisen sich sehnen müsse. Dann, als die Entscheidung gegen mich ausschlug — damals, aus dem Restaurant in der Königgrätzer Straße, ging ich gradeswegs zu Fritz Stumpe und sagte ihm: ich will dein sein; nur rasch fort, eh' ich es leid werde. Er fragte nicht, was mich so plötzlich in seine Arme werfe; er hütete sich, mich durch den Versuch einer Liebkosung scheu zu machen. O, er ist klug in allem Schlechten, dieser Räuber, dieser —“

Sie fuhr empor und ging einigemale im Zimmer hin und her, finstern Blickes, die Lippen zusammengekniffen. Dann blieb sie hinter Bernhard stehen und fuhr fort: „In Brüssel glaubte er das Fischlein im Garn zu haben. Ich war geflohen, ich hatte mich kompromittiert; sein Geld steckte in den Roben, in dem Berg von Modewaren, der vor seiner Ankunft schon in meinem Hotelzimmer aufgestapelt lag. Denn während ich wartete, wußte ich Närrin nichts Besseres zu thun, als mich auszustatten; ich wollte für das gebrachte Opfer auch etwas haben, etwas Greifbares. In Seide ging ich aus, mit schwerer Schleppe die Straßen fegend, mir einbildend, für eine große Dame gehalten zu werden, — bis ich angeredet wurde, zweimal, dreimal, und einsah, daß mein Putz mich erniedrigte, statt mich zu erhöhen . . . Dann erschien er, mit abrasiertem Schnurr-

bart, kurz geschnittenem Haupthaar, der neuesten Mode gemäß, wie er angab, und holte mich in einen andern Gasthof, wo er mich Madame titulieren ließ. Es war ein altes, schäbiges Haus, an einer engen, stillen Straße, mit niedrigen Zimmern, deren getünchte Balkendecken schwer herabhingen, und verschlissenen Möbeln. Noch immer schöpfte ich keinen Argwohn; ich hatte genug zu thun, mich seiner Zudringlichkeiten zu erwehren, die ich nicht eher zu dulden gesonnen war, bis er alle seine Versprechungen eingelöst hatte — alle. Es war ein harter Kampf zwischen uns, von seiner Seite mit steigender Erbitterung geführt, von der meinigen mit wachsendem Widerwillen gegen den Menschen, dem ich mich verkauft hatte und dessen gemeine Natur stündlich mehr den dünnen Bildungsfirnis durchbrach, der darauf lag. Schon in Brüssel wollte ich heimlich von ihm entweichen; er aber mußte wohl mein Vorhaben erraten haben, denn er bewachte mich Tag und Nacht. — Wir fuhren nach Paris. Dort endlich, nach einem Auftritte, während dessen er mich genötigt hatte, mit Aufwand aller meiner Kräfte meine Ehre zu verteidigen — dort endlich warf er die letzte Maske ab. Ich erfuhr, mit wem ich reiste. „Sträube dich nicht länger, du bist mir doch verfallen," höhnte er mich. Da schlug ich Lärm; ich wollte meine Freiheit. Aber ich verstand die Sprache nicht; und wenn ich ihrer auch mächtig gewesen wäre, ich würde doch mein Schicksal schwerlich haben verbessern können. Die Polizei wurde herbeigerufen. Stumpe, der sich jetzt plötzlich Gabillon nannte, erklärte — nicht unterlassend, mir seine Aussage zu verdolmetschen — ich sei eine Dirne, die er gehalten habe und deren er überdrüssig geworden sei. Er verlangte seine Geschenke zurück und das Geld, das ich bei mir trug. Und ich, um nur loszukommen, willigte in alles. Meine eigenen Habseligkeiten zurücklassend, in dem Anzuge, worin ich aus Berlin geflohen war, pfenniglos, an nichts denkend, als den Blicken der Gaffer zu entgehen, gewann ich die Straße und versuchte, mich in der Menge zu verlieren."

Bernhard wandte sich um zu ihr. „Arme Johanne!" sagte er, ihr Auge suchend. „Ich habe dir Unrecht gethan in meinen Gedanken; verzeih' mir!"

Sie aber vermied seinen Blick. „Du hörst mich und glaubst mir," erwiderte sie schmerzlich. „Doch du bist nur ein Einziger. Den andern, denen mein Abenteuer zu Ohren kommt — in meinen Kreisen in Berlin wird es längst ruchbar sein — den andern bin ich eine Dirne, die der gesättigte Liebhaber von sich abgeschüttelt hat, — genau dasjenige, als was ich von ihm in Paris gebrandmarkt worden bin. Ich kann nicht jedem Zischler meine Geschichte erzählen wie dir, und wenn ich es könnte — helfen würd' es mir doch nicht. Mein guter Ruf ist dahin; das ist die Thatsache, mit der ich mich noch nicht abfinden kann, wahrscheinlich nie abfinden werde."

Und nun wurde sie von der vollen Empfindung ihrer schrecklichen Lage überwältigt. „O Bernhard!" rief sie aus. „Als eine Geächtete umhergehen zu müssen, gemieden von allen, die noch etwas auf sich halten — es ist schwer. Und ich ertrag' es nicht!"

Sie warf sich vor dem Bette nieder und barg das Gesicht in ihren Armen. Bernhard trat zu ihr und legte leicht die Hand auf ihr Haar. „Fasse dich,“ sagte er weich. „Es thut mir weh, dich so leiden zu sehen. Dein Fall ist nicht so verzweifelt, wie du ihn ansiehst. — Komm', erhebe dich; erzähle mir, wie du dich nach Hause gerettet hast.“

Langsam richtete Johanne sich auf. Immer noch auf den Knieen, sah sie forschend zu dem Tröster empor. „Narre mich nicht mit Hoffnung,“ bat sie. „Zeige mir keinen Stern, der erlischt, sobald ich wieder allein mit meinen Gedanken bin!“

Bernhard hob sie vollends auf und führte sie sanft zu ihrem Stuhle. Verwundert über seine milde Güte, bequemte sie sich dazu, niederzusitzen.

„Davon nachher,“ sagte er. „Zuerst führe deinen Bericht zu Ende.“

VI.

„Frei also war ich,“ begann Johanne wieder, nach kurzem Besinnen. „Ganz Paris lag vor mir als Zufluchtsstätte, eine Stadt, die gewiß reich ist an guten Christen, an mitleidigen Herzen. — Aber wie sie finden? — Schon war es Abend und die Nacht nahe. Wer gewährte mir Obdach? — Kein einziges von diesen tausenden von Häusern stand mir offen, mir, der Unbekannten, der Mittellosen! Noch ein paar Stunden später, und man würde mich von der Straße lesen und mich als Auswurf bei Seite schaffen. Kaltes Grauen ergriff mich. Es war mir, als ob sich jetzt schon unsaubere Hände nach mir ausstreckten; verstört blickte ich hinter mich. Da entdeckte ich in der Ferne Fritz Stumpe. Er folgte mir, wachsam, geduldig, mit der zähen Hartnäckigkeit eines Wolfes, der da weiß, daß ihm sein ermüdetes Opfer, jedes Auswegs beraubt, schließlich doch zur Beute fallen muß. Ich aber raffte meine Kraft zusammen. Kreuz und quer rannte ich, ihm zu entwischen. Nicht einmal die Zeit, umzublicken, gönnte ich mir. Endlich glaubte ich, seiner ledig zu sein. Erschöpft schlüpfte ich in einen Thorweg, dessen Dunkelheit mich anzog. Dort wollte ich in einem Winkel niederkauern und warten, bis es wieder Tag ward . . . Ich hatte die Gewandtheit meines Verfolgers unterschätzt. Plötzlich erschien er im Eingang und lehnte sich an den Pfeiler, mit übereinander geschlagenen Armen. „Es nützt dir alles nichts, Hanni,“ sprach er zu mir hinein. „Du bist verloren, wenn ich meine Hand von dir abziehe. Mache dir keine Illusionen über deine Lage. Paris bei Nacht ist ein unerbittlicher Zerstörer hilfloser Unschuld. Verharrst du in deinem albernen Widerstande, dann wird dein Los hundertmal schlimmer sein, als ich es dir biete. Bilde dir doch nicht ein, daß du auf der schiefen Ebene, die du freiwillig betreten hast, jetzt noch anhalten und umkehren kannst. Du liebst einen andern, der dich verschmäht. Von Anfang an hat dich nichts an mich geknüpft als die Eitelkeit. Meiner Börse bist du gefolgt. Nun wohl: was verschlägt es dir, woher ihr Inhalt stammt? — Ich bin nun einmal vernarrt in dich — trotz allem. Sei mein; wir wollen ein lustiges Leben führen! — Dort nähert sich ein Fiaker; komm, Schätzchen, ergieb dich!“

„Der Schändliche hatte Recht: schon zu schuldig war ich geworden. Die Augen schließen und weiter dem Abgrunde zu: das schien meine einzige Rettung vor Hunger und Not . . . Dennoch: lieber untergehen! — Ich raffte mich auf und rannte aus meinem Versteck dem Ausgange zu. Stumpe versuchte, mich zu halten; ich stieß ihn zur Seite. Auf's neue begann die Jagd, jetzt aber unter Umständen, die mir verhängnisvoll werden mußten, wenn nicht ein Wunder geschah. Das Revier, worin wir uns befanden, war fast leer von Menschen; mit Leichtigkeit konnte mein Verfolger mir auf der Spur bleiben. Und dann: meine Kräfte fingen an, mir zu versagen; ich fühlte es: noch fünf Minuten und ich brach zusammen . . . Schon kam er an meine Seite: „Ein Stadtsergeant ist hinter uns her, Hanni; nimm meinen Arm, wenn du nicht verhaftet werden willst!"

„Da, in diesem Augenblick der höchsten Not, fiel mein ängstlich umherirrender Blick auf einen erleuchteten Bäckerladen gerade vor mir. An dem breiten Fenster las ich den Namen Splittgerber. Das muß ein Deutscher sein, ein Landsmann! durchzuckte es mich. Und nichts weiter bedenkend, eilte ich hinüber, riß die Thüre auf, sah einen mehlbestäubten Mann hinten im Laden, flog auf ihn zu und klammerte mich an ihn. „Retten Sie mich, mein Herr!" konnte ich noch hervorbringen; dann sank ich ohnmächtig zu Boden. —

„Leicht werden die Menschen in der Fremde hartherzig. Dieser Bäcker war es nicht. Er hieß mich nicht meiner Wege gehen, als ich wieder zu mir gekommen war. Er hatte seine Frau herbeigerufen. „Führ' das Fräulein in die Kammer, Grete," sagte er zu ihr. „Sie scheint guter Leute Kind zu sein. Laß dir erzählen, was ihr zugestoßen ist. Irgend etwas ist nicht richtig, mein' ich."

„Wie der Mann, so war auch die Frau — gut und teilnahmsvoll. Es wurde mir nicht schwer, mich ihr rückhaltslos anzuvertrauen. Nicht ein Wort des Vorwurfs hatte sie für mich. „Sie sollen nicht untergehen, wenn wir helfen können" — das war alles, was sie sagte, als ich mit meiner traurigen Geschichte fertig war. Dann konferierte sie mit ihrem Mann und kam wieder: „Wir haben ein Kämmerchen für Sie, Fräulein. Ich will Sie hinaufführen; Sie bedürfen der Ruhe. Morgen früh, wenn Sie frisch sind, reden wir weiter miteinander."

„Ich fiel schluchzend ihr um den Hals. O Bernhard — wie mir zu Mute war, ich kann's kaum sagen. Der Sumpf, worin ich zu versinken drohte, lag hinter mir. Ich befand mich wieder unter ehrlichen Leuten, in einer reinen Atmosphäre. An nichts Anderes dachte ich . . .

„Wenig bleibt mir noch hinzuzufügen. Am nächsten Morgen ging Splittgerber mit mir zur deutschen Botschaft. „Der Bankdieb muß gefaßt werden," meinte er. Aber Fritz Stumpe war zu schlau. Als der Verhaftsbefehl gegen ihn erwirkt worden war, fand sich, daß er das Hotel verlassen hatte. Meine Sachen erhielt ich wieder. Der Bäcker und seine Frau nahmen als selbstverständlich an, daß ich baldmöglichst in die Heimat zurückzukehren wünschte, wohin mir wahrlich der Sinn nicht stand. Nur ein Wort der Einladung und ich wäre geblieben — für jedermann verschollen. In Frankreich wär' ich vielleicht meines Lebens

wieder froh geworden mit der Zeit. Aber ich mußte mich hinwegsenden lassen und noch dankbar sein, daß mir die Reise bezahlt wurde. — Da bin ich nun, eine Last für Tante Taube, mir selbst zuwider, aus Scham die Menschen meidend — ein wundkrankes Tier, das sich verkrochen hat, um in Verborgenheit zu sterben."

„Arme Johanne!" — Unwillkürlich kam dieser Ausruf wieder von Bernhards Lippen. Dann sagte er nachdenklich: „Ich verstehe dich so gut. Du hast die Achtung vor dir selbst verloren; findest du sie nicht wieder, so ist dir weder zu raten noch zu helfen."

„Mir ist weder zu raten noch zu helfen," wiederholte Johanne.

Bernhard sah ihr mit einem Ausdruck in die Augen, der sie erbeben machte. „Doch, doch," erwiderte er. „Ich weiß ein Mittel. Wenn ich dir die Hand reichte und dir sagte: sei die meine — vor aller Welt meine Braut — würdest du da nicht wieder an deinen Wert glauben? Und wer könnte dir etwas anhaben, wenn ich mit meiner Ehre die deinige decke?"

Johanne faßte nach der Brust; ihr war, als ob das Herz ihr stockte. „Du, Bernhard, du wolltest —" Dann hastig, aufgeregt: „Nein, nein — es kann nicht sein — dein Edelmut reißt dich hin — du bedenkst nicht, wer ich bin, was ich bin gegen dich — O Gott, nein — allein die Vorstellung — alles Blut drängt sich mir in den Schläfen zusammen —"

Sie preßte die Hände gegen den Kopf, wie um sich zu besinnen.

Schon stand Bernhard neben ihr und beugte sich nieder. „Du sollst leben und glücklich sein," sagte er erregt.

Langsam ließ sie die Hände herabgleiten. „Aber du liebst mich ja nicht, Bernhard," wandte sie zaghaft ein.

„Wer sagt dir das? — Seit ich in dir gelesen habe, wie selten ein Mensch im andern liest — seit ich dich durch Leiden gereinigt sehe — Johanne, liebe Johanne, es ist mir heiliger Ernst: dich begehre ich zum Weibe aus meines Herzens Grunde."

Johanne bot ihm die Lippen dar und bat: „Entsündige mich durch deinen Kuß!"

Dann schloß sie die Augen und sagte wie im Traum: „Rein, wieder rein! Wie wird es so still und friedlich in mir! Eben noch ein tosendes Meer, an allem fressend, was es erreichen konnte; jetzt ein ruhiger, blanker See, worin sich das Abendrot spiegelt. Ich danke dir, Bernhard! Dieser Augenblick der Seligkeit ist nicht zu teuer erkauft!"

Von draußen, von der Treppe her, klang der Tritt von Frau Taube.

„Man scheucht uns auseinander," sagte Johanne erschauernd.

„Nicht auf lange," tröstete Bernhard. „Morgen früh hole ich dich zu meinen Eltern. Sie sollen dich zu sich nehmen, bis ich aus ihren Händen dich empfangen kann und in unsere Mansarde führen."

Johanne nickte, im Sinnen verloren. „Ja — deine Eltern . . . Sie wissen nichts, es ist wahr. Versprich mir, Bernhard, daß du immer stumm sein wirst gegen sie über alles, was mich in ihren Augen herabsetzen müßte!"

Der Eintritt von Frau Taube verhinderte Bernhard, zu antworten. „Nehmen Sie es nicht übel, daß ich störe, junger Herr Winkler,“ sagte sie mit unangenehmer Betonung. „Aber es will mir scheinen, als ob Ihr merkwürdiger Besuch nachgerade lange genug gedauert hätte.“

Inzwischen hatte sie prüfend das Paar betrachtet. „Ist wohl eine angenehme Unterhaltung zwischen euch gewesen,“ meinte sie. „Siehst aus, Hannchen, als wenn dir der Himmel wieder voller Geigen hinge. Ich hab es ja immer gesagt: junges Blut ist rasch getröstet.“

„Ich habe mich soeben mit Johanne verlobt,“ eröffnete ihr Bernhard.

Frau Taube sah ihn ungläubig an. „Sie — mit der Johanne Lorenz? Ja, wenn es wirklich so ist, Sie müssen ja wissen, was Sie verantworten können, junger Herr Winkler.“

„Hast du keinen Glückwunsch für mich, Tante?“ fragte Johanne mit schmerzlichem Lächeln.

„Du sollst ihn noch haben, wenn ich mich erst in diese Verlobung gefunden habe. Es giebt Verbindungen, die einem gleich einleuchten, bei denen man sich sofort sagt: das hat der liebe Gott einmal gut gemacht. An andere muß man sich gewöhnen. Wir Menschen sind eben manchmal kurzsichtig. — Und Ihre Eltern, Herr Winkler?“

„O, sie werden meine Wahl schon billigen.“

„Der Vater vielleicht, das glaub' ich. Männer sind tolerant. Aber auch die Mutter? Die will höher hinaus mit ihrem einzigen Sohn, meine ich.“

„Die gute Mutter!“ sagte Bernhard nachdenklich. „Der müßte ich schon eine adelige Millionärin in Engelsgestalt zuführen, um sie zufrieden zu stellen. Aber auch sie wird Johanne als Tochter willkommen heißen.“

Johanne lehnte sich an ihn und barg den Kopf an seiner Brust.

„Ich will dir jetzt Lebewohl sagen, mein Lieb. Bis morgen!“

Er fühlte, daß sie zitterte. „Warte noch; verweile noch ein paar Augenblicke,“ bat sie dringend. „Halt mich ein Weilchen in deinen Armen; es friert mich so . . . Schon ist mir besser, gleich wird's ganz vorüber sein. Es ist nur der Rückschlag von dem Übermaß der Freude, vielleicht auch ein Bangen vor der Zukunft . . . O Bernhard, hast du auch alles bedacht?“

„Alles. Wovor zagst du? Wenn zwei nur in sich einig sind, gewinnen sie die ganze Welt. Gute Nacht, meine teure Braut!“

Es dürstete ihn nach einem Kuß von ihr; sie aber entzog sich ihm. „Nicht heut Abend,“ flehte sie. „Den ersten Kuß der Liebe — gieb ihn mir morgen.“ Dann, ihn mit Ungestüm umarmend, brach sie aus: „Nein — ich habe nichts zu bitten von dir — ich gehöre dir, ich bin dein Geschöpf, — mach' mit mir, was du willst.“

Bernhard jedoch, der Zeugin gedenkend, bezwang sich. Nur Johannens Stirne berührte er mit den Lippen.

„Bis morgen also!“

Er ging, von Frau Taube geleitet. Oben an der Treppe blieb Johanne und sah ihm nach. Schon hatte sie die Hausthür erreicht, als sie seinen Namen rief, ängstlich wie ein Kind, das im Dunkeln allein gelassen werden soll.

„Was wünschest du noch?“ gab er zurück.

„Mußt du wirklich von mir gehen?“ klagte sie. „So lang ich dich sehe, scheint mir das Unglaublichste möglich; doch jetzt schon, da du mich noch nicht ganz verlassen hast, packt mich der Zweifel. Ich sehe zurück und wieder vorwärts und kann den neuen Faden mit dem alten nicht verknüpfen . . . Bernhard, bleibe bei mir, ich fürchte mich!“

Unwillig fiel Frau Taube ein: „Schäme dich, Kind! Wie kann ein ehrbares Mädchen sich soweit vergessen, den Bräutigam zur Nacht zu laden?“

Johanne schrie auf und verschwand. Man hörte unten, wie sie ihre Thür zuschlug und den Riegel vorschob.

Es war Bernhard, als ob eine schreiende Dissonanz sein Inneres zerrisse. Mit diesem Eindruck schied er von der Schwelle des Hauses.

VII.

Ein schneidend kalter Wind strich durch die Straßen. So rasch Bernhard auch ausschritt, nach einigen Minuten verspürte er doch ein unbehagliches Frösteln. Nur sein Kopf glühte noch eine Weile weiter, rastlos die Illusionen in sich umherjagend, die in verhängnisvoller Stunde darin Eingang gefunden. Bald aber wurde es ruhiger darin; der übertölpelte Verstand ermannte sich und begann den Feldzug gegen die Eindringlinge Großmut und Sinnlichkeit. Und noch hatte Bernhard sein elterliches Haus nicht erreicht, als ihn schon unheimlich der Verdacht beschlich, daß er sich zu einem dummen Streiche habe hinreißen lassen.

Seine Eltern warteten auf ihn. Schwer gewann er den Mut, ihnen mitzuteilen, daß er als Bräutigam von Johanne Lorenz zurückkehre. Ein betroffenes Stillschweigen erfolgte, das ihn nötigte, seinen Schritt zu rechtfertigen. Und da er seine eigentlichen Beweggründe verschweigen mußte, erging er sich in wortreicher Schilderung der vortrefflichen Eigenschaften seiner Erkorenen.

Als er ausgeredet hatte, sagte Frau Winkler kopfschüttelnd: „Es ist etwas in dieser überhasteten Verlobung — irgend ein Umstand, der das Licht scheut. Nimm es mir nicht übel, Bernhard, wenn ich auf sonderbare Gedanken komme.“

„Auf welche Gedanken?“ brauste Bernhard auf.

Da sie verlegen schwieg, nahm der Vater das Wort. „Ich will dir sagen, was Mutter meint. Sie vermutet, wie auch ich, daß du das Mädchen verführt habest und dich jetzt, der eingetretenen Folgen wegen, in der Lage befindest, sie heiraten zu müssen.“

Bernhard war wie vom Donner gerührt.

„Vater, Mutter!“ rief er entrüstet. „So etwas könnt ihr von eurem Sohne denken?“

„Nun, ich verdamme dich nicht gerade darum,“ sagte der alte Winkler, an seiner Meinung festhaltend. „Das heiße Jugendblut ist eine Macht, der schon

viele erlegen sind. Nur wer selbst nie in Versuchung gekommen ist, wird diese Fälle mit Härte beurteilen. Aber ich bedauere dich. Es wäre besser gewesen, du hättest dich mir vorher offenbart und meinen Rat eingeholt. Vielleicht indessen läßt sich diese Angelegenheit auch jetzt noch in anderer Weise erledigen. Ich denke, Johanne Lorenz wird mit sich reden lassen. Du thust am besten, morgen früh nach Berlin zurückzureisen und mir die Entwirrung der Sache in deinem Interesse zu überlassen."

„Mach es so; es ist das Richtige," stimmte Frau Winkler ein.

„Aber ihr seid ganz und gar im Irrtum," rief Bernhard in heller Verzweiflung. „Euer kränkender Verdacht ist ohne den Schatten eines Grundes!"

„Desto besser," versetzte Vater Winkler, noch immer ungläubig. „Nur ist dann deine Reise hierher, dein geheimnisvoller Besuch im Hause der Frau Taube und das überraschende Ergebnis desselben erst recht ein unlösbares Rätsel."

„Ist denn nicht die Liebe der Schlüssel dazu?" fragte Bernhard, in die Enge getrieben.

„Die Liebe? Das würde sie allerdings sein können, wie sie ja vieles sonst Unbegreifliche erklärt. Nur bist du, nach deiner eigenen emphatischen Äußerung, nicht gekommen, um Johanne Winkler einen Heiratsantrag zu machen."

„Was habt ihr denn gegen sie?" lenkte Bernhard ab. „Es kann doch nicht ihre soziale Stellung sein, die sie, nach eurer Ansicht, zu einer Lebensgefährtin für mich untauglich macht?"

Die Eltern schwiegen eine Weile, dann sagte die Mutter bekümmert: „Ein Dämon hat Gewalt über dich erhalten. Du siehst jetzt mit Augen, die nicht deine natürlichen Augen sind. Es wäre nutzlos, mit dir das Bedenkliche dieser Verbindung zu erörtern, so lange du dich, wie gegenwärtig, in einem überspannten Zustande befindest. Aber die Besonnenheit wird dir zurückkehren, eher als du denkst. Ich kenne dich, Bernhard, besser vielleicht als du selbst. Bin ich nicht deine Mutter?"

Sie trat zu ihm und streichelte ihn zärtlich, wie sie ehemals zu thun pflegte, wenn etwas auf seinem Gemüt lastete, das sie nicht verstand. Und der Sohn ergriff stumm die Hand seiner ältesten, besten Freundin und küßte sie. Wie sehr die Mutter recht hatte — er wußte es nur zu gut.

Vater Winkler lenkte das Gespräch auf ein anderes Thema. Von Bernhards Leben in Berlin wünschte er zu hören, von seinen Erfolgen, seinen Arbeiten, seinen Bekannten. Darüber pflegte Bernhard sonst sehr beredt zu sein; diesmal jedoch fielen seine Mitteilungen ungemein dürftig aus. Die Flasche Oppenheimer Goldberg, die Winkler als Nachttrunk hatte aufsetzen lassen, blieb unberührt; Bernhard erklärte bald, daß er müde sei, und bat um die Erlaubnis, sich zurückziehen zu dürfen.

Die Mutter geleitete ihn auf sein Zimmer; es that ihr herzlich leid, daß sie dem geliebten Sohne hatte Schmerz bereiten müssen. „Es wird noch alles gut werden," tröstete sie ihn bei der letzten Umarmung.

„Das hoffe ich auch," erwiderte Bernhard trübe.

Noch lange fand er keinen Schlaf. Wie sich auch seine Gedanken drehen und winden mochten: über die Thatsache, daß er sich als Ehrenmann an Johanne gebunden hatte, war nicht hinwegzukommen. Und dabei mußte es verbleiben. Eine Künstlerehe mit dem gewöhnlichen klaffenden Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit! Die Harmonie der Sphären, gedämpft durch das Rasseln der Kochtöpfe! Resigniert wickelte Bernhard sich endlich in seine Decke und zog das Federbett über das Kinn. Verhängnis, nimm deinen Lauf! dachte er und beugte sich vor dem Schicksal.

Da erst verfiel er in Schlaf. Als er, spät am Morgen, unter dem Eindruck, gerufen worden zu sein, erwachte, stand sein Vater vor dem Bett.

„Kleide dich schnell an und lauf hinüber zu Frau Taube," sagte er mit einem Ernst, der nichts Gutes verhieß. Zögernd fügte er hinzu: „Es ist Johanne über Nacht etwas zugestoßen."

Erschrocken sprang Bernhard aus dem Bett. „Was ist es? Ist sie krank geworden — sehr krank? Mein Gott, Vater, so rede doch!"

Winkler jedoch machte ein abwehrendes Zeichen. In sich verschlossen haltend, was er wußte, verließ er schweigend das Zimmer.

Im Nu war Bernhard in den Kleidern. Er rannte hinab in das Wohnzimmer, die Mutter suchend. Von ihr würde er näheres erfahren, meinte er. Doch Frau Winkler hielt sich vor ihm verborgen, und auch sein Vater ließ sich nicht wieder sehen.

Eine Bangigkeit im Herzen, die ihn zu keiner Überlegung kommen ließ, stürzte Bernhard auf die Straße. Halb laufend hatte er in wenigen Minuten das Häuschen der Frau Taube erreicht. Sie trat ihm entgegen, als er in die offene Thüre hineinrannte.

„Nicht so stürmisch, junger Herr Winkler," empfing sie ihn mit erhobenen Händen. „Das Liebchen kann Ihnen nicht entwischen."

Befremdet starrte Bernhard sie an.

„Wo ist Johanne?" schrie er.

„Oben in ihrer Stube; den Weg kennen Sie ja. — Gehen Sie nur hinauf — frei und offen! Zu schleichen brauchen Sie nicht wie gestern Abend, und eines Riegels hat es keine Not mehr."

Eine Ahnung des Geschehenen durchzuckte Bernhard. Ohne eine weitere Frage zu thun, wankte er nach oben.

Auch dort stand die Thüre offen. Angekleidet, wie er sie gestern verlassen, lag Johanne auf ihrem Bett wie eine Schlummernde, die Hände auf der Brust gefaltet — ein Bild des seligsten Friedens.

Auf den Zehenspitzen schlich Bernhard heran, als ob er sich fürchtete sie zu wecken.

Lange, ohne sich zu regen, stand er vor der Entseelten. Zwischen Vorhang und Fensterrahmen drangen die Sonnenstrahlen herein und spielten in einem schmalen Streifen über Johannens Haar hin, daß es goldig glitzerte. Aus der Ecke neben der Thür klang der gedämpfte Schlag eines Kanarienvogels aus verhängtem Käfig.

Nein, schrecklich war der Tod nicht!

Bernhard wagte nicht, die Leiche zu berühren. Thränen rannen über seine Wangen; er ließ sie still fließen. Nur einmal bewegten sich seine Lippen. „Arme Johanne!“ — das war der Seufzer, den er der befreiten Seele nachsandte.

Wie im Traume begab er sich wieder hinab, in das Wohnzimmer, wo Frau Taube seine Rückkehr erwartet hatte. Er ließ sich auf einen Stuhl nieder, stützte die Ellenbogen auf die Kniee und begrub das Gesicht in den Händen, ohne ein Wort zu sprechen.

Eine Weile betrachtete ihn Frau Taube mit finsteren Mienen. „Wie nun, junger Herr?“ hub sie endlich an. „Gefällt Ihnen das Bräutchen noch? — Das ist eine kurze Freude gewesen. Aber ich hab' mir's gleich gedacht gestern Abend, daß aus dieser gewaltsamen Verlobung nichts Gutes kommen würde. Wären Sie doch in Berlin geblieben! Die Johanne hätte sich doch schließlich gefunden, — ich weiß freilich nicht, worin. Das arme junge Blut! Zum Sterben wenigstens wär's nicht mit ihr gekommen, das geht schon aus dem Briefchen hervor, das sie hinterlassen hat.

Bernhard fuhr empor. „Es ist an mich, nicht wahr?“

„Nur ein Zettel ist's, ohne Aufschrift. Aber er wird bei Ihnen wohl an den Richtigen kommen.“

Sie holte ein Blättchen aus der Tasche und überreichte es Bernhard. Es enthielt nur wenige Worte, mit Bleistift geschrieben. Er las: „Ich will dein Unglück nicht, deshalb gehe ich. Traure nicht um mich; aus reiner Höhe schwing ich mich hinüber. Dank sei dir dafür! In deiner Liebe ruhe ich aus von allem Irrtum — für ewig.“

Lange saß er schweigend, das Blatt in der herabgesunkenen Hand haltend. Endlich sagte er leise und schmerzlich: „Sie dachte größer als ich. Im Tode hat sie mich beschämt. O ich Armseliger!“

Dann fragte er schaudernd: „Wie hat sie sich getötet?“

Frau Taube trat dicht an ihn heran und flüsterte: „Eine lange Nadel hat sie sich mitten ins Herz gestoßen; nur ein einziger Tropfen Blut stand um die Wunde. Das aber brauchen die Leute nicht zu wissen; der Arzt will dafür sorgen, daß die Wenigen, welche die Wahrheit erfahren müssen, reinen Mund halten. Es soll heißen, ein Herzschlag habe sie hingerafft.“

Langsam erhob sich Bernhard. „Daß mir niemand die Tote berührt! — Wenn es dunkel geworden ist, schleich' ich mich wieder zum Liebchen. Die nächste Nacht soll sie mir gehören, mir allein.“

Verwundert sah Frau Taube ihm nach. „Das begreife nun einer!“ sagte sie. „Was mich betrifft, ich kann's nicht! Und erklärt wird mir's auch nicht werden, das merk' ich schon.“ —

Bernhards Mutter hatte nach ihm ausgesehen und öffnete ihm die Hausthür. Sie schloß ihn in die Arme: „Dies ist schrecklich! — Es ist mir, als ob ich die Schuld an dieser unseligen That mittrüge. Ich kann es nicht verwinden, daß ich mich gestern Abend so über das Mädchen ausgesprochen habe.“

„Nein, nein, Mutter," versetzte Bernhard. „Spare dir jeden Vorwurf. Niemand kann für das Geschehene verantwortlich gemacht werden. Es stand in den Sternen geschrieben."

Frau Winkler führte ihn in das Wohnzimmer. „Lüfte für uns den Schleier, der über den Ereignissen der letzten vierundzwanzig Stunden liegt," bat sie.

„Jetzt sollt ihr alles erfahren," erklärte Bernhard.

Und seinen Eltern gegenüber sitzend, erzählte er Johannens Geschichte. Er begann bei jener nächtlichen Begegnung in der Friedrichstraße und ließ nichts aus, dessen er sich erinnerte; auch verschwieg er nicht, welche verschiedenartige Eindrücke sich am gestrigen Abend vereinigt hatten, um ihn zu dem Verlöbnis hinzureißen, welches die Katastrophe zum Ausbruch brachte.

„Johannens Liebe zu mir ist ihr Unglück gewesen," schloß er. „Als ich glaubte, sie erwidern zu können, war es zu spät. Und um mir zu beweisen, daß sie meiner wert war, mußte sie sterben."

Vater Winkler nickte nachdenklich.

„Arme Johanne!" lautete das Urteil, welches er in der Sache fällte. Weiter wußte er nichts zu sagen.

Ein antiker Freidenker.

Von

Ludwig Büchner.

Das Freidenkertum ist keine Erfindung der Neuzeit, wie vielleicht mancher denken mag; es ist so alt wie das menschliche Denken überhaupt und schon in der ältesten griechischen Philosophie in sehr entschiedener Weise vertreten gewesen Allerdings besteht zwischen heute und ehemals in dieser Beziehung insofern ein großer Unterschied, als sich die Freidenker früherer Zeiten lediglich von Logik und Theorie oder von dem gesunden Menschenverstand leiten ließen, während das Freidenkertum der Gegenwart sich auf die Resultate der inzwischen weit vorangeschrittenen menschlichen Wissenschaft stützt oder doch stützen zu dürfen glaubt. Daher wird es wohl erlaubt sein, aus den Nicht-Erfolgen des älteren Freidenkertums der religiösen Weltanschauung gegenüber den Schluß zu ziehen, daß die bloße Logik oder die Anwendung des gesunden Menschenverstandes nicht hinreicht, um demselben den Sieg zu verschaffen. Logisches Denken ist bekanntlich nicht jedermann's Sache, und die große Masse läßt sich in ihren philosophischen Anschauungen viel lieber und leichter von feststehenden Dogmen oder Glaubenssätzen lenken und leiten als von logischen Erörterungen, deren Prüfung oder deren Annahme eignes Nachdenken erfordert. Um so merkwürdiger mag es erscheinen, daß diese Trägheit des Intellekts schon vor Jahrtausenden von einzelnen Männern bis zu einem Grade besiegt werden konnte, welcher geeignet ist, unsere höchste Be-

wunderung zu erregen, und daß diese Männer durch bloße Anwendung logischer Prinzipien oder theoretischer Betrachtungen zu Denk-Resultaten gelangen konnten, welche sich zum Teil beinahe vollständig mit den Resultaten unsrer so weit vorangeschrittenen Wissenschaften decken. Wir begegnen dabei gradezu wunderbaren Vor-Ahnungen einzelner dieser Resultate, welche, wie bekannt, nur auf den schwierigsten Wegen erfahrungsmäßiger Forschung nach und nach erlangt werden konnten.

Unter den Männern, welche hier genannt zu werden verdienen, ragen vor allen andern der griechische Philosoph Epikur und sein genialer Schüler und Nachfolger, der Römer Lukretius Carus, hervor. Beide Männer können aber im Grunde nur als Einer betrachtet werden, da sie in ihren Grundanschauungen vollkommen übereinstimmen, und da Lukretius eigentlich nur als ein Verkündiger der Grundsätze seines Meisters in hochpoetischer Form erscheint.

Epikur wurde geboren im Jahre 342 vor Chr. in einer attischen Gemeinde und las schon mit vierzehn Jahren in der Schule Hesiods Kosmogenie oder Weltentstehungs-Lehre. Er studierte hauptsächlich seinen Vorgänger Demokrit und dessen berühmte Atomen-Theorie, welche er zu seiner eignen machte, und welche in ihren wesentlichen Grundzügen bis auf den heutigen Tag gültig ist. Sie rührt eigentlich von einem noch älteren Philosophen (Leukipp oder Leukippos) her. In dem von ihm gekauften Garten in Athen lebte Epikur mit seinen Schülern und Anhängern wie in einer großen Familie, und das ganze Altertum kennt kein Beispiel eines schöneren und reineren Zusammenlebens als das des Epikur und seiner Schule. Das Ideal und letzte Ziel seiner Philosophie war ein glückliches, schmerzloses Dasein neben Befreiung der menschlichen Seele von thörichtem und ihre Ruhe erschütterndem Aberglauben. Dasselbe Ziel verfolgte auch die ganze Schule, welche ein großer Freundschaftsbund war, gestützt auf das vollkommenste gegenseitige Vertrauen. Dennoch sind die Schule und ihr Stifter später Gegenstand der abscheulichsten und unwahrsten Verleumdungen geworden. Man warf ihnen, auf die bekannte und noch heute übliche Verwechslung des Materialismus der Wissenschaft mit dem Materialismus des Lebens gestützt, die schändlichsten Ausschweifungen vor, aber ohne irgendwie Thatsachen dafür anführen zu können. Im Gegenteil ist erwiesen, daß sich Epikur's Leben durch große sittliche Reinheit auszeichnete, und daß er das geistige Vergnügen dem sinnlichen vorzog. Er starb in einem Alter von 72 Jahren, und seine Schüler ehrten sein Andenken dadurch, daß sie sich in dem von Epikur ihnen geschenkten Garten am zwanzigsten jedes Monats zu einem fröhlichen Symposium versammelten, zu dessen Feier der Meister eine Geldsumme ausgesetzt hatte.

Epikur soll dreihundert Bücher geschrieben haben, von denen indessen nur Auszüge auf uns gekommen sind. Die wichtigste Quelle für seine Philosophie ist das berühmte Lehrgedicht des Lukretius Carus: De rerum natura (Über die Natur der Dinge) in sechs Gesängen, welches vielleicht nur eine Überarbeitung einer Schrift Epikurs mit gleichem Titel ist. Lukrez selbst giebt sich überall nur als ein Schüler seines vielbewunderten Meisters.

Lukretius Carus wurde geboren im Jahre 98 vor Chr. und endete angeblich im 44. Lebensjahre durch Selbstmord. Sein herrliches Gedicht hat mächtig für die Ausbreitung der Epikuräischen Philosophie unter den Römern gewirkt, welche überhaupt von den philosophischen Systemen der Griechen fast nur zwei angenommen hatten, das stoische und das epikuräische. Viele ihrer bedeutendsten Geister hingen den Lehren Epikur's an, unter andern der große Dichter Horaz, welcher sich selbst in einer seiner Oden sarkastisch rühmt, ein „Schwein von der Herde Epikurs" zu sein. Dagegen gehörte Cicero zu den entschiedensten Gegnern des Systems. Von den beiden großen Republikanern und Gegnern Cäsars war Brutus Stoiker, Cassius Epikuräer. Ihren Höhepunkt erreichte die Philosophie Epikurs unter der Herrschaft des Kaisers Augustus, und die dessen glänzenden Hof umgebenden heiteren Dichterkreise waren alle von dem Geiste dieser Philosophie berührt und geleitet.

Lukretius Carus selbst war erfüllt von der höchsten, fast abgöttischen Verehrung für seinen großen Meister, indem er ihn vor allen Dingen feierte als entschiedenen Gegner des religiösen Glaubens, welchen letzteren Lukrez als gleichbedeutend mit Aberglauben nimmt und als Vater und Urheber der größten Greuel schildert. Er erläutert diese Beschuldigung zunächst an dem Beispiel der Iphigenia, welche auf den Rat des Sehers Kalchas durch ihren eigenen Vater Agamemnon dem vermeintlichen Zorne der Göttin Artemis geopfert wird, nachdem er den Befreier vom Aberglauben selbst mit den begeisterten Worten angeredet hat:

„Als vor dem menschlichen Blick mißschaffen das Leben verfiechte,
„Niedergedrückt von der ehernen Wucht schwerlastenden Glaubens,
„Welcher vom Himmel herab sein häßliches Antlitz uns zeigte,
„Da erstand ein hellenischer Mann und wagte es mutig,
„Aug' im Auge gebohrt entgegen zu treten dem Unhold.
„Götter und Blitze erschreckten ihn nicht, noch der himmlischen Donner
„Drohender Lärm. Mit verdoppelter Kraft erhob sich sein Geist nur.
„An das verschloss'ne Thor der Natur anpocht er gewaltig;
„Krachend brach es entzwei vor den wuchtigen Schlägen, und weithin
„Über die flammenden Mauern der Welt vordrang er als Sieger,
„Und er durchforschte das All mit dem leuchtenden Auge des Sehers,
„Bracht' uns als Beute zurück das Geheimnis alles Entstehens,
„Jeglicher Kraft anweisend ihr Ziel und Maß und Beschränkung.
„Und so liegt nun im Staub der ehmals allmächtige Glaube
„Kraftlos. Uns aber hebt die Vernunft empor zu den Sternen."

Im Anfang des dritten Gesangs wird Epikur mit den Worten begrüßt:

„Stolz des hellenischen Volks, der im Dunkel des Geistes zuerst du
„Mächtig die Fackel erhobst, mit strahlendem Glanze erhellend,
„Was uns das Leben verschönt: Dir, Herrlicher, folg' ich und setze
„Treulich den Fuß in die Spur, auf der du als Führer vorangingst!
„Und ich erdreiste mich nicht, voran dir zu eilen; dein Jünger
„Will ich nur sein, der liebend dir nachfolgt." — — — — —
„Daß mit der Kraft des Gedankens du so die Natur uns enthüllt hast,
„Füllt mir mit göttlicher Wonne zugleich und mit Schauern die Seele."

Und gegen den Schluß dieses Gesanges heißt es:

„Ja, Epikuros selbst ging sterben am Abend des Lebens,
„Er, der gewaltigste Geist, der je auf Erden gewandelt,
„Der wie die Sonne gestrahlt, daß die kleineren Sterne verblaßten."

Auch die Eingänge zum fünften und sechsten Gesang werden nochmals benutzt, um Epikur als Befreier des Menschengeschlechts und als halben Gott zu feiern:

„Nur um so mehr denn müssen als Gott wir jenen verehren,
„Dessen beglückendes Wort als ein Trost strömt über die Völker,
„Frieden des Geistes noch jetzt ausgießend und Freude am Dasein."

Was nun die von Lukrez vorgetragene Lehre selbst anlangt, so kann man ohne Übertreibung sagen, daß alle Hauptgrundsätze der heutigen materialistischen oder — besser gesagt — monistischen Philosophie bereits in ihr enthalten sind. Im ersten Gesang wird mit klaren Worten die Ewigkeit und Unsterblichkeit oder Unvernichtbarkeit des Stoffs wie der Kraft behauptet und damit die Unmöglichkeit einer Schöpfung aus Nichts dargestellt:

„Erstlich denn steht für uns als oberste Regel der Satz fest:
„Nichts wird je aus dem Nichts erzeugt durch göttliche Schöpfung.
„Denn nur deshalb fesselt die Furcht die Gemüter der Menschen,
„Weil sie Erscheinungen seh'n auf Erden und droben am Himmel,
„Deren bewegende Gründe sie nicht zu durchschauen vermögen.
„Und so wähnen sie denn, dies wirke die göttliche Allmacht."

Und weiter:

„Nichts wird gänzlich zerstört, was wir heute lebendig um uns sehn,
„Neues aus altem erzeugt die Natur, und das Leben der Zukunft
„Blüht in unendlichem Wechsel empor aus dem Grab des Vergang'nen."

Ferner:

„Klar wird draus, daß allem ein nie sich verändernder Urstoff
„Liege zu Grund. Denn wofern auch die Urelemente der Dinge
„Würden vom Wechsel besiegt, dann blieb' unsicher und unstet
„Alles Entstehn und Vergehn, Ziel, Maß und der Kräfte Beschränkung.
„Nie auch könnten alsdann in erneuertem Spiel die Geschlechter
„Sitten und Art und Natur und Gebahren der Ahnen erwerben."

Und endlich:

„Denn es bestehen ja Himmel und Meer und das Land und die Ströme,
„Sonne und Pflanzen und alles, was lebt, aus dem nämlichen Urstoff;
„Nur der verschiedene Grad der verschiedenen Mischung bestimmt sie."

Die Unendlichkeit der Welt oder des Raums wird mit den Worten angedeutet:

„Aber da außer dem All nichts Anderes ist, wie wir wissen,
„Ist kein äußerster Punkt, kein Maß, kein Ende vorhanden.
„Gleichviel bleibt es, wo immer im Raum wir verweilen; es breitet
„Rings von dem Ort, wo wir sind, in unendliche Weiten das All sich."

Bewiesen wird die Unendlichkeit der Welt durch ein sehr naives und dem kindlichen Geiste jener Zeit entsprechendes Gleichnis mit dem Wurfspieß, den man, an dem vermeintlichen Ende der Welt angelangt, in das Leere schleudert und der nur die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten läßt, indem er entweder auf etwas trifft oder aber ohne Aufhören weiter fliegt. In beiden Fällen ist die Endlosigkeit des Raumes bewiesen.

Gegen die teleologische Weltanschauung oder den Zweckbegriff wendet sich Lukrez mit den Worten:

„Denn nicht haben fürwahr sich die Urelemente der Dinge
„Klugen Bedachts in die Ordnung gefügt, drin jedes sich findet,
„Noch durch Satzung bestimmt die Bewegungen unter einander,
„Sondern, da jene unendlich an Zahl und sich ständig verwandelnd
„Werden getrieben durch's All, von unzähligen Stößen erschüttert,
„Kommen sie, jegliche Art der Bewegung und Einung versuchend,
„Endlich dahin, sich zu reih'n zur jetzigen Ordnung des Weltalls."

Hier ist bereits eine deutliche Vorahnung des Kampfes um das Dasein sichtbar, wobei allerdings Lukrez in dem griechischen Philosophen Empedokles, dem Urvater der Darwin'schen Selektions- oder Auswahl-Theorie, einen genialen Vorläufer hatte.

Sehr bemerkenswert ist auch in diesem ersten Gesang ein starker Ausfall gegen die Wort-Philosophie, welche um jene Zeit nicht weniger als heutzutage ihre geschwätzigen Vertreter gehabt haben muß.

„Denn das lieben die Thoren zumeist, und sie preisen's bewundernd,
„Was sich versteckt im tönenden Schwall von verschrobenen Worten.
„Wahrheit finden sie dort, wo ein lieblich Geklingel das Ohr rührt
„Und mit rhetorischer Schminke geschmückt sich brüstet die Rede."

Es ist, mit andern Worten, ganz derselbe Gedanke, welchen Goethe mit seinem berühmten

„Denn eben, wo Begriffe fehlen,
„Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein"

u. s. w. ausdrückt.

Auch die sensualistische Erkenntnistheorie, welche übrigens erst im vierten Gesang eine ausführlichere Begründung findet, wird in diesem Gesang im Gegensatz zu dem dunkeln und mit Worten spielenden Heraklit und seiner Feuertheorie in Schutz genommen.

„Wahrlich, das scheint mir doch Schwindel zu sein und der lautere Wahnsinn.
„Denn wem sollen wir trau'n, was kann es Gewisseres geben
„Außer den Sinnen? Womit soll Wahrheit man scheiden vom Irrtum?"

Der zweite Gesang eröffnet sich mit einer begeisterten, so recht für unsre Zeit passenden Apostrophe an die Wissenschaft:

„Aber das Seligste ist's, auf des Wissens gewaltiger Hochburg
„Stehend, herniederzuschaun von den leuchtenden Tempeln der Weisheit.
„Lächelnd blickst du herab auf das niedrige Treiben der Menschen."

Dann folgt eine Auseinandersetzung der atomistischen Theorie von einer wunderbaren Schärfe und Klarheit. Die rastlose Bewegung und das Durcheinanderwirbeln der kleinsten Teilchen der Materie, welche der Dichter mit der bekannten Bewegung der Sonnenstäubchen vergleicht, wird in einer Weise geschildert, daß man glauben könnte, Lukrez habe bereits die neueste oder sogenannte kinetische Theorie der Gase oder Luftarten gekannt!

„Nur der Materie Körperchen sind's, die unendliche Zeit schon
„Aufrecht halten die Welt, allseitig von Stößen erschüttert."

Die Unvernichtbarkeit der Atome und des Urstoffs, sowie die Notwendigkeit und Ewigkeit ihrer Bewegung oder der Bewegung überhaupt wird nochmals klar dargelegt:

„Niemals war auch dichter vordem, noch lockrer der Urstoff;
„Denn er vermehrt sich nie, noch vermindert er sich durch Zerstörung.
„Deshalb war die Bewegung, die jetzt in den Urelementen
„Herrscht, schon von jeher da, und so wird sie auch künftig noch da sein."

Weiter:

„Und so waltet von je denn in nimmer entschiedenem Kampfe
„Zwischen des Urstoff's Körpern der Krieg. Hier strebet das Leben
„Siegreich auf, dort sinkt es besiegt. In die Totengesänge
„Mischt sich des Säuglings Wimmern, womit er das blendende Licht grüßt," u. s. w.

Ferner:

„Und so vereinen sich denn unähnliche Formen zu einer
„Masse, und sämtliche Dinge bestehn aus Gemischen von Urstoff."

Endlich:

„Etwas muß ja gewiß doch bestehn, was nie sich verändert,
„Soll nicht alles zuletzt in nichts auflösen sein Dasein."

Auch nimmt Lukrez keinen Anstand, das Urelement des ganzen geistigen oder seelischen Lebens oder die Empfindung aus seinem Urstoff abzuleiten:

„So denn schafft die Natur aus der Speise lebendige Körper,
„Läßt Empfindung daraus entstehn auf die nämliche Weise,
„Wie sie aus trockenem Holz hochlodernde Flammen hervorruft.
„Hiernach siehst du wohl ein, wieviel auf die Ordnung des Urstoffs
„Ankommt und auf die Mischung, in der er bewegt und bewegt wird."
— — — „Auch verbleibt es dann bei dem Satze,
„Dem wir entfloh'n, daß Empfindungsloses Empfindung hervorruft.
„Sehen wir doch, wie lebendig dem Ei entschlüpfen die Küchlein,
„Wie sich der Boden mit Würmern bedeckt, wenn unter des Regens
„Maßlos strömender Flut in der Erde sich Fäulnis entwickelt."

Lukrez scheint sich danach in dem Streite, welcher unter den Gelehrten der Gegenwart wieder besonders lebhaft geführt wird, auf die Seite derjenigen zu stellen, welche Empfindung und Bewußtseinsfähigkeit nicht, wie Meynert, in den Atomen selbst oder in den bekannten Häckel'schen Zellseelen, sondern in der Art und Weise ihrer durch allmähliche Entwicklung erlangten Verbindung und Zusammensetzung suchen.

Am Schlusse dieses zweiten Gesangs wird die ewige Wandlung des Stoffs, das unaufhörliche Entstehen und Vergehen seiner Bildungen nochmals scharf hervorgehoben:

„Glaub' auch nicht, daß in ew'gen Gebilden die Urelemente
„Jemals kommen zur Ruhe, wir seh'n, wie vom einen zum andern
„Hin und wieder sie fluten, entstehn und eilig vergehen." —
„Nimmer vernichtet der Tod mit den Dingen zugleich auch den Urstoff,
„Sondern er löst die Verbindungen nur, um neue zu bilden." — —
„So auch werden dereinst die gewaltigen Mauern des Weltalls
„Rings umstürmt hinstürzen in Schutt und zermorschende Trümmer."

Der dritte Gesang ist der Bekämpfung der lächerlichen Todesfurcht gewidmet. Vorher aber gibt Lukrez eine materialistische Darlegung des Verhältnisses von

Geist und Körper, wobei er den Geist aus den feinsten und kleinsten Elementen des Urstoffs bestehen läßt.

„Also ergiebt es sich deutlich und klar, daß der Geist und die Seele
„Wesentlich nur aus Stoff von unendlicher Kleinheit bestehen,
„Da, wenn sie fliehen, dem Körper sie nichts am Gewichte benehmen." — —
„Seele und Leib sind enge verknüpft durch die nämlichen Wurzeln,
„Deren Verbindungen nur zu der Beiden Verderben sich lösen.
„Wie es beim Weihrauch schwer nur gelingt, ihn des Dufts zu berauben,
„Ohne sein Wesen zugleich zu vernichten, so lassen vom Leibe
„Ohne Zerstörung des Ganzen sich Geist und Seele nicht scheiden.
„So sind Körper und Geist in den Urelementen verbunden
„Schon seit ihrem Beginn und gesellt zu vereinigtem Leben.
„Keiner von beiden vermag selbständig für sich zu empfinden
„Ohne des anderen Kraft; als Ergebnis vereinter Bewegung
„Wird die Empfindung erzeugt im Inneren unseres Leibes." — —
„Dieses bezeugt, daß die Seele wie Rauch in den Lüften zerflattert.
„Denn wir gewahren, wie Schritt vor Schritt sie entsteht, und wir seh'n sie
„Wachsen und endlich, so wie ich gezeigt, hinsiechen im Alter."

Selbstverständlich erklärt sich Lukrez an der Hand solcher Anschauungen mit Bestimmtheit gegen die Idee oder die Möglichkeit einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode oder gegen die Annahme einer gesonderten Existenz der Seele, wobei er die mit einer solchen Annahme notwendig verbundenen Widersprüche und Unmöglichkeiten schonungslos an das Licht zieht. Man glaubt unsern D. F. Strauß zu hören, wenn Lukrez schreibt:

„Denn daß sich Sterbliches je mit Unsterblichem sollte verbinden
„Und sich zu Einem Gefühl und vereinigter Wirkung gesellen,
„Unsinn ist es zu glauben," u. s. w.

Über die Unsterblichkeitsfrage selbst äußert sich Lukrez folgendermaßen:

„Nur wenn sich Körper und Geist zu lebendiger Wirkung vereinen,
„Haben sie Kraft und erfreu'n sich des Daseins. Weder der Geist kann,
„Ist er vom Körper getrennt, sich in Lebensbewegungen äußern,
„Noch auch zeigt sich der Körper im stand, nachdem er entseelt ist,
„Weiterhin fortzubestehn und der Sinne sich noch zu bedienen." —
„Fest steht also so viel: Wenn die Hülle des Körpers gelöst ist,
„Wenn ihm das Leben entfloh, dann ist auch die Seele geschwunden,
„Da ja die Seele vom Leib und dieser von jener bedingt ist."

Die quälende Todesfurcht sucht der Dichter in Anlehnung an das berühmte Wort Epikurs: „der Tod geht uns nichts an; denn wo der Tod ist, da sind wir nicht; und wo wir sind, da ist der Tod nicht" — mit den Worten zu entkräften:

„Denn da das Wesen des Geist's als ein sterbliches wurde befunden,
„Geht uns der Tod nichts an, und berührt uns derselbe durchaus nicht.
„Wie es dereinst gleichgiltig uns ließ, als zum Kampfe Karthagos
„Heere sich drängten heran, und der Erdkreis bebte vom Kriegslärm,
„So wird, wenn wir dahin, wenn der Geist und der Körper zerfallen,
„Draus wir bestehn, uns nichts anfechten, und sollte die Erde
„Sich mit dem Meer und das Meer mit dem Himmel selber vermischen."

Und weiter:

„Sähen sie ein, was die Wahrheit lehrt, dann wären die ganze
„Quälende Furcht und Beklemmung sie los, und sie sprächen dann also:
„Der du im Schlafe hier ruhst, du bist nunmehr und in Zukunft
„Frei und von jeglichen Schmerzen erlöst.“ —

Die mythischen Märchen von der griechisch-römischen Unterwelt werden als solche entlarvt:

„Was von des Acheron Schlund man erzählt, sind Märchen. Ins Jenseits
„Wird durch die Sage verlegt, was hier schon im Leben uns anficht.
„Fabel nur ist's, daß ob Tantalos' Haupt, des Unseligen, ewig
„Schwebe der mächtige Stein, mit vermeinter Gefahr ihn erschreckend.“ — —
„Cerberus dann und der Furien Schar und der finstere Orkus,
„Welchem ein Glutstrom quillt aus dem furchtbar gähnenden Rachen,
„Sind nur ein kindischer Wahn, und ein Wahn auch werden sie bleiben.“

Sogar die schwierige, bis auf den heutigen Tag im spiritualistischen Sinne noch nicht erledigte Frage des Zeitpunktes der sogenannten „Beseelung der Frucht“ wird von Lukrez bereits in durchaus korrekter Weise beurteilt:

„Lächerlich ist auch der Wahn, als sei'n bei der Tiere Begattung
„Oder Geburt schon die Seelen bereit, und es harrten unzählig
„Sie, die unsterblichen, nur auf die sterblichen Leiber und stritten
„Eifrig darum, wer zuerst vor den andern erhalte den Zutritt,
„Wenn man nicht etwa glaubt, ein Vertrag sei zwischen den Seelen,
„Daß, wer zuerst im Fluge sich naht, auch erhalte den Vorrang,
„Ohne daß irgend ein andrer im Kampf ihr denselben bestritte.“

Der vierte Gesang handelt von der Sinnestäuschung und der Gewißheit der Sinnes-Wahrnehmung. Alle menschliche Erkenntnis stammt nach Lukrez in letzter Linie aus der sinnlichen Wahrnehmung, was in längeren Deduktionen des genaueren ausgeführt wird. Das allgemeine Resultat daraus giebt sich mit den Worten:

„Und so gelangen wir also zum Satz, daß vor allem die Sinne
„Lehren, was Wahrheit sei, als die unwiderleglichsten Zeugen.
„Denn das muß uns ja doch mit dem größten Vertrauen erfüllen,
„Was aus sich selber heraus den Irrtum schlägt durch die Wahrheit.
„Was kann größ'res Vertrauen daher als die Sinne verdienen?
„Läßt aus der Sinne Betrug sich gegen dieselben ein Schluß ziehn,
„Da doch ein jeglicher Schluß allein auf die Sinne sich gründet?
„Trügen uns diese, dann wird auch der Schluß, den wir ziehen, nicht richtig.
„Oder erscheint es uns möglich, daß etwa das Auge vom Ohre,
„Dieses vom Tastsinn, letzteres dann vielleicht vom Geschmacke
„Lügen gestraft wird, oder daß das, was die Nase behauptet,
„Wird von den Augen bestritten? Das däucht durchaus mir undenkbar.“
„Alles sonach, was zum Kampf man herbeischleppt gegen die Sinne,
„Ist, das glaube getrost, nichts Andres als hohles Gerede.
„Ganz, wie beim Bau, wenn die Linien sind falsch gezogen vom Anfang,
„Da beim Beginne des Baus schon die ganze Rechnung verfehlt war,
„Ebenso muß die Vernunft notwendig zu irrigen Schlüssen
„Kommen, sobald sich die Sinne geirrt, auf die sie sich stützte.“

Der fünfte Gesang kann eine fast aktuelle Bedeutung beanspruchen; denn er richtet sich in seinem Anfangsteil gegen eine Form des Aberglaubens, welche

leider bis auf den heutigen Tag ihren Platz behauptet hat, oder gegen Geister- und Gespenster-Glaube, Spiritismus, Traumdeuterei und verwandte Erscheinungen:

„Und so entdeckten wir denn, daß die Seele geschaffener Stoff ist
„Ihrer Natur nach, also nicht fortlebt ewige Zeit durch,
„Daß es daher nur Täuschung, erzeugt durch trügende Bilder,
„Sein kann, wenn wir im Traum die Gestalten Verstorbener sehen."

Weiter entwickelt Lukrez in diesem Gesang einen Gedanken, den erst die moderne Naturforschung zur absoluten Gewißheit erhoben hat. Es ist die Lehre von der absoluten Vergänglichkeit alles Einzel-Daseins am Himmel wie auf der Erde, oder daß die ganze gegenwärtige Weltordnung nur eine vorübergehende Phase in dem Laufe der Ewigkeit ist, und daß nichts von dem, was ist, auf die Dauer erhalten bleiben kann:

„Lenke die Blicke zuerst auf das Meer und auf Himmel und Erde!
„Dreifach sind sie von Art und an Stoff und Gestaltungen dreifach.
„Dreifach ist ihr Gefüg; und doch wird ein einziger Tag einst
„Ihre Vernichtung schau'n, und was Jahrtausenden Stand hielt,
„Stürzt noch zuletzt, und die Massen des Weltbaus brechen zusammen."

Auch giebt Lukrez in diesem Gesang eine ziemlich genaue Schilderung der allmählichen Entstehung der Welt aus dem uranfänglichen Chaos, welches in seiner Vorstellung gleichbedeutend ist mit dem Urweltnebel, aus dem unsere modernen Astronomen Sonnen- und Planetensysteme sich entwickeln lassen. Insbesondere schildert er ganz richtig die Entstehung der Erde durch allmähliche Zusammenziehung und Verdichtung; nur über die Größe der Sonne und die Verhältnisse des Planetensystems giebt er sich argen Täuschungen hin, obwohl die Grundzüge des Kopernikanischen Weltsystems schon im frühen Altertum bekannt und nur durch das Ptolemäische System wieder verdrängt worden waren.

Daran reiht sich ein Exkurs über die Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte der Erdbewohner, der auf das lebhafteste an die von Darwin und Häckel entwickelten Gesichtspunkte erinnert. Sogar der Kampf um das Dasein wird, wie bereits bemerkt, richtig geschildert:

„Alle die Gattungen nämlich, die jetzt noch leben und atmen,
„Haben sich deshalb nur vom Beginne der Zeiten erhalten,
„Weil sie durch Kraft sich zu schützen gewußt und durch List und Gewandtheit."

Folgt eine Widerlegung der im Altertum verbreiteten Fabeln von Centauren, Weibern mit Fischschwänzen, Drachen, Riesen und dergleichen unmöglichen Naturwundern.

Auch die ursprüngliche Entwickelung des Menschengeschlechts und seiner Gesittung aus rohen und rohesten Anfängen findet eine den modernsten, durch zahllose Funde und Forschungen gestützten Anschauungen der Wissenschaft ganz analoge Darstellung. Ohne eigentliche Wohnung, ohne Kleidung, ohne Feuer, ohne Familie kämpfte der Urmensch nach Lukrez gegen die wilden Tiere nur mit Hilfe von Steinen und Holzkeulen:

„Denn mit dem Stein zum Wurf in der Hand und mit wuchtiger Keule
„Maßen sie sich mit dem Löwen sogar und dem borstigen Eber.
„Und dann warfen sie sich, wenn die Nacht einbrach, in die Höhle,
„Nackt auf den Boden gestreckt und in Blätter und Laub sich vergrabend.

Auch von der Aufeinanderfolge der drei großen Kultur-Epochen, in welche unsre Gelehrten (mutatis mutandis) die prähistorischen Zeiten des Menschengeschlechts einzuteilen pflegen (Stein-, Bronze- und Eisenzeit) hatte Lukrez bereits eine ganz deutliche Vorstellung:

— — — — — — „Hand, Nägel und Zähne
„Waren die ältesten Waffen; dazu noch Steine und Prügel,
„Die man vom Baume sich schnitt, und schließlich dann Feuer und Flamme,
„Als man sie endlich erkannt. Erst später im Laufe der Zeiten
„Ward auch die Stärke des Eisens entdeckt und jene des Erzes.
„Aber des Erzes Gebrauch ist der frühere unter den beiden.

Auch die allmähliche Entstehung der Sprache und ihre Verwandtschaft mit der Tiersprache erkannte Lukrez im wesentlichen ebenso genau wie unsre heutigen, der Entwickelungstheorie huldigenden Sprachgelehrten:

„Was ist schließlich denn auch an der Sache so sehr zu verwundern,
„Wenn sich das Menschengeschlecht, dem ja Stimme und Zunge zu Teil ward,
„Worte verschiedenen Klangs für verschiedne Empfindungen bildet?
„Haben die Tiere nicht auch, die doch stumm sind, wilde und zahme,
„Töne von wechselndem Klang, die scharf von einander sich scheiden,
„Töne für Furcht und Schmerz und zum Ausdruck wachsender Freude?
„Liegen Beweise hierfür uns doch offen und klar vor den Augen!"

Eine der glänzendsten Partien dieses Gesangs bildet der Nachweis von der Entstehung des Götterglaubens aus Furcht und Unwissenheit. Den Glauben selbst aber schildert Lukrez als einen dem Wohl des Menschengeschlechts im höchsten Grade verderblichen; seine ganze Mannheit lehnt sich dagegen auf.

„Weh' dir, unseliges Menschengeschlecht, das den Göttern dergleichen
„Zuschrieb, ja sie sogar als zürnende Wesen sich dachte!
„Wie viel Jammer erschuf dir dein Wahn, wie schmerzliche Wunden
„Schlug er auch uns, wieviel noch kostet er Thränen den Enkeln!

Der Schluß dieses Gesanges wird durch eine prächtige Beschreibung des allmählichen Fortschritts der Zivilisation und der Entwickelung von Künsten und Wissenschaften gebildet:

— — „Zuletzt stand siegend die Menschheit
„Auf den erhabenen Höh'n vollendeter Kunst und Erkenntnis."

Wie würde der von dem damaligen Stande der Bildung begeisterte Dichter aufgejauchzt haben, wenn er die Fortschritte der Kunst und Wissenschaft in unserem Zeitalter hätte erleben können!

Der sechste und letzte Gesang behandelt im Eingang noch einmal die Entstehung des Götterglaubens aus Furcht, Schrecken und Unwissenheit:

„Wer zwar richtig begriff, daß die Götter um nichts sich bekümmern,
„Aber sich wundert, wie alles geschieht, was wir wirklich gescheh'n sehn —
„Wahrlich, der fällt auf's neue zurück in die Täuschung des Glaubens,
„Setzt sich gebietende Herrn und vermeint in unseligem Irrwahn,
„Daß allmächtig sie sei'n."

Daran reiht sich eine für den damaligen Stand des Wissens sehr gelungene Erklärung verschiedener geheimnisvoller Natur-Erscheinungen, namentlich der Gewitter-Vorgänge, aus natürlichen Ursachen. Zeus oder Jupiter als vermeintlicher Schleuderer des Blitzes wird einer vernichtenden Kritik unterworfen und ihm

Vorhalt darüber gemacht, daß er keinen Anstand nehme, auf seine eignen Tempel und Altäre zu blitzen — ein Vorhalt, der noch heute bei gewissen, von geistlicher Seite als Strafen des Himmels bezeichneten verheerenden Natur-Schrecknissen wohl angebracht wäre. Wie die Gewitter, so sucht Lukrez auch den Regen, die Winde, die Erdbeben, die vulkanischen Erscheinungen u. s. w. auf natürliche Weise zu erklären und antizipiert bei den Erdbeben eine Erklärungsweise, welche erst in jüngster Zeit wieder als ganz modern auf das Tapet gebracht worden ist, nämlich diejenige durch Einsturz von Höhlungen im Innern der Erde:

„Dies nun als richtig gesetzt, so wird hier oben die Erde
„Zittern, erschüttert von mächtigem Ruck, wenn im Innern gewalt'ge
„Höhlungen, morsch durch die Länge der Zeit, nachgeben und stürzen.
„Ganze Gebirge dann ziehn sie im Falle nach sich, und wie Wellen
„Pflanzen die Stöße sich fort von dem heftig erschütterten Punkt aus."

Endlich gibt Lukrez auch eine lichtvolle Darlegung der natürlichen Ursachen der Krankheiten, namentlich der Epidemien. Sein tiefes Mitgefühl für die Leiden der Menschen giebt sich kund in einer Schilderung der Bergwerks-Arbeiten, welche erst heute geschrieben sein könnte, und welche mit Rücksicht auf die jüngsten Ereignisse in den deutschen Kohlengebieten besonders bemerkenswert erscheint:

„Sieh' die Gestalten nur an mit den kränklichen, bleichen Gesichtern!
„Wahrlich, sie fördern den Tod mit dem Gold aus der Tiefe des Bergwerks.
„Hörtest und sahest du nie, wie kärglich bemessen das Leben
„Jener Unseligen ist, die ein grausames Schicksal verdammt hat,
„Ihren entkräfteten Leib zur täglichen Frohne zu schleppen?"

Eine höchst anschauliche Schilderung der Leiden und Greuel einer Pest-Epidemie bildet den Schluß dieses Gesanges und des ganzen Gedichtes, welches als Ganzes einen besseren und erhebenderen Abschluß verdient hätte. Man kommt unwillkürlich auf die Vermutung, daß das Gedicht als solches vielleicht unvollendet geblieben sei. Aber trotz dieses Mangels besitzt dasselbe einen hohen philosophischen und moralischen Wert; denn es beweist, daß die bloße Anwendung des gesunden und gebildeten Menschenverstandes schon vor 1900 Jahren hingereicht hat, um die großartigen Resultate der modernen Wissenschaft wenigstens in ihren hauptsächlichsten Umrissen vorauszusehen und auf das Leben anzuwenden. Dieses kann als der beste Beweis für die allgemeine Wahrheit oder Richtigkeit der von Lukrez vertretenen Standpunkte angesehen werden; aber es beweist auch die außerordentliche Schwierigkeit, mit welcher solche Anschauungen, gegenüber den tief eingewurzelten religiösen Vorstellungen, zu kämpfen haben. Führen wir doch selbst heute noch einen harten Kampf gegen so manche derselben Irrtümer, welche bereits Lukrez als solche entlarvt oder hingestellt hat; und die Aussicht auf baldige Beendigung dieser und ähnlicher Kämpfe ist der Unbildung der großen Massen und dem mächtigen Prinzip der Trägheit oder Gewohnheit gegenüber wahrlich keine glänzende. Geister-, Gespenster- und Spukgeschichten sind heutzutage noch gradeso an der Tagesordnung, wie der Glaube, daß gewissen Natur-Ereignissen übernatürliche Einwirkungen oder Absichten zu Grunde liegen, ein verbreiteter und freilich allzu oft künstlich genährter ist. Nur eine auf die Resultate der Wissenschaft ge-

baute Pädagogik oder Volks-Erziehung könnte hier helfen, wozu freilich die so oft gewünschte, aber nicht erreichte Unabhängigkeit der Schule von der Kirche unerläßliche Vorbedingung wäre. Bleiben aber die Dinge so, wie sie sind, so treiben wir mit der Zeit einem erbitterten Kampfe zwischen kirchlichen und weltlichen Ideen und Interessen entgegen — einem Kampfe, welcher in dem von entgegengesetzten Leidenschaften durchwühlten Belgien bereits seinen verhängnisvollen Anfang genommen hat. Sollte sich aber auch Verfasser in dieser Vermutung täuschen, so wird doch der vorstehende Rückblick auf einen mit seinen Ideen einer weitverbreiteten Geistes-Richtung der Gegenwart so nahe stehenden Denker des Altertums gar manchem der Leser dieser Zeitschrift nicht weniger interessant erschienen sein als die Betrachtung der Andenken, welche uns das Altertum in mächtigen Bauten und bewunderungswürdigen Kunstwerken erhalten hat.

Eduard Flegels Briefe an seinen Bruder aus den Jahren 1876—1885.

(Schluß.)

25. Brief.

Wukari, den 16. Oktober 1883.

Mein lieber Bruder!

Herzlichen Dank für Deinen reine Liebe und Sorge um mein Wohl und Glück athmenden Brief!

Entsinnst Du Dich noch, wie wir in Riga der Anna Suhrland als Donna Diana gelauscht? Sie sagt:

„Heiraten und die Erde pflügen,
Das hat in meinen Augen gleichen Rang.“

Doch schließe nur ja nicht voreilig aus dieser Ausführung, daß ich diese Worte im Sinne der thörichten Donna gebrauche. Im Munde eines Mannes liegt besserer Sinn in diesem Satze; denn „das Weib ist der Acker des Mannes,“ sagt der Prophet mit Recht, „und er soll ihn fleißig bestellen.“

Ich habe diese Pflicht bis jetzt versäumt und also trotz meiner 31 Jahre und 3 Tage nichts für die Unsterblichkeit gethan. Es ist also hohe Zeit, auch daran zu denken. Ja, ich sehne mich recht nach einiger Ruhe und häuslichem Glück und komme mir einmal wie „Ost, der umgetriebene Sohn der Erde,“ ein ander Mal wie „Faust, der unbehauste Unmensch“ vor. Doch wie läßt sich dieser Wunsch vereinen mit meinen Plänen für die Zukunft?

Auf 5 bis 6 Jahre habe ich neue Pläne eingereicht, eine Arbeit, die mir Lebensaufgabe geworden ist. Und habe ich denn ein Recht, ein Weib an mich zu fesseln, um sie einer sorgenreichen, ungewissen Zukunft preis zu geben? Meine

völlige Freiheit eben giebt mir den fröhlichen Mut. Wenn das Schicksal mir ein „Halt"! plötzlich zuruft, so kann ich ruhig scheiden. Du wirst es zu tragen wissen, und sonst hier und da jemand, dem ich im Leben befreundet gewesen und näher gestanden, auch. Aber „wen auf Erden Liebes hält"! Ich weiß ja eigentlich noch nicht, was das in seiner ganzen Bedeutung sagen will. Der „erste Kuß der Liebe," dem Scheffel so herrliche Worte in seinem „Trompeter" widmet, von dem er sagt, daß „eine Wehmuth ihn ergreift, zu denken, daß er schon geküßt ist," mir steht das ja alles nach bevor, wie auch das Glück, von dem Bodenstedt singt in seinem „Andre bauten mir die Brücke" u. s. w. Bis heute ist's mir wie ihm ergangen:

„Doch indem ich alles hatte,
War mir's meist, als hätt' ich nichts!"

Mit Amerika muß ich abschließen; das fortzusetzen ist thörichte Eitelkeit meines Herzens. Mein Lehrer singt:

„Gieb nie dein Herz verloren,
Wo sich keins wiedergiebt!
Der Mann zählt zu den Thoren,
Der unerwidert liebt."

Nach Verlauf von über 10 Jahren werde ich Kopf genug haben, um bei einem Wiedersehen mit K. den Wert ihres Herzens schätzen zu können, und ich will sie zu diesem Zweck eben wiedersehen. Vielleicht finde ich sie als brave Hausfrau mit einer Kinderschar wieder! Auch das sollte mich freuen meinetwegen eben so sehr als ihretwegen.

Ich bin erstaunlich verständig geworden. Da ich die, welche ich wollte, wie es den Anschein hat, nicht haben kann, so will ich jetzt sehen, ob sich nicht ein Wesen findet, das mich haben will, und zum Dank für diese Gunst will ich mich ihr zu eigen geben mit all' der Hingebung, deren ich fähig bin. Vielleicht läßt sich unter solchen Voraussetzungen denn auch ermöglichen, daß ich meiner Lebensaufgabe treu bleibe und meine Pläne nach und nach in kleinen Perioden ausführe. Die Dampferverbindung auf dem Niger-Benue ist solcher Arbeit sehr günstig, auch finden sich wohl tüchtige Nachfolger, denen ich das begonnene Werk überlassen kann, die es vielleicht noch besser und schneller zu Ende führen als ich selbst.

In Folge des langen Ausbleibens der mir von Berlin aus zugesagten Unterstützung war ich in Verlegenheit geraten, aus der mich indes einige befreundete Herren in Lagos befreiten. So sehr mir auch diese Hilfe erfreulich schien, so wollte ich anfangs doch nicht zugeben, daß diese Herren ihr schwer verdientes Geld so leicht wieder aufs Spiel setzten. Als aber die belgische Expedition unter Longsdale's Führung hier eintraf, welche, wie es hieß, dasselbe Ziel verfolge, durch Adamaua mit 600 Haussas und deren Weibern und Kindern (Longsdale hatte vier weiße Begleiter bei sich und rechnete mit Pfunden Sterling, wo ich mit Schillingen rechnete) nach dem Kongo vorzudringen, nahm ich an und schrieb den Herren, die anfangs auch hiergegen protestierten, Anweisungen aus, worin ich die Hoffnung ausspreche, daß, sollte mir auf dieser Reise etwas Menschliches

begegnen, die Herren von der Afrikanischen Gesellschaft diese von mir unter besagten Umständen gemachten Schulden als Ehrenschuld betrachten und nicht zu bezahlen ermangeln werden.

Findest Du es nicht eigentümlich, daß ich gezwungen bin, an meinen Gönnern öffentlich, wenn auch bescheiden, Kritik zu üben? Aber ich kann nicht anders, da es sich weniger um mich als vielmehr um allgemeine Interessen handelt. In einem Artikel über meine letzte Adamauareise, den ich an die Petermann'schen Mitteilungen einsandte, sage ich zum Schluß: „Seit Jahren regt sich im deutschen Volke die Lust zu überseeischen Unternehmungen, Westafrika aber vom Niger bis zum Kongo ist in jeder Beziehung ein sehr beachtenswertes Gebiet für Deutschland, doch kann nichts geleistet werden, wenn es den Arbeitern auf diesem Felde an Geld mangelt. Ich bitte zu bedenken, daß ich seit Mai 1880, also in zwei Jahren und zehn Monaten, 6000, 10 000 und 5000, also in Summa 21 000 M. erhalten habe und dazu aus eigenen Mitteln 2300 M. hinzufügen konnte. Von diesen 23 300 M. gehen die Passage nach Afrika und die Kosten der Instrumente (mindestens 4300 M.) ab, so daß für 34 Monate 19 000 M. oder wenig über 6000 M. jährlich zur Verfügung blieben. Eine solche Summe reicht hin, in Europa eben anständig existieren zu können, aber jeder billig Denkende wird sie zu gering finden, um dafür Reisen in Afrika mit Erfolg auszuführen und um die gemachten Erforschungen zum Zweck der Ausbreitung des Handels und der Industrie Deutschlands auszunutzen.

Man thäte besser, die große Zahl der deutschen Unternehmungen zu beschränken und einige wenige mit genügenden Mitteln zu versehen; sollte ich selbst dadurch meine gehoffte Unterstützung für die nächsten Jahre einbüßen, würde ich doch ein solches Vorgehen entschieden loben.

Inzwischen trafen Briefe von der Gesellschaft ein und ein Kabeltelegramm von Freiherrn von Sch., die mich versicherten, daß das Geld bald geschafft werden würde. Darauf hin kaufte ich denn in Lagos noch die letzten notwendigen Dinge, namentlich Gewehre und Patronen, auf Kredit und brach auf. Ich bin nun in großer Sorge, daß die Anweisung ja rechtzeitig eingelöst werde.

Mit MacIntosh,[1]) dem Leiter der National African Company, stand ich lange in sehr guter freundschaftlicher Beziehung. Er beabsichtigte, den Benue zum Zweck der Ausbreitung des Handels hinaufzufahren und namentlich, um den Franzosen zuvorzukommen. Es herrscht hier eine unangenehm berührende Eifersucht, die sich zu nationalem Haß ausbildet, zwischen den französischen und

---

[1]) Herr MacIntosh wird von Flegel auch sonst noch häufig erwähnt, so in dem leider nicht ausgeführten Artikel „der Union Jack auf dem Niger-Benue", wo es aphoristisch heißt: „MacIntoshs Steamlunch, Matteucci und Massari, nun auch mir gleiche Liebenswürdigkeit; das Festessen; die rastlose Thätigkeit des Leiters der Co., springt ins Wasser, um das Schiffchen vom Sande abzubringen und verläßt uns beim Essen, um dem Steuermann den Weg zu zeigen, damit sein Schiff rechtzeitig expediert werde; beste Versorgung sämtlicher Faktoreien mit dem Nötigen; seine Strenge und Gerechtigkeit, Liberalität, Noblesse, Höflichkeit und dennoch die Engherzigkeit und das eifersüchtige Wachen, den Handel ganz allein zu beherrschen, und sein stetiges Streben nach dem Monopol." Die Redaktion.

englischen Kompanien. Schon vor 2 Jahren trug mir MacIntosh an, ihn zu begleiten. Dieses Mal forderte er mich auf, Leiter einer Benueexpedition zu werden, was ich indes ausschlagen mußte, weil ich mich im Dienste der Afrikanischen Gesellschaft betrachte und nicht dem Auslande dienen möchte, am wenigsten den hochmütigen Engländern. Ich versprach ihm, ihn unter gewissen Bedingungen als Gast der Direktoren der Kompanie zu begleiten. Diese Bedingungen wurden seinerseits nicht erfüllt. Ich begleitete die Expedition dennoch, gute Miene machend, weil auch für mein Unternehmen Vorteil dabei war.

Unterwegs kam es aber zu Mißverständnissen, zu denen einer meiner Leute durch infame Lüge am meisten beitrug, und da ich von dem jüngeren Bruder des MacIntosh frech angegriffen wurde, so teilte ich Ohrfeigen aus und trug schließlich auch ein blaues Auge davon. Wie MacIntosh diesen Zwischenfall beurteilen wird, kann ich nicht wissen.

Ich habe inzwischen einen „zweiten Brief an die Freunde deutscher Afrikaforschung," einen Brief an G. A. Krause in Mailand und anderes mehr vom Stapel gelassen. Wie gefällt Dir meine Eingabe an den Reichskanzler Fürsten Bismarck?

Wenn diese Reise glücklich durchgeführt ist, komme ich jedenfalls heim, um zunächst bei Dir zu leben und ein wenig der Ruhe zu pflegen. Bis dahin behalte lieb

Deinen Dich liebenden Bruder

Ed. Robert Flegel.

26. Brief.

Loko am Benue, den 10 September 1883.

Mein lieber Bruder!

Die Zeit des neuen Aufbruchs ist nahe gerückt. Ich sende Dir mein Bild; bis ich Gelegenheit finde, Dich wiederzusehen, mußt Du Dich schon damit begnügen. Sorge dafür, wenn möglich, daß dasselbe in Bostons illustrierten Blättern erscheint, nebst kurzer Übersicht meiner letzten Bestrebungen.

Ich habe zu dem Toast, den der Herr Staatsminister von Goßler bei Gelegenheit der Feier des 55jährigen Bestehens der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin ausbrachte, ein paar Randglossen in Sonettform verfaßt, welche Dir durch D. zugeschickt werden sollen.

Grüße die Verwandten herzlich von mir. Ich schreibe nicht, weil ich nicht Worte machen kann; beim Wiedersehen, auf das ich hoffe, mag das Gefühl in uns sprechen. Ich bin in der That zu sehr in Anspruch genommen von meinen Ideen und Plänen, und nur, wenn ich von der Arbeit ausruhe, schweifen meine Gedanken und Wünsche zu Euch hinüber und der Heimat, von der ich nun über 13 Jahre entfernt bin.

Ich bitte, mir trotz alledem ein freundliches Andenken zu bewahren.

Dein Dich liebender Bruder

Eduard.

27. Brief.

Bagnio, den 25. April 1884.

Mein lieber Bruder!

Herr Professor Ratzel in München, Redakteur des „Ausland“, wünscht meine Biographie mit Bild zu veröffentlichen. Ich habe keine Lust zu solcher Arbeit. Vielleicht, wenn ich graue Haare habe, freut es mich zurückzuschauen, jetzt nicht.

Willst Du die Güte haben, eine kurze Lebensskizze[1]) abzufassen in der mir an Dir bekannten knappen, schlichten Form? Gieb Thatsachen und erinnere Dich jener vier Sonette, die ich aus Palma an meinen Freund E. S. in London richtete. Den Ausdruck der so schön in Erfüllung gegangenen Sehnsucht, auch mein Scherflein zur Kenntnis von Gottes herrlicher Erde beitragen zu dürfen, möchte ich den Freunden, die ich mir durch mein Streben erworben, nicht vorenthalten.

Es geht mir gut. Habe noch ein wenig Geduld und, so Gott will, sehen wir uns bald wieder. Ein Millionär, Deutscher[2]), ist willens, mich auszurüsten für Ziele ganz in meinem Sinn. Doch habe ich für's erste noch nicht zusagen können, weil ich der Afrikanischen Gesellschaft gegenüber verpflichtet bin, die mir jetzt eine bedeutendere Summe zur Verfügung gestellt hat.

Dein Dich liebender Bruder

Eduard.

28. Brief.

An Bord der „Bonny“, den 30. September 1887.

Mein lieber Karl!

Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich, so Gott will, in Deutschland, um durch die Berührung mit dem Heimatboden stark zu werden.

Mein letztes Unternehmen ist nicht zum Abschluß gekommen; ich mußte zurück teils andauernder Krankheit wegen, hauptsächlich aber, weil der König von Tibati mir den Durchzug durch sein Land untersagte und zu gleicher Zeit mich wichtige Briefe nach der Heimat riefen.

Meinen alten Freund und Reisegefährten Madugu Mai-Gassin-Baki habe ich mitgenommen, dazu noch einen zweiten Haussamann, die jetzt neben mir sitzen und deutsch lernen.

Deinen eingeschriebenen Brief vom 12. November 1883 habe ich nicht erhalten, laß sofort bei der Post strengstens nach demselben forschen, da an der Küste Dinge vorkommen, die gestraft zu werden verdienen.

Meine Arbeit fortzusetzen, sind mir schöne Anerbietungen gemacht. Ja, Bruder, Millionäre wollen mich ausrüsten, ohne daß ich auch nur eine goldene Medaille erhalten; dennoch, wer weiß, wie sich noch alles wendet.

---

[1]) Diese Lebensskizze ist im August 1884 im „Ausland“ erschienen.

Die Redaktion.

[2]) Es war dies Dr. Emil Riebeck in Halle, nachdem Professor Kirchhoff in Halle ihn auf die Bedeutung Flegels besonders aufmerksam gemacht hatte.

Die Redaktion.

Sobald ich irgend kann, besuche ich Dich. Vielleicht komme ich auch, um bei Dir zu wohnen, obwohl die Pflicht wahrscheinlich fordern wird, daß ich zurückkehre. Lebe wohl!

Dein Eduard.

29. Brief.

Berlin, den 24. November 1884.

Mein lieber, lieber Karl!

Warum bedauerst Du, nicht mit nach Afrika gegangen zu sein? Der Ruhm ist teuer erkauft mit den besten Jahren meines Lebens, und Ruhm ist Seifenblase; aber glücklich bin ich wohl, mir durch mein Streben viel Liebe und Anerkennung erworben zu haben.

Berechtigte Wünsche treten an mich heran, und doch darf ich ihnen nicht Gehör geben; ich muß bald wieder hinaus, vielleicht schon im Januar, die Zeit fordert es. Ich versuche eine große Handelsunternehmung ins Leben zu rufen. Die Leute glauben, meine und des deutschen Volkes rc. Wohlthäter zu sein, wenn sie für das Unternehmen zeichnen, oder wollen es wenigstens so aufgefaßt wissen, obwohl sie ganz genau wägen, wie viel Prozent Verdienst sie haben müssen, um sich daran zu beteiligen.

Wie geht es Dir, lieber Bruder? Wer weiß, wann und ob ich Zeit haben werde, Dich im fernen Chersson zu besuchen; nach dem näheren Riga kann ich auch noch nicht der Kongo- und Nigerkonferenzen wegen.

Laß bald von Dir hören! Ich bin sehr in Anspruch genommen und darf mich all den Anfragen und Anforderungen hier nicht entziehen.

Dein Dich liebender Bruder

Eduard.

30. Brief.

Berlin, den 5. Dezember 1884.

Mein lieber, lieber Karl!

Ich habe lange hin und her überlegt, wie ich es wohl einrichte, Dich zu sehen. Berlin kann ich jetzt nicht verlassen, vielleicht aber kannst Du es möglich machen, hierher zu kommen?

Wir müssen uns wiedersehen, das ist auch mir ein unleugbares Bedürfnis, bevor ich wieder hinausgehe, und ich muß nach Afrika zurück und zwar so bald als möglich, vielleicht schon im Januar. Ich habe auch niemand, dem ich meine Papiere rc. anvertrauen kann, als Dich.

Überlege nun, ob es besser ist, daß wir uns um die Weihnachtszeit in Riga treffen, oder ob Du bis nach Berlin kommen und hier mein Gast für einige Zeit sein willst und kannst. Laß Deinen Bruder, wenn irgend mit Deinen Angelegenheiten vereinbar, nicht auf Dein Erscheinen warten.

Es ist ein närrisches Leben hier, ich komme zu gar nichts und bin doch täglich ungefähr 18 Stunden beschäftigt.

Dein Dich herzlich liebender Bruder

Eduard.

31. Brief.

Berlin, den 2. März 1885.

Mein liebster Bruder!

Du wirst mich gleichgültig schelten, und ich könnte Dir kaum widersprechen. Ich bin so kalt und so ganz anders als vor Jahren, und doch ist meine Liebe nicht geringer geworden.

Ich bin hier sehr ausgezeichnet worden, zweimal bei Hofe zu Ball gewesen, beim Kaiser und beim Kronprinzen. Ich bin den Allerhöchsten Herrschaften vorgestellt worden, habe eine Audienz beim Reichskanzler Fürsten von Bismarck gehabt, habe mit dem Grafen Moltke, den verschiedenen Ministern und vielen großen besternten Herren verkehrt, den Herzog von Ujest, beide Grafen Bismarck, Paul Lindau und manchen anderen Schriftsteller und Künstler von Bedeutung kennen gelernt,. Eine sehr große Freude war mir auch die Einladung des Vereins deutscher Studenten, die mir einen kräftigen Salamander rieben.

Ich muß nun an die Abreise denken und mich rüsten zu neuem Thun, ehe mein alter Ruhm verblaßt. Ich kam zu sehr guter Zeit nach Berlin; ich muß zur rechten Zeit zu gehen verstehen. Arbeit, das ist Leben!

Mit herzlichem Gruß

Dein Ed. Robert.

32. Brief.

Hamburg, den 5. April 1885.

Mein lieber Karl!

Vergieb, wenn ich Dir so wenig schreibe. Das Schiff hat mich der Heimat zwar noch nicht entführt, aber ich bin doch immer reichlich beschäftigt.

Mein kleiner Dampfer ist fertig, gestern haben wir Probefahrt gehalten. Die Konsuln A. und B., auch Sanitätsrat A. und dessen Söhne waren dabei. Das Schifflein heißt „Dr. Heinrich Barth“, und somit ist endlich mein Wunsch erfüllt, dem Andenken dieses bedeutenden Forschers eine seinen großen Hoffnungen freilich noch wenig entsprechende Genugthuung zu verschaffen, indem das Schifflein dazu bestimmt ist, im Sinne Barth's an der Erschließung des von ihm entdeckten wichtigen Benuegebietes mitzuwirken.

Der V. Geographentag steht vor der Thür; ich werde wohl noch hier sein, bin aber nicht mit auf der Liste der Redner, da ich eigentlich schon unterwegs zu sein glaubte.

Schreibe bald und behalte lieb Deinen Bruder

Eduard.

33. Brief.

An Bord der „Koanza“, vor Hamburg, den 12. April 1885.

Lieber Bruder!

Endlich bin ich unterwegs, abermals dem dunklen Erdteil entgegenschwimmend. Ich habe schöne, aber auch schwere Tage erlebt, viel Anerkennung und Liebe gefunden, aber auch wieder scheiden müssen von allem, was mir lieb und wert geworden ist.

Die letzten Tage waren schön und erhebend durch die Versammlungen des V. Geographentages in Hamburg. Ich schicke Dir beigeschlossen einen Toast, den ich am Festabend auf Professor Neumayer ausbrachte, einen letzten Gruß von Deinem scheidenden, aber, so Gott will, bald wieder heimkehrenden Bruder.

Ich hoffe, daß wir uns in 18—24 Monaten wiedersehen und dann eine glückliche Zeit durchleben.

Dein Dich herzlich liebender Bruder

Eduard.

34. Brief.

An Bord der „Koanza", bei Teneriffa, den 22. April 1885.

Mein lieber Bruder!

Herrliches Wetter und guter Wind begünstigen unsere Seefahrt bisher.

Ich bin nun Führer einer großen Expedition, habe ein kleines Dampfschiff zur Verfügung und fünf weiße Begleiter, vier junge Gelehrte und einen Maschinisten, zwei davon ganz oder teilweise auf eigene Kosten. Die Madugu's lassen Dich grüßen; sie freuen sich recht, wieder in die Heimat zu kommen, und will auch ich froh sein, wenn wir so weit sind. Es ist noch manche Schwierigkeit zu überwinden, wird aber auch, wie früher, mit Gottes Hilfe überwunden werden.

Ich bin wieder einmal recht thätig gewesen im Schreiben, habe für Perthes meine Besteigung des Kamerungebirges, für den Kolonialverein einen Plan zur Verwendung der 150,000 Mark, welche durch öffentliche Sammlungen zur Ausführung meiner Ideen aufgebracht werden sollen, und für den Vorstand unserer Gesellschaft die Aufstellung sämtlicher Waren, Instrumente u. s. w. für unsere Expedition in einer wohlgeordneten Generalübersicht der Ausrüstung beendet und noch manche Idee zur Verarbeitung unterwegs empfangen.

Dennoch, wie sehr ich auch stolz sein darf auf meine Thätigkeit und zufrieden sein sollte mit den errungenen Erfolgen, ich sehne mich doch sehr nach einiger Ruhe am eigenen Herd. Nun, auch die Zeit dafür wird hoffentlich kommen! Ob ich dann neue Wünsche haben werde? Ich glaube kaum.

Schreibe recht oft und eingehend und behalte lieb Deinen Bruder

Eduard.

35. Brief.

Bakundi am Tarabba, den 14. Oktober 1885.

Lieber Bruder!

Vergieb, wenn ich Dir so lange nicht geschrieben! Ich führe ein hartes Leben voll Not und Sorge um meine Ziele und noch dazu um das Wohlbefinden und Leben meiner Begleiter. Zwei habe ich zurückschicken müssen, und ein dritter, der Beste, Willenskräftigste, war so elend, daß ich fürchten mußte, ihn zu verlieren.

Glück und Unglück gehen Hand in Hand, sind, so schien es mir zuweilen, ein Zwillingsbruderpaar; weiß man sie doch oft nicht zu unterscheiden, und es kann einem armen Menschenkinde oft so vorkommen, als wäre das erstere bei uns, während es doch thatsächlich das letztere ist, und umgekehrt.

Ich kann doch wahrhaftig nicht klagen, nur dem Geschick dankbar sein für alles Gute, das mir seither zu teil geworden, und doch fühle ich mich in letzter Zeit zuweilen so unglücklich, daß ich nicht frei über mich verfügen, mir und meinen Lieben nicht einige Zeit ausschließlich angehören kann, jetzt oder wenigstens bald. Die Pflicht bannt mich indes wieder in die Ferne, Gott weiß, für welche Zeit, nachdem sich die Verhältnisse so sehr geändert haben.

Unter den gegenwärtigen Umständen, wo der Kolonialverein drucken läßt: „Was Flegel jetzt anstrebt, soll unserem ganzen Volke einst zu gute kommen," und eine Art Nationalsammlung für meine Ideen im Gange ist, darf ich nicht heimkehren, bevor meine Aufgaben nicht durchgeführt sind.

Wie geht es Dir, lieber Bruder? Hoffentlich gut! Hoffentlich, was kann der beste Wille und alles Wünschen nützen? Da ist Unkenntnis, da ist der trennende Raum und so fort. Wie viel Zeit hatten wir in der Jugend und jetzt wie wenig! Ich wollte, ich könnte bei Dir sein, mit Dir plaudern und philosophieren wie einst, und gönnte jedem Narren, dem Ruhm mehr wert ist als Liebe, allen Ruhm, den ich geerntet und noch eventuell ernten werde, so das gute Glück und der Zufall freundlich für mich thätig sind.

Garantien für die Zukunft konnte man mir in Berlin nicht geben, und doch muß ich jetzt anfangen, auch an mich zu denken, seit ich mich mit A. verlobt. Wovon soll ich einst leben, wenn diese gehaltlose, d. h. mir nicht bezahlte Thätigkeit noch einige Jahre währt? Ich werde viel zu verdienen nachher nichts mehr taugen und bin doch darauf angewiesen, mich und meine Familie, so Gott will, zu unterhalten durch eigene Kraft. Jetzt habe ich mein 33. Jahr vollendet, die beste Zeit ist vorüber, der Höhepunkt des Lebens fast erreicht, und bald paßt auch auf mich: „Es neigt sich zur Wende Dein Stern"! Wenn ich nicht gar so glücklich wäre und überzeugt, daß ich glücklich mache durch meine Liebe, so könnte ich mir fast Vorwürfe machen, sie offenbart zu haben.

Meine Arbeit hier geht nur langsam vorwärts. Ich bin jetzt daran, die erste deutsche Station zu errichten, wobei Madugu Mai-Gassin-Baki hilft. Nachdem zwei meiner Begleiter Krankheits halber nach Deutschland zurückgekehrt waren, trug ich den Herren Staudinger und Hartert an, die kaiserlichen Geschenke nach Sokoto zu bringen, während ich nach Jola mit dem Dampfer ging, woselbst ich aber infolge des schroffen Auftretens der Engländer die Situation so verändert fand, daß ich gezwungen bin, über Gaschka nach Jola zu gelangen.

Zuweilen überkommt meine Seele der drückende Gedanke, daß die Feindseligkeit der englischen Kompanie, wenn Deutschland nicht entschieden für mich eintritt, doch noch alles lähmt, was ich in vieljähriger Arbeit hier erstrebt. Indes ich will auf meinem Posten ausharren und einer Gerechtigkeit im großen vertrauen, die zuweilen spät erfüllt, aber nicht vergißt.

Mit herzlichem Gruß Dein Dich liebender Bruder

Ed. Robert Flegel.

Funde und Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte.

Von
J. Mähly.

Kein Wunder, daß in den letztvergangenen Jahren das Interesse an der klassischen Philologie und ihren Fortschritten so ziemlich absorbiert worden ist durch die phänomenalen Entdeckungen auf einem mit ihr eng verwandten (ja, trotz der durch die menschliche Unzulänglichkeit bedingten Trennung nur ein Segment ihres Kreises bildenden) Gebiete der Archäologie: Troja, Mykenä, Olympia, Pergamum, Tiryns — um nur die bedeutendsten neueren Fundstätten zu nennen — welche neuen Perspektiven haben sich da eröffnet, welche Fülle von neuen Aufgaben ist durch sie dem Archäologen zugeströmt! Und kaum erholt man sich vom betäubenden Staunen über Maß und Wert des Gefundenen, da öffnet schon wieder Mutter Erde ihren Schoß zu einer Wundergabe, sei es auf neuem, sei es auf altem Gebiet. Da stellt sich Orchomenos ein, auf dessen uraltem Kulturboden Schliemann's glücklicher Tastsinn einen so schönen Erfolg erzielte; auch Cyprus, dessen Boden schon im vorvergangenen Jahrzehnt unter Cesnolas Antrieb und Leitung eine so erstaunliche Menge von Glas- und Thonvasen und Bildern, die Zeugen einer Reihe von successiven Völkerkulturen, dem Licht zurückgegeben hat, hält unsere Aufmerksamkeit durch stets neue Spenden wach. Und das rätselhafte, von dunklem Mysteriendienst erfüllte Samothrake verspricht es, auch nach den zwei Expeditionen der österreichischen Regierung, nicht noch fernere Ausbeute?

Gar nicht zu sprechen von den alten Hauptstätten der Funde und Entdeckungen, wo von Staats- und Amtswegen und teilweise in regem Wetteifer der beteiligten Regierungen und ihrer Institute, wie auch der mit Privatmitteln arbeitenden „Gesellschaften“ tagtäglich geforscht und gegraben wird — Rom, Pompeji, Athen. Wir werden im folgenden auf unserem Gange noch manche andere Stätte streifen müssen, nicht bloß auf dem Festlande, sondern auf den Inseln des ägëischen Meeres, ja auf dem jenseitigen Strand, in Kleinasien, werden wir Fuß fassen und es rasch durcheilen müssen bis über seine Grenzen hinaus, zu den Kurden in der einen, nach Syrien in der anderen Richtung, und auch im Süden werden wir das Mittelmeer zu überschreiten und dem Lande der Pharaonen, das ja in allerneuester Zeit sich so freigebig mit seinen Schätzen bewiesen hat, einen kurzen Besuch abzustatten haben.

Bei einer solchen Umschau, so kurz und flüchtig sie auch ausfallen mag, ist es nichts als billig, derer zu gedenken, welche diese Schätze überall gehoben haben und fernerhin zu heben beflissen sind.

Unter den Privatleuten gebührt Heinrich Schliemann unbestritten der erste Rang, sowohl in Anbetracht seiner rastlosen Arbeit als seiner kapitalen Erfolge. Unter diesen Erfolgen ist der kleinste nicht der, daß seine Anregung und sein Beispiel die Leiter der Kulturstaaten veranlaßt hat, ihre Thätigkeit in ähn-

licher Richtung zu entfalten oder da, wo der Spaten schon früher angesetzt worden war, die Forschung mit erneutem und gesteigertem Eifer fortzusetzen. So hat Frankreich, obgleich schon länger durch sein „Institut" auf griechischem Boden heimisch — 1847 war die „école française d'Athènes" gegründet worden, und schon die „expédition de la Morée" 1831—38 war ein Unternehmen der Regierung — Frankreich hat doch erst seit jener Anregung eine energische und erfolgreiche Thätigkeit entwickelt. Deutschland kann sich zwar seines „archäologischen Instituts in Rom" nun bald seit sechzig Jahren berühmen, (während die Gründung der Ecole archéologique de Rome durch Thiers erst nach dem Kriege von 1870 stattfand), doch hatte dieses trotz offizieller preußischer Protektion lange Zeit einen privaten Charakter; zu der Gründung eines ähnlichen Instituts in Athen durch die deutsche Regierung haben aber entschieden die zunächst von Privaten erzielten Erfolge in Griechenland und im Osten mit beigetragen. So wurde der Boden Olympias im Auftrage und mit den Mitteln der deutschen Regierung durchforscht, so sandte Österreich seine Forscher zweimal nach Samothrake; nun sind auch in neuerer Zeit die Amerikaner und die Russen durch offizielle wissenschaftliche Vertretung in die Linie eingerückt, und auch Italien ist nicht zurückgeblieben, während England, seinem Prinzip getreu, zwar nicht offiziell, wohl aber durch Unterstützung geschickter Forscher sich am nationalen Wettkampf beteiligt.

Wir beginnen, wie billig, mit Schliemann's Arbeiten.

Als im Jahre 1870 die ersten Berichte von Schliemann's Erfolgen auf dem Hügel von Hissarlik nach unserem Welteil gelangten, verhielt man sich skeptisch und zuckte lächelnd oder höchstens mitleidig die Achseln; als sie sich aber mehr und mehr bestätigten, stand man ratlos, verblüfft vor einem massenhaften, konfusen Material, vor einem Berg von Geheimnissen, und wenn ihn auch die eiserne Energie eines Einzelnen zersprengt und seine Eingeweide durchwühlt hat — erschlossen ist sein Rätsel, sein innerstes Wesen auch heute nicht; der Berg Sesam hat sich wohl aufgethan und zeigt seine Schätze, aber zu erklären hat sie noch keiner vermocht. Nicht weniger als sechsmal hat Schliemann den Spaten seit 1870 angesetzt und jedesmal neues gefunden. Für ihn war — schon bei der ersten Kampagne — die Hauptsache der felsenfeste, noch jetzt für ihn und die meisten Archäologen unerschütterte Glaube, das Homerische Ilion, wie es „leibte und lebte", aus dem Schutt der Jahrtausende wieder an's Licht gezogen zu haben, ja er wollte sogar und will teilweise jetzt noch ganz bestimmte von Homer genannte, topographische Einzelheiten nachgewiesen haben, andere allerdings, wie den „Palast" und den „Schatz" des Priamus hat er in seinen späteren Publikationen fallen gelassen, und das Merkwürdigste wohl ist, daß, nachdem er in seiner ersten Publikation die alte Stadt Ilion in der drittuntersten seiner sieben Städteschichten, welche Hissarlik bilden, wieder entdeckt und alles an und in ihr im schönsten Einklang mit der homerischen Beschreibung gefunden hatte, er später selber sein echtes und wirkliches Ilion um eine Stufe herunter-, d. h. auf die zweite der angegebenen Schichten zu rücken für gut fand, so daß nun die frühere, dritte Stätte nur noch die Akropolis zu der neu gewonnenen, umfangreicheren Unter-

stadt bildet! Und das war allerdings, wenn man nun einmal für die Entdeckung des homerischen Troja einstehen wollte, nicht bloß rätlich, sondern gar sehr nötig, denn bei aller Lizenz und Phantasie, welche wir einem Epiker zutrauen — so lächerlich klein und unbedeutend, wie das auf jener dritten Lage von Schliemann zuerst projizierte, konnte das homerische Troja nun und nimmermehr gewesen sein. Nun drängt sich eine Frage, die wichtigste von allen, in den Vordergrund: Kann die Hissarlik-Kultur identisch sein mit der von Homer geschilderten?

Unmöglich; sie fällt viele Jahrhunderte vor Homer; in Hissarlik befinden wir uns noch mitten in der Steinzeit, es fehlen die Schwerter. Nun weiß man zwar, daß Homer die Sitten und Zustände seiner Zeit schildert; eine Übereinstimmung mit jener Kultur ist also auch gar nicht erforderlich. Indessen darf man doch fragen: Konnte der Dichter eine so weit entlegene, um so viele Jahrhunderte vor ihm liegende Kultur schildern und schildern wollen? Hat er es nicht gethan, so kann also auch die gefundene Stadt nicht sein Troja sein, sondern sie ist eben irgend eine verschollene Stätte aus der nebelgrauen Vergangenheit. Ein zwingender Beweis, daß diese „verbrannte“ Stadt mit ihrem unzweifelhaften Reichtum, der auf eine hervorragende Stellung, auf Macht und Ansehen ihrer Bürger und wohl auch eines hier ansässigen Fürstenhauses deutet, wirklich das Ilion der Sage gewesen sei, ist schlechterdings nicht vorhanden. Hier kann diese Frage nur angedeutet, nicht beantwortet werden. Aber auch wer sie bejaht, braucht deswegen nicht notwendig an ein der homerischen Schilderung entsprechendes historisches Ilion mit dem skäischen Thor, dem Stadtfürsten Priamos u. s. w. — zu glauben. Könnte denn nicht dieses Ilion der Sage ein Sammelpunkt, ein Kollektivbegriff sein, der alle jene an der Küste Kleinasiens hin und herwogenden Kämpfe zusammenfaßt? Und bedurfte nicht das Epos, wenn es überhaupt des Stoffes Meister werden wollte, eines solchen einheitlichen, zentralen Punktes? Was hindert denn, sich die „Ilias“ vorzustellen als den Hauptgesang derjenigen Achäer, welche nach der dorischen Wanderung aus dem Mutterlande auszogen und an den Küsten Kleinasiens mit den Waffen in der Hand sich eine neue Heimat zu gründen suchten? Da mochte es manchen harten Strauß geben, gewiß nicht nur den vor Troja oder Ilion; mit einer Belagerung war's nicht gethan, denn die Ebenen waren bewohnt, und die Bewohner wehrten sich der ungebetenen Eindringlinge. Alle die großen und erfolgreichen Momente nun, alle Fährden und Nöte im Kampf ums Dasein, welcher da und dort geführt wurde, und wobei die Götter und Helden der alten Heimat als Vorkämpfer und Vorbilder besungen wurden, verdichteten sich zu dem großen Liede von Ilion. Für die zerstreuten Kämpfe ringsumher war eine lokale Einheit nötig; manch kleines „Ilion“ leistete Widerstand, sein Andenken ist untergegangen in dem gewaltigen Liedermeer, welches das große Ilion umbraust. Und so wird man sich am Ende vielleicht sagen müssen: der Schlüssel zu Homer und seinem Ilion liegt nicht unter der Erde, nicht in der Archäologie, sondern in poetisch angeschauten, geschichtlichen Zuständen, und in dieser poetischen Anschauung spielte eine große Rolle die Seele des Menschen und des Volkes, d. h. die Psychologie.

Alles in allem, will man ehrlich sein, so muß man gestehen: was in den ungeheuren Schutt- und Aschenmassen von Hissarlik (18 Meter Tiefe!) gefunden wurde, harrt noch, mit alleiniger Ausnahme der Funde in der obersten Schicht, seiner kultur- und kunsthistorischen Verwertung; es steht hier nicht besser als mit Mykenä, trotz der analogen Funde, die vorher und seither in anderen weitentfernten Gegenden gemacht worden sind. Die Hissarlik-Kultur findet bis heute ihre entschiedenste, oft überraschendste Ähnlichkeit in den Überresten der uralten Ansiedelungen Mitteleuropas, in Siebenbürgen, Ungarn, der Schweiz (vergl. später Cyprus), sowie in Oberitalien. Hat auch hier Kleinasien vermittelt? Oder hat ein anthropologisches Gesetz an den verschiedensten Orten gleichartiges geschaffen? Diese wichtige Frage kehrt auch in der vergleichenden Mythologie wieder und ist Frage geblieben. Sicher ist, daß durch die Funde Schliemann's für Homer oder die Kunde der homerischen Zeit nichts gewonnen worden ist: das Kulturbild, das Homer entwirft, hat mit dem aus Hissarlik widergespiegelten keine Ähnlichkeit und kann keine haben. Das mindert aber den hohen Wert der Hissarlik-Funde nicht im geringsten, so wenig als es bei einer Würdigung Homers in Frage kommt, ob sein Gedicht auf einer geschichtlichen Thatsache oder auf reiner Fiktion beruht. Diese Schätze aus Hissarlik sind so massenhaft, so mannigfaltig und, bloß nach ihrem Material geschätzt, so wertvoll, daß an eine Nekropole (wie E. Bötticher es will) schlechterdings nicht gedacht werden kann — es müßten denn hier hunderte von Fürsten begraben sein. Die paar Thatsachen, welche etwa dafür sprechen könnten — die tausend „Aschenurnen", die massige, mehrere Fuß hohe Aschenschicht, die übermannshohen Pithoi, wenn man sie nämlich als „Leichenverbrennungsöfen" deutet und nicht als die „Fässer", eines „prähistorischen" Weinhändlers! — sie fallen nicht in's Gewicht gegen die Zahl und Wucht der übrigen; schon der Holzbau, der doch auf Hissarlik mehrfach zu Tage tritt, verbietet den Gedanken an eine Totenstadt. Und was sollen in einer solchen die 20000 Spinnwirtel, die geflügelten Eulenvasen, die Unmasse von Gegenständen, welche allein im sogenannten „Schatz" des Priamus sich vorfanden, d. h. also die Silbervasen, die Diademe, die Goldflaschen, die schweren Becher, die Streitäxte, Dolchmesser, der kupferne Kessel, die kleinen Goldringe (gegen 9000 Stück) u. s. w.? So generös ist man zu keiner Zeit gegen Gräber und Tote gewesen.

Wir wenden uns zum zweiten Arbeits- und Entdeckungsgebiet Schliemann's: nach Mykenä, beziehungsweise der Akropolis der alten Herrenstadt. Sein Bericht hierüber stammt aus dem Jahre 1878, aber mit den Arbeiten wurde schon 1874, und zwar am Fuß des Löwenthors, begonnen, des einzigen Stückes (außer dem sogenannten „Schatz des Atreus" und den cyklopischen Mauerresten), das von der ehemaligen Herrlichkeit daselbst bekannt war.

Was war denn dieses Mykenä, beziehungsweise seine Burg? Versteckt, einem Raubnest ähnlich, erhob sie sich in einem Seitenthal des Inachos, nur auf einen Angriff von Süden (Argos) berechnet, während nach Osten Blößen bietend, mit Korinth und dem Isthmus durch eine Reihe von Heerstraßen verbunden, welche ihrerseits wieder durch eine Reihe von Befestigungen verteidigt werden konnten.

Man vermutet (aber bewiesen ist es keineswegs), daß die drei Burgen Mykenä, Tiryns und Midea erst, nachdem in Nauplia eine seefahrende Nation festen Fuß gefaßt, in feindlichem Gegensatze zu Argos angelegt worden seien; Mykenä wiederum habe später durch das vom Isthmus her einwandernde Pelopidengeschlecht eine Verschönerung und Umgestaltung erhalten (das Löwenthor, die Grabanlagen — fälschlich „Thesauren" genannt — der Unterstadt u. a.); diese Pelopidenperiode sei der Abschluß einer vielhundertjährigen Entwickelung, welche mit Phrygien im engsten Zusammenhang stehe; und allerdings hat Ramsay neulich in Phrygien die schlagendsten Analogien zum Löwenthor gefunden. Die weiteren Schicksale Mykenäs, sein allmählicher Verfall nach der dorischen Wanderung, seine Zerstörung durch Argos nach den Perserkriegen kümmern uns hier nicht.

Aus den Grabstätten von Mykenä hat Schliemann den „Schatz" gehoben, den unermeßlich wichtigen, der Mykenä fortan in die allererste Reihe antiker Fundstätten stellt. Die hier gefundenen Toten selber wollen wir ruhen lassen und nicht nach ihrer Persönlichkeit fragen — denn darauf wird nie eine Antwort zurückschallen — vielleicht aber nach ihrem Stamm und nach ihrer Herkunft. In dieser Beziehung reizt das Leichenfeld unsere Phantasie; in Hissarlik war es das Trümmerfeld. Sind die den Toten mit ins Grab gegebenen Kostbarkeiten griechisches Fabrikat, so werden wohl auch die Toten Griechen sein und umgekehrt. Aber wann war es Sitte in Griechenland, die Toten mit ihren kostbarsten Schätzen zu begraben? Keine Nachricht deutet auf eine solche Sitte, und Homer lehrt das Gegenteil. Wohl aber wissen wir von den Karern und den Babyloniern, daß sie ihren Toten den Waffenschmuck mit ins Grab gaben, und ein Grab in der Stadt Jalysos auf Kreta bietet nach Form und Inhalt die merkwürdigsten Analogien mit den Gräberfunden von Mykenä. Unter den gefundenen Gegenständen entsprechen die goldenen Gesichtsmasken am allerwenigsten griechischer Art, wenn sie auch vereinzelt in Gräbern auf der Krim und in Campanien zum Vorschein kommen; auch die Formen der Palmblätter, des Straußeneies und des Leopards sind als griechisch, so viel uns bekannt, nicht nachweisbar. Gegen die Rätsel, die hier uns entgegenstarren, kommen die paar „Thesauren" kaum in Betracht, obschon sie an sich merkwürdig genug sind. Über ihre Bedeutung war man und ist man im Grunde jetzt noch uneinig. Noch Schliemann glaubte an wirkliche „Schatzhäuser", andere, voran Forchhammer, an Wasserbehälter. Jetzt ist die Ansicht, daß wir Grabstätten hoher Personen in ihnen zu erkennen haben, die am weitesten verbreitete. Aber sie sind leer, während allein der Metallwert der Goldsachen in jenen Gräbern auf 100000 Mark geschätzt wird. Neben dem Gold ist auch das Silber (Vasen, Becher u. a.), die Bronze (Schwerter, überhaupt Waffen), das Kupfer (Gefäße aller Art, Kessel, Kannen, Dreifüße), Elfenbein, Glas, Bernstein, Krystall, Achat, Sardonyx, Marmor und Thon vertreten. Die Goldsachen zeigen die reichste, oft geschmackvollste Ornamentierung: Schmuck (in Repousséarbeit), als da sind Arm- und Halsbänder, Brustplatten, Kronen und Diademe, Ringe und Siegelringe, ferner Kelche, Kreuze, Blatt- und Blumenwerk, Tierfiguren (außer den oben genannten noch Schmetterling, Schwan, Adler,

Taube, Sphinx, Löwe, Hirsch, Tintenfisch — von letzteren mehr als 50 Stück!); besonders reich vertreten in der Ornamentik ist die Spirale und die mannigfach variierte geschweifte (d. h. nicht scharfeckige) Mäanderform.

Wie also? Haben wir es hier mit einheimischen d. h. archaisch-griechischer (pelasgischer) oder mit fremdländischer Kunst zu thun? Und wenn letzteres, ist sie karisch oder lydisch-phrygisch oder phönikisch? Jede dieser Ansichten hat ihre Vertreter gefunden. Mir scheint, nach dem Gesagten, der Schluß kaum abzuweisen, daß in vorhistorischer Zeit fremde, d. h. orientalische Art und Sitte in Mykenä (und ich will gleich hinzusetzen: in Tiryns) die Oberhand gewonnen habe. Wer ein Ohr hat, die Sprache der Sage zu verstehen, kann dies deutlich aus ihren Mitteilungen heraushören. Kaum irgendwo erschallen ihre Stimmen fröhlicher und vernehmlicher als in der Ebene von Argolis: man denke an die Cyklopen, die fremden Werkmeister, den Phrygier Pelops, an Perseus, der Danaë Sohn, und an Danaos selber. Wenn nun aber Danaos als Bruder des Aegyptos und als Sohn des Belos, des großen Nationalgottes der Phönikier, ferner als naher Verwandter des Agenor, des Symboles phönikischer Art und phönikischen Stammes in Asien, erscheint, „Danaer" aber schon in der Urzeit ein Nationalname der Griechen, ganz besonders der Griechen in Argolis, war, so wird doch wohl aus diesem Sagengemisch der Niederschlag einer Einwanderung von außen sich ergeben — einer Einwanderung, keines bloßen Einflusses. Ob sie friedlich vor sich ging, ob mit gehörigem Offensivstoße von Nauplia aus — wer will das sagen? Auch wann die Ansiedlung und von welcher Seite sie geschah, darüber geben die mykenischen Funde keinen Aufschluß. Als wahrscheinlich darf gelten, daß die dorische Eroberung jene Kultur wieder zertrümmert hat, sie war aber damals bereits hellenisiert, denn die Achäer aus Argolis, welche sich vor den erobernden Doriern zurück- und nach Kleinasien auszogen, hatten keine Ahnung mehr davon, daß ihre Vorfahren, wenigstens ein Teil derselben, aus Asien gekommen waren. Homer selber weiß so wenig davon als sein „Agamemnon".

Das von Schliemann so großartig begonnene Werk setzt die „archäologische Gesellschaft" auf dem Boden von Mykenä fort, zunächst unterhalb des Burggipfels. Sie hat terrassenförmig angelegte Häuser mit Treppen und Gängen, kleinen Höfen und Vorratskammern, besetzt mit großen Thongefäßen, gefunden — wahrscheinlich haben wir es hier mit Ökonomiegebäuden zu thun. Weiter oben tauchten dann Reste des Palastes auf; zunächst eine Steintreppe, die zu einem Hofe führte, ungefähr wie der tirynthische, nur kleiner und ohne umgebende Säulenhalle. Auch der Herd im Innern hat sich gefunden, niedrig, kreisförmig und zweifach gestuft, mit einem Fries geschmückt, dessen Verzierung dem Formenkreise der mykenischen Thongefäße entspricht. Das Merkwürdigste aber ist, daß sich auf dem Grunde des Palastes auch die Reste eines Tempels gezeigt haben — ganz wie in Tiryns. Ist nun hier, wie in Tiryns, auf den Trümmern des alten Herrenhauses ein Kultusgebäude errichtet worden, oder aber hatte zur Königszeit der Götterkult im Palaste selber seinen Sitz, und gab es noch keine

gesonderten Tempel? Für letztere Annahme könnte die Stelle in Homers Odyssee 2,79 zu sprechen scheinen, wo sich Athene nach Athen „in das feste Haus des Erechtheus" (also nicht in einen Tempel) begiebt. Burnouf, der bei Tiryns das Verhältnis umkehrt und auf der Akropolis desselben keinen Palast, sondern eine Kultusstätte (des Herakles) sieht, wird also auch in Mykenä dasselbe anzunehmen und im ganzen Komplex Kultusgebäude zu erblicken haben. — Man will ferner in den Wandmalereien des Palastes von Mykenä und denen des sechsten von Schliemann auf der Akropolis gefundenen Grabes eine solche Stilähnlichkeit erkennen, wie sie genügt zum Beweise, daß Palast und Gräber einer und derselben Zeit zuzuschreiben, die Bewohner der Burg also auch die der Gräber geworden sind.

Ähnliche Fragen wie in Mykenä tauchen nun wieder auf aus der dritten durch Schliemann's Eifer und Thatkraft dem Schutt von Jahrtausenden entrissenen Stätte — der Felsenburg von Tiryns. Wir wollen jene Fragen — nicht auch die Antworten! — rasch vorwegnehmen.

E. Curtius hat schon 1850 behauptet, der Heros von Nauplia, Palamedes, sei nichts Anderes als ein Repräsentant der nach Argos in ganz besonders nachhaltiger Weise importierten Kultur Phönikiens: Das eherne Faß des Eurystheus, der Erzkasten des Danaë, meint er, weisen auf phönikische Technik; Nauplia sei ein Landungsplatz der Sidonier, Tiryns ein Sammelort für tyrische Ansiedler gewesen, hier sei der tyrische Stadtgott Herakles — Melkart zu Hause. (Tiryns vielleicht auch etymologisch mit Tyros zusammenhängend?). Von Nauplia ausgehend, weiß nun Curtius weiter, haben „die den Lykiern verwandten Fremdlinge" (nicht die Phönikier? ein bestimmterer Ausdruck wäre wünschbar) den nächsten Felshügel Tiryns — als den bestbelegenen Waffenplatz — besetzt und nach Unterwerfung der Machthaber ihre Erdwälle in einen cyklopischen Ring verwandelt, der Fürstensitz und Unterberg umfaßte. Es war im Pelasgerlande die erste Burg dieser Art, daher wurde „tirynthisches Bauwerk" sprichwörtlich, und die Erinnerung an eine zentrale Stellung der Stadtburg hat sich noch in dem Ausdruck „tirynthisches Argos" erhalten. Die Phönikier sind nach dieser Auffassung nicht erobernd aufgetreten, sondern sie haben sich angesiedelt als Künstler und Werkmeister, herbeigerufen vom herrschenden Volk, um ihm seine Festen und Paläste zu bauen, ungefähr wie David und Salomo sich von Hiram ihre Künstler nach Jerusalem verschrieben. Diese Ansicht erhält nun eine Art von Bestätigung durch eine von Dörpfeld gemachte Beobachtung: Die Ringmauer von Tiryns nämlich — aber auch von Mykene — ist stellenweise in doppelter Breite aufgebaut und der innere Teil von Gallerien durchzogen und zu bedeutenderer Höhe aufgeführt als der äußere; auch Kammern sind in die Mauern eingelassen — unbestimmt zu welchem Zweck. Diese kasemattenartigen, spitzbogig gewölbten Räume nun sind, in auffälliger Analogie, auch in Karthago, Utika, Thapsos und Adrumetum — also phönikischen Kolonieen — vorhanden.

So viel Curtius. Mir scheint von seinen Aufstellungen die eine und die andere bloße Hypothese zu sein. Und Hypothese bleibt einstweilen noch, was von England her als ganz sichere Thatsache der Welt verkündet wird, nicht nur, jener

phrygische Ankömmling Pelops sei ein Thrakerhäuptling, und Thraker auch jene „Sieben Riesen" aus Lykien, welche die cyklopischen Mauern von Tiryns erbaut haben sollen, sondern auch: die hellhaarigen, blauäugigen, hochgewachsenen Thraker seien die — Germanen im fernen Osten gewesen! Auch Troja soll eine phrygisch-thrakische, warum nicht auch eine germanische? Ansiedelung sein! Mir scheint, mit diesem Thrakerstamm, der ja allerdings eine größere Ausdehnung hatte, als man früher annahm, und mit den späteren Thrakern in der Landschaft gleichen Namens nichts zu thun hat, werde in neuer Zeit arger Mißbrauch getrieben.

Schliemann's Buch über „den prähistorischen Palast der Könige von Tiryns" ist noch 1885 erschienen, und es muß gleich zu Anfang bemerkt werden, daß nur die Oberburg und der mittlere Teil zwischen dieser und der Unterburg ausgegraben ist, letztere dagegen noch nicht. In Tiryns, d. h. den dortigen Funden liegt der Schwerpunkt anderswo als in den mykenischen Schliemann's. In einer Hinsicht steht Tiryns zurück, in einer andern läuft es der Rivalin Mykenä den Rang ab. An beweglichen Funden nämlich und wertvollen Fundstücken ist der Boden von Mykenä viel ergiebiger gewesen. Wohl sind auf der Burg von Tiryns auch zahlreiche Thongefässe und Gegenstände von Elfenbein, Glas u. a. zu Tage gefördert worden, aber weder an Zahl noch an Wert halten sie (die Reste von Wandmalereien allerdings ausgenommen) einen Vergleich aus mit den märchenhaften Schätzen von Mykenä.

Dagegen überragt Tiryns die Schwesterburg an Masse und Wucht der architektonischen Ergebnisse — wenigstens war dieses der Fall am Ende der Schliemann'schen Ausgrabungsperiode, jetzt hat sich dieses Verhältnis zu Gunsten Mykenäs etwas geändert. Auf welcher Seite ist das höhere Alter? Wohl hat sich in Mykenä noch keine Mauerstärke von 58 Fuß gefunden, wie in Tiryns, aber doch von 46, wohl besteht der Fußboden in einer „Badestube" auf der Herrenburg zu Tiryns aus einer einzigen Steinplatte im Gewicht von 200 Centnern, was allerdings einen kolossalen, wahrhaft cyklopischen Eindruck macht, aber dieser Eindruck wird gradezu ins Ungeheure gesteigert bei einem Bau des für jünger gehaltenen Mykenä, einer der Kuppelbauten (Thesauren) nämlich, wo der Innenstein der Oberschwelle jenes Gewicht um das Sechsfache übertrifft — also 1200 Centner! Spricht dies für eine jüngere Zeit? Übrigens sind die sogenannten cyklopischen Mauern von Tiryns auch nicht ganz so „waldursprünglich", wie man gewöhnlich meint; es hat sich nämlich bei näherer Untersuchung sowohl ein Bindemittel — Lehmmörtel — vorgefunden, als auch das Faktum herausgestellt, daß die Blöcke behufs besseren Anpassens zugehauen waren.

Im Innern der Burg — das ist sehr charakteristisch — bestanden nicht bloß die Decken, sondern alle Stützen, Säulen, Halbsäulen und Thürpfeiler aus Holz (ursprünglich mit Metallblech verkleidet?), und die Wände prangten in farbiger Dekoration, und zwar einer solchen, die sich nicht auf die Verwertung von organischen oder geometrischen Ornamenten beschränkt, sondern bereits das Gebiet der Figurenmalerei betritt. In dieser Hinsicht sind die Funde wahrhaft epochemachend. Weder in Tiryns noch in Mykenä kann mehr von einer Ur-

baukunst die Rede sein; die ersten Stufen sind längst überschritten, man beherrscht schon sicher die Materie innerhalb bestimmter Grenzen, Mittel und Zweck stehen bereits in richtigem Verhältnis, auch das Accessorische, das dekorative Detail wird mit Verständnis und einem gewissen Kunstsinn gepflegt, und neben dem Raumgefühl regt sich bereits auch der Trieb zur Raumverschönerung. Dieser Dekorationen erwähnt bekanntlich Homer, wo er die Paläste seiner Helden schildert, mit keiner Silbe — der Märchenbau des Phäakenfürsten gehört nicht hierher — aber es darf nicht wundern, da eine Schilderung nirgends beabsichtigt ist. Ob nun aber wirklich der Palast von Tiryns ergänzend in die Lücken jener beiläufigen Erwähnungen tritt? Ob wir wirklich, wie Dörpfeld und andere glauben, in ihm das Bild eines homerschen Herrscherhauses vor Augen haben? Ich hege starke Zweifel. Wenn jene Burgen von der Flut der sogenannten dorischen Wanderung weggeschwemmt worden sind, so kannte sie Homer nicht mehr, und selbst angenommen, es hätten ähnliche Bauten auf anderem griechischen Boden gestanden und bestanden, sollte er vorzugsweise diese kopiert und studiert haben, um, wie ein gewissenhafter Historiker, „Ton und Farbe" der von ihm geschilderten Heldenzeit zu treffen? Schwerlich! Er hatte es näher, wenn er Herrscherhäuser schildern wollte, seine eigene Zeit bot ihm Exemplare genug, diese Zeit lag aber von der des cyklopischen Mauerbaues weit ab! Ich sehe auch nicht, daß von streitigen Fragen aus dem Bereich des Palastbaues auch nur eine wirklich und für immer durch die tirynthischen Funde entschieden worden wäre. Burnouf geht sogar so weit, dem Gebäude auf dem Felsenkegel von Tiryns seinen Charakter als Herrscher- und Wohnhaus zu bestreiten: hölzerne Säulen und Mauern von Lehm und Stroh seien nicht Glieder eines Palastbaues, das Ganze sei eine Kultusstätte und zwar des Herakles, es habe nie Fürsten von Tiryns gegeben, die Phönikier vollends hätten nichts mit dem Bau zu thun, sie seien Händler, aber niemals Festungsbauer gewesen — kurz: es biete sich eine pelasgische Kultusstätte des Sonnengottes (Herakles) unserem Blick. Diese Behauptung schießt nun wieder weit übers Ziel hinaus, ins Extreme. Denn wozu dann die kolossalen Festungsmauern?

Auf welcher der vielen Stätten, die über die drei Weltteile zerstreut, sei es durch Zufall, sei es durch systematische Durchforschung des Bodens, in diesem Jahrhundert bloßgelegt worden sind, die größten und wertvollsten Kunstschätze ans Licht getreten seien, mag zweifelhaft sein; jedenfalls stehen die auf dem geweihten Boden von Olympia gewonnenen Ergebnisse sowohl in Anbetracht ihrer Zahl als ihres künstlerischen Wertes mit in vorderster Reihe. Das erste Verdienst, Hand angelegt zu haben zur Hebung dieser Schätze, gebührt entschieden den Franzosen, und zwar geschah dies zuerst im Jahre 1838 durch die Expédition de la Morée. Merkwürdigerweise hat diese — unbekannt, aus welcher Ursache — ihre Arbeiten bald nach dem Beginn wieder eingestellt, und es dauerte Jahrzehnte, bis auf Antrieb eines deutschen Altertumsforschers, Ernst Curtius, von deutscher Seite und mit deutschem Kraftaufwand das kaum begonnene Werk

wieder in die Hand genommen wurde. Dies geschah im Jahre 1874, nachdem zwischen Deutschland und Griechenland ein diesbezüglicher Vertrag zu Stande gekommen war, und im Jahre 1881 war das mühevolle Werk gethan. Und mühevoll war es, denn über den Boden von Olympia war von Menschenhand wie vom Himmel her viel Schlimmes ergangen, seit zum letzten Male (i. J. 393 n. Chr., unter Kaiser Theodosius d. Großen) die dortigen Spiele gefeiert worden waren. Wenig später überzog Alarich mit seinen Horden Olympia, aber diese können, mag man sich ihre Zerstörungssucht auch noch so entsetzlich denken, nicht so gehaust haben, wie der Zustand der Fundstätte, besonders im Zeustempel, sich qualifiziert, sondern Naturmächte haben in noch ganz anderem Maße eingegriffen, in Gestalt von Erdbeben und Überschwemmungen. Solcher Erdbeben kennt man zwei von zerstörendster Wirkung aus dem sechsten Jahrhundert (521 und 522); dann aber hat das Flüßchen Kladeos, so unschuldig es scheint, wer weiß wie oft, jedenfalls übel gehaust, so übel, daß beim Beginn der Ausgrabungen über dem „heiligen Bezirk des Zeus" (Altis) eine Erdschicht von 5—6 Meter lag. Es ist jetzt konstatiert, daß auch der Hauptfluß, der Alpheios, das Seinige zur Bodenverschüttung reichlich beigetragen hat, denn er floß zur Zeit, wo die Alten am Fuße des Kronoshügels den Göttern zu opfern begannen, wohl 200—300 Meter weiter südlich. Bedenkt man, daß der Kladeos senkrecht in denselben einmündet, so kann man sich eine Vorstellung machen, wie diese Verhältnisse dem Boden mitgespielt haben müssen. — Aber die Forscher in Olympia hatten auch noch mit anderen, internen Umständen zu kämpfen, welche ihre Schatten warfen auf das Finderglück und die Finderfreunde. Bekanntlich blieben die Fundstücke an Ort und Stelle und wurden in einem eigens hergerichteten Museum untergebracht. Deutschland, dem nicht bloß die Anregung, sondern die ganze Ausführung der Ausgrabungsarbeiten, also auch der volle Ertrag derselben zu verdanken ist, mußte sich mit Kopien und Gipsabgüssen zufrieden geben — erst gegen Ende der Arbeit wurden wenigstens die gefundenen Doubletten an das deutsche Reich abgeliefert, und so ist eine nicht unbeträchtliche, teilweise durch den archaischen Charakter bemerkenswerte Sammlung von kleinen Altertümern in Bronze und Stein an das antiquarische Museum von Berlin gelangt: Dreifüße, Helme, Pfeile, Lanzenenden und Lanzenspitzen, Greifenköpfe, Gewichtstücke, Fibeln, Armspangen u. a. — Sodann aber gab es allerlei Enttäuschungen und Animositäten. Es ist ja begreiflich, daß gerade das Finderglück auch auf das Urteil berufener Kenner einwirkte und seine Objektivität trübte. Man war geneigt, überall nur vollkommenes zu erblicken, während das gewöhnliche, d. h. unbestochene Gefühl sich mit Recht gegen einzelne Funde — wir erinnern an die Friese des Zeustempels — kühl verhielt. Als dann vollends ganz unverhofft die Fundstätten von Pergamon sich öffneten und ihre, künstlerisch betrachtet, phänomenalen Schätze ans Tageslicht traten — das darf man doch trotz der „Nike" des Paionios und dem praxiteles'schen Hermes mit dem kleinen Dionysos sagen — da wollte es scheinen, als ob etwas wie Eifersucht an den Gestaden des Alpheios und der Spree erwache und sich etwas hören lasse wie der Ruf:

„Hie Olympia! Hie Pergamon!“ Das ist jetzt freilich vorbei. Vielleicht — uns ist darüber nichts bekannt geworden — hat auch seither die griechische Regierung etwas andere und wohltönendere Saiten aufgezogen in ihrem Verhalten gegenüber fremden Regierungen. Es war sehr bequem, den Löwenanteil einzustreichen und jeden Einsatz zu verweigern, wie sie es bisher gethan. Sie unterstützte bloß die Arbeiten Einheimischer und verstand diese Aufgabe in so engherzigem Sinn, daß sie dem Forschungstrieb der übrigen Nationen Hindernisse über Hindernisse in den Weg legte. — Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi — dies sollte die Regierung bedenken; die Sympathie für „das herrliche Volk“ ist noch nicht auf dem Siedepunkt angelangt, und man sollte sie eher zu steigern als zu dämpfen suchen. Was nun den Fund selber betrifft, so würde eine Angabe oder gar Beurteilung im Detail ebensosehr über die Grenzen dieses Berichtes als über die Kraft des Berichterstatters hinausgehen. Es muß darum folgende kurze Orientierung genügen: Bis zu den Perserkriegen standen verhältnismäßig wenige Gebäude in Olympia. In jene Zeit fällt das Grabmal des Heros Pelops, das sogenannte Wohnhaus des Oenomaos, das Heraeon (Heiligtum der Hera), das Bouleuterion (Rathaus), die verschiedenen Schatzhäuser am Kronoshügel; aus noch älterer Zeit stammen die Bronzen. Der große Zeustempel dagegen, dessen Götterbild als großartigste Kunstleistung des Altertums weltbekannt ist, stammt aus der Zeit nach den Perserkriegen (472 bis 457?); aus dieser auch die beiden künstlerisch wertvollsten Fundstücke: Die „Nike“ des Paionios und der Hermes des Praxiteles (im Heraeon). Die Giebelfelder und Metopen des Tempels, so weit sie erhalten sind, können nur teilweise auf hohen künstlerischen Wert Anspruch erheben. Das sind die Hauptfunde und Hauptfundstellen aus den früheren Perioden von Olympia; Stadion, Hippodrom, Metroon, Prytaneion, Paläſtra und der große Jupiteraltar können einer späteren Zeit angehören, wie dies natürlich der Fall sein muß mit dem Philippeion, der Exedra (Halle) des Herodes Atticus und den Statuen der römischen Kaiser. Die Inschriften — etwa 1100 an Zahl — verteilen sich natürlich gleichfalls auf verschiedene Zeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Was wir nicht wissen.

Eine Aschermittwochsbetrachtung

von

Paul Mantegazza.

In den katholischen Kirchen pflegt der Priester am ersten Tage der Fastenzeit auf die Stirn der Gläubigen ein wenig Asche zu streuen, jenes traurige graue Pulver, welches uns unwillkürlich an den Spruch Salomos: „Vanitas vanitatum et omnia vanitas“ zu denken zwingt.

Obwohl die Fastenzeit vorbei ist und obwohl ich kein Priester bin, so möge es mir gestattet sein, daß auch ich dieses Mal auf das Haupt meiner Leser ein wenig Asche streue. Die Schriftsteller in ihren Büchern, die Redner vom hohen Katheder herab sprechen immer von dem, was wir wissen. Sie rühmen mit lauter Stimme die ständigen Fortschritte der Wissenschaft, sie zeigen uns, wie sich jeden Tag die Grenzen unserer Kenntnisse weiter ausbreiten; jeden Tag, so heißt es, wisse der Mensch mehr, und weil er mehr wisse, so könne er auch mehr. Im Gegensatze hierzu möge der freundliche Leser gestatten, daß ich einmal mit ihm die Grenzen unseres Nichtwissens durchlaufe. Zu unserem größten Erstaunen werden wir hier auf tiefe Abgründe stoßen, von denen wir bisher nichts gewußt haben, und wir werden uns von Finsternis und Kälte umgeben sehen, den tödlichen Feinden unserer besten und mächtigsten Freunde, des Lichtes und der Wärme. Aber trotz ihrer Schrecken wird uns diese Reise mancherlei nützliche Lehre eintragen können; wir werden vielleicht auf unsere Errungenschaften von heut mit etwas weniger Stolz blicken und mehr unser Vertrauen auf das morgen setzen. Ein wenig Bescheidenheit ist aber meines Erachtens niemals überflüssig: Ich halte mich in dieser Hinsicht an ein arabisches Sprichwort, welches ich ständig vor Augen habe: Jeder Stolze ist ein wildes Tier. Natürlich werden meine Leser nicht von mir erwarten, daß ich ihnen ein langweiliges und beschämendes Verzeichnis von allen unseren Unkenntnissen, den großen und den kleinen, den vollständigen und den schlimmsten von allen, den Halbkenntnissen, vorführe; auf diese Weise könnte ich hundert Bände füllen, ohne daß der Stoff ausginge. Vielmehr greife ich nur einiges heraus.

Jetzt gebt mir aber die Hand, denn im Dunkeln ist leicht fallen.

* * *

Zunächst kennen wir nicht Anfang noch Ende, weder des Raumes, noch der Zeit. In dem Alphabet des uns Erreichbaren haben wir bisher weder das A noch das Z entdeckt. — Dabei müssen wir aber ein für allemal von dem absehen, was uns der Glaube lehrt; wir stehen für heute nur auf dem Boden der Wissenschaft und wollen auf ihm verbleiben. Über den Glauben streitet man nicht, und ich achte ihn hoch. Er giebt auf alle Fragen der Welt und des Lebens eine besondere ausreichende Antwort, aber er zieht diese aus Erkenntnisquellen, welche mit der Wissenschaft nun einmal nichts gemein haben.

Wenn wir also auf dem Boden der Wissenschaft bleiben, so ist das primum nascens uns noch heute ebenso fremd wie das ultimum moriens. Vor uns lebten unsere Väter, vor unseren Vätern unsere Großväter und vor ihnen ihre Väter. Aber wer war der Vater des ersten Menschen, wer war der Adam unter den Sterblichen? Und wie und wann hat sich das erste empfindende Wesen aus der Welt des Unorganischen herausgebildet? Der Darwinismus hat für die Geschichte des menschlichen Gedankens eine neue Zeit herbeigeführt, indem er an die Stelle der aufeinanderfolgenden Schöpfungen die langsame Entwickelung der Formen der Lebewesen gesetzt hat, aber auch diese Lehre weiß uns nicht zu erklären, wie aus dem unorganischen Stoffe das erste Protoplasma entstanden

ist. Uns wird geantwortet: durch Urzeugung (generatio spontanea) — und auch ich habe mit zwanzig Jahren im ersten Feuer des wissenschaftlichen Eifers viele Versuche angestellt, die Heterogenie nachzuweisen; aber obgleich alle sich mit solchen Experimenten beschäftigt haben, sind diese doch noch heut nach Verlauf von dreißig Jahren nicht imstande, uns zu überzeugen.

Andere antworten uns, das erste Protoplasma sei entweder auf der Erde oder im Meere oder in der Luft durch die noch weiter ins ultraviolett hineinreichenden Strahlen einer jugendlicheren Sonne, unter dem Miteinfluß einer Luftschicht erzeugt, welche damals reicher an Kohlensäure war als jetzt. Andere endlich nehmen an, daß die ersten Lebenskeime von außen gleich Meteorsteinen auf unsere Erde gekommen seien.

Jedenfalls ist noch heut niemand imstande, ein Protoplasma zu schaffen, welches in sich die Fähigkeit hätte, alle Gestalten anzunehmen, und sich so auf dem einen Wege zu einer Eiche, auf einem anderen Wege zu einem Menschen entwickeln könnte, und die gläubigsten Heterogenisten bringen nichts weiter zu Wege, als Monaden und Bakterien, und auch diese nur durch Umwandlung eines Stoffes, welcher schon vorher Leben hatte.

Um den Schöpfer aus dem Wege zu räumen, sagt man, der Stoff sei ewig: aber was ist Ewigkeit? Das Wort gehört der Wissenschaft nicht an, und was es nach dem Sinne derer, die es brauchen, auch bedeuten soll, so würde es allem widersprechen, was wir auf unserer Welt zu allen Zeiten gesehen haben, sehen und sehen werden; denn alles was da lebt, muß geboren werden, wachsen, und nachdem es eine längere oder kürzere Parabel beschrieben hat, wieder sterben. Wenn die Wissenschaft uns das Dasein Gottes nicht beweisen kann, so kann sie uns auch die Ewigkeit des Stoffes nicht erklären. Auf dem Zifferblatte der Weltuhr ist weder die erste noch die letzte Stunde angeschrieben.

Und wenn wir vor uns auf die Möglichkeiten blicken, welche uns die Zukunft bringen kann, so wissen wir auch nicht, was aus dem Menschen werden kann. Wird er so aussterben, wie er heute ist, zugleich mit allen anderen Lebewesen, und zusammen mit der Sonne, nachdem diese zu einer frostigen Schlacke im Himmelsraume ausgebrannt sein wird? Oder wird er erst noch eine andere fortschreitende Entwickelung durchmachen, indem er Flügel anlegt, neue Sinne erwirbt, oder es lernt, sich ohne Schmerz und Krankheit zum Sterben niederzulegen? Die unendliche Zukunft ist uns so dunkel wie die unendliche Vergangenheit. Das Omega ist uns ebensowenig bekannt wie das Alpha.

* * *

Wenn die Grenzen der Zeit sich uns entziehen, so sind uns auch die Grenzen des Raumes nicht besser bekannt.

Das Fernrohr zeigt uns hinter unserer Sonne noch andere gleiche Himmelskörper, und eines Tages werden wir vielleicht auch die Planeten erkennen können, von welchen sie umkreist werden, und endlich werden sich uns vielleicht auch ihre Bewohner zeigen. Aber was ist jenseits dieser Welten? Wo sind die Wände des Makrokosmus? Und wenn da Wände sind, was ist dahinter? Die Unendlich-

keit im Raum werden wir niemals erkennen, weil wir sie uns nicht denken können.

Wenn wir aber die Grenzen des Makrokosmus nicht finden können, so laßt uns die des Mikrokosmus suchen. Wir suchen uns einen Salzberg aus und zersprengen seine Masse in einzelne Blöcke; wir nehmen diese Blöcke und zertrümmern sie und zermahlen sie zu Krümeln, Splittern und zu Staub. Wir nehmen den Staub und mit Hilfe des Mikroskops erkennen wir, daß er aus Würfeln besteht; der Chemiker kann uns diese kleinsten Würfel noch wieder zerlegen und nachweisen, daß sie sich aus Chlor und Natrium zusammensetzen, was uns kein Mikroskop enthüllt haben würde. Und diese Chlor- und Natrium-Molekeln, hat nicht jede von ihnen noch ihre Ausdehnung und ihr Gewicht? Gewiß haben sie es, denn sonst könnte man sie alle zusammen auch nicht messen oder wägen, und zwischen ihnen ist ein Zwischenraum, denn ich kann sie zusammendrücken und von einander trennen. Aber was ist das für ein Zwischenraum, und wodurch wird er ausgefüllt? Die Wissenschaft antwortet: durch Äther; aber auch dies ist eines jener Worte, mit denen wir unsere Unkenntnis verbergen.

Wenn ich unter das Mikroskop zwei Tropfen Wasser bringe, von welchen der eine mit Chlorwasserstoff und der andere mit kohlensaurem Natrium (Soda) gesättigt ist, so treten eine Reihe von Zersetzungs- und Verbindungserscheinungen ein, infolge deren sich Kohlensäure entwickelt und sich ein Niederschlag von Natriumchlorid (Kochsalz) bildet, welcher in Würfelform krystallisiert; und hierbei war ich nicht in stande, die Chlormolekeln wahrzunehmen, welche die Natriummolekeln verfolgen und sich mit ihnen vereinen, bis sie in den Zustand stabilen Gleichgewichts getreten sind. Die Erscheinung geschieht vor unseren Augen, ohne daß wir es sehen, und das unendlich Kleine entzieht sich uns ebenso wie das unendlich Große.

Die Molekeln und die kleinsten Atome, von denen uns der Chemiker lehrt, lassen sich nicht denken, ohne daß sie auch eine Länge, Breite und Dicke haben. Der Punkt ist eine wissenschaftliche Abstraktion; die Natur kennt ihn nicht; und wenn wir den Stoff, um ihn näher kennen zu lernen, zerlegen und zersetzen, so finden wir überall ein neues x, eingeschlossen in einem neuen y, wie in dem Schachtelspiel von Benares, welches daher als demütigendes, aber wahres Bild der menschlichen Kenntnis dienen kann.

* * *

Und wenn wir die Grenzen der großen und der kleinen Welt nicht kennen, so kennen wir auch nicht das Geheimnis ihrer Bewegungen, das Warum aller Erscheinungen.

Es giebt keine Seele, so lehrt die eine Schule, sondern nur Kraft und Stoff. Die Kraft sei die Seele des Stoffes.

Andere, noch skeptischer, noch positiver, lehren, es gebe weder Kraft noch Stoff für sich genommen, sondern nur den thätigen Stoff; dies sind die Monisten, jenes die Dualisten.

Ich selbst bin Monist; aber ich bin weit entfernt, diesem Schlagwort irgend welchen übertriebenen Wert beizumessen. Der Monismus hat ein metaphysisches Gebilde zerstört, aber er hat uns nicht dazu gebracht, einen tieferen Einblick in das Wesen der Kräfte zu thun. Es ist ganz gewiß, daß man nicht das Vorhandensein einer Seele getrennt von ihrem Körper nachweisen kann, ebenso wie kein sterbliches Auge je eine Kraft ohne Stoff gesehen hat; aber wenn wir sagen, daß der letztere mit aller Energie, welche er zeigt, in sich selbst ausgestattet ist, was wissen wir damit mehr?

Die Kraft ist eine Abstraktion, gewissermaßen eine Kurzschrift unseres Gedankens, aber als für sich bestehendes Ding kann sie nicht gedacht und somit auch nicht erkannt werden. Man hat damit einen großen Schritt zu thun geglaubt, daß man sagte, alle Kraft sei nur eine einzige, die Bewegung, und daß man bei der Umwandlung der Bewegung in Wärme, der Wärme in Licht, der Elektrizität in Wärme ꝛc. immer eine vollkommene Gleichung habe. Diese Theorie mag richtig sein; aber die Formen dieser einen Kraft sind so verschieden von einander, daß es noch immer zu erklären übrig bleibt, wie die eine derselben sich in eine andere verwandelt und worin die Verschiedenheit der Bewegung besteht, welche eine Molekel macht, je nachdem sie hell, warm, elektrisch oder magnetisch ist. Eine eiserne Kugel könnte gleichzeitig sich fortbewegen, warm, hell, elektrisch und magnetisch sein und somit gleichzeitig fünf verschiedene Molekularbewegungen darstellen. Kann man sich etwas Derartiges vorstellen, und vor allem: kann man es sich erklären?

Was wissen wir denn überhaupt von dem wahren Wesen der Verwandlung der Kräfte in einander? Dasselbe, was ein Fremder, welcher an der Thür einer großen Silberschmelzerei steht und sieht, wie der silberhaltige Bleiglanz und die Steinkohle in den Ofen geschüttet werden, und wie Blei, Silber, Asche und Rauch wieder heraustreten. Die Gleichung zwischen dem, was in die Gießerei hineinkommt, und dem, was wieder heraustritt, ist vollkommen. Aber damit sind noch nicht die chemischen Vorgänge erklärt, durch welche der Bleiglanz zu Blei, Silber und Rauch wird. Wir alle lachen über den Landmann, welcher eine telegraphische Depesche aufgab und sich dann aufmerksam neben die Leitung stellte, um den Augenblick abzupassen, in welchem die Worte den Draht entlanggleiten würden. Aber der Entwickelung der Kräfte stehen wir nicht anders gegenüber als dieser arme Landmann.

Wenn wir uns sagen, daß das Licht, die Wärme, die Elektrizität und der Gedanke alles Bewegungserscheinungen sind, so haben wir damit doch sehr wenig gesagt. Wir würden gerade ebenso weit kommen, wenn wir die alten Imponderabilien unserer Großväter als wirklich annähmen, oder wenn wir sagten, „daß vorhanden sein und sich bewegen gleichbedeutend sei." Hüten wir uns vielmehr vor solchen zu weiten Begriffsbestimmungen, welche wohl dazu führen können, uns hochmütig und selbstbewußt zu machen, aber zur Lösung wissenschaftlicher Fragen sehr wenig beitragen.

Wie kommt es, daß ich einen Menschen dadurch in heftige Krämpfe versetzen kann, wenn ich einen Ausläufer des fünften Gehirnnervenpaares zupfe, und daß ich demselben Menschen ein himmlisches Vergnügen mache, wenn ich die Ausläufer eines andern Gehirnnervenpaares, nämlich der Gehörnerven, durch die Einwirkungen der Stimme der Patti anrege? Bewegungsvorgänge liegen dem einen Falle zu Grunde wie dem andern, aber welch ein himmelweiter Unterschied zwischen den beiden!

Die moderne Wissenschaft lehrt uns, daß die Bewegung nur entweder wieder Bewegung hervorbringen oder sich in ruhende Spannkraft verwandeln kann. Die ruhende Spannkraft kann nichts als eine Bewegung erzeugen, im stabilen Gleichgewichte verharren, oder eine Spannung oder einen Druck ausüben; die Summe der Energie ist immer dieselbe. Dies alles mag wahr sein. Man lege sich aber folgenden Fall vor: Wenn ich mich in die Eisenbahn setze und in einem bequemen Schlafwagen 300—400 Kilometer durchfahre, so komme ich am Ziele meiner Reise an, ohne jede Müdigkeit zu empfinden, oder doch wenigstens mit nur geringer Müdigkeit, obwohl mein Körper eine ungeheure Bewegung durchgemacht hat. Wenn aber in diesem Augenblicke jemand zu mir sagt: „Deine Tochter ist gestorben,“ so kann ich davon wahnsinnig werden oder tot hinfallen; und doch handelt es sich im zweiten Falle nur um eine geringe gegebene Menge von Luftschwingungen, welche sich bis zu meinen Gehörnerven und durch diese bis zu meinem Nervenzentrum fortpflanzen.

* *
*

Kennen wir im Gegensatze hierzu vielleicht die innere Natur des Stoffes? Ist der Stoff gleichartig oder besteht er aus Zusammensetzungen der achtundsechzig bis siebzig Körperarten, welche wir, da wir nicht im stande sind sie zu zerlegen, als einfache Stoffe oder Elemente zu bezeichnen pflegen? Wenn wir nun morgen eine neue Kraft entdecken, mit deren Hilfe wir diese Elemente in einander verwandeln könnten, müßten wir dann nicht wieder zur Lehre von der Gleichartigkeit des Stoffes zurückkehren? Heut beträgt die Zahl der Elemente etwa siebenzig; aber wie viele und wie verschiedene Formen nimmt ein und derselbe Stoff dabei ein! Man denke nur an die Steinkohle und den Diamanten, den amorphen und den krystallischen Schwefel, das Eis, das Wasser und den unsichtbaren Wasserdampf. Es kann der Stoff also, auch ohne daß er in Bewegung, leuchtend, warm oder elektrisch ist, seine Molekeln in so vielfacher und so verschiedener Weise angeordnet haben, daß uns der Schwindel befallen könnte, wenn wir uns alles ausmalen wollten.

Dadurch, daß wir die großen Fragen des Makrokosmus mit mehr Eifer, als billig war, auf den Mikrokosmus übertragen haben, ist das Atom zu dem wunderbarsten Tausendkünstler des Weltalls geworden. Wenn es sich nach rechts bewegt, ist es warm; bewegt es sich nach links, so leuchtet es; durch eine Schwenkung nach rückwärts wird es vielleicht elektrisch, und außerdem kann es zugleich noch gelb oder rot und fest oder flüssig sein, den Raum durchlaufen und bei alledem zuletzt auch noch Bewußtsein haben. Denn die Zelle und somit auch das Atom

haben heutzutage ihre eigene Psychologie. Nachdem wir Gott aus der Welt geschafft haben, weil wir sein Dasein nicht durch Experimente beweisen können, haben wir aus dem Atom einen neuen Gott gemacht, welcher alles weiß und alles kann!

Nein! Die Grundfrage des ganzen Weltbaus, das Sein oder Nichtsein der Kraft und des Stoffes ist für uns noch vollständig ungelöst. Nein! Die Weltordnung wird durch das großartige Laplace'sche System ebenso wenig erklärt wie durch die Monaden Leibnizens, noch durch den Schlag, welchen Gott vor Ewigkeiten nach Descartes' Ansicht dem Stoffe gegeben haben soll. Seit Platons Zeit bis heut sind in der Deutung der großen Naturerscheinungen nur ganz unbedeutende Fortschritte gemacht.

* * *

Wenn das Größte sich unserer Beobachtung entzieht, wenn wir das Kleinste nicht mit unsern Händen erfassen können, so ist die Frage, ob wir uns selbst denn besser kennen.

Die Begriffsbestimmung des Lebens ist eine noch ungelöste Aufgabe und besonders, nachdem die von Herbert Spencer versuchte durch die unerbittliche Kritik meines Freundes Regalia vernichtet ist. Nachdem wir die Überzeugung gewonnen haben, daß die klassische Unterscheidung des Tierreiches vom Pflanzenreiche eine irrtümliche ist, stehen wir vor der Frage, ob dann wenigstens ein scharfer Unterschied zwischen der organischen und der unorganischen Welt bestehe. Der berühmte alte Satz: „Natura non facit saltus“ beherrscht die ganze Welt und macht alle unsere Systeme und alle unsere Einteilungsgrundsätze zu Kartenhäusern.

Das Protoplasma ist das einfachste, das Alpha aller Organismen, aber wenn es sich auf dem Gesichtsfelde des Mikroskopes zeigt, sei es als Amöbe, als Leukocyt oder als **Protogenes**, so sehen wir es fähig zu empfinden, sich zu bewegen, sich zu ernähren und sich fortzupflanzen, und in diesen mikroskopisch kleinen, ungreifbaren Molekeln lebenden Stoffes finden wir schon Lust und Unlust, Liebe und Haß, die Pole, zwischen denen sich das ganze vielfache und mannigfaltige Geschick aller Lebewesen abspielt.

Beim Protoplasma beginnt für uns auch schon die Frage nach dem Bewußtsein. Zwar hat Haeckel das Bewußtsein auch dem Atom zugeschrieben, aber diese Behauptung widerlegt sich, wenn man fragt, wie es auf diese Weise zu erklären sein soll, daß nicht alle Atome ihrer selbst bewußt sind. Im übrigen ist auch die Verschiebung einer Aufgabe von dem Ganzen auf den Teil oder umgekehrt nur eine geistreiche Spielerei, welche die Frage nicht löst und die meiste Ähnlichkeit mit dem Verfahren jener Finanzminister hat, welche ein Defizit dadurch zu beseitigen suchten, daß sie die entscheidenden Posten aus der Staatsbilanz strichen und in den Bilanzen der einzelnen Provinzen oder Gemeinden wieder eintrugen. Mit dieser Spielerei werden die Lasten der Steuerzahler nicht erleichtert, und keine andere Wirkung hat die Haeckelsche Verschiebung.

In der That ist es uns noch unbekannt, worin das Bewußtsein besteht, und ebenso ist es mit der Natur des Gedankens, der Empfindung, des Schlafes.

Bis in die letzte Zeit hinein haben sich die Physiologen noch darum gestritten, ob sich in dem Gehirn eines Schlafenden mehr oder weniger Blut befindet als in demselben Hirn zur Wachenszeit.

Die Hirngewebelehre hat ohne Zweifel viele Fortschritte gemacht, aber wir wissen heut noch nicht, wodurch sich ein Nerv, welcher den Schmerz überträgt, von einem lustübertragenden Nerven unterscheidet. Wir wissen nicht, weshalb ein Tropfen Blausäure uns tötet, weshalb das Opium uns schlafen macht und weshalb der Kaffee uns zum Denken anregt; weshalb das Kokaïn uns gefühllos und die Tollkirsche uns wahnsinnig macht.

Ach, wir wissen noch viel weniger! Man lege unter das stärkste Mikroskop das Ei, welches bestimmt ist, sich in einen Löwen zu verwandeln, und das eines Esels; das, woraus Newton entstanden ist, und das eines Blödsinnigen: niemand wird im stande sein, eins vom andern zu unterscheiden. Und dabei wollen wir doch an einer positiven Psychologie festhalten, welche alles erklärt und alles versteht. Wie viel bescheidener und aufrichtiger Goethe! Als man ihn nach seiner Meinung über eine schwierige Aufgabe der Metaphysik fragte, antwortete er: „Ich habe nie an das Denken gedacht.“

* *
*

Es ist klar, daß man, um zu leben, seinem Körper täglich eine gewisse Menge von Kohle, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff in der Form von Eiweißstoffen und Kohlehydraten zuführen muß. Ich könnte aber meinem Leser genau die Stoffe und genau in den Mengen, wie es der physiologische Chemiker verlangt, jedoch im rohen Zustande und ungemischt, vorsetzen, und der Leser würde bei diesen wissenschaftlichen Mahlzeiten Hungers sterben. Die Form eines Nahrungsmittels ist somit ebenso wichtig wie seine Atomzusammensetzung und vielleicht noch wichtiger; das Warum aber ist der Wissenschaft noch verborgen. Und wenn unser Gedanke zu den bescheidensten unserer Funktionen niedersteigt, vom Tempel des Denkens bis in die Küche, so finden wir unten gerade soviel Unkenntnis, wie wir oben angetroffen haben. Finsternis überall.

Laßt uns sehen, ob wir mit Hilfe der Wage weiter kommen. Wir wägen einige Gehirne ab und finden, daß dieselben bei geistreichen und begabten Menschen in der Regel ein höheres Gewicht haben als bei mittleren und unbegabten. Aber der Schädel unseres Dichters Foscolo war kleiner als der mittlere italienische Frauenschädel, und die Schädel der Quaternärzeit waren sehr groß. Man mag sagen: „Das sind Ausnahmen.“ Aber die Ausnahmen sind uns Beweise unserer Unkenntnis; denn entweder ist das Gesetz, welches wir als Regel hingestellt haben, falsch, oder die Ausnahmen beruhen auf andern Gesetzen, welche wir nicht kennen.

Auf dem Gebiete der Biologie wie auf dem der Physik scheint die Natur mit heimtückischer Freude über uns zu spotten. Je wichtiger eine Thatsache, welche wir gern kennen lernen möchten, für uns ist, desto tiefer ist sie vor unsern Augen verborgen, und je weniger wir den Stoff ergreifen können, desto mehr Macht hat er über uns. Im Stile Viktor Hugos könnten wir sagen: „Das Unsichtbare ist das Unantastbare, und das Unantastbare ist das Allmächtige.“ Und diese Worte

sind nicht sehr verschieden von denen, welche der gläubige Katholik jeden Morgen wiederholt: „Gott ist unsichtbar und allmächtig.“ In beiden Formeln, so verschieden sie auch sonst von einander sind, bekennen wir unsere Unkenntnis.

Man stelle drei Blöcke Schwefel, Kohle und Salpeter neben einander, und sie werden in Ewigkeit ruhig stehen bleiben. Man zerreibe sie aber und vermische sie mit einander und man hat ein Pulver, welches, sobald ein kleiner Funke darauf fällt, einen Berg in die Luft sprengen kann.

Man stelle einen Mann und eine Frau gegenüber, beide jung und schön, und sie werden sich einen Blick zuwerfen, einen Strahl eines Stoffes, welcher nicht zu greifen und auf keiner chemischen Wage zu wägen ist; und dennoch setzt dieser Lichtstrahl sie in Beziehung, und aus ihm entsteht gegebenen Falles jener Kataklysmus der Kataklysmen, jener Orkan der Orkane, jener Blitz der Blitze, welchen wir Liebe nennen, und aus ihm kann eine Geschichte entstehen, welche Jahrhunderte lang dauert.

Für die Entwickelung des menschlichen Denkens ist die Darwin'sche Theorie der bedeutendste Schritt unseres Jahrhunderts. Aber wir dürfen auf sie auch nicht übermäßig stolz sein; denn wenn sie auch viele alte Vorurteile zerstört hat, so hat sie doch nur einen kleinen Teil der Thatsachen des Lebens erklärt. Sie hat die alte hieratische Anschauung von der Unveränderlichkeit der Arten zerstört und hat die Todten, welche seit tausenden und abertausenden von Jahren im Innern unseres Planeten ruhen, mit uns, welche wir auf seiner Oberfläche wandeln, durch eine natürliche Kette verbunden. Aber die Entwickelungstheorie hat noch nicht alle verschlossenen Pforten der Morphologie der Lebewesen für die menschliche Erkenntnis geöffnet. Unerklärt blieb uns der Ursprung des Lebens, unerklärt die Thatsache, daß die einfachsten Lebewesen gleichzeitig mit den höchst entwickelten in derselben Umgebung weiter fortkommen, unerklärt die Verschiedenheit der beiden Geschlechter, unerklärt endlich die verschiedene Lebensdauer von Organismen, welche dem Anscheine nach ganz ähnlich sind.

Außer dem Kampfe ums Dasein, der natürlichen Zuchtwahl und der Umgebung hat die Natur noch viele andre ausgiebige Mittel, um die Formen der Lebewesen zu verändern und zu verwandeln. Die Seidenraupe wird nach kurzer Zeit der Verpuppung zum Schmetterling; eine Made, welche das Blut der Rinder saugt, wird nach wenigen Tagen zu einem geflügelten Insekt, welches den Honig der Blumen saugt; die pflanzenfressende, durch Kiemen atmende Kaulquappe wird in wenigen Wochen zum fleischfressenden, lungenatmenden Frosche, und alles das unter derselben Umgebung, ohne Kampf der Individuen untereinander und ohne Zuchtwahl.

Es müssen noch viele Darwine kommen und uns die noch verschlossenen Pforten der geheimnisvollen Kräfte öffnen, durch welche die Natur der Lebwesen regiert wird; und die Chemie der Entwickelungstheorie ist noch ganz unentdeckt.

* * *

Wenn wir von dem inneren Wesen der täglich von uns beobachteten Erscheinungen nur wenig oder keine Kenntnis haben, so sind wir noch die wahren

Wilden auf dem Gebiete der Ordnung und Einteilung der durch unsere Erfahrung gesammelten Einzelthatsachen. Gewiß war es ein großer Fortschrit, daß wir die Systeme mit Methoden vertauscht haben, und von der kühnen Schöpfung Linnées bis zu den wissenschaftlichen Methoden Jussiens und Decandolles ist ein weiter Weg durchlaufen worden, obwohl diese Forscher zeitlich nicht übermäßig weit auseinanderstehen; aber wie unvollkommen ist doch immer noch unsere Methode der Einteilung, unsere Gattungen und Arten, Kategorieen, Rubriken, Nummerkästen und Museumsschränke! In der Natur giebt es nur Individuen, und alle unsere Einteilungsversuche sind nur Fäden, welche eine Spinne mit ihrem Speichel an die Granitsäulen der Natur klebt. Ein Windstoß reißt sie fort, aber die Granitsäulen bleiben ruhig und unbewegt auf ihrem Flecke und spotten wie die alte Sphinx über unsere Unwissenheit.

* * *

Und unsere Sprache, auf die wir so stolz sind, was ist mit ihr? Wenig mehr als der Totem der amerikanischen Wilden, ein wirres Gemenge von Zeichen und Tönen, welche die Molekularbewegungen unseres Gehirns begleiten und als grober, unvollkommener Ausdruck unserer Gedanken dienen. Es sind Walnußschalen, welche ein Kind mit Brotkrumen, Asche oder Kohle anfüllt, um seine Kameraden zu betrügen. Und wir nehmen diese von der Zeit geleerten Schalen für die Dinge selbst. Dabei können wir dieselbe Sache mit dreitausend verschiedenen Lauten bezeichnen und im Gedanken können wir uns vorstellen, daß es möglich sei, einen einzigen Gegenstand mit drei Millionen Worten zum Ausdruck zu bringen. Und doch schlagen wir uns, um diese armen Laute zu verteidigen, und wir geraten in Eifer, um die Echtheit von Worten zu verteidigen, welche ihrem inneren Wesen nach nur entweder nachahmende oder sympathische Reflexerscheinungen sind.

Nichts ist so sinnwidrig und so lächerlich wie unsere Sprache, deren auffallendste Paradoxen in Grammatik und Orthographie häufig sogar unsere Kinder verbessern. Und doch fahren wir fort, selbst der Sonne und dem Monde ein Geschlecht zu geben, indem wir das eine (il sole) als männlich, das andre (la luna) als weiblich annehmen. Und von allen den unendlich vielen Gemütsbewegungen und von allen Gedanken, die wir haben, bringen wir mit der Sprache nur das Gröbste zum Ausdruck. So haben wir zwischen ja und nein nur das Vielleicht, zwischen viel und wenig nur das Mäßig. Und was noch lächerlicher und trauriger ist, wir bewahren die Worte auch dann noch auf, wenn es die Gegenstände, zu deren Darstellung sie bestimmt waren, schon lange nicht mehr giebt, und in unseren Wörterbüchern räumen wir die Lebenden neben die Toten ein, die Sterbenden neben die Neugeborenen.

Der Leser möge sich, wenn er Zeit und Lust dazu hat, nur ein Mal alle die Hunderte von Dingen vorhalten, welche allein unter dem Worte Philosophie im Laufe der Zeiten verstanden worden sind und noch heut verstanden werden. Und wenn ihm diese Aufgabe gefällt, so habe ich noch einige weitere z. B. Kraft, Religion, Freiheit, Sittlichkeit.

Und ist die Schrift vielleicht mehr wert als unsere Sprache? Arme Zeichen einer ärmeren Sache! In zwei Jahrtausenden haben wir unsere Schreibweise noch nicht um einen Strich verbessert und wir betrachten noch heut die Stenographie und das Morsesche Alphabet als wunderbare und seltsame Dinge.

* * *

Aber wenn wir nach so vielen jahrhundertelangen Mühen, nach so vielem Schweiß, von den Besten vergossen, nach so vielen Leiden der Märtyrer des Gedankens noch so wenig Kenntnisse haben, warum fahren wir denn mit dieser nutzlosen und grausamen Arbeit fort; warum beruhigen wir uns nicht ergeben und still bei unserer Unwissenheit; warum wollen wir uns nicht alle als Agnostiker bezeichnen, falls für unser bescheidenes Wichtigkeitsgefühl ein philosophischer Name notwendig ist; warum bekennen wir nicht alle Tage: Ignoramus et ignorabimus?

Hat nicht schon vor Jahrtausenden der indische Dichter Valmiki einen unbekannten Gott um die Kenntnis angefleht, welche ihm fehlte: „O, göttliche Seele, die du dich unseren Sinnen entziehst, du, die nur unser Verstand zu erfassen vermag, die nur unser Geist empfindet, du höchste Weisheit, Lenkerin des Raumes und der Welten, zeige dich uns in deinem Glanze und mache unseren Augen die Geheimnisse deiner Ruhe und deiner Bewegung bekannt; warum das Nichts, warum das Geschaffene?"

Und hat nicht Salomo, nachdem er alles geprüft und gekostet hatte, ausgerufen (Pred. Sal. 1, 2): „Es ist alles ganz eitel!"

Und auf der andern Erdhälfte sagte dasselbe ein großer mexikanischer Kaiser:

„Alle Dinge auf dieser Erde haben ein Ende, und im fröhlichsten Laufe ihrer Eitelkeit und ihrer Pracht nimmt ihre Kraft ab, und sie zerfallen in Staub. Die ganze Welt ist nur ein Grab, und keiner wandelt auf der Erde, der nicht eines Tages fällt und dann begraben wird. Ströme, Flüsse und Bäche, sie alle fließen ihrer Bestimmung entgegen, keiner kehrt zu seiner heiteren Quelle zurück. Sie ziehen thalabwärts bei uns vorbei und eilen, um sich im tiefen Schoße des Meeres zu begraben. Die Dinge von gestern sind heut nicht mehr da, und die Dinge von heut werden vor morgen aufgehört haben zu sein.

„Die Friedhöfe sind voll von dem fauligen Staub von Körpern, welche einstmals lebende Seelen hatten, welche auf Thronen saßen, Provinzen eroberten, Anbetung beanspruchten und mit all' ihrem eitlen Pompe, ihrer Macht und ihrer Herrlichkeit über die Straßen dahinzogen.

„Und alle diese Herrlichkeit ist dahin wie der Rauch, welcher aus dem Krater des Popocatepetl steigt, und nichts ist von ihr verblieben als eine Erwähnung auf den Blättern des Chronisten.

„Der Große, der Weise, der Tapfere, der Schöne, wo sind sie geblieben? Sie sind gestorben und liegen unter der Erde. Und ihr Schicksal ist es, das auch unser harrt!"

Warum sollten wir stolzer sein als Valmiki, Salomo oder der große mexikanische Kaiser. Ist es nicht besser, das Leben zu genießen und den Verstand

nicht zur Entdeckung neuer Wahrheiten, sondern lieber zur Auffindung neuer Vergnügungen anzustrengen? Unsere Unkenntnis ist wie der Ozean; wenn wir auch ein paar Eimer Salzwasser herausschöpfen, werden davon die Grenzen des ganzen Meeres enger? Gaudeamus igitur! Und auf die Fahne des zwanzigsten Jahrhunderts mögen unsere Söhne die Horazischen Worte schreiben: Carpe diem! oder vielleicht sind sie schon soweit vorgeschritten, um diesem Worte eine noch epikureischere Form zu geben: Carpe horam! Nicht wahr, das wäre besser?

Nein! Nein und abermals Nein! Weder Valmiki noch Salomo noch der mexikanische Kaiser haben sich mit der Unkenntnis zufrieden gegeben, sondern sie haben zum Himmel geschrien und um Mut gefleht, nachdem sie gearbeitet und geherrscht hatten. Und so wie sie haben alle Pessimisten der Wissenschaft geflucht, nicht weil sie ihnen Schmerzen oder Leiden gebracht hatte, sondern weil sie nicht ausreichte, um ihren glühenden Wissensdurst zu stillen. Und im Durst nach Wissen starben sie und den Generationen, welche nach ihnen kamen, hinterließen sie denselben unersättlichen Durst, welcher seit Adams und Prometheus' Zeit bis heut den besten Teil unseres Ruhmes ausmacht, und die Sehnsucht nach dem Baume Edens, von welchem jeder Mensch eine Frucht pflücken will und gerne die Gefahr erträgt, für seinen kühnen Raub zu leiden. Das Wissen ist notwendig für unser Hirn, ebenso wie das Atmen für unsere Lunge, und die Söhne des Mannes, welcher sich an den Felsen ketten lassen mußte, weil er der Sonne einen Strahl ihres Lichtes gestohlen hatte, sie wollen alle ihren Vater Prometheus rächen, sie empören sich wie er gegen den Gott der Finsternisse.

Wenn unsere Unwissenheit uns erschreckt, so müssen wir unsere Kraft verhundertfachen, um sie zu bekämpfen; und wir müssen, rückwärts blickend, unsere Unwissenheit mit der unserer Väter vergleichen. Heutzutage weiß jeder von uns mehr, als Archimedes, Aristoteles und Platon gewußt haben. Unsere Väter kannten ihre Unwissenheit noch nicht, wir kennen die unsere, und das ist eine echte und sichere Wissenschaft. Unsere Väter machten aus dem Glauben und dem Wissen ein einziges Ding; wir haben beides getrennt oder sind wenigstens mit der Trennung beschäftigt. Sie füllten den Abgrund ihrer Unkenntnis mit Vorurteilen aus, wir zerstören die Vorurteile und suchen die Tiefe des Abgrundes zu messen. Wir sind unwissend, sehr unwissend, aber wir haben doch den Mut es zu sagen.

Nur möchte ich wünschen, daß unser Jahrhundert sich nicht dem thörichten Wahn hingäbe, als ob die Wissenschaft allein zu allen Dingen nütze und sie allein unseres Daseins Zweck und Ziel sei. Jede geschichtliche Epoche hat eine besondere Vorliebe und dem Gegenstande dieser Vorliebe opfert sie mit ungerechtfertigter Bevorzugung alle andern Dinge. Wir haben die Zeit der Gewaltthätigkeiten und die des mystischen Glaubens wie die der Kunst gehabt: heut droht uns der reine ausschließliche Kultus der Wissenschaft. Wir dürfen sie ja lieben, aber wir dürfen über sie nicht unser Herz, unser Gefühl und unser Verlangen nach Glück vergessen. Die ausschließliche Vorliebe für einen Gegenstand ist ein Götzendienst, und wir wollen keine Götzen haben, denn die vollkommene Entwickelung

der Menschheit besteht in der harmonischen Befriedigung aller unserer Bedürfnisse. Die Wissenschaft soll den Idealismus nicht zerstören, sondern erleuchten und leiten und Arm in Arm mit ihr gehen wie zwei Schwestern, gleich an Schönheit, aber verschieden an Gestalt.

Titel-Wesen oder -Unwesen im Deutschen.

Eine Plauderei
von
Daniel Sanders.

Jüngst las ich in Westermanns Monatsheften (vom Februar d. J.) einen hübschen, anregenden Aufsatz von Ferdinand Hennicke: „Telegraphie und Sprache.“ Darin heißt es u. a.

„So erwies sich der Telegraph als ein Mittel, welches die Trägheit des Verstandes und das Schwanken des Charakters in gleicher Weise besiegt, wie die Umschweife der Redeweise. Auf den Telegraphen ist jene Kürze des Ausdrucks zurückzuführen, jener „Telegrammstil“, der, auf allen Ballast verzichtend, in knappgeschürzter Form den Kern der Sache zu treffen sucht. Der erste Zopf, der fiel, waren die schwulstigen, nichtssagenden Höflichkeitsredensarten, wie sie im Briefstil leider noch heute fortwuchern“ u. s. w.

Als ich dies las, trat lebhaft eine vor langen, langen Jahren geführte Unterredung mir in die Erinnerung. Ich hatte damals erst seit kurzem als ein noch sehr junger Mann die Leitung der Schule in meiner Vaterstadt übernommen, und ein von der Hochschule her mir befreundeter Altersgenosse, Kangelarios aus Athen, verweilte bei mir längere Zeit hindurch als Gastfreund, um in der Ruhe seine durch die Unbilden des ungewohnt rauhen nordischen Himmelstriches arg geschädigte Gesundheit wo möglich wieder herzustellen und zugleich bei mir und durch mich seine Kenntnis der deutschen Sprache zu erweitern und zu vertiefen, während er mir gleiche Dienste für meine Kenntnisse des Neugriechischen gewährte. So große und rasche Fortschritte er aber nun auch im Deutschen machte, so erreichte er doch leider seinen Hauptzweck nicht; sein Siechtum war zu tief gewurzelt, und zu bald sank der vortreffliche, hochbegabte junge Mann ins Grab. Doch nicht davon wollt ich jetzt sprechen, sondern von einer Unterredung meines Freundes mit mir aus jener Zeit, über das Titelwesen im Deutschen.

Er kannte durch mich den Spruch Goethes (40bändige Ausgabe, Bd. 3, S. 170):

„Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen.“

Und wir waren beide einig darüber, daß grade ein Ausländer, der eine fremde Sprache gründlich erlernen will, vielleicht dazu am geeignetsten ist, den Eingeborenen auf manche Eigenheiten und Eigentümlichkeiten seiner Muttersprache

aufmerksam zu machen, an denen dieser sonst, durch die Gewohnheit abgestumpft, achtlos vorübergegangen wäre und zu deren Erörterung und Ergründung er erst durch die Abweichungen der fremden Sprache angeregt wird. In dieser Richtung bewegten sich oft genug unsere Gespräche.

Dabei ging Kangelarios möglichst in die Tiefe, und ich mußte mich sehr in acht nehmen, eine oberflächliche Auskunft zu geben, wenn ich sie nicht später bei Gelegenheit gegen mich gekehrt sehen wollte.

„Daniel, es sind anderthalb," rief er mir eines Tages zu, und erst durch seine Übersetzung ins Griechische erfuhr ich, was er gemeint. Er hatte sagen wollen: „Es ist halb zwei," um mich zu mahnen, daß es Zeit sei, mit ihm zu meinem Vater zu gehen, wo das Mittagbrot auf uns warte. Auf meine Bemerkung, daß man bei Angabe der Stundenzahl nach der Uhr, halb zwei und nicht anderthalb sage, entgegnete er: „Und doch hast du mir vor einiger Zeit selbst gesagt, das man für ein und einhalb auch anderthalb sagen könnte," und es kostete nicht geringe Mühe, ihn zu der Anerkennung zu bringen, daß er sich in den Sprachgebrauch fügen müsse; aber damit waren wir noch nicht zu Ende, es kam vielmehr eigentlich nun erst der Hauptpunkt; denn er konnte und wollte sich lange nicht dabei beruhigen, daß das Zeitwort (ist) in der Einzahl stehen solle, weil es doch „mehr als Eins" sei. Das sei sinnwidrig, und von Rechts wegen müsse hier das Zeitwort in der Mehrzahl stehen (vergl. meine Neugriechische Grammatik S. 71 § 46 Nr. 3). Später freilich gab er sich zufrieden und er sagte, deutsch sprechend: Es ist halb zwei; es ist zwölf (Uhr) — aber ich glaube, er that es auch später nicht ohne einen gewissen Widerspruch im Innern.

Ich habe das mitgeteilt, um dem meiner leichten Plauderei folgenden geneigten Leser eine Vorstellung davon zu geben, wie mein Freund Kangelarios sich der von ihm zu erlernenden deutschen Sprache gegenüber verhielt.

Eines Tages nun hatte er mich aufgefordert, ihm den Sinn und die Bedeutung der Titel im Deutschen, wie: wohlgeboren, hochwohlgeboren u. s. w. gehörig zu erklären. Das, was ich ihm hierauf geantwortet, findet man dem Hauptinhalte nach in meinem Wörterbuch der deutschen Sprache Bd. 1 S. 85 b, c, wo ich unter gebären und dessen Zusammensetzungen namentlich auch die Partizipien besprochen und unter hochgeboren das Nachfolgende gesagt habe, das hier vollständig herzusetzen ich für angemessen erachte:

„Hochgeboren ꝛc.: von hoher Geburt. Gar hochgeboren ist der Mann, der seinem Willen leben kann. Herder 8,369. Als Titel, die mit der Zeit gewechselt und die man jetzt als überflüssig auszumerzen oder zu beschränken sucht, — gilt für die niedrigsten Verhältnisse edel- und dann in steigender Reihe hochwohledel-, wohledel-, hochedel-, wohl-, hochwohl- (für Adlige), hochgeboren (für Grafen): Wir hochgeborenen, hochwohlgeborenen, wohlgeborenen, edelgeborenen und dienstgeborenen [zur Dienstbarkeit geborenen] Menschen. Börne 3,22. Dieser Senator von Bremen und Doktor Juris hält den Ratsherrn von Straßburg auch für einen entschiedenen Juristen und Graduierten, tituliert ihn Hochwohlgeboren, wodurch der

Schiffsbauer sehr geschmeichelt ist rc., Goethe 32,250. Der freireichswohlgeborne Narr. J. G. Zimmermann, Vom Nationalstolze 87. — Auch als Form zumal in Briefaufschriften: Seiner Wohlgeboren Herrn N. N., und sonst auch in Verbindung mit der höflichen Mehrzahl: Daß des Herrn Hofrats Wohlgeboren mir etwas zu sagen haben. Goethe 10,209. Seine Hochgeboren der Kommerzienrat schienen rc., Gutzkow 11,295 rc., vergl.: Inmitten dieser allgemeinen Hochgeborenheit als ein Bürgerlicher aufzutreten. 3,330 rc. Habe ich das Licht dieser Welt erblickt und zwar als ein Wohlgeborner und Hochgeborner und als ein Glücklichgeborner .... Wie es nun auch um all diese Geborenheiten stehen mag. E. M. Arndt, Erinnerungen aus dem äußern Leben!" rc.

Dazu noch das hinzuzufügen, was z. B. auch nur Adelung über die genannten und andere Titel an den verschiedenen Stellen seines Wörterbuches gesagt, überschritte bei weitem die Grenzen dieses Aufsatzes, und es genügt auch wohl vollkommen, wenn ich nur den Schluß von dem hersetze, was der Altmeister unter dem Worte „Wohlgeboren" ausgesprochen.

„Die vielfachen Modifikationen, welcher dieser und alle übrige[n] ähnliche[n] Titel nach der Verschiedenheit der Kanzeleien und derjenigen Personen bekommen, welche an einander schreiben, sind unzählig, gehören aber eigentlich nicht in ein Wörterbuch."

Das hier im Umriß Angedeutete war die Grundlage der Unterredung, an welche mich, wie ich oben gesagt, der Aufsatz von Hennicke so lebhaft erinnerte.

In der Hauptsache war ich mit meinem griechischen Freunde vollkommen einverstanden, daß das ganze wuchernde Titelwesen mit seinen spitzfindigen und doch so schwankenden und nichtigen Unterscheidungen nach Rang und Würde im Grunde ein Unwesen sei, dessen Beseitigung oder —, da dieses außerhalb des Machtgebiets eines Einzelnen liegt, — dessen Beschränkung wenigstens auf ein Mindestmaß sich jeder gute Deutsche nach Kräften angelegen sein lassen müßte, — wie, so fügte ich hinzu, auch nicht erst seit heute und gestern von unbefangenen Vaterlandsfreunden dieses Unwesen mit Waffen des Ernstes und des Spottes bekämpft worden ist; und hier teilte ich meinem griechischen Freunde die nachfolgende Stelle aus dem 27. Kapitel im ersten Buch des abenteuerlichen Simplicissimi mit:

„Als wir dergestalt vom Dintenfaß (welches mich allerdings an des Fortunati Säckel gemahnete) discurrirten, kam mir das Titular-Buch ungefähr in die Hände; darin fand ich meines damahligen Davorhaltens mehr Thorheiten, als mir bißhero noch nie vor Augen kommen. Ich sagte zum Secretario: Dieses alles sind ja Adams-Kinder und eines Gemächts miteinander und zwar nur von Staub und Asche! Wo kommt dann ein so grosser Unterscheid her? Allerheiligst, Unüberwindlichst, Durchleuchtigst! Sind das nicht Göttliche Eigenschafften? Hier ist einer Gnädig, dort ist der ander Gestreng, und was muß allzeit das Geborn dabei thun? Man weiß ja wol, daß keiner vom Himmel fällt, auch keiner aus dem Wasser entsteht und daß keiner aus der Erde wächst wie ein Krautskopff. Warum stehen nur Hoch- Wohl- Vor-Großgeachte da und keine geneunte?

oder wo bleiben die gefünffte, gesechste, und gesiebende? Was ist das vor ein närrisch Wort: Vorsichtig? welchem stehen dann die Augen hinten im Kopff? Der Secretarius muste meiner lachen und nam die Mühe, mir eines und des andern Titul und alle Worte insonderheit außzulegen; ich aber beharrete darauff, daß die Titul nicht recht geben würden; es wäre einem viel rühmlicher, wann er Freundlich tituliret würde als Gestreng. Item, wann das Wort Edel an sich selbsten nichts anders als hochschätzbarliche Tugenden bedeute, warum es dann, wann es zwischen Hochgeboren (welches Wort einen Fürsten oder Grafen anzeige) gesetzt werde, solchen Fürstlichen Titul verringere? Das Wort Wolgeborn sei eine gantze Unwarheit; solches würde eines jeden Barons Mutter bezeugen, wann man sie fragte, wie es ihr bei ihres Sohns Geburt ergangen wäre."

Die Mitteilung aus dem Simplicissimus hatte mein griechischer Freund teils mit behaglichem Schmunzeln, teils mit herzlichem Lachen angehört, und seine im Grunde nicht böse gemeinte Bemerkung, in der Titelwut und dem Titelunwesen bei uns gebe sich die bedientenhafte und knechtische Gesinnung des deutschen Volkes zu erkennen, machte ich durch die eben so wenig böse gemeinte Bemerkung wett: „Du bedenkst nicht oder hast vergessen, woher zum großen Teile dies Titelunwesen stammt; wenigstens pflegen wir im Deutschen es als Byzantinismus zu bezeichnen" und ich wies ihn auf die Stelle im 53. Kapitel in Gibbon's Decline and Fall of the Roman Empire hin (s. die Leipziger Ausg. bei Gerhard Fleischer v. 1821, Bd. 10., S. 109):

The happy flexibility of the Greek tongue allowed him [Alexius Comnenus] to compound the names of Augustus and emperor (Sebastos and Autocrator) and the union produced the sonorous title of Sebastocrator." (Die glückliche Geschmeidigkeit der griechischen Sprache gestattete ihm, die Namen Augustus und Kaiser (Sebastos und Autokrator) zu verschmelzen und die Verbindung erzeugte den klangvollen Titel Sebastokrator u. s. w.), worauf er dann wieder entgegnete:

„Du siehst aber doch, daß wir heutigen Griechen trotz der jahrhundertelangen Sklaverei und Knechtschaft uns von dem Byzantinismus frei gemacht haben und daß wir z. B. in der mündlichen und in der schriftlichen Anrede im allgemeinen mit den Beziehungen Κύριος und Κυρία auskommen, wie das unbestreitbar und unbestritten höfliche Volk der Franzosen mit Monsieur und Madame: warum wollt oder könnt ihr Deutschen, die ihr euch rühmt, ein — oder gar: das — Volk der Dichter und Denker zu sein, euch nicht von dem sicherlich edler Dichter und freier Denker unwürdigen Byzantinismus frei machen?"

So viel aus meiner Erinnerung aus jungen Jahren. Hieran mögen sich als Schluß dieser Plauderei einige im Jahre 1887 veröffentliche Stellen anreihen, die erste aus einem Aufsatze des Pastor H. Schrader in meiner „Zeitschrift für deutsche Sprache Jahrg. 1, S. 324/5. Er hat hier von der Eigentümlichkeit der altgriechischen Sprache gehandelt, wonach die Mehrheit eines sächlichen Wortes als Subjekt das Zeitwort in der Einheit bei sich hat. „Der Grieche" — heißt es dort — „achtet die Person . . . sehr hoch . . . . Was aber — als Wort — ein Ding, eine Sache ist, dem thut er nicht die Ehre an wie dem Persönlichen.

Drum nimmt er auch in der Sprache die niedrigste Form, die unterste Stufe des Zeitworts, die Einheit ..... Was sollen wir aber zu unsrer guten deutschen Sprache sagen, welche in mehrfacher Weise gerade das Gegenteil der griechischen Würde ist und zu der Einheit des Hauptwortes die Mehrzahl des Zeitwortes setzt? Die gnädige Frau haben das befohlen; der gnädige Herr sind ausgeritten. Eigentlich müßten wir uns dessen als byzantinischen Wesens schämen. — Wir wollen nicht damit rechten, daß die heutigen Völker die eine angeredete Person als mehrere oder viele betrachten und sie mit Ihr, vous, you anreden. Aber die demütigen Deutschen gehen in ihrer Unterwürfigkeit so weit, daß sie die angeredete Person nicht einmal als gegenwärtig sich vorstellen, sondern geradezu als abwesend anreden. Daher das frühere: Er komme her, Er antworte mir, Er sei so gut (statt Du)." [Ich habe dazu in einer Anmerkung darauf hingewiesen, daß dieser Gebrauch sich schon im Hebräischen der Bibel findet]. Pastor Schrader fährt fort: „Und endlich klettert man noch gar auf die höchste Stufe oder vielmehr steigt in den tiefuntersten Schacht der Unterwürfigkeit hinab und redet zu der einen gegenüberstehenden Person, als wenn dieselbe eine Vielheit von Abwesenden wäre: Haben Sie die Güte; schreiben Sie mir bald; wenn Sie kommen, bringen Sie mir das mit. Wie abgeschmackt an sich solche Ausdrucksweise ist, tritt recht klar vor die Seele, wenn wir solche Wendungen in die nervige lateinische Sprache wörtlich übersetzen .... Freilich eine Änderung zur Besserung, eine Rückkehr zur Wahrheit der Rede läßt sich kaum noch hoffen. Trösten wir uns mit dem leidigen Trost, daß wir nun wohl nicht tiefer hinabsinken können."

Die folgenden Stellen sind aus dem 1887 erschienen vortrefflichen Roman von Friedr. Spielhagen: „Was will das werden?" Hier heißt es Bd. 2, S. 89:

„Ja wohl, wenn es wäre! Wie Jeder, hörst du, Jeder, er sei auch, wer er sei, sich wüßte und fühlte, faßte und begriffe als Teil des Teils, der Alles ist und eins mit dem All —, wo blieben die Unterscheidungen, mit denen man die alleinige Menschheit zerreißt in Allerhöchste und Höchste, in Niedrige und Allerniedrigste? Hoch- und Wohl- und Hochwohlgeborene? und solche, denen besser wäre, sie wären nie geboren?" u. s. w.

Und S. 151 findet sich die Stelle:

„Hoheit wird, — oder heißt es „werden"? —

Wenn Sie mit Hoheit sprächen, würde es „werden" heißen müssen, in diesem Falle, da Sie von Hoheit sprechen, ist „wird" zulässig.

Also! Hoheit wird mich doch deshalb nicht fortschicken, weil ihm etwa meine Nase nicht gefällt?"

Indem ich mir vorbehalte, über das von mir durch Sperrdruck hervorgehobene männliche Fürwort ihm in bezug auf das sprachlich weibliche Hauptwort Hoheit an einer andern Stelle zu handeln,[1]) schließe ich diese meine Plauderei, die freilich wesentlich in der Sache nichts ändern wird, aber doch vielleicht dazu

---

[1]) S. meine Zeitschrift für deutsche Sprache. Jahrg. 3, S. 155, Nr. 19.

beitragen kann, daß unabhängige Leser sich des zopfigen und unwürdigen Titelkrams, so weit er nicht zur Zeit noch gradezu unerläßlich ist, nach Möglichkeit enthalten und dafür auch in ihren Kreisen wirken.

Autobiographische Aufzeichnungen des österreichischen Vizeadmirals Freiherrn von Wüllerstorf-Urbair.

(Schluß.)

Die hier erwähnten Aufsätze sowie die Vorträge sind alle in italienischer Sprache verfaßt, in welcher ich viel Geläufigkeit besaß. Man lobte meine Arbeiten und hob sie besonders ihrer Klarheit wegen hervor. Dabei ging es an der Sternwarte mit der Bestimmung der geographischen Lage derselben rüstig vorwärts. Überdies übernahm ich auch die Beobachtung und Vergleichung der Sternpositionen im Sternbilde des Orion, wovon ich bei Ausbruch der Revolution 1000 Sternpositionen bestimmt hatte, welche sämtlich verloren gingen, da ich alle diese Papiere zurücklassen mußte. Die Bestimmungen der geographischen Lage der Sternwarte erschienen 1848 in den „Astronomischen Nachrichten." Ich beendete diesen Aufsatz während der Märztage in Venedig und in Mitte der größten Aufregung konnte ich das Packet noch selbst zur Post bringen. Es ist ein Wunder, daß es nach seiner Bestimmung gelangte, denn Tags darauf waren wir nicht mehr die Herren Venedigs.

Bei all' diesem litterarischen und wissenschaftlichen Treiben und Wirken vernachlässigte ich niemals meine geselligen Beziehungen, obschon ich nur abends meine Besuche machte. Man sah mir kleine Unterlassungssünden nach, weil man mich einerseits als Gelehrten behandelte, andererseits liebgewonnen hatte, in dem Maße, daß keine wie immer geartete Unterhaltung veranstaltet wurde, zu der ich nicht geladen worden wäre. Ich war überdies als guter Tänzer bekannt und von der Frauenwelt gern gesehen.

Dabei hatte ich doch nur einen Gedanken, den, mich so weit hervorzuthun, um es wagen zu können, eine Verbindung mit Hanna O'Conor einzugehen, welcher mein Herz und meine tiefinnersten Gefühle geweiht waren. Im Jahre 1845 dachte ich daran, meinem Leben in geselliger Beziehung eine andere Richtung zu geben, meine Gesundheit zu schonen und solidere Grundlagen für meine Zukunft zu schaffen. Hanna erwiderte meine Zuneigung, obschon mit vieler Zurückhaltung. Ihre Mutter war meiner Werbung hold; als ich mich aber entschloß, beim Vater um die Hand seiner Tochter anzuhalten, ward ich von ihm ernstlich zurückgewiesen. Ich besuchte fortan das Haus nicht mehr; aber die gesamte Gesellschaft Venedigs war für mich eingetreten, und überall vermittelte man mein Zusammentreffen mit Hanna, sodaß wir uns sehr häufig sahen und sprechen konnten. Spaziergänge

im botanischen Garten, bei welchen ihre Mutter und Schwester zugegen waren, gaben uns Mittel zur Besprechung, um so mehr, als auch ein anderes Paar in ähnlichen Verhältnissen sich befand, mit dem wir befreundet waren und in einem Hause zusammentrafen, wo wir ungestört plaudern konnten. Ich brach allmählich meine übrigen Verbindungen ab und lebte nur meiner Liebe für Hanna. Diese, ein entschlossenes Mädchen, erklärte endlich, als sie nach englischen Gesetzen mit 21 Jahren ihre Volljährigkeit erreicht hatte, daß sie keinen anderen heiraten werde als mich und daß sie, wenn ihr Vater seine Einwilligung verweigere, ihren eigenen Weg gehen werde. Er stellte ihr vor, daß ich kein Vermögen besitze und mein Vorleben zu keinen besonderen Hoffnungen auf häusliches Glück berechtige; daß sie mich also mindestens auf die Probe stellen und ein volles Jahr zu ihrer Tante, ich glaube nach Nizza und Paris ziehen solle, in diesem Falle aber in keine Verbindung mit mir treten dürfe. Sie schrieb mir darüber und verlangte meine Ansicht und meinen Rat, dem sie unbedingt folgen werde. Ich erhielt den Brief an einem Morgen, als eben die gesamte Marine für den Kaiser von Rußland ausrückte, wobei ich auch zugegen sein mußte. Ich konnte nur den Anfang des Briefes lesen, mußte damit ausrücken und ein paar Stunden der Pein aushalten, die ich nie vergessen habe. Mir brannte der Brief in der Brusttasche, und unwillkürlich griff ich danach in Augenblicken, in welchem ich mich bewegen konnte. Der Kaiser ging die Reihen ab, ich sah ihn nicht, sah niemanden seines Gefolges, ich war im Geiste abwesend, bei meiner Hanna, bei meinem Briefe.

Endlich war das ganze Schauspiel zu Ende; ich lief, sobald die Truppen einrückten, in meine Kanzlei, welche der Matrosenkaserne nahe lag, und las, hocherrötet, zitternd und aufgeregt den Brief zu wiederholten Malen. Die Antwort wurde sogleich verfaßt — sie lautete im wesentlichen, daß ich vor allem, ihrer eigenen Zukunft wegen, den Frieden in ihrer Familie wollen müsse, daß ich sie also bitte, den Vorschlag ihres Vaters anzunehmen und sich wirklich selbst in der Art, wie ihr Vater es wünsche, von meiner Liebe und Treue zu überzeugen. Sie werde mich am Jahrestage ihrer Abreise zu ihren Füßen finden.

In wenigen Tagen reiste sie ab, ohne daß ich sie vorher gesehen hätte. Ich vertiefte mich nun mehr und mehr in meine Arbeit, ging nicht mehr in die Welt und lebte so einsam wie möglich. Ich wollte ihrer würdig sein und dem Vater beweisen, daß meine Fähigkeiten, mein fester Wille, meine Ausdauer ein Kapital darstellen können, das nicht zu verschmähen ist, mit dem man fortkommen und seine Familie glücklich machen kann.

Auch Stunden der Entmutigung blieben nicht aus. Diese waren jedoch verhältnismäßig selten; ich glaubte so fest an eine bessere Zukunft, daß kein anderer Gedanke dauernd die Oberhand gewann. Damals arbeitete ich auch für die Stadt Venedig. Es sollte eine bessere Zeitbestimmung bei der Uhr am Markusplatz hergestellt werden, und die Stadt hatte einen Vorschlag angenommen, eine elektromagnetische Verbindung zwischen der Sternwarte und einer auf der Loggietta des Markusturmes aufzustellenden Glockenuhr diesem Zwecke dienen zu

lassen. Ich wählte hierzu eine unterirdische, teilweise unterseeische Leitung, wobei ich den kupfernen Leitungsdraht mit einer Mischung von Pech, Wachs und Unschlitt überzog, welche treffliche Dienste leistete. Bei Gelegenheit des Gelehrtenkongresses in Venedig (1847), auf welchem ich als Sekretär der mathematisch-physikalischen Klasse fungierte, machte ich eine Mitteilung über die bereits hergestellten Haupteinrichtungen, die Beifall fand. Eine Kommission sollte sich mit der Prüfung derselben beschäftigen; es kam aber nicht mehr zu einer Berichterstattung, da die Auflösung des Kongresses früher erfolgte. Die Uhr auf der Sternwarte und der Apparat auf der Loggia waren indes noch nicht fertig, überhaupt war die Schwierigkeit groß, technische Kräfte zu finden, die entsprechende Hilfe leisten konnten. So kam das Jahr 1848, und meine Arbeit, die erste ihrer Art als unterseeische Leitung, wurde zerstört.

In Venedig gab es damals so wenig technische Kräfte, daß ich im allgemeinen selbst Hand anlegen mußte, um vorkommende Unregelmäßigkeiten oder Beschädigungen bei einem Instrumente oder Chronometer zu beseitigen. Was ich nicht auszubessern vermochte, mußte nach Wien oder England wandern. Ich ging einmal im Auftrage des Marine-Oberkommandos sogar selbst nach Wien, um dort im polytechnischen Institute einige Instrumente nach meinem Vorschlage umändern und herstellen zu lassen, blieb daselbst mehrere Monate und beschäftigte mich vorzugsweise mit meinem Auftrage, ohne mir diesen Aufenthalt in der Hauptstadt sonst zu Nutzen zu machen.

Das Probejahr ging vorüber in Mitte anhaltender Beschäftigungen, die meine ganze geistige Kraft in Anspruch nahmen. Am bestimmten Tage fuhr ich mit der Eisenbahn nach Padua, um meine Hanna dort zu erwarten und in ihrer Gesellschaft zurückkehren zu können. Ich wartete umsonst die Züge ab und benutzte endlich den letzten zur Rückfahrt nach Venedig. Als ich nachhause kam, brachte mir mein Diener einen Brief der Schwester Hannas, in dem sie mich um meine weiteren Entschlüsse befragte und meinte, daß, nachdem ich mich an diesem Tage nicht gezeigt, sie voraussetzen müsse, daß in mir eine schwer zu bezeichnende Änderung vorgegangen sein müsse. Hanna war schon mit dem ersten Morgenzuge angekommen, ich mit einem späteren abgegangen, weil ich annahm, sie würde mit dem Nachmittagzuge ankommen. Ich antwortete sogleich, konnte aber der späten Stunde wegen den Brief nicht mehr absenden und hatte eine schlaflose Nacht, wie leicht begreiflich. Am frühen Morgen schickte ich den Brief ab und ließ anfragen, wann ich empfangen werden könne, worauf ich zum Frühstück gebeten wurde. Nun war alles Freude und Glück für uns, die Tage flogen dahin, und dennoch währte es lange, bis alle Papiere in Ordnung, mein Gesuch überreicht und endlich die Genehmigung zur Heirat vom Hofkriegsrat herabgelangt war.

Heutzutage geht dies schneller, aber damals vergingen Monate bis zur endlichen Abwickelung sämtlicher Formalitäten und zur Erledigung einer in unserem Falle so einfachen Angelegenheit, die sich überdies der Sympathie des Marine-Oberkommandanten Erzherzogs Friedrich zu erfreuen hatte, also gut unterstützt war.

Am 12. April 1847 heiratete ich, machte hierauf mit meiner Frau eine kleine Rundreise in Italien und zog dann in mein gut eingerichtetes Haus, das allgemein der Palazzetto genannt wurde und wenn auch nicht anmutig gelegen, doch allen Erfordernissen und Wünschen eines jungen Ehepaares entsprach.

Der Fortgang meiner Arbeiten und die Ausübung meiner Pflichten erlitt dadurch keine Störung, um so weniger, als ich der Hoffnung Raum gab, zu einer anderen und vorteilhafteren Stellung zu gelangen. Der Direktor der Sternwarte in Padua, Professor Santini, wollte sich nämlich zurückziehen, und es wäre für mich die Wahrscheinlichkeit vorhanden gewesen, diesen Posten zu erlangen, den Marinedienst infolgedessen gänzlich zu verlassen und mich ganz der Wissenschaft, die ich pflegte, zu widmen.

Alle diese Projekte wurden durch die Revolution des Jahres 1848 vereitelt.

Unter den Persönlichkeiten, die ich in Venedig kennen lernte, war Marschall Marmont eine derjenigen, deren ich noch mit Dankbarkeit gedenke. Ich wurde mit ihm schon im Beginn der vierziger Jahre bekannt. Ein Mann von umfassenden Kenntnissen, befaßte er sich gerne mit wissenschaftlichen Dingen, besaß Instrumente, Chronometer und Hifsmittel, die er zwar selbst wenig zu gebrauchen verstand, aber mit Vorliebe in Ordnung hielt und mit Hilfe anderer zu verwerten suchte. Für ihn war das Ganze ein Zeitvertreib, für mich, der ihm eben diese Hilfe anbot, eine Quelle von Anregungen, mich mehr und mehr wissenschaftlich auszubilden. Ich hielt seine Uhren in Ordnung, die er nicht selten ungeschickt behandelte, worüber ich ihm meine Bemerkungen nicht vorenthielt. Manchmal war er darüber ungehalten, legte sich jedoch die erste Hitze, so fügte er sich gern und war dafür dankbar.

Ich speiste oft bei ihm, und er gab kein größeres Diner, zu dem er mich nicht lud, was für mich keine kleine Annehmlichkeit war. Er liebte sehr eine gute Küche, feine Weine, überhaupt ein behagliches Leben und eine Geselligkeit, die seinem Geiste entsprach. Nichtsdestoweniger war er thätig und rüstig. Er nahm mich einmal auf einen kleinen Ausflug mit, den er nach den sette communi, dieser deutschen Kolonie bei Vicenza, machte. Ich bewunderte da die Ausdauer, mit welcher der alte Mann den nicht geringen Beschwerden einer solchen Exkursion Widerstand leistete. So ritten wir eines Tages mehrere Stunden bei fortwährendem Regen, und als wir auf der Hochebene der sette communi anlangten, nahm er sich kaum die Zeit, trockene Kleider anzuziehen, es mußten vielmehr sogleich die Instrumente zur Höhenmessung aufgestellt und Vorrichtungen getroffen werden, um, wenn das Wetter sich aufheiterte, astronomische Beobachtungen zur Bestimmung der geographischen Lage unseres Beobachtungsortes anzustellen.

Nach dem Speisen gingen wir in die Kirche, welche nichts Interessantes bot, untersuchten aber in der Sakristei und später beim Bürgermeister einige alte Gebetbücher, welche in deutscher Schrift gedruckt waren, woraus er freilich nicht klug werden konnte. Auch ich bemühte mich umsonst, einen zusammenhängenden Sinn zu finden; die wenigen alten Leute des Ortes, welche noch die Ursprache zu kennen vorgaben, mußten mir einige Worte übersetzen, und wir notierten sorgfältig

diese Übersetzungen. Ich kam jedoch damit zu keinem Ergebnisse, denn die dazu erforderlichen Kenntnisse mangelten mir vollständig. Was den Marschall betrifft, so begnügte er sich vollkommen mit diesem Beweise seiner Wißbegierde, denn er hat niemals eine andere Sprache zu erlernen vermocht als die französische.

Marmont war ein guter, wohlwollender Mann, heißblütig, zuweilen rasch und ungestüm, im ganzen aber vernünftig, wißbegierig, sehr unterrichtet und geistreich. Er beurteilte oft scharf und gut, war im allgemeinen vorsichtig im Reden und berührte im Verkehr mit mir niemals sein Vorleben. Wir sprachen nur über die Wissenschaft oder über die Verhältnisse der Gesellschaft, in welcher wir lebten, niemals über Politik oder über den Staat und dessen Regierung.

Er lebte gerne gut, bequem und ungestört, besuchte gerne Frauen, und die hübscheren zogen ihn unwillkürlich an. Er war immer sorgsam gekleidet und entwickelte eine gewisse Pracht in seiner Einrichtung. Auf Reisen hatte er stets seinen eigenen Gepäckwagen, der ihm mit Koch und Dienerschaft voranging, sodaß bei seiner Ankunft alles, wie er es wünschte und gewöhnt war, hergerichtet war. Sein Kammerdiener reiste mit ihm. Zwischen diesem und Marmont bestand ein eigentümliches Verhältnis, indem letzterer bei ihm gleichsam in Miete lebte. Der Kammerdiener sorgte für alles, für die ganze Wirtschaft gegen eine bestimmte Summe, die groß genug gewesen sein muß, da er nach dem Tode Marmonts Hausbesitzer wurde und ein Hotel garni errichtete. Der Kammerdiener hatte seine ganze Familie, Frau und Kinder, im Hause. Marmont liebte geistreiche, gebildete, hochstehende Frauen, und es war in ihm ein aristokratischer Zug, der sich bei jeder Gelegenheit offenbarte. Mit seinen Dienstleuten war er streng und verleugnete niemals seine Gewohnheit des absoluten Kommandierens, auch dem Kammerdiener gegenüber nicht.

Marmont war mit Gräfin Nani Esterhazy, die auch in Venedig lebte, in inniger Freundschaft verbunden. Man hieß ihn scherzweise den Hernani — doch konnte bei dem Alter beider kein intimeres Verhältnis vorausgesetzt werden, obschon beide, was Geist, Verstand und Liebenswürdigkeit betrifft, einander ebenbürtig waren.

Marmont schätzte mich ungemein und ärgerte sich darüber, daß ich keine höhere Stellung in der Marine einnahm. Er meinte, er würde mich zum Marine-Oberkommandanten machen, wenn es von ihm abhinge und die Zeiten, wie in seiner Jugend, danach angethan wären.

Meine Heirat war ihm, so viel ich bemerkte, nicht ganz recht, er sprach aber niemals seine Ansicht darüber aus. Wahrscheinlich war es ihm unlieb, mich seiner Voraussetzung nach von der Wissenschaft abgezogen zu sehen und mich nicht mehr ganz zu seiner Verfügung zu haben.

Eines anderen Verhältnisses muß ich erwähnen, in das ich zu einer bekannten Persönlichkeit geriet. Der Infant Don Juan, Sohn des Prätendenten Don Carlos von Spanien, hatte sich nach seiner Vermählung mit einer Prinzessin von Modena in Venedig angesiedelt. Erzherzog Friedrich ersuchte mich eines Tages, diesem Infanten, der sich, wie es schien, für die Marine ausbilden

wollte, Unterricht zu erteilen, und sprach den Wunsch aus, ich solle mich dem Infanten in seinem, des Erzherzogs Auftrage, vorstellen. Ich war gerne bereit, diesen Wunsch zu erfüllen, denn meiner ganzen Natur nach hatte ich Freude am Unterricht und habe von jeher gestrebt, Lehrer zu sein.

Ich fand mich zur bestimmten Stunde ein, konnte mich aber schon am ersten Tage nicht mit der Art befreunden, wie man mich behandelte, da ich in keinem Falle ein bezahlter Lehrer war und nur im Auftrage meines Vorgesetzten handelte. Der Obersthofmeister, ein sogenannter Oberst, empfing mich in unartiger, wenigstens nicht in zuvorkommender Weise, so wie ich es zu erwarten berechtigt war, und ich machte deshalb auch keine Komplimente mit ihm, sondern ersuchte ihn kurz, mich anzumelden, da meine Zeit längeres Warten nicht gestattete. Der Infant teilte mir seinen Wunsch in etwas unklarer Weise mit, wir setzten uns an einen kleinen Tisch in Mitte eines steifen Salons, und ich begann damit zu erforschen, wie es mit seinen mathematischen Kenntnissen stand. Diese waren Null, und ich mußte damit anfangen, daß ich ihm das Zahlenschreiben und die Bedeutung der Zahlen erklärte. Ich glaube nicht, daß er das bedeutende Vermögen seiner Frau mit Zahlen auszudrücken im stande gewesen wäre. Zugleich bemerkte ich, daß von Talent keine Rede sein konnte, aber ich verzweifelte noch nicht, aus diesem jungen Menschen etwas zu machen, wenn er die Lust dazu verspürte. Die Lektionen folgten im Anfange ziemlich rasch aufeinander, und wenn auch meine eigenen Studien dabei litten, so wollte ich doch dem Wunsche des Erzherzogs gerecht werden. Es war Sommer, und da ich keine so reichlichen Mittel besaß, um mir jedesmal eine Gondel zu mieten, so mußte ich den weiten Weg von der Sternwarte am äußersten östlichen Ende Venedigs bis zum Palaste des Infanten am Canal grande zu Fuße zurücklegen, was mir manchen Schweißtropfen kostete und einen Spaziergang von einer halben Stunde erforderte. So verlor ich jedesmal mehr als zwei Stunden. Mit der Entwickelung meines Zöglings ging es aber nicht vorwärts. Die mathematischen Rechnungen begegneten unüberwindlichen Schwierigkeiten, die Brüche, besonders die Dezimalbrüche, waren ihm wahre spanische Dörfer, auch lernte er nichts außer der Zeit, sondern suchte sich möglichst zu unterhalten. Mehrmals ging ich zur bestimmten Stunde dahin und fand ihn nicht zuhause oder auf einige Tage von Venedig abwesend. Nie gab er sich die Mühe, mich hiervon in Kenntnis zu setzen, so daß ich oft den Weg umsonst machte.

Endlich war ich der Sache müde und meldete dies dem Erzherzog, der meinen Vorschlag genehmigte, bei erster Gelegenheit, sobald der Infant wieder abwesend, nicht eher hinzugehen, als bis er mich von seiner Ankunft benachrichtigen lasse.

Dies geschah, und ich sah ihn in seinem Hause nicht wieder. Weder er noch sonst jemand sagte mir Dank für die gehabte Mühe, ich aber war froh, dieser unfruchtbaren Arbeit ledig zu sein.

Nach dem Jahre 1848 und zwar zur Zeit der ersten Londoner Ausstellung, sah ich den Infanten auf der Straße in Triest, er erkannte mich und sprach mit

mir, erzählte, daß er zur Ausstellung reise und dergleichen. Damals war er aber gerade seiner Frau mit einem ihrer Kammermädchen durchgegangen, während der Oberst ein anderes Kammermädchen der Prinzessin mitgenommen hatte.

Die kurze Zeit meines Aufenthaltes in Venedig als verheirateter Mann war eine sehr glückliche. Ich verlebte sie im Kreise meiner Familie und jener meiner Frau, meinen wissenschaftlichen Beschäftigungen hingegeben, bis der Ausbruch der Revolution mich nötigte, unter den peinlichsten Umständen Venedig zu verlassen. Ich reiste nach Triest; die aufregenden Ereignisse aber, deren Schauplatz diese Stadt damals war, wirkten dermaßen erschütternd auf die Gesundheit meiner Frau, welche mir eben erst einen Knaben geschenkt hatte, daß sie wenige Tage darauf an den Folgen einer Gehirnentzündung starb.

Im Ministerium.

Im Jahre 1865 zum Minister für Handel und Volkswirtschaft ernannt, trat ich mein Amt mit dem festen Entschlusse an, alle meine Kräfte zum Wohle meines Vaterlandes zu verwerten und, ohne persönliche Interessen zu berücksichtigen, auf das Ziel loszusteuern, das mir vorschwebte und darin bestand, zunächst alle Hindernisse zu beseitigen, die dem freien Verkehr und der volkswirtschaftlichen Entwickelung der Völker entgegenstanden.

Ich selbst kannte den Geschäftskreis des Ministeriums noch wenig, erbat mir aber schon im Beginne der Verhandlungen wegen meines Eintrittes vom Grafen Belcredi für den Fall, daß sich eine andere Einteilung als zweckmäßig erweisen sollte, dessen Unterstützung, die mir auch zugesagt wurde.

Ich fand z. B., daß merkwürdiger Weise dem Handelsministerium zwar die Eisenbahnen, aber nicht die anderen Kommunikationen, wie Straßen und Flüsse zugewiesen sind, welche letztere dem Ministerium des Innern zugehörten. In gleicher Art sind dem Ministerium der Finanzen alle ärarischen Bergwerks-, Wald- und Salinenangelegenheiten anvertraut, welche auf die Hebung des Wohlstandes der Bevölkerung so großen Einfluß üben, während die Privatunternehmungen in den Wirkungskreis des Handelsministeriums einbezogen sind.

Die betreffenden Minister waren in der Folge allerdings geneigt, dem Handelsministerium sämtliche auf die Volkswirtschaft bezügliche Agenden zu überlassen, aber einerseits widerstritten die Referenten dieser Veränderung und zogen die darüber gepflogenen kommissionellen Verhandlungen absichtlich in die Länge; andererseits scheiterte mein Vorschlag, wenigstens für die Agrikultur eine selbständige Section zu errichten, an dem Widerstande des Staatsrates, dem die Vorschläge der Minister zur Begutachtung übergeben wurden, und zwar war es der nachmalige Finanzminister von Holzgethan, der meinen Vorschlag vom bureaukratischen Standpunkte bekämpfte und siegte, während Baron Hock demselben zustimmte. So blieb es denn trotz allen Anstrengungen beim Alten.

Übrigens waren meine Kräfte kaum ausreichend für die Arbeit, welche mir auferlegt war und bei der ich nur auf geringe Unterstützung von seiten der Beamten des Handelsministeriums hoffen durfte.

Am ersten Tage meines Amtsantrittes erhielt ich vom Ministerium des Äußern ein Konvolut von Akten betreffs der Verhandlungen, die zuerst in halbamtlicher Weise mit der englischen Regierung geführt worden waren, um den Abschluß eines Handelsvertrages zu erwirken. Ich ersah schon aus diesen Papieren, daß der Minister des Äußern sich ziemlich weit in Versprechungen eingelassen hatte, die ohne eingehende Prüfung des Gegenstandes kaum gegeben werden durften. So hatte man die halbamtliche Zusage gemacht, daß man einen Zollvertrag auf Grundlage eines 15%igen Wertzolles als Maximum einzugehen geneigt wäre und nach einigen Jahren einen noch niedrigeren Zollsatz in Aussicht stellen könne. Ich erkannte im ersten Augenblicke, daß eine Herabsetzung des Zolles auf dieses Maximum bei uns mit Recht auf großen Widerstand stoßen müßte, weil man, da unsere Zölle für einzelne Gegenstände mehr als das drei- und vierfache betragen, selbst die gesundesten Industriezweige mit einemmale schädigen würde, wenn bei denselben auch in der Folge unter günstigeren Verhältnissen selbst unter 15% gegangen werden könnte. Ich übersah ebensowenig die Schwierigkeiten, welche sich bei Bestimmung der Werte der Importwaren und überhaupt bei Einführung eines Wertzolles gegenüber dem bei uns üblichen Gewichtszoll ergeben müßten, welchen letztern wir mit Rücksicht auf die andern europäischen Staaten doch aufrechterhalten müßten, ganz abgesehen von dem Vorzuge, den das eine oder das andere System verdienen mag.

Im Ministerium des Äußeren konnte man mir über die Festsetzung dieser 15% keine genügende Aufklärung geben, und so mußte ich mir selbst in irgend einer Weise zu helfen trachten.

Das Ziel, welchem ich zusteuern wollte, war vorläufig die Herstellung einer gleichmäßigen Zollpolitik auf Grundlage eines gemäßigten Schutzzolles, der nach allen Seiten gleichgehalten werden sollte, und der Abschluß von Verträgen mit den Hauptstaaten Europas. Am liebsten wäre es mir gewesen, sogleich mit Frankreich, Deutschland und Italien vorzugehen, und mit England, das für unsere Herabsetzung der Zölle keine Gegenleistung zu bieten vermochte, nur einen einfachen Vertrag abzuschließen, auf Grundlage der meist begünstigten Nationen, welcher mir sonach den andern Staaten gegenüber freie Hand ließ, England aber den Vorteil gewährte, der sich aus den andern Verträgen ergeben mußte. Dieser Vorteil schien mir groß genug zu sein, wenn ich England zu beweisen vermochte, daß nunmehr eine freisinnige Zollpolitik zur Geltung gelangen würde.

Die Aufgabe, welche ich mir gestellt hatte, war groß und um so gewaltiger, als ich zur Einsicht kam, daß mir im Handelsministerium keine entsprechenden Kräfte zur Verfügung standen, daß auf keinerlei Zusammenstellung entsprechender statistischer Daten gedacht worden und endlich, daß von seiten der österreichischen Industriellen, wie es schon frühere Enqueten bewiesen hatten, auf hartnäckigen Widerstand zu rechnen war.

Nichtsdestoweniger wollte ich meine Aufgabe so weit durchführen, um in der Zollpolitik ein gesundes System zur Herrschaft gelangen zu lassen, dessen Vorteile bald ersichtlich werden mußten.

Mit dieser Absicht trat ich mein Amt an. Bald erkannte ich aber, daß die Hindernisse, welche sich mir entgegenstellen würden, noch größere waren, als ich es mir vorstellte. Ich fand das Handelsministerium in einzelne Departements aufgelöst, eine regellose Republik darstellend. Mein Vorgänger, der nur Leiter des Ministeriums gewesen, hatte alle Macht aus den Händen gegeben, und es handelte sich also zuerst um Herstellung einer Disziplin und eine Reorganisation des Ministeriums. Zu diesem Zwecke mußte ich vor allem die Kräfte kennen, welche mir zur Verfügung standen.

Vom Polizeiministerium erhielt ich eine Zuschrift, in der zwei höhere Beamte als nicht verläßlich dargestellt waren. Die Anschuldigungen waren aber so oberflächlicher und kindischer Art, daß ich keinen Anhaltspunkt besaß, um gegen dieselben vorzugehen. Ich war in meinem ganzen Leben von dem Bestreben geleitet, gegen meine Untergebenen gerecht und billig zu sein; ich wollte diesem Grundsatz auch für die Folge treu bleiben. Da es sich jedoch dabei um wichtige Interessen für den Staat handelte, so bestimmte ich, daß sämtliche Eingaben über Eisenbahnen sowie die ganze darauf bezügliche Korrespondenz mir persönlich vorzulegen sei, und damit hatte ich mir sogleich eine Aufgabe gestellt, die für sich kaum zu bewältigen war. Denn es mehrten sich die Eingaben, die Besuche, die Konsultationen in solcher Weise, daß während 4—5 Stunden von einer Arbeit keine Rede sein konnte. Alles wollte sich dem neuen Handelsminister vorstellen, ihm seine Angelegenheiten ans Herz legen, oft nur mit ihm verkehren, konversieren oder dessen Protektion in Anspruch nehmen. Ich wollte diese Besuche aus dem Grunde nicht beschränken, um von allen Seiten die Wünsche und die Personen kennen zu lernen, und so schwierig mir die Lage gemacht wurde, so viel Geschwätz ich anhören mußte, ich habe doch auch davon Nutzen gezogen und manches gelernt. Ich war in der angenehmen Lage, für Wien ein neuer, unbekannter Mann zu sein, ich hatte keine Freunde, keine Bekannte, war niemandem zu Dank verpflichtet, mit niemandem verwandt oder überhaupt in Verbindung — für mich war Rothschild keine imponierende Größe, Todesco oder Königswarter keine maßgebenden Männer, ebensowenig wie alle jene Persönlichkeiten, welche bei den Geldinstituten oder sonstigen Gesellschaften großen Einfluß hatten. Ich konnte also frei von jeder Beziehung den Vorteil des Staates ohne Einschränkung im Auge behalten, und diese Unabhängigkeit habe ich, ich kann es mit Stolz sagen, bewahrt, wie viele Anläße auch vorhanden gewesen sein mögen, mich davon abwendig zu machen. Ich habe mich auch nachträglich mit Konsortien, Verwaltungsräten u. dergl. niemals abgegeben und bin froh, mich unabhängig erhalten zu haben.

Um meine Arbeiten zu bewältigen, war es nötig, mir einen tüchtigen Beamten als Stellvertreter zu bestellen. Ich glaubte diesen in dem Hofrat von Blumfeld gefunden zu haben und beantragte sogleich dessen Ernennung zum Sektionschef. Aber Blumfeld war zu sehr Büreaukrat und zu furchtsam, um den schnellen Schritt zu gehen, welchen ich einhielt, sein Nervensystem war zudem gereizt, er war seines Zeichens ein Prohibitionist, hielt an den alten Systemen und konnte die „neue Zeit,“ die ich eröffnen wollte, nicht begreifen. Kleinlich in der

Arbeit, dabei ungemein fleißig und opferwillig, strengte er sich übermäßig an, so daß ich ihm selbst raten mußte, Erholung zu suchen und auf ein paar Wochen ins Gebirge zu gehen. Aber es war zu spät für den braven, ehrlichen Mann. Sein Gehirn hatte gelitten, und eines Morgens weckte man mich mit der Botschaft, daß er in seiner Wohnung erhängt gefunden wurde. Das war für mich persönlich und dienstlich ein harter Schlag, denn in letzterer Beziehung mußte ich von neuem einen Sektionschef wählen und ich hatte keinen.

Ich hatte mir viel aufgebürdet und mußte nun Hilfe suchen, ohne die gewichtigsten Angelegenheiten aus der Hand zu geben. Ich glaubte diesen Zweck am besten mit einer Kanzlei erreichen zu können, in der ich die wichtigsten Angelegenheiten direkt zu einer Lösung bringen konnte. Ich glaube, daß ein selbstthätiger Minister nur auf diesem Wege zu größeren Zielen gelangen kann, und bin überzeugt, daß auf solche Weise der persönliche Einfluß eines Präsidialsekretärs, wie er gewöhnlich dem Minister zur Seite steht, sehr vorteilhaft zum Nutzen des Ganzen abgeschwächt wird. Eine solche Einrichtung hatte ich schon 1852 bei der Reorganisation des Marineoberkommandos unter Feldmarschallleutnant Graf Wimpffen für die Marine beantragt, und die Annahme dieses Antrages war von dem besten Erfolge begleitet. Da ich aber im Handelsministerium keine Persönlichkeiten fand, die der Stelle eines Präsidialreferenten gewachsen waren, so entschloß ich mich allmählich vorzugehen und begann damit, einen jungen Beamten, den Titular-Sektionsrat von Pretis, für das Zollwesen heranzubilden und mit demselben die Präsidialkanzlei zu besetzen.

Der junge Mann hatte eine hervorragende Begabung und Ehrgeiz, und ich hoffte, beide Eigenschaften gut verwerten zu können. Ich habe mich auch nicht getäuscht. Herr von Pretis besaß große Arbeitskraft, unermüdeten Eifer, reges Streben nach vorwärts, was ihn bald in den Stand setzte, im Zollwesen eine bedeutende Stellung einzunehmen. Ich habe nie über sein Benehmen zu klagen gehabt, und er seinerseits hatte sich ebensowenig über mich zu beklagen. Denn ich veranlaßte trotz seiner relativen Jugend seine rasche Beförderung zum Ministerialrat und zum Sektionschef, zum Schrecken aller alten Hofräte, und ich hoffe, dem Staate damit einen Mann zur Verfügung gestellt zu haben, der noch vieles zum Besten desselben zu leisten im stande sein wird (Baron Pretis wurde in der Folge Finanzminister und Statthalter des Küstenlandes in Triest).

Um von dem Nebensächlichen befreit zu sein und gleichzeitig das für sich Bestehende auch selbständig zu organisieren, schuf ich ein eigenes Postdepartement oder vielmehr eine selbständige Generaldirektion für das Postwesen in der Absicht, später, wenn es rätlich erschien, das ganze Kommunikationswesen zu vereinigen.

Vor allem aber ließ ich mir sämtliche Daten vorlegen, welche zur Reorganisation des Postwesens erforderlich waren, woraus sich ergab, daß im Briefpostdienste eine namhafte Vermehrung des Personals nötig gewesen wäre, um bei dem verwickelten System dem Dienste vollkommen genügen zu können.

Außer den nach Zonen bestimmten vier Posttaxen für Briefe (von 15, 10, 5 und 3 Kreuzern — letztere für den inneren Verkehr der Städte) bestanden zwei

Gewichte, das Wienergewicht und das Zollgewicht, letzteres für Briefe nach Deutschland. Die Geld- und sonstigen Postsendungen waren übermäßig hoch taxiert, und da der Staat in den deutschen Postverein eingetreten war, so ergab es sich, daß z. B. eine Geldsendung nach Prag beiläufig dreimal soviel kostete als eine gleiche nach Hamburg. Bei größeren Sendungen von Salzburg aus war es für den Absender vorteilhafter, nach Reichenhall zu fahren und sie dort aufzugeben.

Ich stellte nun der Kommission von Postbeamten, die ich zusammenberufen, die Frage, ob eine Vermehrung der Beamten nicht dadurch unnötig gemacht würde, wenn man ein einheitliches Briefporto und einheitliches Gewicht einführte (mit Rücksicht auf Deutschland), während zugleich bei den Fahrpostsendungen eine Vereinfachung einzutreten hätte.

Die Kommission hielt dies für möglich, erschrak jedoch über meinen Vorschlag, das Briefporto auf 5 und 3 Kr. (letzteres für den internen Städteverkehr) herabzusetzen. Indessen befreundeten sich einzelne bald mit dieser Idee, und ich ließ einen Vorschlag ausarbeiten, besprach mich aber selbst mit dem Finanzminister Grafen Larisch, den ich bald gewann. Graf Belcredi war sogleich einverstanden, und ich war imstande, im Ministerrat diese Herabsetzung einer Steuer, welche Intelligenz und Fortschritt nicht weniger schwer als Handel und Verkehr belastete, siegreich durchzubringen. Ich hatte, um nachträglichen Schwierigkeiten vorzubeugen, den Vortrag bereits fertig mitgebracht und, nachdem derselbe mit der Klausel „mit einstimmiger Genehmigung des Ministerrates" versehen worden, noch im Ministerrate unterschrieben und sogleich an S. Majestät geleitet. Ich selbst unterstützte den Vorschlag persönlich beim Kaiser und erhielt die entsprechende kaiserliche Entschließung ohne weiteren Zeitverlust, so daß ich das neue System am 1. Januar 1866 ins Leben treten lassen konnte.

Ich glaubte, von dem Bedenken absehen zu können, daß eine solche Maßregel ohne Dazwischenkunft einer Reichsvertretung erfolgte, indem ich von der Überzeugung ausging, dieselbe erfolgreich verteidigen zu können.

Bei allen Maßregeln, die ich traf, behielt ich übrigens immer den Grundsatz im Auge, nur diejenigen unter meiner Verantwortlichkeit ins Leben treten zu lassen, von welchen ich voraussetzte, sie der Landesvertretung gegenüber befürworten zu können, entweder weil sie für den Staat von direktem, unwiderleglichem Nutzen oder weil sie notwendig waren, um den Gang des Dienstes nicht ins Stocken zu bringen.

Solche Maßregeln konnten begreiflicher Weise nur einfacher Natur sein und die Interessen des Staates nicht gefährden oder die bestehenden Grundgesetze desselben nicht gewaltthätig ändern.

Ich sah z. B. wohl ein, daß unser ganzes Eisenbahnwesen einer Umgestaltung bedurfte, daß die Gesetzgebung im Hinblick auf das Konzessions-, Tarif- und Betriebswesen Änderungen durchgreifender Natur erfordern würde. Obschon ich mich aber vielfach mit dieser Frage beschäftigte und selbst das Publikum dafür zu interessieren suchte, konnte ich mich nie dazu entschließen, selbständig ohne Votum

der Vertretungskörper vorzugehen und hoffte immer, daß es möglich werden würde, in kurzer Zeit diesem Erfordernis zu entsprechen.

Was die Zollangelegenheiten betraf, so war ich der Meinung, daß dieselben sich auf Vertragsgegenstände beziehen, die jedenfalls nachträglich der Landesvertretung zur Genehmigung vorgelegt werden sollten.

Zu den Verhandlungen über den Vertrag mit England waren bereits zwei Vertreter der dortigen Regierung, die Herren Mallet und Morier, eingetroffen. Schon in den ersten Sitzungen zeigte es sich, daß ein Einvernehmen schwer zu erzielen sein werde. Die englischen Bevollmächtigten beriefen sich auf ein Schreiben des Grafen Mensdorff, dem zufolge das Maximum unserer Zollsätze 15% des Warenwertes betragen sollte. Ich bemerkte den Herren, daß ich eigentlich nicht verpflichtet wäre, dieser Zusage zu entsprechen, da dieselbe nicht als offizielle Kundgebung zu betrachten, sondern als persönliche Ansicht des Grafen Mensdorff aufzufassen sei. Ich fügte jedoch bei, daß ich dennoch das Wort des letzteren aufrecht zu halten die Absicht habe. Da indessen dieses Schreiben auch der Gegenleistungen Englands gedenke, welche später festzusetzen wären, so müßte ich mir jedenfalls vorbehalten, die Zusage des Grafen Mensdorff erst dann zu erfüllen, wenn diese Gegenleistungen bekannt und befriedigend wären. Die Herren erwiderten, daß eigentlich England seinen Handel bereits freigegeben, daß also die Gegenleistung schon gegeben, daß das Prinzip der Gegenleistungen ein veraltetes, unrichtiges und nationalökonomisch nicht annehmbares sei und daß England nur Finanzzölle erhebe, von welchen, da sie eine wichtige Einnahme des Staates beträfen, wohl kaum abgegangen werden könnte. Sie meinten, ich sollte ihnen die Anforderungen unsererseits bekannt geben, worüber dann weitere Besprechungen und Vereinbarungen erfolgen könnten.

Ich entgegnete, daß mit Bezug auf das Prinzip der Gegenleistungen ich für meinen Teil gern von demselben absehen würde, wenn alle anderen Staaten davon keinen Gebrauch machen wollten. Da aber, so verwerflich dieses Prinzip theoretisch sein möge, eine Vereinbarung mit anderen Staaten nur auf diesem Wege möglich sei und wir noch lange nicht wie England so erstarkt und industriereich seien, um nur nach theoretischen, wenn auch richtigen Prinzipien vorzugehen — so könnten wir uns um so weniger darauf einlassen, vorläufig dieses Prinzip anzunehmen, als es die Absicht der Regierung sei, nicht nur mit England, sondern auch mit Frankreich, Italien und Deutschland Verträge abzuschließen, und zwar auf der Grundlage der meistbegünstigsten Nationen. Es sei also unmöglich, mit England so weit vorzugehen, wie es gewünscht werde, ohne die Verträge mit anderen Regierungen zu präjudizieren. Nur wenn England uns Vorteile gewährte, welche die für uns aus dem Versprechen des Grafen Mensdorff hervorgehenden Nachteile wenigstens einigermaßen aufwiegen könnten, könne ich auf den Vertrag eingehen, noch bevor ich mit anderen Regierungen Vereinbarungen treffe. Ich versprach unsere Anforderungen zu formulieren, deutete aber zugleich an, daß ich, wenn sich die Verhandlungen deshalb in die Länge ziehen sollten, mittlerweile solche mit anderen Staaten aufnehmen würde.

Da mir gar nicht daran gelegen sein konnte, die Zollsätze schon jetzt auf 15% des Wertes herabzusetzen, so benützte ich die Handhabe, welche sich mir durch die im Schreiben des Grafen Mensdorff betonten Gegenleistungen darbot, um eine Pression zu üben und meine Zwecke zu erreichen. Ich beantragte also eine sehr bedeutende Herabsetzung aller Finanzzölle Englands und stellte dies als unsere Gegenforderung auf.

Die beiden Bevollmächtigten waren darüber entrüstet, meinten, dies ginge gar nicht an und die Verhandlungen würden damit abgebrochen sein. Ich bedauerte dies, erklärte aber, von meinem Begehren nicht abgehen zu können. Nun suchte man englischerseits alle möglichen Beweise hervor, um mich zu überzeugen, wie unlogisch ich handle, ich aber blieb fest, und so schien es mit dem Vertrage nach einer stürmischen Sitzung zu Ende zu sein.

Ich wußte jedoch, daß die englischen Bevollmächtigten und besonders der hervorragendste von beiden, Herr Mallet, in Österreich die Cobden spielen und den Ruhm ernten wollten, das Prohibitivsystem bei uns beseitigt zu haben, obschon sie bald erkennen mußten, daß ich in dieser Beziehung ohnehin denselben Zweck im Auge hatte.

Ich glaubte nun den Zeitpunkt gekommen, um mit Frankreich und Italien Verhandlungen anzuknüpfen, und fand bei ersterem guten Willen, bei Italien aber Widerstreben, sich mit uns einzulassen. Was die englischen Vertreter betrifft, so suchten dieselben mit mir in Verbindung zu bleiben. Herr Mallet besuchte mich öfters, hielt mir Vorträge über Nationalökonomie, die, wenn nach seiner Ansicht betrieben, zum ewigen Frieden führen müßte, und dergleichen mehr. Ich ließ durchblicken, daß ich die Verhandlungen nur in dem Falle wieder aufnehmen würde, wenn die Bevollmächtigten sich herbeiließen, von den 15% abzugehen. Am liebsten wäre es mir aber gewesen, mit England einen solchen Vertrag einzugehen, welcher die Zusicherung der Vorteile der meistbegünstigten Nationen enthielt und weiter nichts. Endlich entschloß sich die englische Regierung, die Verhandlungen wieder aufzunehmen, wenn wir auf einen Maximalsatz von 25% mit späterer Herabsetzung auf 15% eingehen wollten, wobei von England einige Zugeständnisse in bezug auf Holz und Wein gemacht werden sollten, die aber nur nomineller Natur waren und keine eigentliche kommerzielle Bedeutung für uns hatten. Ich hätte gern 30% mit allmählicher Herabsetzung auf 25% gehabt, entschloß mich aber endlich 25% zu bewilligen.

Mittlerweile war der seit Neujahr 1866 immer wahrscheinlicher werdende Krieg mit Preußen und Italien beinahe zur Gewißheit und endlich zur Thatsache geworden. Wir mußten demnach die Verhandlungen mit England unterbrechen, und selbstverständlich gingen auch die bereits begonnenen Verhandlungen mit Deutschland, beziehungsweise mit dessen Vertretern von Delbrück und Philippsborn in die Brüche. Mit Frankreich wurden die Beziehungen im Wege der Korrespondenz aufrechterhalten.

Während die Verhandlungen mit England gepflogen wurden, benutzte ich die mir übrige Zeit, um nach anderen Richtungen zu wirken. Vor allem ließ

ich die Kommission für Maße und Gewichte wieder zusammentreten und förderte ihre Thätigkeit. Wir kamen auch während meiner Amtswirksamkeit mit ihrem Elaborate zu Ende, das aber, da mittlerweile der Ausgleich mit Ungarn zu stande kam, erst 1871 zum Gesetze erhoben wurde.

Ich hatte übrigens auch das Glück, auf eigene Verantwortlichkeit handelnd, die Urmaße, welche Professor Steinheil in München den französischen entsprechend verfertigt hatte und die in der wissenschaftlichen Welt als vorzüglich bekannt waren, ankaufen zu können, noch bevor die bayerische Regierung sich zu diesem Ankauf zu entschließen vermochte. Ebenso leitete ich mit der Kriegsmarine und der kaiserl. Akademie der Wissenschaften Verhandlungen ein, um eine neue Aufnahme und wissenschaftliche Untersuchung der physikalischen Verhältnisse des adriatischen Meeres anzubahnen. Nach beiden Richtungen erfüllte sich mein Wunsch nach dem Kriege, wenn auch nicht in vollständiger Weise, weil spätere Ministerien der kaiserlichen Akademie die Mittel verkürzten und endlich ganz entzogen.

Ich suchte ferner im Einvernehmen mit dem Kriegsministerium dahin zu gelangen, die Herstellung grober Geschütze, sowie die Verfertigung von Schiffsankern, Ketten und Panzerplatten im Inlande möglich zu machen, aber nur bezüglich der letzteren gelang es, einzelne Werke dafür zu gewinnen. Grobe Marinegeschütze, Anker und Ketten werden noch immer im Auslande gekauft, und dies geschieht in einem eisenreichen Lande, mit einer sich gegenseitig der Zahl der Werke nach zu Grunde richtenden Industrie und in einem Großstaate von 36 Millionen Einwohnern!

Für die Vervollständigung des Eisenbahnnetzes suchte ich im Publikum vorläufig dadurch zu wirken, daß ich (anonym) einen Aufsatz schrieb, in dem ich den Grundsatz aufstellte, daß es vor allem notwendig sei, diejenigen großen Bahnen auszubauen und zu vervollständigen, welche internationale Bedeutung haben und nicht bloß dem inneren Verkehr, sondern dem europäischen dienen und die großen Märkte der Erzeugung, des Verbrauches und des Großhandels in direktester Weise mit einander verbinden. Eine Karte war beigegeben, und die Veröffentlichung erfolgte in der „Oesterreichischen Revue". Die Zeitungspresse beschäftigte sich mit der Sache nicht eingehend, aber der Aufsatz fand viel Anklang unter den Fachmännern, und die meisten dieser Bahnen kamen seither zur Ausführung. Auch bot die kleine Arbeit den Konzessionswerbern willkommene Anhaltspunkte.

Ich suchte auch eine Gürtelbahn für Wien ins Leben zu rufen und hatte die Absicht, die Bahnhöfe derselben bis in den Mittelpunkt der Stadt zu verlegen und den Verkehr mit allen von der Hauptstadt ausgehenden Bahnen auf dieser Gürtelbahn zu ermöglichen. Sie kam aber nicht zu stande; eine verkrachte Bank, welche die Konzession erlangt hatte, begrub sie mit in ihrem Falle. Doch bin ich überzeugt, daß sie später dennoch zur Ausführung kommen muß, wenn auch die Verhältnisse der Anlage immer schwieriger werden, da vieles verbaut ist und andere Verwertung findet, was dem Raume nach besonders für die inneren

Bahnhöfe verwendbar gewesen wäre. Ich führte ferner eine Kesselprobe ein und suchte, so viel es an mir lag, die Beschränkungen aufzuheben, welche auf dem Bau von Fabriken und Maschinenhäusern lasteten.

Beim Ausbruche des Krieges habe ich erwirkt, daß die Handelsschiffahrt von demselben in der Richtung unberührt blieb, daß von uns keine Prisen und Aufbringungen von italienischen Kauffahrern gemacht werden sollten, was von seiten Italiens im Falle der Reziprozität auch verbürgt wurde. Infolge dessen erlitt die Handelsschiffahrt keine Unterbrechungen und keine direkten Verluste an Schiffen und Gütern. Ich wurde dafür zum Ehrenbürger von Fiume ernannt, erhielt aber niemals das Diplom, weil inzwischen der Ausgleich mit Ungarn zu stande kam und ich als Deutscher und Feind der Ungarn, was ich aber niemals war, verketzert wurde.

Der Krieg unterbrach natürlich meine Thätigkeit in volkswirtschaftlicher Beziehung. Kriegszeit ist überhaupt für einen Handelsminister, abgesehen von all dem Unglück, das sie im Gefolge hat, die schrecklichste Zeit, in der alle Kräfte erlahmen, besonders, wenn der Krieg zum Nachteil ausfällt. Ich werde diese Zeit niemals vergessen.

Nach dem Kriege handelte es sich darum, die Thätigkeit zu verdoppeln und alle Mittel anzuwenden, um die Bevölkerung durch Arbeit und Gewinn mit dem Schicksal des Reiches so viel wie möglich auszusöhnen. Die Regierung hatte sich entschlossen, Staatsnoten auszugeben; ich konnte dies nicht hindern, sicherte aber wenigstens einen genügenden Betrag derselben für volkswirtschaftliche Zwecke. Zwar schmälerte man diesen sehr, aber dennoch war es möglich, mit Hilfe dieses Geldes sofort den Bau großer Eisenbahnlinien zu verwirklichen. Es kam der Bau der Rudolfsbahn, der Franz-Josephbahn, der Siebenbürgenbahn und mehrerer anderer wichtiger Verbindungsbahnen zu stande und zwar in der kürzesten Zeit, so daß schon im Frühjahr 1867 die Arbeiten in allen Teilen des Reiches begonnen wurden.

Ich leugne nicht, daß bei Erteilung der betreffenden Konzessionen manche Fehler begangen wurden und daß jetzt unzulässige Erleichterungen zugestanden wurden. Aber wer da weiß, welche Fülle von Arbeit zu bewältigen war und welcher Not gesteuert werden mußte, der wird um so mehr Nachsicht mit jenen Unvollkommenheiten haben, als es sich bald zeigte, von welchen Erfolgen die fieberhaft aufgenommene Thätigkeit begleitet war. Die Nachwehen des Krieges waren bald überwunden, und das in landwirtschaftlicher Beziehung sehr ertragreiche Jahr 1867 kam allen diesen Bestrebungen mächtig zu Hilfe.

Mit der Südbahn kam ein Vertrag zu stande, wodurch dieselbe für mehrere Jahre, ich glaube sieben, davon abstand, das Gebiet diesseits der Donau im Eisenbau zu beherrschen, nämlich insofern dieser Bahn beim Verkaufe derselben an eine französische Gesellschaft das unglaubliche Vorrecht zugestanden wurde, daß keine Bahn am rechten Donauufer konzessioniert und gebaut werden dürfe, ohne der Südbahn das Vorzugsrecht einzuräumen, was Verschleppungen des Baues zur Folge haben mußte.

Die Südbahn übernahm auch den Bau des Dockhafens in Triest. Eine holländische Gesellschaft begehrte dafür solche Summen, daß darauf nicht eingegangen werden konnte. Die Südbahn war in der Lage, günstigere Bedingungen für den Staat zu stellen, und nach langen Verhandlungen kam der Vertrag zu stande, wobei ich jeden Eingriff der Südbahn zum Nachteile Triests und des Handels hintanzuhalten bestrebt war.

Triest war mit diesem Vorschlage sehr unzufrieden. Denn vor allem ging daraus mit Klarheit die Absicht der Regierung hervor, den Freihafen aufzuheben, wodurch kleinliche persönliche Interessen der Hausfrauen, der Hausherren und Magazinbesitzer, der Lastträger, Bootsführer und Lastwageneigentümer u. s. w. ins Gedränge kamen und die italienischen Staatsangehörigen tief berührt wurden, welche Triest als fremde nichtösterreichische Stadt betrachteten, während es durch Aufhebung des Freihafens enger an Oesterreich gekettet werden mußte.

Trotz allen Geschreis ging aber die Arbeit ihren Weg, und ich bedaure nur, daß spätere Regierungen, den Zweck des Dockhafens verkennend, Änderungen des ursprünglichen Vertrages zuließen, welche diesen Zweck teilweise beeinträchtigten.

Mittlerweile kamen durch thätige und sehr ersprießliche Mitwirkung des Hofrates und nachmaligen Sektionschefs von Pretis, der mich an Ort und Stelle im Ausland, wo es nötig war, vertrat, die Handels- und Schiffahrtsverträge mit Frankreich und Italien, dann die Handelsverträge mit Belgien und der Schweiz, wenn ich nicht irre, auch mit Holland zu stande, und ich war bereit, mit Deutschland und endlich mit England neuerdings in Verhandlungen zu treten. Diese verspäteten sich aber, so daß mittlerweile der Ausgleich mit Ungarn abgeschlossen wurde und ich infolge dessen und mit Rücksicht auf meine sehr geschwächte Gesundheit meine Entlassung nahm. Se. Majestät der Kaiser war so gnädig mir zu befehlen, mich mit den designierten ungarischen Ministern zu verständigen und bezüglich der volkswirtschaftlichen Angelegenheiten einer vollständigen Trennung zwischen beiden Reichshälften entgegenzuwirken.

Ich begab mich daher an das kaiserliche Hoflager nach Ofen, wo ich verschiedene Besprechungen mit Graf Andrassy und den designierten Ministern für Handel, Kommunikationen und Finanzen hatte, wobei Graf Andrassy das Wort führte. Schon im Beginne sah ich ein, daß die absolute Trennung eine beschlossene Sache seitens der Ungarn und die Absicht maßgebend sei, Ungarn auf eigene Füße zu stellen und nur so lange an Österreich anzulehnen, als es eben zur Erstarkung Ungarns erforderlich sein mochte. Weder bezüglich der Gemeinsamkeit des Eisenbahnnetzes noch der Handelsmarine oder sonstiger volkswirtschaftlicher Gebiete war ein Einvernehmen zu erzielen. Graf Andrassy hielt große und lange Reden, die nicht einmal Anhaltspunkte zur Entgegnung enthielten und in dem widersinnigen Satze gipfelten, daß durch Trennung der volkswirtschaftlichen Interessen der Wohlstand und der Verkehr mehr gewinnen müßte als durch Konzentrierung dieser Interessen und Leitung derselben durch einen gemeinsamen Minister. In einer Schlußsitzung, der Se. Majestät präsi-

dierte, entwickelte Graf Andrassy seine Anschauungen, ich in längerer Rede die meinigen, und das Ergebnis war — Null von Null hebt sich.

Ich kehrte nach Wien zurück, erneute mein Entlassungsgesuch und widerstand den Versuchungen des damaligen Baron Beust, welcher Minister des Äußeren und statt des Grafen Belcredi Ministerpräsident geworden war und mich bestimmen wollte, in meiner Stellung als diesseitiger Handelsminister zu verbleiben.

Und so enthielt ich meine Entlassung und wurde bei dieser Gelegenheit vom Kaiser auf Vorschlag Beusts mit dem Großkreuz des Leopoldsordens und der Ernennung zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses ausgezeichnet. Ministerpension erhielt ich weder damals noch später, sondern trat einfach in mein Verhältnis zur Marine als Vizeadmiral zurück.

Über Bau und Verrichtungen des menschlichen Ohres.

Von

A. Bärkner.

Es ist von jeher das Streben der denkenden Laien gewesen, in die Geheimnisse des menschlichen Körpers einen Einblick zu gewinnen, und der Sachkundige erntet deshalb stets von mancher Seite Dank, wenn er solchen Neigungen durch eine gemeinverständliche Darstellung gewisser Gebiete der Natur- und Heilkunde entgegenkommt. In unserem Zeitalter der Aufklärung wird nun freilich in dieser Richtung gar viel gesündigt; Bocks Aufsätze in der Gartenlaube, desselben Verfassers „Buch vom gesunden und kranken Menschen", Niemeyers „Ärztliche Sprechstunden", ein großer Teil der unzähligen, in den Zeitschriften sich breit machenden ärztlichen Ratschläge für Kranke haben, indem sie die Grenzen einer wirklich gemeinnützigen Besprechung wissenschaftlicher Gegenstände überschritten, durch Bildung falscher Begriffe und Vorurteile sowie durch die Vorschubleistung der Kurpfuscherei sicher mehr geschadet als gefördert. Solchen und ähnlichen Veröffentlichungen ist es zu danken, daß sich in allen Schichten des Volkes eine Halb- und Besserwisserei breit macht, wie ihr der Arzt auf Schritt und Tritt begegnet.

Welche heillose Verwirrung richtet allein die Preisgebung so schwieriger und unreifer Lehren wie derjenigen von den nur bei tausendfacher Vergrößerung sichtbaren Krankheitserregungen im Laienvolke an! Und hat nicht heut zu Tage fast jeder „gebildete" Leser einer Zeitung ein unfehlbares Urteil über eine ganze Reihe von Krankheiten, vor allem über den Kehlkopfkrebs? Wird nicht in vielen Häusern der Arzt für entbehrlich gehalten, bis es zu spät ist, bloß weil der belesene Familienvater oder öfter noch die überkluge Familienmutter glaubt, die Krankheit erkennen und heilen zu können?

Viel besser wäre es, wenn neun Zehntel der für weitere Kreise berechneten Schriften rein ärztlichen Inhalts ungedruckt blieben, denn die Aufklärung, zumal über Krankheiten und ihre Beseitigung, ist ein zweischneidiges Schwert; dieselbe sollte sich nur auf solche Gegenstände erstrecken, welche dem Verständnis des denkenden Menschen jedes Standes zugänglich sind. Von den zahlreichen Fächern der Heilkunde sind für diesen Zweck sicher nur wenige und auch diese nur bei Anwendung großer Vorsicht und weiser Beschränkung geeignet, während auf dem reichen Gebiete der Naturlehre sich leichter Punkte finden werden, an welche eine gemeinfaßliche Beschreibung mit gutem Erfolge anzuknüpfen vermag.

Die hier angedeuteten Bedenken haben den Verfasser schon wiederholt beschäftigt, wenn die Aufforderung des hochgeschätzten Herausgebers dieser Zeitschrift an ihn erging, Beiträge ohrenärztlichen Inhaltes zu liefern. Eine kurze Beschreibung des menschlichen Ohres, welche wir hier, um dem neuerdings ausgesprochenen Wunsche nachzukommen, zu geben versuchen wollen, dürfte indessen über den Rahmen der unter Umständen wirklich nützlichen Aufklärung ebensowenig hinausgehen wie unsere früheren Abhandlungen über die Pflege des Ohres und über Schwerhörigkeit.

Wer vom Ohre nichts kennt als die Ohrmuschel und die geheimnisvoll dunkle Höhle, welche sich ihr anschließt, ahnt nicht, wie verwickelt und kunstvoll der Bau dieses Sinneswerkzeuges ist. Ja, derjenige Abschnitt, welcher der Wahrnehmung des zugeleiteten Schalles dient, ist in so schwer erkenntlicher und so schwer verständlicher Weise eingerichtet, daß es der wissenschaftlichen Forschung noch nicht gelungen ist, eine vollständige und unanfechtbare Erklärung für sämtliche in Frage kommenden, zum Teil überaus zarten Gebilde zu finden.

Zunächst aber beschäftigt uns nicht dieser innerste, schallwahrnehmende Teil des Ohres, das sogenannte Labyrinth, sondern derjenige Abschnitt, welcher dazu dient, jenem die Schallwellen zuzuführen. Denn es ist die Aufgabe des Gehörsinnes, die Schwingungen der Luftteilchen, welche wir als „Schall" bezeichnen, aufzufangen und durch Umgestaltung und Übertragung dieser bewegenden Kraft eine auf bestimmte Bezirke des Gehirns einwirkende Erregung herbeizuführen.

Der schallleitende Teil wird gebildet durch die Ohrmuschel, den äußeren Gehörgang, das Trommelfell und die Paukenhöhle mit ihrem Inhalt und ihren Nebenräumen.

Die Ohrmuschel ist für das Hören nur von untergeordneter Bedeutung; sie stellt einen Trichter dar, welcher die Schallwellen sammelt und in den Gehörgang leitet. Die verschiedenen Erhöhungen und Vertiefungen der Muschel sind unwesentlich und kommen fast ausschließlich bei der Beurteilung über die Richtung, in welcher die Schallquelle zu suchen ist, in Betracht. Die verbreitete Ansicht, daß Menschen mit großen Ohrmuscheln besser hören als solche mit kleinen, ist durchaus irrig; selbst auf den Winkel, welchen die Muschel mit dem Schädel bildet, kommt nur wenig an. Je größer das an sich schon wenig schöne Anhängsel ist und je beträchtlicher es vom Kopfe absteht, umsomehr erscheint das

Gesicht des Trägers verunstaltet, und es wäre auffallend, wenn die Natur einen guten Gehörsinn von einem Schönheitsfehler, einer Mißbildung am menschlichen Haupte abhängig machen sollte.

Der etwa drei und einen halben Zentimeter lange äußere Gehörgang zerfällt in einen vorwiegend aus Knorpel und Haut gebildeten, sich an die Muschel unmittelbar anschließenden äußeren und einen von Knochen begrenzten inneren Teil; er ist stark gewunden, sodaß man nicht, ohne ihn durch einen Zug an der Muschel zu strecken, in die Tiefe sehen kann. Überdies ist der Eingang mit feinen Haaren, welche dem Staub und den Insekten das Eindringen verwehren sollen, besetzt. Der gesamte Gang ist mit Haut ausgekleidet; im knorpeligen Abschnitte finden sich in dieser zahlreiche Talg- und Schweißdrüsen, deren Erzeugnisse sich mischen und dann als Ohrenschmalz bezeichnet werden. Nach innen endigt der Gehörgang blind, indem sich an seinem Ende das Trommelfell ausspannt.

Das Trommelfell oder Paukenfell ist eine feine, perlartig glänzende, nur etwa einen Zehntel Millimeter dicke Haut, welche, wie ein Uhrglas in seinen Falz, in einer Furche des knöchernen Gehörgangs festgehalten wird; jedoch ist die Furche nach oben nicht vollständig zum Kreise geschlossen, weil die obere Wand des knöchernen Gehörganges in einer Ausdehnung von wenigen Millimetern etwas ausgehöhlt ist. Indem nun dem kleinen, in diese Bucht hineinreichenden, obersten Teile des Trommelfells die feste Einspannung mangelt, das Häutchen hier vielmehr in die Gehörgangshaut übergeht, erscheint derselbe schlaffer als das übrige, straffgespannte, eigentliche Trommelfell. Die Begrenzungslinie des Paukenfells ist, dem Querschnitt des knöchernen Gehörgangs entsprechend, annähernd kreisrund, mitunter mehr eirund; der Durchmesser beträgt etwa neun Millimeter.

Wie das Trommelfell den Abschluß des Gehörganges bildet, so dient es der dahinter gelegenen Paukenhöhle als äußere Wand. Letzterer Hohlraum besitzt nur eine sehr geringe Ausdehnung, so daß wenige Tropfen genügen würden, um ihn anzufüllen; der Raum wird noch um so beschränkter, als in der Paukenhöhle die Gehörknöchelchen, Hammer, Amboß und Steigbügel, befestigt sind. Dieselben bilden die Vermittler zwischen dem äußeren, schallleitenden Teil des Ohres und dem inneren, schallwahrnehmenden Abschnitt, indem das erste Glied, der Hammer, mit dem Trommelfell, das letzte, der Steigbügel, mit dem Labyrinth in Verbindung tritt.

An dem Hammer, welcher eher die Gestalt einer Keule als die eines Hammers besitzt, unterscheidet man den kugeligen Kopf und den zierlichen löffelstielförmigen Handgriff; der letztere ist derartig fest in das Trommelfell eingewebt, daß er einen von dem oberen Rande desselben nach der Mitte verlaufenden Halbmesser bildet, welcher, vermöge eben dieser innigen Verwachsung, jeder Bewegung des Paukenfells folgen muß. Der Kopf hingegen ragt in die Paukenhöhle hinein, an deren oberer Wand er durch ein ihm Spielraum gewährendes Aufhängeband befestigt ist. Von der etwa mit der Grenze zwischen dem straffen und dem oben erwähnten beweglicheren Teile des Trommelfells zusammenfallenden Übergangsstelle des Kopfes in den Griff verläuft innerhalb des Paukenfells von vorn

nach hinten nach den beiden Enden des Trommelfellfalzes je ein fester Strang, welcher die Achse darstellt, um welche sich der Hammer nach Maßgabe des erhaltenen Anstoßes bewegen kann.

Der Kopf des Hammers enthält eine Gelenkfläche, welcher eine gleichartige am Amboß entspricht: beide Knöchelchen sind in der Weise wenig beweglich mit einander verbunden, daß jede Bewegung, welche, durch das Trommelfell vermittelt, den Hammer trifft, von beiden gemeinsam ausgeführt werden muß. Der Amboß besteht außer dem massigeren Teile, welcher die Gelenkfläche trägt, noch aus zwei dünneren Fortsätzen, von denen der eine, horizontalgestellte, in einer Aushöhlung der hinteren Paukenwand festgehalten wird, während der mit dem Hammergriff gleichlaufende nach unten verläuft. Das Ende dieses absteigenden Fortsatzes nun tritt in gelenkige Verbindung mit der Stelle des Steigbügels (dem „Köpfchen" desselben), an welcher die beiden Schenkel dieses überaus zierlichen Knöchelchens zusammentreffen. Hierdurch wird also jede Bewegung des Hammers und des Amboßes dem letzten in der Kette der Gehörknöchelchen, dem Steigbügel, mitgeteilt, und da dieser mit seiner Fußplatte beweglich in das Labyrinth eingelassen ist, auch auf dieses letztere übertragen werden.

Die Gehörknöchelchen sind aber nicht allein den Schwingungen des Trommelfells ausgesetzt, sondern werden auch durch eigene Muskeln beeinflußt. Der eine von diesen, der Trommelfellspanner, tritt von der inneren Paukenwand her an den Hammergriff heran und zieht diesen nach innen; und dieser auf den Hammer ausgeübte Zug wirkt nicht allein anspannend auf die beiden übrigen Knöchelchen, sondern auch auf das Paukenfell, welches dadurch die ihm eigentümliche trichterförmige Einziehung nach innen erfährt.

Der andre Binnenmuskel der Paukenhöhle, der Steigbügelmuskel, wirkt im entgegengesetzten Sinne auf den Steigbügel; sobald er nämlich in Wirkung tritt, wird dieses Knöchelchen etwas nach außen bewegt und dadurch der Druck vermindert, welcher bei sehr starker Einwärtstreibung des Trommelfells mit seinen Anhängen auf den noch zu erörternden Inhalt des Labyrinthes ausgeübt werden würde.

Was nun die Nebenräume der Paukenhöhle betrifft, so bestehen dieselben einesteils in einer großen Zahl von für die Sinnesthätigkeit ziemlich belanglosen, lufthaltigen Zellen, welche durch eine Öffnung in der hinteren Paukenwand mit diesem Hohlraume in Verbindung stehen und vorwiegend in dem nach hinten an den Gehörgang grenzenden Knochen, dem Warzenfortsatze, enthalten sind; andererseits in der Ohrtrompete, einem im Ruhezustande geschlossenen, trichterförmigen Verbindungsgang zwischen der Paukenhöhle und dem oberen Teile des Rachens. Dieselbe hat vornehmlich die Aufgabe, für eine fortgesetzte Erneuerung der Luft in der Paukenhöhle zu sorgen, indem ihr im Rachen gelegenes häutigknorpeliges Ende sich bei jeder Schlingbewegung infolge der hierbei spielenden Muskelwirkung öffnet. Ist die Ohrtrompete einmal durch eine Anschwellung der sie auskleidenden Schleimhaut, wie es beim Schnupfen häufig vorkommt, verschlossen, so wird die geringe Menge von Luft, welche die Paukenhöhle erfüllt,

sehr bald von den Blutgefäßen verbraucht, und dadurch entsteht in dem kleinen Hohlraum eine Luftverdünnung, welche ein Ansaugen, d. h. eine stärkere Einwärtswölbung des unter dem äußeren Luftdrucke stehenden Trommelfells und eine beträchtlichere Belastung der Knöchelchen zur Folge hat.

Das Labyrinth endlich stellt eine in den überaus harten Knochen des Felsenbeines eingegrabene, vielverzweigte Höhle dar, in welcher, allseitig von einer Flüssigkeit umspült, ein häutiger Schlauch von der Form der Knochenhöhle, deren Abguß er gewissermaßen darstellt, enthalten ist.

Wir unterscheiden drei Hauptteile: den Vorhof, die Bogengänge und die Schnecke.

Der Vorhof besitzt an seiner Außenwand ein eirundes Fenster; in dasselbe ist die Fußplatte des Steigbügels derartig durch ein Ringband befestigt, daß jede Bewegung derselben nach innen auf die im Vorhofe enthaltene Flüssigkeit einen Druck ausübt, welcher sich allen von letzterer umspülten Gebilden des Labyrinthes mitteilt. Dem Fenster gegenüber liegen zwei kleine Beutel, die „Vorhofssäckchen", von welchen das eine die Mündungen der drei in halbkreisförmigen Knochenröhren liegenden häutigen Bogengänge aufnimmt, das andre durch einen feinen Schlauch mit der Schnecke in Verbindung steht. Die Bogengänge, von denen jeder etwa einen Halbkreis beschreibt, liegen in drei verschiedenen, senkrecht gegeneinander stehenden Ebenen; ein jeder besitzt am Anfangs- und Endpunkte je eine Öffnung nach dem Vorhofssäckchen; eine dieser Mündungen ist bei jedem Gange durch eine flaschenartige Auftreibung ausgezeichnet, welche im Innern mit feinen, haarförmigen Nervenfasern besetzt ist.

An der dem Vorhofssäckchen entgegengesetzten Seite schließt sich an den Vorhof die Schnecke an. Dieselbe stellt ein nach Art einer Gartenschnecke um eine Spindel zwei und ein halb Mal aufgewundenes enges Rohr dar, welches durch eine in seinem Innern quer verlaufende Scheidewand in zwei Teile geschieden ist; der eine derselben, die Vorhofstreppe, steht mit dem Vorhofe, die andre, Paukentreppe, durch das an der inneren Paukenwand befindliche, mit einer gespannten, aber elastischen Haut verschlossene runde Fenster mit der Paukenhöhle in Verbindung. Beide Treppengänge vereinigen sich an der Spitze der Schnecke in einem kleinen Loche in der zwischen dem eirunden und dem runden Fenster beginnenden Scheidewand. Letztere ist nur zum Teil, und zwar an der der Schneckenspindel zunächst gelegenen Seite, von Knochen gebildet, während die nach außen gelegene Hälfte aus einer straff gespannten Haut besteht.

Der gesamte, verwickelte, durch Vorhof, Bogengänge und Schnecke gebildete Hohlraum ist nun nicht allein von einer Flüssigkeit, dem äußeren Labyrinthwasser, umgeben, sondern auch mit einer solchen, dem inneren Labyrinthwasser, angefüllt. In letzterer breitet sich der Gehörnerv mit äußerst feinen, nur bei starker Vergrößerung erkennbaren Endgebilden aus. Derselbe entspringt in einem als verlängertes Mark bezeichneten Teile des Gehirns und gelangt durch einen in das Felsenbein gegrabenen Gang, den inneren Gehörgang, an das Labyrinth; hier spaltet er sich in einen Schneckennerven, welcher durch eine große Zahl enger

Löcher in der Spindel zur häutigen Schneckenscheidewand tritt, und in den Vorhofsnerven, welcher in den oben beschriebenen feinen Haaren an den Mündungen der Bogengänge aufgeht. Die Endigungen der Schneckennerven, welche gewöhnlich als Corti'sches Organ bezeichnet werden, bestehen im wesentlichen aus stäbchen- und haarförmigen Nervengebilden, welche von dem Labyrinthwasser umspült werden. Letzteres, sowohl das äußere als das innere, steht durch zwei sogenannte Wasserleitungen mit der das Gehirn umgebenden Flüssigkeit in Verbindung.

Nachdem wir nun den Bau des Ohres in seinen wesentlichsten Teilen kennen gelernt haben, bleibt die Frage zu beantworten, in welcher Weise derselbe in Wirksamkeit tritt.

Der Schall entsteht bekanntlich dadurch, daß die Luft durch die Schwingungen eines Gegenstandes (z. B. einer Glocke) in eine hin- und hergehende, gewissermaßen pendelnde und sich wellenförmig nach allen Richtungen ausbreitende Bewegung versetzt wird. Folgen die Schwingungen der Luftteilchen regelmäßig aufeinander, so nennen wir den dadurch hervorgebrachten Schall Ton; wechseln die Verdichtungen und Verdünnungen der Luft, welche durch das Hin- und Herschwingen der Teilchen bewirkt werden, nicht vollkommen regelmäßig, so entsteht ein Geräusch. Töne und Geräusche sind um so höher, je mehr Verdichtungen und Verdünnungen (Schwingungen) in der Zeiteinheit (Sekunde) vollführt werden.

Die Schallwellen nun, gleichviel in welcher Form sie schwingen, werden von der Ohrmuschel und dem äußeren Gehörgange aufgefangen und zum Trommelfell geleitet; dieses aber ist, als eine elastische, gespannte Haut von Trichterform, vorzüglich geeignet, durch die Luftwellen in Schwingungen versetzt zu werden, und da es mit dem Hammer verwachsen ist, so wird es jede Bewegung auf diesen und mittelbar auf die ganze Kette der Gehörknöchelchen und das eirunde Fenster, welches ja durch die Steigbügelfußplatte geschlossen wird, übertragen. Jede Luftverdichtung also wird den beweglichen Verschluß des Vorhofsfensters etwas nach innen drücken, jede Luftverdünnung den Druck vermindern. Da nun das häutige Labyrinth, wie wir gesehen haben, mit einer Flüssigkeit gefüllt ist, so wird auch diese bei der Luftverdichtung eine Drucksteigerung, bei jeder Luftverdünnung eine Druckherabsetzung erfahren, welche sich durch den ganzen Hohlraum hindurch bis an die nachgiebige Haut des runden Fensters fortpflanzt und auf ihrem Wege die Nervenendigungen in Bewegung versetzt. Ob nun die letzteren, etwa wie Klaviersaiten, in der Weise abgestimmt sind, daß für jeden Ton von bestimmter Schwingungszahl eine bestimmte Gruppe von Hörfasern in Erregung versetzt wird, ist noch nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen. Auch ist die Richtigkeit der Annahme zu bezweifeln, daß Geräusche durch die Härchen der flaschenförmigen Erweiterungen in dem Bogengange, Töne durch die Nervengebilde der Schnecken vermittelt werden. Sicher ist nur, daß die durch die Schwingungen der Labyrinthflüssigkeit in Bewegung versetzten Nervenendigungen durch Fortleitung längs des Gehörnervenstammes in einem ganz bestimmten Bezirke des Gehirnes Gehörempfindungen erzeugen.

Auch die Bedeutung der Bogengänge ist noch nicht genügend erforscht; es hat den Anschein, als ob diese Gebilde dem Gehörsinn durchaus fernstehen und als Vermittler der zusammengesetzten Bewegungen und der Gleichgewichtsbeurteilung aufzufassen sind.

Halten wir an der Annahme fest, daß die einzelnen Nervenfädchen des Schneckenrohres nur durch einen je ganz bestimmten Ton erregt werden können, so erklärt das auch, wie es möglich ist, daß wir nicht allein einfache Töne, sondern auch zusammengesetzte Klänge wahrzunehmen im stande sind. Das Trommelfell nämlich und die Gehörknöchelchen fangen die Gesamtheit der ihnen zugeführten Schallwellen, mögen sie von einem oder mehreren Tönen herrühren, auf und versetzen die Labyrinthflüssigkeit in entsprechende Erschütterungen; die Nervenendigungen aber, von denen durch jeden Ton einer bestimmten Schwingungszahl nur eine bestimmte (oder eine bestimmte Gruppe) in Thätigkeit tritt, zerlegen den zusammengesetzten Klang in seine Bestandteile und vermitteln dem Gehirn die Wahrnehmung derselben. Es leuchtet ein, daß hierbei die Übung eine große Rolle spielt; und was wir musikalisches Gehör nennen, ist in der That nichts Anderes als die teils angeborene, teils durch Übung erworbene Fähigkeit, die den Nerven zugeleiteten Erregungen mittelst der Hirnthätigkeit zu sehr genauen und vollkommenen Schallwahrnehmungen zu verarbeiten. Naturgemäß giebt es auch hier eine Grenze, welche dadurch gesteckt ist, daß unser Ohr Töne von weniger als dreißig und mehr als sechszehntausend Schwingungen in der Sekunde nicht als Klänge zu empfinden vermag.

Auch die Unterscheidung der Klangfarbe ist auf die Thätigkeit der Labyrinthgebilde zurückzuführen. Bekanntlich hat ein und derselbe Ton, je nachdem er von verschiedenen Schallquellen, z. B. vom Klavier oder von der Geige, herrührt, eine sehr verschiedene Klangfarbe. Die Höhe, d. h. die Schwingungszahl, ist stets dieselbe, allein die Form der Schwingungen, nämlich die Art, wie die Luftteilchen ihre pendelartige Bewegung ausführen, ist bei verschiedenen Schallquellen eine verschiedene. Indem nun durch eine jede Schwingungsform bestimmte Gruppen von Nervenendigungen in Erschütterung versetzt werden, ist es uns möglich, aus der Beschaffenheit der zur Wahrnehmung gelangenden Empfindungen auf deren Ursache zu schließen.

Diese erstaunlichen Leistungen — und noch mehr, denn unsre Beschreibung ist keineswegs eine erschöpfende — danken wir der Gehörschnecke, einem nur etwa erbsengroßen Gebilde, und den empfindlichen Teilen, welche ihr den Schall zuleiten!

Wenn wir den ungemein verwickelten Bau und die Zartheit dieser Werkzeuge betrachten, so muß es uns einleuchten, daß eine jede scheinbar unbedeutende Störung des Zusammenhangs oder der Schwingungsfähigkeit irgend eines Bestandteiles schwere Folgen für das Ganze, den Gehörsinn, haben muß, und es kann uns demnach nicht wundern, daß eins der häufigsten Übel, welche den Menschen befallen, die Schwerhörigkeit ist.

Zeitbeschwerden.

Die Nervosität.

Es ist in neuester Zeit von irgend einem überzähligen, vielleicht auch überflüssigen Verein — wer weiß, ob nicht auch die grassierende Vereinswut ein passendes Kapitel in den Klage liedern und Zeitbeschwerden Jeremiae redivivi bilden sollte? — ein Preis ausgeschrieben worden für die passendste Verdeutschung des Wortes Cigare. Arme Zigarre mit doppeltem oder einfachem r, was hast du, kostbares Nervinum, dem heutigen nervenschwachen Menschengeschlechte gethan, daß es dich aus seinem Bewußtsein, aus dem „Buche des Lebens" streichen will? Und wenn es denn wirklich nötig war, warum denn dich nicht wenigstens als „Glimmstengel" dein duftiges Dasein fortführen lassen, als welcher du schon längst, durch die Bemühung eifriger Sprachreiniger, wenn auch nicht als Vollbürger, so doch als „Aufenthalter" in's deutsche Sprachgebiet aufgenommen warst? In der That, nur einer nervösen Stimmung konnte jener überzarte Gedankensprößling entsteigen, und er hieß nicht Pallas Athene, so wenig als das Haupt, dem er enstieg, das des Zeus war. Die Zigarre, die bekanntlich schon zur Zeit unserer Väter und Vorväter sogar in der Litteratur eine Rolle spielt — welcher Romanschriftsteller braucht nicht mindestens einen rauchenden Helden? — soll nun plötzlich abgethan sein und soll auch litterarisch in „Rauch aufgehen?" Was werden aber dann unsere Kinder und Nachkommen sagen, wenn sie immer und immer wieder bei ihrer, hoffentlich doch auch retrospektiven Lektüre auf jenen verfehmten Ausdruck stoßen? Sie werden umsonst fragen: „Warum?" Darum weg mit solchem unfruchtbaren Krimskrams, es ist nicht bloß ein Unsinn, sondern auch eine Unart und Unthat gegen hundertjährigen und, notabene, wohlberechtigten Bestand — wohlberechtigt, denn welches Volk hätte nicht fremdem Erzeugnisse auch seinen fremden Namen gegönnt? Wollen wir Deutsche denn immer besser und gescheidter sein als alle anderen? Ich sehe, während ich diese Zeilen schreibe, vor mir ein Aprikosenspalier und denke unwillkürlich: Sollen wir keine Aprikosen mehr genießen dürfen, bis ein „Teutomane" ein deutsches Wort dafür ersonnen hat? Item keine Pfirsiche mehr, die ja von demselben undeutschen Wurme angefressen sind? Oder glaubt wohl gar jemand, eine Pomeranze schmecke süßer als eine Orange, weil in jener deutscher Saft fließe? Was letzteres betrifft, so würde er erst noch gröblich irren. Also — nicht wahr? — Heil dir, Apfelsine, du süße deutsche Maid! Aber, da fällt mir ein, was machen wir dann wieder mit den Rosen und den Veilchen und den Lilien? Sind das denn deutsche Namen? Und um eine andere Pflanze zu nennen, die mit der armen Zigarre im allerintimsten Verhältnis steht, warum läßt man denn den Tabak am Leben? — Wer nur ein wenig nachdenkt und sich über eine ebenso wohlfeile als falsche Vaterländerei zu erheben vermag, sieht ein, zu welchen Ungereimtheiten die erwähnte Reinigungssucht führen kann, ja führen muß. Wir haben ihrer übrigens bloß als Beispiel Erwähnung gethan. Es ist ein Kennzeichen der Nervosität, nach dem Überflüssigen zu hasten und zu jagen, den Kompaß für das Richtige und Zweckmäßige zu verlieren und sich für das Ungesunde zu begeistern. Nicht nur das bürgerliche Leben, auch die Litteratur, auch die Kunst leidet unter den Wirkungen dieses Gestirns, mancher Schriftsteller und „Löwe des Tages", der es kräftig in seine Pflanzungen hineinleuchten läßt, zieht aus ihm seinen Ruhm und seinen Nutzen. Die Ärzte sehen in der Nervosität bekanntlich eine pathologische Erscheinung und zweifellos mit Recht, immerhin eine solche, wovon die Schuld nicht lediglich dem lebenden Geschlecht aufgebürdert werden kann, der Stoff hat sich nach und nach im Verlauf der Jahrhunderte am „Baum der Menschheit" angesammelt, sich in seine Wurzeln eingenistet, und darum tragen jetzt auch seine Blüten, vielleicht alle, etwas von jener Art und Wesenheit an sich, die eine mehr, die andere weniger; jedes folgende Geschlecht erntet, muß ernten, was das frühere gepflanzt, es sei gut oder böse, und Darwin behält Recht. Und dürfen wir uns beschränken auf den „Baum der Menschheit?" Mit nichten; auch die

Tiere unterliegen diesem Weltgesetz, und wir dürfen darum getrost sagen: auch die Tiere sind nervös geworden. Die Schafe und Ziegen werden zwar auch in ferneren Jahrhunderten Vegetarianer bleiben, Hunde und Katzen dagegen Fleischfresser, wie bisher, und zwar darum, weil sie immer denselben Zwecken dienen und der Mensch sie danach behandelt. Aber man darf auf andere Tiere hinweisen, die nicht auf naturgemäße Weise mit den Menschen in Berührung kommen, Tiere, die er z. B., als Feind, jagt und sich zur Beute ausersieht. Man denke sich die Gemsen. Früher grasten diese sicher auf ihren Alpen, der Mensch störte sie nicht in ihrer Ruhe, er wagte sich nicht in die Wildnis der Berge, jetzt ist er anders geworden und — die Gemse mit ihm; der Kampf ums Dasein hat sie nervös gemacht. — Ich hatte neulich Gelegenheit, mit einem bekannten Gemsjäger zu sprechen. Er war Augenzeuge eines Vorfalles geworden, der noch selten sich einem sterblichen Auge geboten hat; er konnte, aus sicherem Versteck, den Geburtsakt eines solchen jungen Alpenbürgers ansehen. Wie da überall Wachen ausgestellt waren, damit ja kein feindlicher Eingriff den Vorgang störe, wie die Boten kamen und gingen, wie die Gemsmutter lauschte und spähte, den Kopf ängstlich hin- und herdrehte, das Junge dann mit den Hörnern vor sich herschob, den Berg hinan, stets die sichersten Stellen aufsuchend und umkreist von den übrigen Gemsen, die einem möglichen Absturz des jungen Sprößlings vorzubeugen trachteten, alle von der nervösen Aufregung der Mutter angesteckt! Die Gemse, behauptete er, sei das intelligenteste aller Tiere, jedenfalls hat sie der Mensch zu dem gemacht, was sie ist. Aber revenons de nos moutons à nous hommes. Die Nervosität liegt also nicht bloß in der Luft, sodaß der junge Weltbürger sie einatmen muß, sie liegt bereits im Blut; er bringt sie mit zur Welt. Mit diesem Faktor muß also die Erziehung rechnen; er kann nicht einfach ignoriert werden, man darf sich ihm nicht in jeder Bezi.hung gewaltsam entgegenstemmen, sondern muß ihm in dem und jenem Punkte entgegenkommen, schon in der leiblichen Pflege, wie denn die Ärzte bereits von der Notwendigkeit des Fleischgenusses für Kinder reden, als einer Ausgleichung des durch die Nervosität erlittenen Kraftverlustes. Aber kein Arzt und keine Erziehung ist im stande, die Menschen unseres Jahrhunderts — von Hinterwäldlern und Wilden sprechen wir nicht — vor der Nervosität völlig zu bewahren, nicht einmal vor jener, die in der Luft, also in der Umgebung, liegt. Wo Millionen von Spindeln sich drehen, Webstühle sausen, Räder schnurren, Maschinen pusten, wo die mannigfaltigsten Fragen und Interessen neben den natürlichen, die ursächliche Existenz bedingenden, also Fragen politischen, sozialen, wissenschaftlichen Charakters, kurz, der ganze Geistesinhalt eines Jahrhunderts täglich und stündlich an unser Gehirn oder an unser Herz pocht, an unseren Nerven rührt, da sollen diese ihren normalen Verrichtungen treu bleiben, nicht überreizt werden, nicht krankhaft vibrieren? Das wäre ja gegen die Natur, als welche auf Stoß Gegenstoß, auf Reiz Empfindung, auf Ursache Wirkung folgen läßt. Man hat heutzutage nicht mehr Zeit zu leben. Wie anders ehedem! Man legte sein Leben gemächlich, Station um Station, zurück, um, gegen das Ende hin, beschaulich auf die zurückgelegte Strecke zurückblicken zu können — jetzt durchrast man die Stationen, rafft im Fluge, von rechts und links, alles mögliche und unmögliche, dienliche und undienliche Viatikum an sich, und ehe dies nur geordnet, geschweige denn verarbeitet und wirkliches geistiges Eigentum geworden ist, ehe man Zeit gefunden hat, sich auf sich selber zu besinnen, ist man am Ziel angelangt, das eigentlich kein Ziel, sondern bloß ein Ende ist und erst noch ein Ende von nutzlosen, unfruchtbaren Kämpfen und Nöten. Ein Leben, wie dieses, ist keines mehr, ein Arbeiten, wie dieses, bringt keinen Segen mehr, und die Nerven, die dies leisten müssen, sind keine Wohlthat mehr, sondern eine Qual. Alle Vernünftigen sehen dies ein, aber warum wird es nicht besser? Weil auch diese Vernünftigen den „Zeitgeist“ nicht schaffen noch abschaffen; sie sind ohnmächtig gegen ihn, bloß daß sie, wenn sie einig wären, sein allzurasches Tempo vielleicht verlangsamen könnten. Wohl sehen wir ein, daß dies nötig wäre zum Heil des Menschengeschlechtes, aber die einen wollen da, die anderen dort stauen, und so schreitet der Zeitgeist lachend und mit leichter Mühe über sie alle hinweg. Wer ist er denn aber, dieser unbändige Geselle? Die Summe alles menschlichen Schaffens und Ringens und Hoffens und Sehnens,

also die Triebfeder, welche die Menschennatur zum Gange zwingt. Und es scheint allerdings Weltgesetz, daß dieses Ganze trotz Stillständen, sogar Rückgängen, sich mit den Jahrhunderten beschleunige. Dann aber müssen, wenn anders das Weltgesetz ein vernünftiges sein soll, auch die menschlichen Nerven, um Schritt halten zu können, nach und nach ihre Substanz verändern. Bekanntlich erwarten dies berühmte Physiologen auch von der ganzen Hirnsubstanz. Einstweilen aber ist ein entschiedenes Mißverhältnis vorhanden zwischen der normalen Leistungsfähigkeit unserer Nerven und dem, was ihnen zugemutet wird, und hierin eben liegt die Geburtsstätte der Nervosität. Es ist begreiflich, daß man sich nach Abhilfe umsieht, es ist sogar Pflicht jedes Menschenfreundes, nicht bloß des Arztes, dies zu thun; leider aber wendet man sich (und besonders gern die Ärzte) an die falsche Adresse, wenigstens nicht an die, welche allein das Übel an der Wurzel packen kann. Die Schule hat ja viel Sünden, Unterlassungs- und Begehungssünden, auf ihrem Gewissen, aber sie thut und leistet im Grunde nichts Anderes, als was das Leben, will sagen der herrschende Zeitgeist, von ihr verlangt. Es ist sehr bequem, zu eifern und zu predigen gegen das nervenverwüstende Unwesen der Überbürdung, gegen die einseitige Bevorzugung der geistigen Ausbildung auf Kosten der körperlichen — aber ist denn daran zunächst und zumeist die Schule schuld? Wer schraubt die geistigen Anforderungen an die jungen Leute (beiderlei Geschlechtes) mit jedem Jahre höher? Wer verlangt von Lehrern wie von Schülern ein größeres Maß von Kenntnissen, von Bildung, von Vielseitigkeit? Das Leben. Wer heutzutage nur auf einem Sattel zu reiten versteht, bringt es zu nichts, er geht im Kampf ums Dasein unter. Der Ruf der Zeit geht nach möglichster Vielseitigkeit, die gesunde Theorie verlangt möglichste Beschränkung. Das giebt zusammen einen grellen, himmelschreienden Mißklang, den keine Schule, keine Pädagogik zu einem lieblichen Akkord umstimmen kann. Es ist die verhängnisvollste Antinomie unserer Zeit, ihre schwerste Krankheit. Das muß man einsehen, und die Einsicht fällt wahrlich nicht schwer, schwerer ist die Abhilfe; aber verzweifeln darf man darum doch nicht; wer die Hand in den Schoß legt, begeht eine Sünde. Der Kampf muß geführt werden, und der Schlachtruf muß heißen: Teilung der Arbeit; das heißt nichts anderes als: Beschränkung und diese wieder wird illustriert durch den goldenen Spruch: Eines schickt sich nicht für alle. Man gebe dem künftigen Gelehrten, dem Kaufmann, dem Handwerker, jedem, was ihm frommt und was seines Amtes ist. Vertragen seine Gehirnnerven ein Mehreres, so mag er sich selber helfen; in unserer philanthropischen Zeit ist für jedes Bedürfnis gesorgt. Gegen geistige Überbürdung und Überanstrengung unserer Schule hilft keine Spiel- und keine Turnstunde. Wenn die Schule selber, d. h. ihre Leiter und Lehrer, auf Beschränkung dringen und beharrlich sind in ihrer Forderung, so muß am Ende die jetzt geltende Praxis doch stutzig werden — aber leider suchen sie ihren Ruhm gewöhnlich im Entgegengesetzten, jeder will's dem andern nach- und zuvorthun in der Häufung seiner Musterkarte, auf welcher die sämtlichen Potentaten des „himmlischen Reiches“ seit Erschaffung der Welt, womöglich noch mit den Jahreszahlen ihrer löblichen Existenz ebensogut figurieren als die Zahl der Staubfäden dieser und die der Blattrippen jener Pflanze oder die Beschreibung eines Schmetterlingsflügels nach seinen verschiedenen Bestandteilen, als da sind Wurzelfeld, Saumfeld, Querrippen, Innenrandsrippen ꝛc. ein jegliches mit peinlichst genauer Zahlenangabe! Hat doch Referent bei einer Mädchenprüfung sämtliche Spezies der Eingeweidewürmer schildern gehört, wobei sie bis in ihr innerstes Innere zergliedert und durchwühlt wurden. Das ist höchst interessant, besonders für jene Altersstufe und für das weibliche Geschlecht! Und die gleichen Zerfaserer von Blattrippen und Zergliederer von Mistkäfern und Eingeweidewürmern nörgeln hohnlächelnd an den Sprachlehrern herum, wenn diese mit obligat strenger Amtsmiene sich von ihren zitternden Schülern irgendwelche ungebräuchlicher Nebenform eines kaum vorkommenden Zeitwortes hersagen lassen oder einen lateinischen Aufsatz verlangen über das Thema ne quid nimis! Wer aber in seinem Gehirn noch eine Stelle frei hat zu unparteiischem Nachdenken, wird zu beiden, zum Naturlehrer wie zum Sprachlehrer, sagen: „Ihr treibt unverantwortlichen Unfug, ihr versündigt euch an der Jugend, ihr mißhandelt die Natur und verkrüppelt den Geist.“

Es hält schwer und kostet Entsagung, inne zu halten in der Aufzählung der Sünden, welche die Schule auf eigene Rechnung, d. h. ohne daß sie auf den Zeitgeist abstellen darf, begeht. Ihre Hauptschuld besteht gerade darin, daß sie sich ihm teils entgegenstemmt in Dingen, wo er recht hat, teils zu willfährig zeigt, wo er unrecht hat. Beidemal liegt der Fehler im „zu viel." In einem Punkt dagegen leistet sie viel zu wenig, und das ist: die Erziehung. Sie sollte aber hierin ein Mehreres thun, sowohl zur Ergänzung der häuslichen, als auch zur Korrektur und als Gegengewicht. Lehren und wieder Lehren, vom plumpen Einbläuen und Einpauken bis zum feinen und hyperfeinen Einstreuen und Einflößen — macht denn das den wahren, den gebildeten Menschen? Ist der nervöse Mensch, der sich und andere mit seinen Schrullen, seiner Hast und Unruhe, seinen Ängsten und Nöten quält, der normale, wie ihn das Leben braucht? Oder liegt etwa der häuslichen Zucht die Aufgabe ob, die der Schule zu korrigieren? Man kennt sie ja sattsam, diese häusliche Zucht, die mangelhafte sowohl als die überflüssige und nimmersatte mit ihrem Klaviergeklingel, ihrem Malkasten, ihren Tanz- und Anstandsstunden und sonstigen Zurichtungen (was alles zur rechten Zeit und am rechten Ort und mit rechtem Maße sehr wohl, so oft aber auch ganz übel angebracht ist) — und wir fragen nun: Ist das Erziehen in der Schule ein Zeitverlust, ein Abbruch am Lehrstoff und nicht vielmehr eine Wohlthat, eine Notwendigkeit, eine Pflicht? Wahrlich, wenn das spätere Leben eine Brutstätte der Nervosität wird, so hat es nicht schon die Schule nötig, diese vorzubereiten, im Gegenteil, sie soll ihr mit allen Mitteln entgegenwirken, und es heißt hier: caveant magistri, ne quid res publica detrimenti capiat.

Naturwissenschaftliche Revue.

Erdgeschichte — Geologie von Deutschland. — Entstehung des Basaltes. — Die natürlichen Pflanzenfamilien. — Handbuch der Botanik. — Die giftigen Pilze. — Pilze im Magen. — Pilze in den Wurzelknöllchen der Leguminosen. — Wanderzellen — Handwörterbuch der Zoologie. — Die Papageien. — Die Spechte — Künstliche Seide. — Handwörterbuch der Chemie. — Handbuch der Physik. — Die elektrischen Erscheinungen in der Atmosphäre. — Atmosphärische Linien im Sonnenspektrum. — Spektren der Nebel. — Das chemische Naturleben im Kreislauf des Jahres.

Von den naturwissenschaftlichen Disziplinen hat in neuerer Zeit wohl die Astronomie die raschesten Fortschritte gemacht. Indem sie sich der Spektralanalyse, die sich in der Chemie nur langsam einbürgerte, mit Lebhaftigkeit bemächtigte, verschaffte sie sich einen Einblick von dem Wesen der Himmelskörper, wie man ihn nie für möglich gehalten hatte, und beinahe möchte man glauben, daß wir durch ihre erfolgreichen Bemühungen am Himmel besser Bescheid wüßten als auf der Erde.

Daß man sich indessen darin gewaltig irren würde, beweist das große Werk von Neumayr,[1]) welches unter dem Titel Erdgeschichte alles zusammenfaßt, was wir von unserem heimischen Planeten und seiner Entwickelung im Laufe der Zeiten wissen. Wenn ich zurück denke, mit welcher Begierde wir das erste deutsche Buch dieser Art, Burmeisters Geschichte der Schöpfung, verschlangen, so kann ich nur die beneiden, welche ihre ersten eingehenden geologischen Kenntnisse aus diesem vortrefflichen Buche schöpfen dürfen. Indem man die Forschungen der letzten Jahrzehnte hier zu einem Gemälde zusammengefaßt findet, kann man nicht genug über ihren Umfang nach Breite und Tiefe staunen, und indem der Verfasser mit der anerkennenswertesten Vorsicht das wirklich Erwiesene von dem noch Hypothetischen trennt, weckt er auch unser Interesse für eine Menge der wichtigsten Fragen, die noch ihrer Beantwortung harren.

Einem orientierenden Abschnitt über die Entwickelung unserer geologischen Kenntnisse, die Grundbegriffe der Erdgeschichte und ihres Inhaltes im allgemeinen folgt die Betrachtung der

[1]) Neumayr, Erdgeschichte, 2 Bde. Leipzig, Verlag des bibliographischen Instituts.

Stellung der Erde im Weltenraume, welcher der Mars als der ihr ähnlichste Planet zur Seite, der Mond als der uns bekannteste Weltkörper gegenüber gestellt wird. Ausführlicher besprochen werden die Meteoriten, die aus fernen Himmelsräumen zu uns gelangenden, sich unserer Untersuchung darbietenden Boten aus einer andern Welt. Die Darstellung der physischen Natur der Erde leitet dann hinüber zu der Betrachtung der Wirkungen des Erdinnern gegen ihre Oberfläche, die in den vulkanischen Ausbrüchen und den Erdbeben sich in dem Menschen so verderblicher Weise äußern. Jene werden am Beispiele des Vesuvs und der phlegräischen Felder auseinandergesetzt, beide wohl durchforscht und erkannt, einander in nächster Nähe gelegen. Aber während jener mehr basaltische Laven zu Tage fördert, entquellen diesen trachytische, und der Unterschied beider ergiebt sich in der verschiedenen Tiefe, aus der sie stammen. Auch die Tiefe, in der sie erstarren, bedingt wesentliche Unterschiede, im Innern der Erde nehmen sie das Wesen des Basaltes, an der Oberfläche das der Laven an. Dabei zeigt sich denn die Erhebungstheorie Elie de Beaumonts, von den wenigen Fällen der sogenannten Lactolithen abgesehen, unhaltbar. Nicht aufsteigende und dann erkaltende Massen haben die vulkanischen Erhebungen gebildet, sondern überfließende Lava, und davon machen so rasch gehobene Berge, wie der Monte nuovo bei Neapel und der Jorullo in Mexiko, keine Ausnahme. Der letzte Grund aber der vulkanischen Ausbrüche ist derselbe wie der der Erdbeben, die ebenso ausführlich geschildert werden, die Gebirgsbildung. Mit dem durch Erkalten sich zusammenziehenden Erdinnern senken sich Partien der Erdoberfläche herab, andere neben sich zu Alpengebirgen emportürmend, oder stehen lassend als Pfeiler, welche die frühere Höhe bewahrt haben. Aber abgesehen von den im Hinblick auf die Größe des Erdkörpers doch nur örtliche Bedeutung besitzenden Erdbeben erfolgen alle diese Bewegungen äußerst langsam und sind bis auf den heutigen Tag noch nicht abgeschlossen. Dadurch aber gewinnt das Wasser Zeit, einen dem Auftürmen von Gebirgen entgegenwirkenden Einfluß geltend zu machen. Die aufsteigenden Gipfel trägt es wieder ab, und je älter ein Gebirge, desto mächtiger hat sich seine Wirkung an ihm geltend gemacht. So kommt es, daß die Reste der Gebirge früherer Epochen nur noch mäßige Höhen haben, daß auch die jüngsten derselben, die gegenwärtigen Alpengebirge der Erde, nur Ruinen sind von dem, was sie hätten werden können, daß es Flüssen gelingt, Gebirgsketten zu durchbrechen, sodaß die Bruchflächen zu beiden Seiten des Thales hoch emporragen, und es unbegreiflich erscheint, wie der Fluß es möglich machen konnte, statt der Kette zu folgen, sich durch sie einen Weg zu bahnen. Und nicht nur in flüssiger Form ist das Wasser thätig, die Höhen der Gebirge abzutragen, noch mächtiger, wenn auch nur die höheren Gipfel angreifend, wirken die Eismassen der Gletscher. So werden die Bestandteile der Berge den Flüssen, dann dem Meere zugeführt, an dessen Ufern sie sich als Delta ablagern, den Menschen nunmehr fruchtbare Ländereien bietend, da sonst auf ihnen keine Pflanze Wurzel fassen konnte.

Aber ganz ohne gewaltsame Ausbrüche geht das nicht ab. Die Schneeschmelze verursacht furchtbare Überschwemmungen, und die auf unterspülten Flächen in die Tiefe stürzenden Bergrutsche machen den Trost der Elfen in des Knaben Wunderhorn, daß, wenn die Erde bebt, stehen kann, wer nicht unterzugehen fürchtet, zu schanden. Denn obwohl gewarnt, konnten die Bewohner der gefährdeten Ortschaften sich nicht entschließen, ihre Heimat zu verlassen, und wurden vom Berg überschüttet. Nachdem nun noch die Luft und einer Anzahl Tiere als Schichten bildende Agentien dargestellt sind, werden die verschiedenen geologischen Formationen und ihre Einschlüsse dem Leser vorgeführt, wobei er durch Wort und Bild einen Einblick in die in früheren Epochen die Erde einnehmenden Pflanzen- und Tierwelt, soweit wir sie jetzt kennen, erhält. Die Schilderung des Aufbaues der gegenwärtigen Gebirge der Erde und der nutzbaren Mineralien schließt das Werk ab.

Ein weiteres Eingehen auf dasselbe müssen wir uns leider versagen. Wir würden es indessen begreiflich finden, wenn der Leser Lust bekommen hätte, sich hinein zu vertiefen. Die klare, fesselnde Darstellung, die durch meisterhafte, sehr zahlreiche Abbildungen teils in Holzschnitten, teils in prachtvollen Aquarellen unterstützt wird, wird ihm, auch wenn wir vom Inhalte absehen, die Beschäftigung mit demselben zu einem großen Genusse machen, zumal der Preis des schönen Buches ein sehr mäßiger ist.

Groß freilich ist die Arbeit gewesen, welche diesen Genuß möglich machte. Welche Menge von Beobachtungen und mühsamen Untersuchungen hat dazu angestellt werden müssen, und ohne eine große Zahl an diesen Arbeiten Teilnehmender wäre sie ganz unmöglich gewesen. Von besonderer Wichtigkeit sind hierbei die Bearbeitungen enger begrenzter Gebiete, wie sie für Deutschland von Lepsius unternommen ist. Die zweite, nunmehr erschienene Lieferung seiner Geologie von Deutschland schließt die Betrachtung des niederrheinischen Schiefergebirges ab, um sich dann dem oberrheinischen zuzuwenden, welche die das Senkungsfeld der oberrheinischen Tiefebene umfassenden alten Gebirgspfeiler der Vogesen und der Hardt, sowie des Schwarzwaldes und Odenwaldes, weiter den Spessart, die Frankenhöhe, den Steiger Wald, die schwäbische Alp, die lothringischen Berge, den Vogelsberg, die Rhön und die Gebirge des ehemaligen Kurhessen umfaßt. Vom niederrheinischen Gebirge werden noch die merkwürdigen Bildungen des Siebengebirges und der Eifel, welche letztere in ihren Maaren die erste Stufe einer vulkanischen Eruption bietet, die es mit dem Ausbruch von Dämpfen und Asche hat bewenden lassen, ohne Lavaergüsse hervorzubringen, behandelt.

Es ist lange ein fragwürdiger Punkt gewesen, ob nicht bei der Bildung des Basaltes auch Wasser thätig war. Man hat deshalb öfters Versuche angestellt, die Erzeugnisse der vulkanischen Eruptionen künstlich darzustellen. Hinsichtlich vieler derselben ist dies neuerdings Fouqué und Lévy[1]) gelungen, und so kann man, wenn es noch nötig gewesen wäre, den Beweis als vollständig erbracht ansehen, daß bei der Bildung des Basaltes Wasser nicht mitgewirkt hat. Bis auf die mikroskopische Struktur erstreckt sich im allgemeinen die Übereinstimmung der künstlichen und natürlichen Gesteine.

Während nun die vulkanischen Laven zunächst allem Pflanzenwuchs, den sie, aus der Erde hervorquellend, erreichen, ein jähes Ende bereiten und erst jahrelang den Einflüssen der Luft ausgesetzt gewesen sein müssen, ehe ein neuer auf ihnen Fuß fassen kann, so sind die aus dem Wasser niedergeschlagenen geschichteten Gesteine seit den ältesten Perioden die Wiege der Vegetation gewesen. Fremdartig mutet es uns an, wenn uns, wie in mehreren Aquarellen in Neumayrs Werk, Vegetationsbilder längst vergangener Zeiten vorgeführt werden, aber der Leser dieser Revuen weiß, daß nicht wenige jener alten Arten uns, wenn auch in Zwergformen, bewahrt wurden, während andere als vorherrschende an die Stellen jener traten. Welche dieses sind, darüber belehrt uns das Engler-Prantl'sche Werk: die natürlichen Pflanzenfamilien[2]), von denen diesmal sechs neue Lieferungen vorliegen, von bekannteren Arten die Lauraceen mit dem Zimtbaum, dem Rosenholz, der amerikanischen Muskatnuß und dem Lorbeer, die Mohngewächse, deren Samen das schmackhafte Öl, deren Milchsaft das Morphium liefert, ein Stoff, der bestimmt die größte Wohlthat der leidenden Menschheit zu erweisen, durch unvernünftigen Gebrauch zu einer fürchterlichen Gefahr für sie geworden ist, die Loranthaceen mit der unheimlichen Mistel und verwandten Schmarotzern, den Gemüse und Salat liefernden Portulaceen, den durch ihre reizenden Blüten hervorragenden, aber auch an Unkräutern reichen Nelkenartigen (Caryophylaceen), den Glockenblumen und den durch ihre großen und saftigen Früchte mehr oder weniger nutzenbringenden Gurkengewächsen.

Gehören diese Pflanzen sämtlich höheren Ordnungen an, so behandelt Zopf in der 24. Lieferung des Lehrbuches der Botanik[3]) die Pilze, insbesondere deren Befruchtungsorgane. Dieselben stehen an Mannigfaltigkeit hinter den Formen der Gewächse selbst nicht zurück und namentlich besitzen sie die verschiedensten Mechanismen, um die Sporen fortzuschleudern. Dies besorgt z. B. bei dem bekannten Fliegenschimmel Wasser, welches in den sporentragenden, aus dem Leibe des befallenen Insektes herausragenden Fäden zuletzt in solcher Menge abgesondert wird, daß es den äußeren Teil derselben abwirft und die Sporen herausschleudert. Die getötete Fliege sieht man dann an dem Orte, wo sie der Tod ereilte, sitzen, umgeben von einem aus den Sporen bestehenden weißen Hof.

---

[1]) **Renard, Nature, Vol, XXXIX, pag. 271.**

[2]) Leipzig, Wilh. Engelmann.

[3]) Encyklopädie der Naturwissenschaften, I. 61. Lief. Breslau, E. Trewendt.

So groß die Gefahr ist, mit der auch uns jene Organismen bedrohen, so werden wir uns derselben doch wenig bewußt, da wir ihre Träger wegen ihrer Kleinheit nicht sehen können. Um so mehr fürchten wir dagegen die giftigen, oft durch ihre leuchtenden Farben sehr in die Augen fallenden Hutpilze. Den höchst schädlichen Wirkungen, die der Genuß der giftigen unter ihnen mit sich bringt, sucht Schlitzberger[1]) zu begegnen, indem er die häufigen unter Beifügung einer Beschreibung derselben zur Warnung abbildet, wie er es früher bereits mit den eßbaren zu ihrer Empfehlung gethan. Namentlich in Schulen würden beide Tafeln zum größten Nutzen von Schülern und Schülerinnen aufzuhängen und dieselben so mit beiden Gruppen genau bekannt zu machen sein.

Daß im Magen und Darm stets eine Anzahl kleinster Pilze vorkommen, war längst bekannt. Abelous[2]) hat dieselben und ihre Wirkungsweise untersucht, indem er sie sich unter Anwendung der nötigen Vorsichtsmaßregeln durch Auspumpen seines eigenen, noch nüchternen Magens verschaffte. Da die so erhaltenen kleinen Organismen trotz der ungünstigen Vegetationsbedingungen, in denen sie untersucht werden mußten, ihnen vorgeworfene Nahrungsmittel, wie wir sie unserem Magen zuführen, rasch zerfetzten, so scheint es nicht unmöglich, daß ihnen bei der Verdauung eine nicht unbedeutende Rolle zukommt, eine Wirkung, die keineswegs ohne Beispiel dastehen würde. So sind nach der Ansicht nicht weniger Forscher die Pilze in den Wurzelknöllchen der Leguminosen[3]) — Bakterien nach Beyerinck — der Pflanze nützlich, indem sie dieselben zur Aufnahme freien Stickstoffes befähigen, oder indem sie zur Aufspeicherung und Wiederabgabe von Eiweißstoffen dienen.

In etwas anderer, aber noch bedeutungsvollerer Weise sind nach neueren Beobachtungen die von Metschnikoff Wanderzellen oder Phagocyten[4]) genannten weißen Körperchen nützlich, welche als weiße Blutkörperchen sich im Blute aller Tiere finden. Indem sie wie Amöben eine eigene Bewegung besitzen, auch wie diese Nahrung aufnehmen, die sie sozusagen umfließen und dann verdauen, erfüllen sie den doppelten Zweck, die Stoffe absterbender Organe in sich aufzunehmen, fremde eindringende Körper aber zu bekämpfen, indem sie dieselben zerstören. Ist die erste Art ihrer Thätigkeit von größter Wichtigkeit für alle Tiere, welche eine Verwandlung durchmachen, wie Frösche und viele Insekten, so vernichten sie durch die zweite als Träger verheerender Krankheiten eindringende Bakterien, die sie bewältigen und verdauen, falls dieselbe in nicht zu großer Zahl vorhanden sind. Bei einem Falle von Rückfalltyphus fand der russische Forscher die denselben hervorrufenden Bakterien in der Milz vor, wo die Phagocyten mit ihnen im heftigen Kampfe lagen, sodaß die neue Theorie vielleicht auch auf die Funktionen dieses noch so rätselhaften Organes Licht wird werfen können. Doch bedarf dieselbe noch mannigfacher Prüfung und Bestätigung, ehe sie allgemeine Anerkennung wird finden können.

Dies ist von weiterem Fortschritte der Wissenschaft zu hoffen, dem, wie wir schon öfters betonten, in hervorragender Weise die Encyklopädie der Naturwissenschaften dient. Das Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie[5]), in dem man sich für die vorliegende Frage in erster Linie Rates erholen wird, ist jetzt bis P gediehen, und die neueste Lieferung enthält Ophiarachna bis Parasitismus. In größeren Artikeln behandelt es die eigentümlichen Ophiuren (Schlangensterne), den sumatrensischen Stamm der Orang-Kubu, die Insektengattung der Orthopteren, die Oscines (Singvögel) die Osmanen und Osseten, die Gattung Ovis (Schaf); die die Menschen und Tiere, in deren Darm sie leben, so oft quälenden Oxyuren, denen nur durch Reinlichkeit namentlich in der Aufnahme der Nahrung entgegenzuarbeiten ist, die paläontologischen Formationen, die Pancreasdrüse und ihr Sekret, die Papua und im

---

[1]) Unsere verbreitetsten giftigen Pilze, Kassel, Th. Fischer.
[2]) Comptes rendus CVIII, pag. 310.
[3]) Naturwissensch. Rundschau. IV. Jahrg, S. 201.
[4]) Korschelt, Naturwissenschaftliche Wochenschrift IV., S. 34.
[5]) Breslau, E. Trewendt.

Parasitismus jene vielfach so wunderbaren Tierexistenzen, die, obgleich aufeinander angewiesen, doch oft die wunderbarsten Schicksale durchmachen müssen, ehe sie ihr Ziel erreichen.

Solche Abhängigkeit eines Lebewesens von einem anderen kommt übrigens sehr häufig vor, ohne daß deshalb von Schmarotzertum zu reden ist. Giebt es doch nicht wenige Tiere, die auf ganz bestimmte Pflanzen oder Pflanzenformen angewiesen sind, wie uns dies zwei lesenswerte Vorträge von Marshall, welche die Papageien und die Spechte[1]) behandeln, schildern. Beides sind ausgesprochene Baumformen, in hohem Grade, aber auf ganz verschiedene Weise zum Klettern befähigt und, wie beigegebene Kärtchen zeigen, in der alten und neuen Welt vertreten. Während aber die Spechte sich durch alle Zonen verbreiten, nur in Australien fehlen, so dringen die Papageien auf der nördlichen Halbkugel nicht bis zum 40° nördl. Br. vor, Europa besitzt demnach keine, und auch in Asien überschreiten sie den Himalaya nicht. Dagegen gehen sie in Amerika bis zur Südspitze des Festlandes und fehlen fast keiner der australischen Inseln. Bei dem Baummangel, der in diesem Gebiet vielfach herrscht, haben sie aber Felsen, ja den Erdboden bewohnende Formen entwickelt; der seltsame Erdpapagei Neuseelands hat seine Flugfähigkeit gänzlich eingebüßt. Trotzdem ist kein zwingender Grund vorhanden, daß die Papageien sich in der australischen Region entwickelt haben, denn auch Europa besaß sie in früheren geologischen Zeiten, hinsichtlich ihrer Verwandtschaft aber glaubt Verfasser, daß sie den Tauben in der Weise am nächsten standen, daß sich beide Arten vielleicht in der mittleren Kreidezeit aus einer gemeinschaftlichen Stammform entwickelt hätten, eine Annahme, für welche zur Zeit freilich jeder Beweis noch fehlt.

Muß die Entscheidung hierüber späteren Zeiten aufbewahrt bleiben, so gilt dasselbe hinsichtlich derjenigen über die künstliche Nachahmung einer der kostbarsten Erzeugnisse des Tierreiches, hinsichtlich der künstlichen Seide. Diese hat de Chardonnet erhalten, indem er Kollodiumlösung durch die feinen Öffnungen kapillarer Glasröhrchen in Wasser ausfließen ließ und die so entstehenden Fäden aufwickelte. Sie standen an Festigkeit und der Fähigkeit, Farbe anzunehmen, der natürlichen Seide nicht nach, zeigten aber einen stärkeren Glanz. Immerhin dürfte von dieser ersten Darstellung bis zur Einführung im großen noch ein weiter Schritt sein, aber Physik und Chemie haben schwierigere Aufgaben gelöst, und so dürfte auch die vorliegende aussichtsvoll sein.

Über die 33. Lieferung das Handwörterbuch der Chemie[3]) kann die heutige Revue berichten, von dem Handbuch der Physik[4]) sind nunmehr die zwei ersten Lieferungen erschienen. Jene enthält den Schluß der Artikel Milch, der sich u. a. über den in der neueren Heilkunde so wichtig gewordenen Kephir verbreitet, Milchsäure, Mineralöle, Molybdän und Naphtalingruppe. Während die als Minerale sich findenden Kohlenwasserstoffe bereits den Alten bekannt waren — dichtete doch zur Zeit der Mesopotamien verwüstenden Sintflut bereits der allein Gerettete sein Schiff mit Asphalt — erst in neuerer Zeit aber Gegenstand ausgebreitetster Verwendung geworden sind, wurde das Molybdän 1782 von Hielm dargestellt, hat aber seitdem eine technische Verwendung nicht gefunden.

Mit dem Handbuch der Physik beginnt in vielversprechender Weise die dritte Abteilung der Encyklopädie. Der Herausgeber derselben, Professor Winkelmann in Jena, hat diese Form gewählt, um das Auseinanderreißen unmittelbar mit einander verwandter Erscheinungen zu vermeiden. Den Anfang bildet die allgemeine Mechanik, und die bis jetzt erschienenen Lieferungen behandeln die Grundbegriffe der Physik, das absolute Maß, sodann die Grundbegriffe der Mechanik, die Statik, Dynamik, einfache Maschinen, Fall und Wurf, Waage und Wägung, Dichte, Pendel, Kreiselbewegung, allgemeine Gravitation, Aggregatzustände, Elastizität und Zug und Druck. Diese Zusammenstellung giebt einen Begriff von der Ausbreitung des Stoffes, die Vertiefung desselben ist meist so weit wie möglich getrieben und setzt die Bekanntschaft mit der

---

[1]) Marshall, zoologische Vorträge. Leipz. Freese.

[2]) Comptes rendus C VIII, pag. 961.

[3]) Breslau, E. Trewendt.

[4]) Breslau, E. Trewendt.

höheren Mathematik voraus. Da aber gleichzeitig, wo dies anging, elementare Ableitungen berücksichtigt werden, so wird auch dem mit der Infinitesimalrechnung nicht Vertrauten das Handbuch nützlich sein können, wenn es auch für den Fachmann geschrieben ist.

Wenn nun die Encyklopädie Lehren zusammenfaßt, welche längst Gemeingut geworden sind, sucht eine Schrift von Planté, die elektrischen Erscheinungen der Atmosphäre[1]) betitelt, ein neues Gebiet für die Wissenschaft zu erobern. Dabei ist freilich sehr zu bedauern, daß die ganz mißlungene, überaus flüchtige Übersetzung, die Wallentin zum Urheber hat, ihr Verständnis wesentlich erschwert. Die Kugel- und Perlenblitze, das Verhalten der Blitzableiter gegen dieselben werden besprochen und erklärt, die Entstehung des Hagels als ein Zusammenfrieren des zerstäubten und durch die elektrischen Entladungen verdampften Wassers der Wolken dargestellt. Die Tromben sollen durch elektrische Entladungen verursacht werden und mit positiver Elektrizität geladen sein. In den Polarlichtern aber soll positive Elektrizität gegen die leeren planetarischen Räume abfließen. Ob freilich bei Aufstellung dieser Ansichten, namentlich auch bei Aufzählung verschiedener Berichte über Kugelblitze, Hagelfälle, Tromben und Polarlichter nicht mit etwas mehr Kritik hätte verfahren werden können, mag der Entscheidung des Lesers überlassen bleiben.

Sind diese Versuche Plantés geeignet gewesen, Vorgänge, die bis dahin den Erklärungsversuchen sich am sprödesten verhielten, verständlicher zu machen, so ist es Janßen[2]) mittelst des mächtigen elektrischen Lichtes, das auf dem Gipfel des Eiffelturmes angebracht worden ist, gelungen, eine andere Frage zur entgültigen Entscheidung zu bringen, die lange streitig war. Von den beiden dunklen Linien im roten Ende des Sonnenspektrums, welche Fraunhofer mit A und B bezeichnet hat, vermutete man längst, daß sie ihre Entstehung der Atmosphäre der Erde, nicht der Sonne verdankte. Ihr von Angström untersuchtes Verhalten bei heftiger Kälte, die die Luft sehr trocken machen mußte, hatte diese Vermutung zur Wahrscheinlichkeit erhoben, es handelte sich nun nur noch darum, nachzuweisen, daß das Spektrum einer irdischen Lichtquelle, wenn es durch eine genügend dicke Luftschicht geht, dieselben Linien zeige. Dies ist nun wirklich der Fall, sie waren sichtbar, nachdem jenes helle Licht eine Luftschicht von 7700 m Dicke durchlaufen hatte, in welche Entfernung sich die Spitze des Eiffelturmes von der Sternwarte in Meudon befindet, wo die Beobachtungen angestellt wurden.

Ein anderes wichtiges Resultat der Spektralanalyse in Verbindung mit der Photographie hat Huggins[3]) erhalten. Unterstützt von seiner Frau hat der englische Forscher den Nebel im Orion und die in ihm befindlichen Sterne genau untersucht und glaubt auf Grund seiner Untersuchungen als vorläufige Vermutung aussprechen zu können, daß diese Nebel ein frühes Stadium in der Entwickelungsreihe der Himmelskörper darstellen. Alles deutet darauf hin, daß die Temperatur desselben eine sehr hohe ist, und daß die in ihm sichtbaren Sterne mit ihm in einem physischen Zusammenhang stehen. Während eine Anzahl geologischer Thatsachen, welche für die von Kant zuerst ausgesprochene Entstehungsweise der Himmelskörper aus sich nach und nach in Folge ihrer Abkühlung verdichtenden Gasmassen sprechen, längst bekannt war, standen bestätigende Beobachtungen am Himmel noch aus, deren die Spektralanalyse nun wohl bald mehrere nachfolgen lassen wird.

Schließlich haben wir noch des nun fertigen Werkes von Ruß[4]) zu gedenken, des heimischen Naturlebens im Kreislaufe des Jahres, dessen erste Lieferung bereits von einer früheren Revue erwähnt wurde. Einer Schilderung der gewöhnlichen Witterungserscheinungen eines jeden Monats, des Verhaltens der Pflanzen- und Tierwelt in demselben und der sich daran knüpfenden menschlichen Thätigkeiten folgen Geburts- und Todestage von Naturforschern. Daran schließt sich die tabellarische Aufführung der jedesmaligen Ereignisse in der Tierwelt, der Erforderniße von Garten, Feld und Wald, der zu habenden Nahrungsmittel,

[1]) Halle a. S. W. Knapp.

[2]) Comptes rendus CVIII. S. 1035.

[3]) Naturwischenschaftliche Rundschau. IV. S. 297.

[4]) Berlin, Oppenheim.

endlich die Beschreibung des sichtbaren Fixsternhimmels, die Darlegung der Planetenbewegung und der Finsternisse, die bis zum Jahre 1895 mitgeteilt werden, die Angabe des Sonnenauf- und Unterganges, der Tageslänge, Dauer der Dämmerung und endlich einiger meteorologischer Daten. Wenn nun auch viele dieser Angaben in verschiedenen Jahren nur zum zu Teil treffen werden, so wird bei verständiger Benutzung das Buch eine völlig ausreichende Anleitung geben und namentlich dem Garten- und Blumenfreund ärgerliche Versäumnisse ersparen können.

Litterarische Berichte.

Die Erziehung im Sprichwort oder die deutsche Volks-Pädagogik. Von Dr. Albert Wittstock. Leipzig 1889. Verlag von E. G. Naumann.

Die pädagogische Schriftstellerei, welche bereits eine reiche Litteratur aufzuweisen hat, ist schon deshalb eine interessante und hochwichtige, weil sie der edlen Aufgabe dienen will, eine richtige und gesunde Erziehung der Kinder zu bewerkstelligen. Welche Fülle von nützlichen und verkehrten, von gesunden und überspannten Anschauungen und Ratschlägen ist auf diesen Gebieten schon laut geworden, und noch immer stehen sich ganz verschiedene Grundsätze einander feindlich gegenüber! Daher ist es ein guter und auf richtiger Erkenntnis der notwendigen Grundlage beruhender Gedanke des auf dem Gebiete der Pädagogik wohlbekannten Verfassers, eine wahrhaft geeignete Erziehung auf der Basis der im Volksmunde entstandenen und durch die Praxis bewährten Sprichwörter zu lehren, eine Arbeit, welche nach verschiedenen Seiten hin von hohem Werte ist. Sie zeigt zunächst, wie im Volksleben selbst die hohe Bedeutung einer richtigen Erziehungsmethode bewußt geworden ist; sie beweist ferner, daß diese auf reicher Erfahrung beruhenden Worte des Volksmundes viel wichtiger sind als hochklingende, aus der Theorie der Studierstube hervorgegangene Systeme; sie führt glücklich den Nachweis, daß eine naturgemäße Erziehung auf Grund dieser volkstümlichen Lebenswahrheiten wohl möglich und sicherlich sehr ersprießlich ist; sie bringt uns schließlich in wohlgeordneter Aneinanderreihung eine umfassende, mit emsigem Fleiße zusammengestellte Sammlung der vielen Sprichwörter zur Kenntnis, deren große Anzahl, wie sie wohl in keinem anderen Volke annähernd erreicht wird, uns die Tiefe und den Ernst der germanischen Volksseele erkennen läßt. Mögen auch manche der angeführten Sprichwörter nicht mit Recht als solche bezeichnet, sondern wie z. B. der von Locke herrührende Satz: „Es ist nichts im Verstande, was nicht vorher in den Sinnen gewesen ist“ und manche Bibelsprüche erst später in den Volksmund übergegangen sein, jedenfalls ist diese ganze, nicht trocken und zusammenhangslos aneinandergereihte, sondern nach bestimmten Gesichtspunkten geordnete und durch klare, einfache Darstellung untereinander verknüpfte Zusammenstellung als ein höchst dankenswertes und gelungenes Unternehmen zu bezeichnen, das wir im Interesse einer wahrhaft gesunden und praktischen Pädagogik einer allgemeinen und gründlichen Beachtung dringend empfehlen. C. S.

Charakterbilder aus der französischen Revolution von Dr. Arthur Kleinschmidt. Wien, Pest, Leipzig (A. Hartlebens Verlag).

Ein überaus flott geschriebenes Buch. Die Charaktere, deren Bilder vorgeführt werden, sind nicht bloß unter dem Gesichtspunkt ihres Einflusses auf die Revolution ausgewählt, sondern nach Maßgabe ihres dramatischen und biographischen Interesses. Daher ist denn auch das „die Revolution“ überschriebene Charakterbild das schwächlichste und mit den wässerigsten Farben gemalt. Ob es einem tieferen Sinn entspricht, wenn als Typus für die Anreger der Revolution Montesquieu behandelt wird, ist nicht recht ersichtlich. Für die Umwälzung waren Voltaire oder Rousseau jedenfalls von umfassenderer Wirkung. Die weiteren Bilder „Ludwig XVI. und Marie Antoinette“, „Mirabeau“, „Necker“, „Danton“, „Ludwig XVII.“, „die Herzogin von Angoulême“ sind hübsch abgerundete Porträts bekannter Personen in bekannter Szenerie. Neues findet man in diesen Darstellungen nicht, aber die Auswahl der bezeichnenden Momente ist nicht ohne Geschick. Der Standpunkt des Verfassers ist der in Deutschland seit Häusser und Sybel fast ganz allgemein eingenommene, der den Franzosen erst durch H. Taine vermittelt worden ist, und der auch wohl, indem er im übrigen der weltgeschichtlichen Bedeutung der Revolution gerecht wird, angesichts der übertriebenen Lobsingerei der ersten Darsteller sich doch in einer etwas gar zu geringschätzigen Würdigung aus-

spricht. Eine Umwälzung, nach der die Weltalter zählen und zählen werden, ist kaum eine Betrachtung für Theegesellschaften und verträgt die moralischen Maßstäbe derselben nicht. Die französische Revolution mit ihren abstoßenden Seiten zu zeigen und mit ihrem Blutdurst zu stigmatisieren, gilt aber jetzt als sehr stilvoll. Aber ob es noch eine andere weltgeschichtliche Bewegung in Europa gegeben hat, die Ideen und Formen für ein Jahrhundert ausgepflanzt und doch verhältnismäßig so wenig Blut gekostet hat, dürfte doch noch zu erweisen sein. Indes sind das Gedanken und Erwägungen, die unser Autor gar nicht stellt. Er ist „Monarchist durch Geburt" (!) und will nur „den Ausgang der bourbonischen Monarchie" zeichnen. Wir haben den Eindruck, daß trotz all der Hindeutungen auf eine innere Einheit das Buch doch nur aus einigen Feuilletons besteht, die der Verfasser zusammengeschoben. Aber sie lesen sich gut und werden sich Freunde erwerben, diese Charakterbilder. C.

Giordano Bruno. Ein populär-wissenschaftlicher Vortrag von A. Riehl. Leipzig 1889. Verlag von W. Engelmann.

In unseren Tagen, wo sich die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt mit besonderem Nachdruck dem Nolaner Philosophen des XVI. Jahrhunderts zugewendet hat, wird eine Schilderung seiner Persönlichkeit und Lehre allseitig willkommen geheißen werden, zumal wenn sie aus der Feder eines Mannes wie des Freiburger Professors stammt. Die kleine Schrift enthält in der That alles Wesentliche, was wir von Bruno wissen und denken; vielleicht hätte der Fortschritt, den die neue Weltanschauung gegenüber den früheren metaphysischen Systemen bedeutet, schärfer gekennzeichnet und bestimmter belegt werden können. Aber jedenfalls sind die Beziehungen zwischen der Individualität des heißblütigen Italieners und der künstlerischen Anlage seines Denkens mit dem eigentlichen Kern seiner Philosophie von ungleich größerer Bedeutung: und nach dieser Richtung hin bieten die Ausführungen des Verfassers viel Tiefes und Wahres. Dem sprachlichen Ausdruck haften an einzelnen Stellen noch die Schlacken des mündlichen Vortrags an. Vor allem hätten die übermäßige Verwendung des Gedankenstrichs und der störende Wechsel zwischen Präteritum und historischem Präsens gemildert werden können. Es sollte uns freuen, wenn eine zweite Auflage dem Verfasser die Gelegenheit zur Verbesserung dieser kleinen Mängel bieten würde.

M. D.

Das Realgymnasium und die humanistische Bildung. Von Friedrich Paulsen, a. o. Prof. an der Universität Berlin. Berlin 1889. Verlag von Wilhelm Hertz. (Besser'sche Buchhandlung).

Daß in dem jetzt so lebhaft geführten Streit über Gymnasium und Realgymnasium kaum eine Stimme mehr Beachtung verdient als die von Paulsen, hat dessen Geschichte des gelehrten Unterrichts wohl zur Genüge bewiesen. Die besondere Sympathie, mit der wir daher das vorliegende neue Buch desselben Verfassers zur Hand nehmen, steigert sich nun noch durch die Wahrnehmung der ruhigen und unparteiischen Darstellung, deren sich der Verteidiger des Realgymnasiums gerade bei der Erörterung über die humanistischen und die realistischen Fächer bedient. Mit vollem Recht wird hier gesagt und klar bewiesen, daß die ersteren weit geeigneter zur Erwerbung einer allgemeinen Bildung sind als die letzteren, daß die formale Bildungskraft jener bedeutender ist als die durch diese gegebene, und drittens, daß die humanistischen Fächer „zur Fähigkeit des nacherlebenden Verständnisses menschlich-geistiger Dinge" weit besser führen als die realistischen, eben weil die Ergebnisse jener sich nicht in gleichem Maße wie bei diesen „in Gestalt fertiger, komprimierter Resultate" mitteilen lassen. Es sind diese Ausführungen um so mehr anzuerkennen, als der Verfasser durch dieselben sich mehrfach in Widerspruch zu seinen sonstigen, die realistischen Fächer aber zu sehr betonenden Anhängern weiß. — Im zweiten Teile wird sodann die Frage, ob das Realgymnasium eine humanistische Bildung in dem bezeichneten Sinne geben kann, aufgeworfen und bejaht. Vortrefflich sind hierbei die Erörterungen über den Unterricht im Deutschen, wie er sein soll und dann wirken kann; ebenso richtig ist die Würdigung des lateinischen Unterrichtsfaches. Was dagegen über den Wegfall des Griechischen und seine Ersetzbarkeit durch Uebersetzungen und durch eingehende Behandlung der französischen und englischen Schriftsteller gesagt wird, darüber läßt sich gewiß vielfach streiten; jedenfalls sind aber auch hierin so viele neue Gesichtspunkte aufgestellt und die nicht mehr neuen so eingehend und klar beleuchtet, daß die kleine Schrift als höchst interessant und dankenswert zu bezeichnen ist. C. S.

Kong Kristian den Sjette og Grev Kristian Ernst af Stolberg-Wernigerode. Et bidrag til Dansk historie i det attende aarhundrede af H. L. Möller. Kjöbenhavn 1889. G. E. C. Gad.

Wie die Bemerkung auf der Kehrseite des Titels anzeigt, haben wir es mit einer — nach unsern Maßen gesprochen — Doktor-Dissertation, also mit einer Jugendarbeit zu thun, die aber dennoch eine anerkennende Beachtung verdient und wohl in irgend einer Form auch dem deutschen, des Dänischen unkundigen Publikum zugänglich gemacht werden wird. Wenn schon Christian VI. von Dänemark allein Gegenstand der vorliegenden Studie ist, so tritt doch bei der Betrachtung seines Lebensgangs und seiner Regierung eine Bewegung in den Vordergrund, welche für die Entwickelungsgeschichte des Protestantismus wie für die Kulturgeschichte des

achtzehnten Jahrhunderts überhaupt von der größten Bedeutung ist. Denn mit Christian VI. kam der Pietismus auf den Thron, während er in Deutschland doch im ganzen und großen innerhalb einiger aristokratischen und klerikalen Kreise stecken geblieben ist, wenn er auch auf die nationale Litteratur eine selbst über Lessing hinausreichende Spur der Einwirkung hinterlassen hat. Dem Verfasser ist es gelungen, die Quelle und den befruchtenden Zustrom für diese eigentümliche geistige Richtung des Dänenkönigs bloßzulegen. Sie beruhen auf den Beziehungen des Königs zu dem Grafen Christian Ernst zu Stolberg-Wernigerode, deren Darlegung den Hauptgegenstand dieser Abhandlung bildet. In dem Archiv zu Wernigerode hat sich ein reicher Schatz von Urkunden und Korrespondenzen erhalten, die es dem Verfasser ermöglichten, das bisher nur in seinen Umrissen bekannte Geschichtsbild eingehend zu vertiefen. Schon auf seiner Reise durch Deutschland als Kronprinz hat Christian im Jahre 1728 zuerst die Bekanntschaft Stolbergs gemacht, und von da an nahm dessen Einfluß und Rat in politischen wie in kirchlichen Angelegenheiten stetig zu. Im Jahre 1735 erschien Stolberg selbst zum ersten Male in Kopenhagen, und sein Besuch bezeichnet „den Wendepunkt in Christians Regierung." Allerdings tritt aus dieser Zeichnung der Charakter des Königs nicht viel anders hervor als aus der Darstellung Riegels, Jens Mollers u. a. Ein weitherziges Wollen, eine mäßige Fähigkeit, ein Mangel an Beharrlichkeit, viele Vorurteile, eine geschäftige Vielregiererei und ein überaus problematischer Erfolg. Das Beispiel Ludwigs XIV., das auch hier nachwirkt, hat doch nirgends dauernden Segen geschaffen.

C.

Philosophische Bibliothek, oder Sammlung der Hauptwerke der Philosophie, herausgegeben von J. H. von Kirchmann, Heidelberg, Verlag von G. Weiß.

Eine Anzahl der in dieser Sammlung aufgenommenen philosophischen Werke ist ins Deutsche übersetzt, resp. mit Erläuterungen und Lebensbeschreibungen versehen worden. So erschien z. B. Ciceros Lehre der Akademie (Academica) in einer Uebersetzung von J. H. von Kirchmann selbst und ward auch von ihm erläutert. Sextus Empiricus' Pyrrhoneische Grundzüge hat Eugen Pappenheim übersetzt und mit einer Einleitung und mit Erläuterungen versehen. — Berkeleys Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis, welche zuerst im Jahre 1710 erschienen war, ist von Dr. Friedrich Ueberweg, weil. ord. Professor der Philosophie in Königsberg, übersetzt und mit erläuternden und prüfenden Anmerkungen versehen worden. Dabei wird hervorgehoben, daß in der genannten Schrift des Philosophen George Berkeley, dessen Grundlehre ein „absoluter Immaterialismus" ist, — „die Hauptursachen der Irrtümer und Schwierigkeiten in den Wissenschaften, nebst den Gründen des Zweifels, des Unglaubens an Gottes Existenz und der Religionsverwerfung geprüft werden." Der Uebersetzer sagte dazu selbst, daß die Lektüre Berkeley'scher Schriften in hohem Maße „zu eigenem Denken anregend" wäre. J. H. von Kirchmann hat zu einer Reihe von Werken Kants in der Sammlung der „Philosophischen Bibliothek" besondere Erläuterungen gegeben. Unter anderem liegen uns vor die von Kirchmann'schen Erläuterungen zu Kants „Prolegomenen"; ferner zu Kants „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" und zu Kants Metaphysik der Sitten." Hinsichtlich der „Prolegomena" Kants hält trotz seiner diversen Einwände von Kirchmann den Gesichtspunkt fest, daß die genannte Kant'sche Schrift vielfachen Anlaß zu neuen Erläuterungen und Prüfungen des Kant'schen Systems bietet. Schon an und für sich haben die Prolegomena Kants große Wichtigkeit für das Verständnis von Kants Hauptwerk „Kritik der reinen Vernunft." — Die v. Kirchmann'schen Erläuterungen zu Kants „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" und zu Kants „Metaphysik der Sitten" liegen uns in einem Bändchen vor: sie bethätigen an beiden Werken Kants ein Prüfung vom realistischen Standpunkte. Der Wert der zweiten von den beiden ebengenannten Schriften Kants stellt sich nach v. Kirchmann wesentlich als ein zwar nur negativer dar. Aber nicht nur in bezug auf diese Schrift, sondern auch auf die bedeutsamere „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" zeigen die geistreichen und scharfsinnigen Erläuterungen v. Kirchmanns die Mängel Kants — namentlich wo letzterer von realen, die Wirklichkeit bestimmenden Mächten, resp. den Willen bestimmender Autoritäten absehend, — die Ethik, Rechtsbegriffe und vieles Andere aus den Geboten der Vernunft allein herleiten will. — b. —

Der Schauplatz der Varusschlacht, von Dr. E. Dünzelmann. Gotha 1889. Verlag von Fried. Andr. Perthes.

Vielleicht würde die kleine Abhandlung die Beachtung der urteilsberechtigten Fachmänner eher gefunden haben, wenn sie als Beitrag in einer Zeitschrift abgedruckt worden wäre. Ihre Buchform ist etwas anspruchsvoll. Die Hypothese des Verfassers läuft darauf hinaus, daß unter dem Fluß Luppia der Quellen nicht die Lippe, sondern die Hunte zu verstehen, und daß das viel gesuchte Aliso in Hunteburg zu finden sei. Und nun stimmt natürlich alles, wie immer bei solchen Hypothesen.

C.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Breslau, Eduard Trewendts Buchdruckerei (Setzerinnenschule).

Vierzehnter Jahrgang. Preis vierteljährlich 6 Mark.

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von

Richard Fleischer.

1889. November.

Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte und
halbjährlich ein Kunstheft.

Breslau und Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau
Expedition: Tauenzienstraße 60.

Berlin
Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.

Inhalts-Verzeichnis.

November 1889.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

VI.

Wir sind diesmal in der Lage, den geneigten Leser aufzufordern, den bei diesen Denkwürdigkeiten im wesentlichen bisher festgehaltenen chronologischen Faden mit uns vorübergehend loszulassen und noch einmal zu den Ereignissen von 1848 zurückzukehren. Erst nach Veröffentlichung der bisherigen Mitteilungen sind nämlich die Briefe zugänglich geworden, welche Roon in jenem Jahre an seine Gemahlin gerichtet hat. Unsere (im Juni- und Juliheft dieser Zeitschrift) publizierten Aufzeichnungen werden durch diese Briefe so erheblich ergänzt, daß wir glauben, sie im historischen Interesse nachträglich mitteilen zu sollen. —

Wie dort erwähnt worden, hatte Major von Roon schon Ende Februar 1848 beantragt, die Führung des Prinzen Friedrich Carl in andere Hände legen zu dürfen. Bevor hierauf entschieden sein konnte — Anfang März — war der Prinz, von seinen Eltern abgeholt, von Bonn aus an das königliche Hoflager in Berlin resp. Potsdam zurückgekehrt. Mitte März folgte Roon ihm dorthin, aber allein. Seine Familie blieb zunächst in Bonn zurück, und die Umstände brachten es, wie wir sehen werden, mit sich, daß er während der größeren Hälfte jenes verhängnisvollen Jahres von den Seinen getrennt blieb. Um so reger war die Korrespondenz zwischen den Gatten, zumal die aufregenden Ereignisse jedes Tages reichlich Stoff darboten, und da Roon am königlichen Hofe Wochen und Monate lang, wenn auch nur zum Teil mit politischen — so doch mit sehr wohl unterrichteten Persönlichkeiten täglich verkehrte und sich stets als ein guter Beobachter bewährte, so dürfen seine nachfolgenden Aufzeichnungen mit Recht als ein authentischer Beitrag zur Geschichte des Revolutionsjahres geschätzt werden und lassen zugleich tiefe Blicke in das Innerste seines Wesens und Denkens thun. — So weit der Inhalt der Briefe innere und äußere Familienverhältnisse betrifft, die an dieser Stelle nicht interessieren könnten, mußte er hier natürlich fortgelassen werden.

Berlin, 15. März 1848.

Meine theure Freundin! Gestern Nachmittag 4 Uhr bin ich, nach Passirung verschiedener Revolutiönchen, wohlbehalten in Potsdam angekommen, wo mich der Prinz auf dem Bahnhofe erwartete und nöthigte auszusteigen und bis 7 Uhr bei ihm zu bleiben, während N. die Sachen hierher fuhr. Leider erfuhr ich zu spät, daß der König in Potsdam erwartet wurde. Nun mußte ich meinen Sachen folgen, in der Absicht, noch gestern Abend oder heute früh zurückzukehren. Aber auch das ist nicht geschehen, denn Frau Prinzessin Carl wollte mich durchaus heute früh sprechen. Da ich also zur Meldung in Potsdam doch zu spät gekommen sein würde, so eilte ich meine hiesigen Meldungen abzumachen. Dabei hielt mich der Prinz von Preußen bis gegen 2 Uhr auf, so daß ich erst um 5 Uhr abfahren kann. So mag es sich ereignen, daß ich mich mit Sr. Majestät wieder verfehle, aber ich hoffe dennoch ihn noch zu finden. — Der Prinz sagte mir schon gestern, daß Schlegells Nachfolge genehmigt sei. — Mir schwirrt der Kopf von den hiesigen Verhältnissen. Schon unterwegs in Wolffenbüttel hatte man mir gesagt, daß es in Berlin nicht ruhig sei; Übertreibungen fehlten nicht. In Potsdam wußte man nichts bestimmtes. Hier erfuhr ich nun, daß Montag den 13ten Abends unter den Linden blutige Konflikte zwischen den Truppen und den Tumultuanten stattgefunden hätten, ein Gymnasiast und ein auswärtiger Aufwiegler sollten lebensgefährliche Säbelhiebe erhalten haben. Eine Aufforderung des Magistrats, die an allen Ecken angeheftet war, hätte, wie mir scheint, alle Vernünftigen und Ruhigen von den Straßen fern halten sollen. Auch wurden hier in der Bürgerschaft jene vom Gesindel allein angezettelten Tumulte, wie man mir sagte, laut und entschieden gemißbilligt. Mehrere Inserate der Vossischen Zeitung bewiesen das auch. Ein solches lautete u. a.: „Eile mit Weile, sonst giebts Keile!"

Das in der heutigen Zeitung erschienene Königliche Patent wegen Einberufung des Landtags schien überdies die Hoffnungen der Mäßigen befriedigen zu wollen. Heute Morgen hieß es Anfangs, es sei gestern Abend Alles ruhig geblieben. Im Vorzimmer des Prinzen von Preußen erfuhr ich jedoch durch den plötzlichen Eintritt des Kommandanten, daß eine große Aufregung sich auch der Bürger bemächtigt habe, weil unglücklicher Weise gestern Abend der Handschuhmacher Hacke in der Brüderstraße in Gemeinschaft mit Ruhestörern verwundet worden sei, und die Blutspuren lebhafte Demonstrationen gegen die Truppen hervorriefen. Ähnliches erfuhr ich auch beim Gouverneur, wo ich den Oberbürgermeister traf. Es ist deshalb eine Adresse eingereicht worden an den Gouverneur. Ich hoffe indeß, daß man die Truppen, die auf's äußerste erbittert und von den Offizieren kaum zu bändigen sind, heute nicht eher zeigen wird, als bis sie wirklich nötig geworden. Um 1 Uhr, als ich zum Prinzen von Preußen zurückkehrte, waren, in Folge einer Insulte gegen Offiziere auf dem Schloßplatz, die Truppen von Neuem in den Kasernen unter die Waffen getreten. Später meldete ein Adjutant, daß Minister Bodelschwingh, der die Massen angeredet, ungeheuer ausgelacht, aber keineswegs insultirt worden sei. Für heute Abend erwartet man wohl nicht mit Unrecht die Erneuerung der Szenen von gestern und vorgestern. Ich fürchte, sie werden noch heftiger sein,

besonders wenn man erfährt, was heute hier durch diplomatische Depesche bekannt geworden, daß Wien am 13ten in vollem Aufstande war, daß man dort das Ständehaus gestürmt, die Fenster in der Hofburg eingeschlagen u. s. w., daß ein großes Blutbad angerichtet sei. O entsetzliche Zeit! — Wegen unserer Hauptstadt laß' Dich übrigens nicht graulich machen. Eine Handvoll Vagabunden werden doch bei uns nicht obsiegen, gegen den Willen des eigentlichen Volks, das diese Tumulte verwünscht und ungeachtet des guten Verhaltens der Beamten sowie der Truppen. Es ist unglaublich. — Den König habe ich in der That verfehlt; er ist mit einem Extrazug gegangen, während ich gekommen. Es thut mir leid, ihn nicht gesehen zu haben, aber gesprochen hätte ich ihn in der Aufregung des heutigen Tages wohl kaum. Nun werde ich die Meldung ersparen müssen bis zu einem gelegenen Augenblick. Die übrigen hohen Herrschaften sind sehr gütig und freundlich gegen mich; ich meine Prinz und Prinzeß von Preußen, sowie Prinz und Prinzessin Carl und das holde Fürstenkind, ihre Tochter. Auch aus Weimar habe ich, ungeachtet der dortigen Wirren, einen huldvollen Brief von der Frau Großherzogin.

Man sagt, Prinz und Prinzessin von Preußen würden nach dem Rhein gehen, um dort zu residiren; ich sage „man sagt", obgleich der Prinz förmlich Abschied genommen von den hiesigen Truppen, denn ich glaube nicht recht an die Ausführung dieser Maßregel. — Nochmals bitte ich Dich, beunruhige Dich nicht über das, was Du über den Berliner Unfug in den Zeitungen liesest, denn das Pariser Stück wird hier nicht zum zweitenmal aufgeführt, wie ich meine. Das Gesindel besteht meist aus Fremden; man reicht ihm, d. h. von Seiten der unbekannten Führer, unentgeltlich so viel Branntwein, als es mag, dann geht der Unfug los. Das größte Unglück ist die Neugierde der guten Berliner, die die Haufen immer so anschwellen läßt, und muß man endlich einschreiten, so trifft's häufig die Unrechten. So ist gestern Abend auch ein Offizier, der sich in Mantel und Mütze in die wüste Masse gestellt, mit einem tüchtigen Säbelhieb nach Hause geschickt worden; ich kann ihn kaum bedauern, der Vorwitz war sträflich. — —

Ich bitte Dich, mir bald hier nach Potsdam (Schloß) zu schreiben. — — —

Potsdam, 16. 3. 48.

— — Die Ankunft der Einlage erklärt, warum ich heute schon wieder schreibe. Auch liegt mir daran, Dich über die Ereignisse des gestrigen Abends, soweit ich's vermag, aufzuklären, denn gewiß sind Dir die übertriebensten Gerüchte zu Ohren gekommen. Wie es zu erwarten, wiederholten sich gestern beim Anbruch der Dunkelheit die Aufläufe in der Breiten-, der Brüder-Straße, auf dem Schloßplatz, Petriplatz, an der Gertraudten-Brücke, Schleusenbrücke &c. Vergeblich die Anstrengungen der Bürger-Schutz-Kommissionen, sie zu zerstreuen durch gütliche Mittel. Man höhnte sie, riß ihnen die weißen Binden vom Arm, schlug ihnen die Hüte vom Kopf, bedrohte sie sogar in bedenklicher Weise. Endlich genöthigt zu fliehen und Schutz in Häusern und Wachen zu suchen, riefen sie selbst militärische Hülfe an. Jetzt rückten die Truppen, die man bis dahin an diesem Abende gar nicht

gezeigt hatte, schnell herbei. Aber die durch Branntweinspenden und Aufstachelungen (von Seiten fremder, namentlich Leipziger und jüdischer Volksbeglücker) entflammte Menge empfing die Truppen, sowie sie sich nur sehen ließen, und ohne ihnen auch nur Zeit zu lassen zu dem üblichen Trompetenstoß und der Aufforderung auseinanderzugehen, mit Steinwürfen, ja, wie man sagt, mit einzelnen Flintenschüssen. Diese letzteren sollen namentlich an der Schleusenbrücke gefallen sein. In der Brüder-Straße und auf dem Kölnischen Markt fiel man eine Kürassier-Abtheilung, die noch gar nicht einmal den Säbel gezogen, mörderisch an mit Prügeln, Aexten, Brechstangen u. s. w. Auf diese Veranlassungen hin kann es nicht Wunder nehmen, wenn die ohnehin äußerst gereizten Truppen von ihren überlegenen Waffen Gebrauch machten. An der Schleuse erwiderte die vorderste Section das auf sie gefallene Feuer durch einmaliges Abschießen ihrer Gewehre. Man floh und ließ den Truppen freie Bahn. Ernstlicher war der Widerstand am Eingang der Breiten Straße beim Kölnischen Rathhause. Es scheint, als wenn die Truppen hier die erste Salve meist blind über die Köpfe hin gefeuert hätten. Als das aber, wie zu erwarten, nicht Schrecken, sondern nur Hohn und Wutgeschrei zur Folge hatte, mußte eine zweite Salve folgen, die wahrscheinlich volle Wirkung gethan, so daß die Tumultuanten sich zu retten suchten; ich hoffe, daß man bei dieser Gelegenheit die Führer gefangen hat. Diese sollen kenntlich gewesen sein an hellen Ueberziehern und weißen Hüten. Dies Alles hat sich zugetragen zwischen 8 und 10 Uhr. Um 11 Uhr war die Stadt ganz ruhig, um 12 kaum ein Mensch auf den Straßen, außer den Patrouillen. Es ist leicht zu ermessen, wie fatiguirt die Truppen durch mehr als achttägige Nachtwachen, durch alltäglich mehrmaliges Allarmiren und mehrstündiges Umherziehen und Umherstehen in den Straßen sein mußten. Man dachte daher gestern daran, die Berliner Garnison durch hiesige Truppen zu verstärken oder abzulösen. Gestern Abend kam aber um 11½ Uhr der telegraphische Befehl, daß die Maaßregel für den Moment nicht nöthig scheine.

Die Zahl der gestern Verwundeten kennt man nicht.

Das Militair ist dabei nicht leer ausgegangen. Von mehreren Offizieren (auch vom Kommandanten) ist es bekannt, daß sie, zum Theil gefährlich, durch Steinwürfe verwundet worden. Der eigentliche Bürger, d. h. die angesessenen Handwerker, Krämer, Kaufleute, haben sich nicht nur nicht gegen die Truppen geschlagen, sondern im Gegentheil mehrfach ihre entschiedene Abneigung gegen die Tumultuanten (Arbeiter, Lohnburschen, Kommis, Studenten und ausländische Vagabonden aus Leipzig, Hamburg, Mannheim, Polen) zu erkennen gegeben. Aus den Häusern ist Nichts gegen die Truppen geschehen mit der Ausnahme, daß einige liederliche Dirnen aus den Fenstern Glas und Scherben auf die Cavallerie geworfen haben. Das beweiset am besten, daß sich die Bürgerschaft an diesem scheußlichen und sinnlosen Skandal nicht betheiligt. — Was Du daher hören magst oder lesen, z. B. daß man die Bürger Berlins mit Kartätschen niedergeschmettert u. s. w., das ist alles nicht wahr. Bis jetzt ist keine einzige Kanone abgefeuert worden; es sind überhaupt nur etwa 100 Flintenschüsse gethan worden. — Für

jetzt genug; ich warte noch den Abendzug ab, um Dir zu sagen, ob es endlich heute ruhig bleiben wird. Gott gebe es!

Abends 9$^3/_4$ Uhr. Neuer Allarm! Um 7 Uhr etwa ging der telegraphische Befehl ein, 2 Bataillone des 1. Garde-Regiments sollten sofort per Eisenbahn nach Berlin geschafft werden. Die von dort um $^3/_4$ 8 Uhr ankommenden Reisenden brachten indeß gute Nachrichten: die Schutz-Kommissionen seien vergrößert und mit obrigkeitlicher Autorität bekleidet, nur vor der Universität und dem Palais des Prinzen von Preußen seien Aufläufe, der erstere gehe von Studenten aus. Nun war aber bekannt, daß unter den 12 gestern Verwundeten 4 Musensöhne sich befänden. $^1/_2$ Stunde später sagte eine telegraphische Depesche, daß vor dem Palais des Prinzen von Preußen Schüsse gefallen seien, 2 Menschen seien gefallen. Zum Glück kam vor $^3/_4$ Stunden eine neue Depesche: „Gegenwärtig ist Alles ruhig.“ Die Truppen sind fort. Es ist 10 Uhr. Ich muß den Brief fortschicken, soll er noch heute Abend fort. Morgen wieder einige Zeilen; ich muß zum Prinzen. Gott mit Euch! Die Sache muß doch endlich enden, und ich hoffe zuversichtlich, nicht schlimm. In Magdeburg waren gestern Unruhen; sie wurden leicht gedämpft. Aus Wien bessere Nachrichten. — —

Berlin den 17. März 1848.

— — ich melde Dir zuvörderst, daß die Ablösungs-Cabinets-Ordre, in gnädigen Ausdrücken mich und Bismarck in unsere früheren Dienstverhältnisse versetzend, erschienen ist. Als wir heute hier anlangten, empfing Prinz Karl mich damit. Zwei Johanniter-Orden für uns beide waren der Ordre beigefügt[1]). Als ich mit Prinz Papa, der sehr herzlich und freundlich zu mir war, noch sprach, traten auch Mutter und Sohn herein, und es erfolgte eine Art von Danksagungs-Szene, die mir doch recht wohl that. Die Orden hat mein Telemach für uns erbeten. In gegenwärtigen Zeiten verschwinden zwar dergleichen Flitter noch mehr als sonst in ihrer eigenen Nichtigkeit, dennoch ist mir ein Zeichen der Gunst meines theuren Königs, sowie der Anerkennung von Seiten des jungen Herrn, der 2 Jahre hindurch der Angelpunkt all meines Denkens und Thuns gewesen, nicht werthlos. Möge sich B. auch ein wenig darüber freuen. —

Die hiesigen Zustände sind eigentlich die alten. Man geht „zur Revolution,“ wie zu irgend einem andern Schauspiel. Ein paar Regentage würden Alles enden, besser und kürzer wie Schutz-Kommissionen und Militärgewalt. Die Leute wollen gar nichts, als Tumult um des Tumults willen. Man ist in der That viel zu ängstlich. Was ich immer gesagt, ist mir heute fast zur Gewißheit geworden; der ganze Spektakel hat gar keine Wurzel im eigentlichen Volk; 2, 300 Böswillige hetzen, 1000 Hungrige und Trunkene lassen sich hetzen, 5, 6000 sehen dem Spektakel

---

[1]) Die heutige Organisation des Johanniter-Ordens existirte damals noch nicht. (Der Herausgeber.)

zu und bezahlen leider nicht selten mit ihrer Haut, was Jene verschuldet. Die Truppen sind in einer musterhaften Haltung und trotz aller Erbitterung gegen die Ruhestörer so resignirt in Ertragung von Unbilden, so schonend und gehorsam, daß selbst die Bürger laut ihre Bewunderung aussprechen.

Ich fuhr eben (7½ Uhr) über den Schloßplatz u. s. w. und sah viele Menschen, einzelne Männergruppen, mehrentheils aber umherlungernde Lehrburschen, Commis, Kindermädchen u. a. Gesindel, nirgends Lärm oder Geschrei. Lautlos wanderten die Patrouillen der Schutz-Commissionen mit ihren weißen Stäben auf und ab, für sie scheint heute nichts zu thun, aber man hat sie bis auf 10000 verstärkt. Truppen will man auch heute nur im äußersten Nothfalle zeigen. Gott gebe, daß die Thorheit endlich aufhöre! — Sonderbare, unglaublich klingende Nachrichten laufen aus Wien ein. Ein österreichischer Vereinigter Landtag ist einberufen. Metternich hat abgedankt, Preßfreiheit ist bewilligt. Wer staunen kann, der staune! —

Ferner: Der Fürsten-Kongreß wird nicht in Dresden, sondern in Potsdam zusammentreten; der Bundestag von Frankfurt eben dahin verlegt werden. Am Ende hat das Gesindel nicht so unrecht, das gestern Abend den König zum Kaiser von Deutschland ausgerufen. — Gott weiß es, was diese wunderbare Zeit noch gebären wird. — Bald denke ich diese Sache mündlich mit Dir besprechen zu können, wann — ist heute noch nicht abzusehen. — — — — — — — — — —

Potsdam, 18. März 48, Abends 7 Uhr.

Wie täuschen alle Berechnungen! Der König hat, weil er nicht mehr gedrängt, gestern Abend Alles und mehr als man verlangt bewilligt. Heut Morgen hat es an allen Ecken gestanden. Ungeheurer Jubel! Stürmische Vivats für den König auf allen Straßen. Da — gegen 2 Uhr — ein Konflikt zwischen einer Militär-Abtheilung und Tumultuanten. Einzelne Schüsse fallen. — Dies das Signal zu Unerhörtem. Man schreit Verrath! Barrikaden in allen Straßen der Friedrichstadt. Der Telegraph meldet lebhaftes Feuer. Gegen 6 Uhr kommen die Prinzessinnen-Töchter des Prinzen Karl hier an, Entsetzen im Gesicht. Eine halbe Stunde später meldet der Telegraph: „es wird Sturm geläutet!" Entsetzliche Augenblicke! Was wird werden? Doch Gott lebt! Aus dem leichtsinnigen Waffengebrauch einer kleinen Patrouille kann doch keine Revolution entstehen. Der Brei ist jedenfalls nicht so heiß, wie er gemacht wird. Die Sache war jedenfalls abgekartet und wird nun ausgebeutet von jener niederträchtigen Parthei. —

¼ 9 Uhr. Schloßplatz und Umgegend sind gesäubert; die in der Umgegend kantonnirenden Truppen sind theilweise an den Thoren angelangt. Der Kampf dauert nur noch in der Leipziger Straße fort. Die Canaille hat Gewehre (theilweise), die Studenten haben sich zu ihr geschlagen und sind auch bewaffnet. Man hofft Herr zu bleiben, nicht ohne Grund, denn die Truppen sind überall siegreich. Gott wird helfen. —

Potsdam, 19/3. 48, Morgens 8 Uhr.

— — Eine sehr unruhige Nacht ist vorüber! Alles steht so gut, als es nach den Ereignissen, deren Anfang ich Dir gestern meldete, nur stehen kann, d. h. der

Kampf in Berlin ist zwar nicht definitiv, aber doch vorläufig zu Gunsten der gesetzmäßigen Gewalt entschieden. Die Truppen haben sich musterhaft benommen und überall die Oberhand behalten. Nach der letzten Depesche war ein Stillstand eingetreten. Aber bis nach 5 Uhr Morgens haben die Ruhestörungen sich wiederholt. Noch um 4 Uhr sprach die Depesche davon, daß das Feuer lebhaft sei. — Die telegraphische Verbindung mit der unseligen Hauptstadt ist nur auf eine Stunde, von 9½ bis 10½, unterbrochen gewesen, die Eisenbahnverbindung gar nicht. Die entsetzlichsten Gerüchte, verbreitet von Einfältigen und Böswilligen, liefen um und setzten die Wohlgesinnten in die peinlichste Beklemmung. Truppen-Abtheilungen sollten entwaffnet, andere zum Pöbel übergetreten sein; bekannte Generale, Stabsoffiziere wurden todtgesagt; bald hieß es, der Kampf brenne in allen Stadttheilen mit unglaublicher Bitterkeit, bald, die Stadt stehe in Feuersflammen. Die letzte Nachricht wurde durch den Augenschein bestätigt; feurige Wolken loderten über der Stelle, wo dies entsetzliche Drama sich entwickelte. Der wiederhergestellte Telegraph bezeugte um 11 Uhr, daß die Exerzierhäuser in der Nähe des Oranienburger Thores in Flammen ständen. Bald darauf kam der Befehl, den Truppen von hier aus Brot zu schicken, wenig später aber die Nachschrift, daß dies nicht per Eisenbahn geschehen könne, weil „das Volk" die Bahn bewache. Man mußte sich entschließen, Wagen zu requiriren und, mitten in der Nacht, von den einzelnen Bäckern die vorhandenen Vorräthe zusammen zu holen. Der Marstall und die Post wurde von uns sogleich in Bewegung gesetzt und Grenadier-Abtheilungen aus den Betten gerufen, um hülfreiche Hand zu leisten. Um ½ 5 Uhr waren wir so glücklich, gegen 4000 Brote abschicken zu können. Endlich konnte man versuchen zu schlafen, die Natur behauptet ihre Rechte. Aber kaum — unter heißem Gebet — entschlummert, weckte mich der Kastellan mit der Nachricht von der Ankunft der Prinz Albrecht'schen Kinder. Um 7 Uhr entsagte ich jedem ferneren Ruhe-Versuch, nachdem ich durch neue, wenngleich beruhigende telegraphische Nachrichten verschiedentlich erregt worden war. Nach den letzten Depeschen unterhandelte der König mit seiner „getreuen Vaterstadt". Gott wolle sein Herz lenken und stärken und fest machen! Noch ist er der Herr und im Besitze der Macht, aber jede von seiner Seite ausgedrückte Mißbilligung dessen, was er bisher befohlen und geduldet hat, würde Unsicherheit und Desorganisation in die Reihen seiner Anhänger tragen. Und mit wem würde er unterhandeln, wem würde er sich überliefern, wenn er die Truppen aus der Stadt zöge? Einer schwankenden, ordnungslosen, offenbar von fremden Meuterern aufgestachelten Menge, die selbst nicht weiß, was unter diesem Einfluß ihres Herzens Gelüste in der nächsten Viertelstunde sein wird. Die rothe Fahne und das Geschrei „es lebe die Republik!" deutet ebenso sicher als viele andere Kennzeichen darauf hin, wem wir diesen entsetzlichen 18. März verdanken. Die Eisenbahn hat in den letzten Tagen ganze Schaaren von Sendlingen aus Leipzig, Mannheim, Paris &c. herbeigeführt. — Ueber den beiderseitigen Verlust weiß man natürlich zur Zeit noch gar nichts Verlässiges. Doch scheint er nicht so bedeutend zu sein als das Gerücht wollte. Geschütz ist nur an zwei Punkten sehr mäßig und nur zur Auf-

räumung der Barrikaden benutzt worden. Gewehrfeuer hat man zwar die ganze Nacht gehört, aber seit 1½ Uhr doch meist nur einzelne Schüsse, gerichtet auf die Truppen aus den Fenstern oder von den Wachtposten auf die, welche die zerstörten Barrikaden herzustellen versuchten. Gegen Morgen war man, mit Ausnahme des Petri-Platzes und der nächstliegenden Straßen, überall des Aufruhrs Herr geworden und die Meuterer in die Vorstädte getrieben. Viele von diesen sind von den Truppen in den Häusern in flagranti ertappt und gebunden abgeführt worden. — Aber ich breche diese Rhapsodien ab; die Wahrheit wird vielleicht nie ganz an den Tag kommen, heute aber ist sie noch eine absolute Unmöglichkeit. Was mich in all' diesem Unheil einigermaßen aufrichtet, ist, daß wenigstens das Ehrenkleid unserer Armee nicht durch solche schmachvolle Szenen besudelt worden ist, als uns von Paris gemeldet worden. — Für jetzt Lebewohl! ich eile die Nachrichten zu hören, die etwa seit einer Stunde eingelaufen sein mögen — ich gestehe es — nicht ohne innerliches Beben. Gott im Himmel helfe uns! —

Mittags gegen ¾ 2 Uhr. Gott sei Dank, der politische Himmel heitert sich etwas auf, während der natürliche sich bewölkt und Regenschauer zur Erde schickt. Bald nach 9 Uhr sprach man hier von einer Königlichen Proclamation, welche den Frieden wieder bringen sollte; ich glaubte nicht recht daran, weil die eigentlichen Friedensstörer gar nicht davon berührt werden würden. — Endlich um 12 Uhr ist es mir geglückt, ein Exemplar jener Proclamation zu sehen und zu lesen, in Gemeinschaft einer sehr gemischten Gesellschaft. Welchen Eindruck machten aber die milden und doch so einschneidenden Worte! Viele weinten, und ein Bauer erklärte laut „wer det lief't und heult nicht, det is en Hund!" ich schrieb sie dort sogleich ab, da mir Hülfreiche Papier und Stift boten; ich lege die Abschrift bei, bedauere ihre Unleserlichkeit und werde ihr noch abzuhelfen suchen[1]. — Soeben geht hier die Nachricht ein, daß die Proclamation wirklich gewirkt hat, Gott gebe nachhaltig. Die Barrikaden sollen in der That überall aufgeräumt und in Folge dessen die Truppen auch zurückgezogen sein. Man hat dem Könige zugerufen vor dem Schlosse, und der König soll zur Menge in sehr wohl aufgenommener Weise gesprochen haben; aber noch traue ich dem Dinge nicht recht. Zwar sind viele hundert Meuterer in den Händen der Justiz, viele andere todt oder verwundet, allein wer weiß, ob die Anzettler darunter sind. Den Verlust des Militärs kennt man noch nicht genau. Oberst Graf Schulenburg ist durch den Kopf geschossen, Lieut. v. Wulffen vom Regt. Alexander todt, Lieutenant v. Zastrow II. vom 2. Garde-Ulanen-Regiment todt oder schwer blessirt. Dies weiß man zuverlässig. Von sonstigen Gerüchten schweige ich. — Am Abend mehr! Der Allmächtige Gott gewähre uns in Gnaden Gutes!

---

[1]) Es ist die bekannte Proklamation König Friedr. Wilhelms IV. „an meine lieben Berliner", „geschrieben in der Nacht vom 18. zum 19. März", über deren Entstehung unlängst Erörterungen in der Presse zwischen Fürst Bismarck und dem Sohne des Minister von Bodelschwingh stattfanden. Die in Bleistift geschriebene Abschrift war dem Briefe Roons beigefügt. (Der Herausgeber.)

Nachmittags. Ach, — meine Seele ist betrübt bis in den Tod! Gott hat den bittern Kelch nicht an uns vorübergehen lassen. Das Bitterste, was kommen konnte, ist da, wie es scheint; doch kommt vielleicht noch Herberes, wer weiß! Wir stehen vor den Thoren der Republik. — Nun höre! Man hat allerdings die Barrikaden von Seiten des sogenannten Volks hinweggeräumt; man hat allerdings dem Könige, wie er gewünscht, eine Deputation geschickt, aber weder jene noch diese Maaßregel kann als ein Akt der Unterwerfung angesehen werden, denn Tumult und Wuthgeschrei auf den Straßen dauern fort, und die Deputation hat nicht Verzeihung, sondern — neue Konzessionen verlangt. Die siegenden Truppen hat man unter Schmach und Beschimpfung zurück, d. h. großentheils aus der Stadt gezogen! Die dort in Bewachung des Schlosses und Zeughauses zurückgebliebenen sehen vielleicht die nächste Sonne nicht mehr, wenn es dem „souveränen Volk" gefallen sollte, auch die Tuilerien-Szene nachzuäffen und zu der Ermordung der Schweizer ein Seitenstück zu liefern. — Prinz und Prinzeß Karl sind heute Nachmittag gleichfalls hierher geflohen; die Königin wird erwartet. Die Stadt ist voller Flüchtlinge, die sich vergebens nach einem Unterkommen umsehen. Die Aufregung in Berlin soll unbeschreiblich sein. Was wird die gährende Masse gebären? Hätte man die Ordnung ernstlich handhaben wollen, die Truppen würden sie vielleicht wiederhergestellt und nicht eher daran verzweifelt haben, als bis der letzte Mann gefallen war. Aber nein! Als die halbe Arbeit gethan, als Hunderte, vielleicht Tausende gefallen, macht man sie unnütz und der ganze gesellschaftliche Zustand steht mehr in Frage als zuvor. Selbst die Gefangenen muß man wieder herausgeben — o daß ich diesen Tag erleben mußte! „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du uns verlassen?" — Aber — mir steht solche Verzagtheit schlecht: „rufe Mich an in der Noth" ꝛc. Das Beste, was jetzt werden kann, was noch möglich, ist jene corruptible Repräsentativ-Konstitution, gegen die sich jeder Unbefangene bis dahin zu sträuben Recht und Anlaß hatte. Aber es bleibt nichts Anderes, Günstigeres zu erwarten. Ob Männer wie Schwerin, Auerswald, Beckerath u. s. w. jetzt noch möglich sind, ist eine Frage, deren Bejahung ich für ein Glück ansehen würde. Geht man aber in Berlin bis zur Republik, so halte ich dafür, daß die Provinzen sich dem nicht anschließen werden. Wäre nur der König in Sicherheit. — Gott sei mit Euch, Ihr Theuren und Geliebten; lasset Euch die Traurigkeit nicht überwältigen! „Gott lebt! wie sollt Ihr traurig sein?" O, erhaltet Euch den Glauben, den einzigen Trost in Trübsal; murret nicht! aber — dies Alles rufe ich mehr mir selber zu als Euch; ich bedarf's! — Eben ist auch die Fürstin Liegnitz angekommen. — Glücklich, wer jetzt noch jung, noch in neue Bahnen lenken kann ohne Schmerzen, ohne einen Theil seiner Persönlichkeit aufzugeben, aber ich und meines Gleichen — o! da giebt es keinen Trost als den Kummer ausschütten in ein treues Herz wie das Deine. — — —

Potsdam, 20. März 1848, mittags.

Heut morgen habe ich lange geschlafen; Leib und Seele bedurften der Ruhe. Aber ich bin erwacht mit demselben Herzweh, mit dem ich eingeschlafen.

Ja, ich bin sehr traurig. Ein so großes Herzeleid habe ich bisher nicht gekannt; es könnte nicht größer sein, wenn mir das Theuerste dahin stürbe. Zwar ist dies Gefühl der Trauer nicht ganz rein, ich ahne es, aber ich vermag das Unrechte darin noch nicht herauszufinden. — Aber Klagen und Grübeln ist jetzt nutzlos; jetzt gilt es, die Zähne zusammen zu beißen und sich wieder zu finden in der neuen Lage der Dinge. So lange noch zu wählen ist zwischen verschiedenen Zuständen, so lange noch verschiedene Ziele möglich sind, ist es Pflicht, sich demjenigen zuzuwenden, das man für das relativ wünschenswerthere hält, und sich jedes anderen nach Kräften zu erwehren. Also jetzt, wo der König sich für constitutionelles Wesen erklärt hat, so daß er ohne nie zu billigenden Wortbruch nicht mehr in andere Bahnen gehen kann; jetzt, wo zugleich die Hydra der Anarchie und das mit Recht zu fürchtende Gespenst der Pöbel-Tyrannei zu fürchten ist: jetzt mit allen Kräften in das neue Schiff, wenn auch mit gebrochenem Herzen, um in dem drohenden Zusammensturz aller gesellschaftlichen Ordnung nicht alle höheren Interessen des Lebens untergehen zu lassen. Aber es ist schwer und thut weh, die Überzeugung eines ganzen Lebens auszuziehen, wie ein verbrauchtes Kleid, und ein Rezept zu verschlucken, dessen Ingredienzien uns anwidern! Das ist so in wenig Worten ungefähr der Inbegriff meiner Gedanken und Empfindungen, wiewohl noch unendlich Vieles sonst mir durch Kopf und Herz fährt, das in der Eile, mit der sich die Ereignisse folgen, nicht zur völligen Gedankenklarheit, nicht bis zur Präzision des Ausdrucks gelangt. Mir brummt der Kopf im eigentlichsten Sinne von dem Gewirr rings umher, und das Gemüth ist unfähig, alle die Eindrücke in sich zu verarbeiten, die darauf einstürmen.

Den 21. Morgens $10\frac{1}{2}$ Uhr. Ich eile, Dir Nachricht von mir zu geben, sind es auch nur wenig Worte. Der gestrige Tag war wieder voll herzbrechender Aufregung, kein Freudentag für meinen nun zwanzigjährigen Prinzen[1]). Aber ich will nur die Hauptthatsachen geben. Prinz von Preußen ist der Gegenstand des allgemeinen Abscheu's in Berlin; ihm giebt man alles Blutvergießen Schuld. Sein Palast trägt, um vor Plünderung geschützt zu sein, in ellenlangen Buchstaben die Inschrift: „Eigenthum der Nation.“ Man will ihn und seinen Sohn ausschließen von der Thronfolge, Prinz Karl ist deswegen dringend aufgefordert nach Berlin zu kommen, geht aber aus verschiedenen Gründen nicht hin, wie es scheint. Die jungen Prinzen und Prinzessinnen sind gestern abgereist und hoffentlich in Sicherheit. Auch der Prinz von Preußen ist es. Man sagt, die Frechheit sei so weit gegangen, einen Preis auf seinen Kopf zu setzen, und verschiedene — haben sich verschworen ihn zu verdienen. Damit hat es aber gute Wege. Die Truppen haben Berlin ganz geräumt; ich glaube, daß nur die Artillerie noch in ihrer Kaserne ist und eine kleine Abtheilung Grenadiere im Schloß. Von den Prinzen ist allein Prinz Albrecht in Berlin, der sehr beliebt sein soll. König und Königin werden im Schloß von Bürgern bewacht

[1]) Prinz Friedrich Karl's Geburtstag fiel auf den 20. März.

(ob auch beschützt — ist leider in Frage), die zu den Wohldenkenden gehören. Personen, sehr zuverlässige, die gestern in Berlin waren, kamen sehr beruhigt, d. h. für den gegenwärtigen Augenblick sehr beruhigt zurück; versichernd, der König sei der Abgott der guten Bürger; sie schwören, den letzten Blutstropfen für ihn lassen zu wollen. Gott gebe, daß diese Probe nicht von ihnen verlangt wird, denn ich fürchte, sie würden nicht darin bestehen. Aber leider ist die Besorgniß nicht ungegründet, daß die anarchische Partei die Oberhand behalten, oder doch für den Moment bekommen könnte. Schon jetzt giebt es Viele, die bitter beklagen, daß die Bürger nicht mit den Truppen gemeinsame Sache gemacht — ganz wie in Paris — aber — für Blinde giebt die Geschichte kein Licht! ich fürchte, der Tag wird kommen, wo die Bürger von Berlin selbst die Truppen herbeirufen möchten, wenn sie es noch wagen. — In der verflossenen Nacht ist wieder eine große Aufregung gewesen, indem man, natürlich in heimtückischer Absicht, die Nachricht durch die Gassen geschrieen und von allen Thürmen geläutet, die Stadt sei in Gefahr, denn der Prinz von Preußen rücke mit einem Armee-Corps gegen die Stadt. Eine neue Aufregung steht heute bevor, denn auf heute ist das Begräbnis der Gefallenen anberaumt. Gott schütze den König vor neuen Demüthigungen! Ein weiterer Spektakel steht in einigen Tagen bevor, die Revue über die Bürgergarde. Man muß ja Alles nachahmen. — — Diese Bürgergarde hat Flinten aus dem Zeughause erhalten, aber die Vertheilung soll ordnungsmäßig geschehen sein und nur an solche, denen man Gutes zutraute oder — zutrauen mußte. Studenten und Juden spielen eine große Rolle darin. Patronen hat man ihr bis jetzt nicht gegeben. Die eigentlichen Anarchisten sind aber auch nicht ohne Waffen, wenn auch ohne königliche. Sie haben gelernt damit umzugehen. Die befreiten Polen, Mieroslawski an der Spitze auf den Schultern schmutziger Fanatiker, haben einen feierlichen Zug, unter ungeheurem Jubel, durch die Stadt, die Linden herunter zum Schloß gehalten, man sagt, der König habe sich entschuldigen müssen gegen sie. Sie werden wissen, was sie zu thun haben. — Posen ist verloren, eine Einmischung Rußlands kann nicht ausbleiben, und der Krieg wird vielleicht an der Ost- und West-Grenze zugleich entbrennen, hier für die Revolution, dort dagegen. Der bewaffnete Teil unserer Nation, d. h. der preußischen, ich meine Heer und (?) Landwehr könnten noch einen wenngleich blutigen, doch, wie ich nicht zweifele, günstigen Umschwung der Dinge herbeiführen, wenn die Provinzen sich dafür aussprächen und wenn wir — einen Mann fänden. Noch halten die gewohnten Bande; die Truppen sind noch nicht entmuthigt; noch weiß man von keinem Übertritt. Aber es bedarf einer Fahne, um die man sich sammeln, der man vertrauen kann. —

Meine Parthie ist genommen, Du weißt es: bis zum letzten Hauch. Aber noch dürfen wir hoffen. Klage nicht, Geliebte! der Herr, der die jungen Raben speist, wird auch Dich und unsere lieben Kinder nicht verlassen. Wann ich zu Euch, ob ich zu Euch kommen kann, vermag ich jetzt nicht zu übersehen. Wer kann über die nächsten 5 Minuten disponiren! Gott dem Herrn muß man, jetzt mehr als sonst, Alles anheimgeben. — —

Potsdam, 22. März.

— — — Daß der König gestern mit der dreifarbigen Fahne und Kokarde in Berlin umhergeritten ist und an, ich glaube, 7 Straßenecken zu der ihn zum deutschen Könige ausrufenden Menge gesprochen hat, wirst Du wohl schon durch die heutigen Zeitungen erfahren; und daß im gegenwärtigen Augenblicke eine neue Komödie aufgeführt wird, die Beerdigung der Gefallenen, wobei sich der König ohne Zweifel zu neuen Demüthigungen wird entschließen müssen — war Dir schon bekannt.

Was wird nun werden? Das ist die Frage, die sich jetzt Jeder aufwirft, und die kein Mensch zu beantworten vermag. Die konstitutionelle Monarchie nach dem bekannten Rezept ist jetzt das Günstigste, dem wir entgegen gehen. Die Republik (die nach einem unverbürgten Gerüchte in Breslau bereits proclamirt sein soll) und mit ihr die Anarchie haben aber, wenigstens was die großen Städte betrifft, wie ich glaube, ebenso viel apparence. Das ist nicht meine Befürchtung allein, nein! in Berlin selbst scheint die Partei der Ordnungsliebenden, d. h. der Besitzenden selbst an der Möglichkeit ihrer ferneren Herrschaft zu verzweifeln. Den Leuten wird bange, auch verträgt sich der Wachtdienst weder mit ihrem Geschäft noch mit ihren Gewohnheiten. Deshalb ruft man laut nach der Rückkehr der Truppen. Aber diese haben nicht große Lust dazu, und wenn der Befehl des Königs dazu erfolgen sollte, so fragt es sich, ob man einen solchen nicht als erzwungen und daher als ungültig ansehen wird. Ich bin der Meinung, daß man dennoch wird gehorchen müssen, um größeres Unheil zu verhüten, und zweifle nicht, daß bei der nächsten Emeute die Bürger mit den Truppen gemeinsame Sache machen werden. Aber der Eifer ist im Ersterben; Alles geht mit knirschenden Zähnen und hängenden Flügeln umher. Noch halten die gewohnten Bande. Aber muß nicht am Ende der Geist, der Muth der besten Truppen gebrochen werden, wenn sie das, wofür sie glühen, von einer Herabwürdigung zur andern gedrängt sehen? Und dabei die in Allen lebendige Überzeugung, nicht besiegt sondern lediglich durch Denjenigen gelähmt worden zu sein, für Dessen Majestät so viele Brave . . geblutet haben! Und dazu der Hohn, der Übermuth des Herr gewordenen Pöbels . . . Unter diesen Umständen trübt sich der Blick in die Zukunft gewiß nicht ohne Grund, und was sonst, unter andern Umständen, vielleicht mit Jubel begrüßt worden wäre: die drei Farben, die Deutschlands Einheit bedeuten und Preußens Größe bezeichnen konnten, diese rufen Schamröthe auf die Wangen und Thränen in die Augen bärtiger Männer, weil sie die Ohnmacht des Königs, den Untergang Preußens am deutlichsten bekunden. — —

Man ist gespannt auf das Verhalten der Provinzen. Aus der Mark, Pommern, Sachsen, vielleicht auch aus Westfalen und Preußen erwartet man nicht ohne Grund Gegen-Demonstrationen; vom Rheinland gesetzmäßige Ruhe, von Posen Aufstand und Abfall. Wie sich das Alles entwirren wird, wer vermag es zu sagen! — hier läuft seit heute Morgen das Gerücht um von einer

Contre-Revolution in Paris. Das könnte uns vielleicht etwas helfen. Doch wer weiß! wer weiß, wie der heutige Tag in Berlin endigen wird.

— — — Sodann bitte ich mein Sattelzeug etc. baldigst hersenden zu lassen . . . Denn es kann sich ereignen, daß ich hier plötzlich zu Roß steigen muß; ich denke daran, mir hier ein solches Geschöpf zu kaufen. — —

Abends. Nun noch zum Schluß die tröstliche Nachricht, daß die Beerdigungs-Szene, wie mir eben Otto Bismarck und Andere berichten, ohne Störung vorübergegangen ist. Der König hat sich auf dem Balkon gezeigt, mit dem Ausdruck des Leidens. Was werden soll und wird, bleibt dennoch ungewiß. Die Berichte über die dortigen Zustände widersprechen sich jeden Augenblick. Gott sei mit Euch! — —

Potsdam, 24. März 1848.

— — Meine heutigen Nachrichten werden Euch einigermaßen beruhigen können. In Berlin scheint man sich sehr abzukühlen. Zwar ist der Boden, auf dem Thron und Staat zur Zeit ruhen, noch immer ein vulkanischer, und möglich ist noch in jedem Augenblicke irgend eine neue Eruption; eine solche ist mir sogar sehr wahrscheinlich, allein ich hoffe, sie wird dann glücklich gedämpft werden. Denn die große Mehrzahl der Berliner laborirt jetzt sehr am Katzenjammer und möchte Manches ungeschehen machen. Sie schämen sich, weil aus allen Provinzen die lautesten Mißbilligungen einlaufen; sie fühlen, daß die Demüthigung des Königs sie selbst herabsetzt, und daß Deutschland deßhalb offenbar mit vermindertem Vertrauen auf Preußen blickt. In Breslau sind Demonstrationen gemacht, aber wie es scheint, glücklich beseitigt worden. In Posen sind Unruhen gewesen, aber sie haben nicht zu ernsten Konflikten, sondern nur zu einer Deputation nach Berlin geführt; die Garnison hat sich jedoch in das Fort Winiary, das die Stadt beherrscht, zurückgezogen. In Stettin und Magdeburg ist die Ruhe glücklicherweise nur unbedeutend gestört und die Ordnung erhalten worden. In Berlin wird der Ruf nach der Rückkehr der Garnison täglich lauter. Man spricht von Ehrenpforten, Kränzen und feierlicher Einholung und erklärt sich zu jeder Satisfaction bereit, denn man findet das Soldatenspielen entsetzlich unbequem und sieht sehr deutlich ein, daß man einem ernsthaften Zusammenstoß mit der Canaille nicht gewachsen ist. Aber es ist hier wenig Sehnsucht nach jener Rückkehr; ich befürchte sogar nicht ohne Grund, daß ein plötzlicher Befehl dazu vielleicht zum Abschiednehmen ganzer Offizier-Corps führen würde. Man wird auch die den braven Truppen von Seiten der feigen Crapüle widerfahrenen Beschimpfungen nicht sobald vergessen. Man knirscht vor Zorn, wenn man erzählt, wie die siegreichen, lediglich auf Allerhöchsten Befehl zurückziehenden Truppen von dem Gesindel geschimpft, gelästert, angespieen worden sind, ohne daß man, um nicht ungehorsam zu sein, etwas dagegen unternehmen konnte. —

In wenigen Tagen wird hier der deutsche Fürstentag eröffnet werden. Dann kann und muß der König nach Potsdam kommen, und damit schwindet der Wunsch der Wohlgesinnten. die jetzt zum Schutze des Königs je eher je lieber

die Truppen nach Berlin zurückführen möchten. Eine gesetzliche Verpflichtung, Berlin mit Garnison zu versehen, existirt nicht. Im Gegentheil hebt ja die so heiß erstrebte und jetzt bewilligte Volksbewaffnung auch das polizeiliche Bedenken. Mögen sich die bewaffneten Herren Gevatter Schneider und Handschuhmacher selber schützen vor den lieben Proletariern, mit denen sie sich in der allgemeinen politischen Besoffenheit so intim liirt haben. —

Der König ist gestern zum ersten Mal seit der Katastrophe wieder spazieren gefahren und gegangen, ohne belästigt zu werden. Er selbst, auch die Minister, scheinen wieder Muth zu fassen. Darauf besonders beruht die Hoffnung derjenigen, welche eine allgemeine Auflösung aller gesellschaftlichen Ordnung fürchten mußten. — Aber noch immer liegt die Zukunft hinter einem schwarzen Gewitterhimmel. . . Der Fürstentag wird nicht viel bedeuten. Der zum 2 ten zusammentretende Vereinigte Landtag wird, wenn er überhaupt noch möglich, den Charakter einer assemblée constituante annehmen; die damit verbundenen Stürme und Aufregungen können furchtbar, können zerstörend sein. — Ja wohl! Gott allein kann helfen. Das ist gerade jetzt so ein Fall, wo die allgemeine Rathlosigkeit die Menschheit recht mit der Nase darauf stößt, wo sie allein Hülfe suchen und finden kann. —

Zum Schlusse Dir und der lieben M. nochmals meinen herzlichsten Dank für die lieben Zeilen, die mich sehr erquickt haben. Ihr seid ein Paar tapfere Frauenzimmer, aber Ihr habt auch guten Grund dazu, denn Ihr habt Euren Muth aus dem wahren Lebensborn geschöpft, dessen immer sprudelnde Fluth Herz und Seele erfrischt. Trinkt fleißig daraus, wie bisher! — Tausend herzliche Grüße an Bismarck[1]), auch an Deinen andern Patienten[2]), dessen Vater[3]) ich gestern auf einige Stunden bei mir zu sehen die Freude hatte. Du kannst Dir wohl denken, daß diese Freude nicht ohne Wehmuth, ja, nicht ohne recht erschütterndes Herzeleid war. —

Küsse mir die Kindlein und ermahne sie in Liebe und Geduld zu allem Guten. Auch die Freunde, die sich Deiner so freundlich erinnern, Hollweg[4]), den Oberbürgermeister, Arndt, Perthes, Mendelssohn u. s. w. grüße aufs Innigste. — In Liebe und Treue

Dein Albert v. R.
R. v. D.

---

[1]) Graf Bismarck-Bohlen, der krank in Bonn zurückgeblieben war.

[2]) Reinhold von Thadden, damals Student, ist gemeint.

[3]) Der Abgeordnete v. Thadden-Trieglaf, der u. a. auf dem Vereinigten Landtage eine so hervorragende Rolle spielte.

[4]) Herr v. Bethmann-Hollweg, der spätere Kultus-Minister.

(Fortsetzung folgt.)

Im schwarzen Weltteil.

Von

Ernst II., Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha.

Der demnächst (bei W. Hertz in Berlin) erscheinende dritte Band von „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit" von Ernst II., Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, enthält unter obigem Titel ein Kapitel, das die im Frühjahr 1862 nach Ägypten und den Bergen im Norden Abessiniens unternommene Reise Seiner Hoheit des Herzogs schildert. Es ist uns vergönnt, einige Abschnitte daraus mitzuteilen.

1. Einleitung.

Zu Zeiten will es scheinen, als ob zwischen dem Laufe der Weltbegebenheiten und unseren persönlichsten Lebensschicksalen ein unaufgeklärter Zusammenhang verborgen wäre. Wenn in Epochen allgemeinen Niederganges und allgemeiner Irrungen auch im engsten Kreise und in den nächststehenden Familienverhältnissen verhängnisvolle Wendungen eintreten, wie ich sie soeben zu erfahren hatte, so meint man unwillkürlich etwas unternehmen zu sollen, wodurch man sich wenigstens für einige Zeit dem Wirrsal der erhaltenen Eindrücke zu entziehen vermöchte.

Die unglückselige Jahreswende von 1861—62 erschien mir in der That als einer jener bezeichneten Momente: der Bruder tot, auch im eignen Hause manches Trübe, wie der Verlust einer alten Dienerin der Herzogin, und der schwere Undank eines Mannes, den ich selbst emporgehoben hatte, — ich will den Leser nicht mit Schilderungen von solchen peinlichen und für das Allgemeine doch nicht wichtigen Erlebnissen ermüden. Aber in so trauriger Lage war es, als ich in den ersten Tagen des Januar wie alljährlich die Übersiedelung meines Hofes von Koburg nach Gotha bewirkte.

Es war ein besonderer Zufall, durch welchen in diesem Augenblick meine Aufmerksamkeit, ich möchte sagen glücklicherweise, von einer Angelegenheit ganz anderer Art gefesselt wurde. Als ich in Gotha anlangte, fand ich die wissenschaftlichen Kreise meiner kleinen, aber damals geistig desto rührigeren Residenz in großer Bewegung und Bekümmernis über die letzten mißglückten Unternehmungen zum Zwecke der Erforschung von Afrika. Seit einer Reihe von Jahren war Gotha der Zentralpunkt und das Hauptquartier der neueren Forschungsreisen und geographischen Entdeckungen, und wenn es auch nicht meine Absicht sein kann, die anerkannten und jedermann bekannten Verdienste des geographischen Instituts und insbesondere des Dr. Petermann und seiner Mitarbeiter hier im Zusammenhange vorzuführen, so darf ich doch erwähnen, daß meine Teilnahme an jenen wissenschaftlichen Bestrebungen, welche dem Hause Perthes und unserem Gotha den dauerndsten Ruhm verliehen haben, stets die aufrichtigste und herzlichste war.

Als gegen Ende der fünfziger Jahre nach der Rückkehr Barths aus Afrika die Spuren des Dr. Vogel, welcher sich nach seiner Trennung von Barth nach Sokoto und Jokoba und in die südwestlich vom Tsad-See gelegenen Landschaften

begeben hatte, vollständig verschwunden waren, wünschte man von vielen Seiten eine neue Expedition zur Auffindung Vogels. In Gotha hatte sich ein Komitee gebildet, in welchem sich Barth, Burmeister, Petermann, Uhle, Brehm und andere bekannte Männer befanden, welche mir am 15. Juli 1860 das Präsidium antrugen. Da ich dasselbe gern übernahm, so wendete ich mich persönlich an eine große Anzahl von Fürsten und Herren um Unterstützung für die auszurüstende Expedition, an deren Spitze Dr. Theodor von Heuglin zu treten bereit war, der durch seine Reisen im Gebiete des blauen Nil und längs der Küste des roten Meeres für diese Stellung aufs beste gerüstet war.

Gleichzeitig wurden auch Herr von Beurmann und Werner Munzinger von Gotha aus unterstützt und zu bestimmen gesucht, sich der Expedition des Dr. Heuglin anzuschließen. Indessen waren aber zwischen diesen verdienstvollen und mutigen Reisenden gewisse Meinungsverschiedenheiten über die Ziele ihrer Unternehmungen entstanden, und gegen Ende 1861 war man in Gotha zu der Überzeugung gekommen, daß die Auffindung des Dr. Vogel weder Herrn von Heuglin noch Munzinger gelungen sei, so außerordentlich wichtig und lehrreich die Nachrichten derselben, von denen der eine sich nach Westen wandte und das Marebgebiet und die längs des Atbara nach Chartum führenden Wege erforschte, während der andere, Heuglin und sein Begleiter Steudner nach Abessynien vorgedrungen, auch an und für sich sein mochten. Man befand sich unter diesen Umständen zur Zeit, als ich anfangs 1862 in Gotha eintraf, in den beteiligten Kreisen in einer Art von enttäuschter Stimmung.

Gegen Ende Januar hielt Herr Dr. Petermann einen öffentlichen Vortrag, in welchem die gesamten neuesten Entdeckungsreisen aufs gründlichste beleuchtet und die Wunder und Schönheiten der Bogosländer in fast schwärmerischer Weise besprochen worden waren. Es war viel und lebhaft über die neuesten Reisen diskutiert worden, und mein Eifer bei der Sache schien die Herren einzuladen, mir selbst vorzustellen, daß ich meine bewährte Reiselust hier mit den besten wissenschaftlichen Zwecken, und vor allem auch mit den größten Reizen der Jagd zu verbinden in der Lage wäre, wenn ich mich selbst an die Spitze einer kleinen Expedition in jene Tropenländer stellen wollte. Der Umstand, daß in unserer Gesellschaft sich ein so bewährter Reisender wie Gerstäcker befand, der die ganze Welt gesehen, Afrika aber noch nicht kannte, trug einiges dazu bei, das Abenteuer noch verlockender zu machen. Die Anwesenheit meiner beiden Neffen, des Fürsten Hermann Hohenlohe und des Prinzen Eduard Leiningen, welche mit der Raschheit der Jugend ihre Teilnahme sogleich erklärten, beschleunigte meinen Entschluß, sofort eine Reisegesellschaft zu bilden.

Wenn es nun auch nicht geradezu mein Zweck sein konnte, etwas zur Auffindung Vogels zu thun, so schien es mir doch möglich, manches über das Geschick der deutschen Reisenden in Afrika zu erfahren, und jedenfalls war es erwünscht, durch persönliche Anschauung genaueres festzustellen, vielleicht selbst von Ägypten und der Ostküste einiges Förderne zu vermitteln.

Hierbei kam auch noch die von mir und meinem Bruder gegründete ornithologische Sammlung in Koburg in Betracht. Wir hatten dieselbe im strengsten Sinne des Wortes persönlich seit unseren Knabenjahren geschaffen; nun konnte die Vermehrung und Vervollständigung derselben nicht besser gefördert werden als durch eine Reise in die Gebiete nördlich von Abessinien, welche naturhistorisch damals noch äußerst wenig ausgebeutet waren. In dieser Rücksicht wählte ich außer Gerstäcker und dem Maler Kretschmer auch Herrn Dr. Brehm zu meinem Begleiter.

Als ich einmal den Entschluß gefaßt hatte, mit meiner Reisegesellschaft, welche schließlich auf 22 Personen, Herren und Frauen, Diener und Dienerinnen, gestiegen war, die Freuden und Leiden der heißen Zone zu erfahren, wurde rasch der Reiseplan entworfen und sofort die nötige Vorbereitung getroffen. Sowohl die Königin von England als der Vizekönig von Ägypten und der Sultan durch Vermittelung des Großveziers waren zuvorkommend bereit, die Reise auf alle Weise zu erleichtern.

Der Plan war folgender: Über Wien nach Triest, von da auf einem Dampfboot der Lloydgesellschaft nach Alexandrien. Nur eine kurze Zeit war für Unterägypten und eine Nilfahrt bis nach Theben in Anschlag gebracht; das eigentliche Ziel aber sollte Massaua sein, welches von Suez aus auf einem englischen Schiffe zu erreichen war.

Von Massaua war bestimmt, durch die Wüste Samhar und die Gebirge der Habab zur Hochebene der Mensa vorzudringen, von da sollte in nordwestlicher Richtung zu den Bogos gewendet werden. Keren war der äußerste Punkt, welcher in der für die Reise disponiblen Zeit erreicht werden konnte. Das in Gotha nach sorgfältiger Beratung, an welcher Dr. Petermann teilnahm, festgestellte Programm wurde, wie sich zeigen wird, auf das sorgfältigste ausgeführt.

Da die Reise auch für Damen besonders in betreff des ersten auf Ägypten sich beziehenden Teils so viel des Anziehenden darbot, so entschloß ich mich trotz aller erhobenen Bedenken, dem Wunsch der Herzogin, uns zu begleiten, nachzugeben. In ihrem Gefolge war Major von Reuter und Frau, Frau Brehm und Fräulein Meßmer.

Bevor ich indessen die weite Reise antrat, begab ich mich noch anfangs Februar auf einige Tage nach Berlin, wo ich den Majestäten sowie den kronprinzlichen Herrschaften die traurige Berichterstattung über meinen schweren Gang nach England schuldig war, welcher der letzten Ehre des teuern Bruders gegolten hatte. Seiner untröstlichen Tochter konnte ich nur ein schwaches Bild von dem Erlebten geben, und diese Erinnerungen erleichterten mir nicht den eigenen Abschied, da man sich doch sagen mußte, die Reise gehörte nicht zu jenen, für welche die stärksten Garantien des Wohlergehens gegeben sind.

Auch in größeren Kreisen wurde unterdessen die Nachricht von meiner afrikanischen Expedition verbreitet. Vielen schien es unbegreiflich, daß ich mich in einer Zeit, wo alle politischen Angelegenheiten, an denen ich den regsten Anteil genommen hatte, gleichsam spruchreif werden konnten, auf unbestimmte Zeit aus

dem Vaterlande hinwegbegeben wollte. Unter denen, welche also dachten und die mich infolge des Gerüchtes von der Reise mit abmahnenden Zuschriften überhäuften, war ohne Zweifel der interessanteste Wilhelm Rüstow. Mit der ganzen ihm zu Gebote stehenden stilistischen Kraft suchte er mich zu überzeugen, daß ich durch meine Reise einen großen politischen Fehler beginge.

Man war etwas zu sehr geneigt. allen meinen Schritten, ja selbst einer in ihrer Entstehung so sehr erklärlichen und ansprechenden Reise irgend welche politischen Motive unterzuschieben. Das war der Charakter jener Zeit; ein Mann wie Rüstow würde es als eine Vernachlässigung seiner politischen Pflichten gehalten haben, nicht seine Stimme zu erheben, wenn ein Fürst, von dem er mit Recht oder Unrecht einen regen Anteil an den vaterländischen Angelegenheiten voraussetzte, etwas Ungewöhnliches, wie eine „Reise zu den Hottentotten," wie er sich wenig exakt ausgedrückt hatte, unternahm.

Bevor man sich indessen noch die Gründe zurechtgelegt haben mochte, welche meine alte Wanderlust in dieser Zeit neu erweckte, war unsere illustre Reisegesellschaft bereits im Begriff nicht allein dem europäischen Leben und Weben, sondern selbst den vaterländischen Moden in Kleidung und Nahrung für eine Weile zu entsagen. Denn schon am 21. Februar verließen wir Koburg, um nach kurzem Aufenthalte in Wien und Triest uns nach Alexandrien einzuschiffen.

2. Die Elephantenjagd.

Der 17. April 1865. Obgleich dieser Tag zum Ausruhen bestimmt war, duldete es uns nicht im Lager, magisch zogen uns die immer grünen Gebirge wieder an; schon am frühen Morgen eilte ein jeder von uns hinaus in die Waldeinsamkeit.

Hermann [1]) hatte dasselbe gethan, von einem einzigen schwarzen Diener, Takulu, begleitet, dem einige Jagdgerätschaften und eine Flasche Rum aufgepackt waren. Rüstig klommen sie die Gebirge entlang und waren schon mehrere Stunden gewandert, als der Schwarze, von Neugierde und Naschlust gereizt, mit der Rumflasche Bekanntschaft schloß. Er nippte im geheimen so lange und so oft, bis er seiner Sinne nicht mehr mächtig war; nur taumelnd folgte er dem emsig forschenden, vor ihm schreitenden Jäger. Erst als es zu spät war, wurde dieser den trunkenen Zustand seines Begleiters gewahr und konnte letzteren nicht verhindern, bei einem Fehltritt auf einer glatten Granitplatte von dieser herab in die dornigen Büsche zu stürzen. So unsanft der Fall auch gewesen war, so umfing den trunkenen Wilden doch bald ein betäubender Schlaf, und Hermann blieb nichts weiter übrig, als sich mit allem zu beladen und bei bereits glühender Sonnenhitze den Rückweg allein anzutreten. Als er ins Lager heimkehrte, wurden Takulus' Gefährten von dem Unfall in Kenntnis gesetzt und beauftragt, den Trunkenbold aufzusuchen und zurückzubringen. Nach Verlauf weniger Stunden kehrten die ausgesendeten Schwarzen in nicht geringer Aufregung zurück, da sie ihn nicht gefunden; ihre

---

[1]) Fürst Hermann Hohenlohe.

drohenden Mienen und Geberden gaben nicht undeutlich zu verstehen, daß sie Hermanns Aussage nicht trauten und irgend einen andern Zusammenhang der Geschichte ahnten.

Auch erschien bald ein ganzer Schwarm Eingeborener in höchster Erregtheit und ließ durch die Dolmetscher erklären, wie sie vermuteten, daß Hermann ihren Freund erschossen und im Gebirge liegen gelassen habe; Takulu sei Mohammedaner, und dessen Tod durch die Hand eines Christen würde sofort blutigen Streit zwischen den Glaubensgenossen der verschiedenen Religionen erregen, Blutrache müsse gesühnt werden. Es kam zu eben so langen als lauten Verhandlungen, welche auf tragikomische Weise nur dadurch beendet wurden, daß der Fürst sich entschloß, von einigen Wilden als Zeugen begleitet, den trunkenen Diener selbst wieder aufzusuchen. Takulu wurde noch im sanften Schlafe angetroffen, geweckt und, von seinen Freunden geführt, zurückgebracht. Als der Zug das Lager betrat, herrschte von seiten der Eingeborenen freudige Überraschung, während die übrigen Jäger die komische Prozession mit lautem Lachen empfingen.

Noch saßen wir alle im heiteren Kreise beisammen, die frische Nachtluft genießend, scherzend und lachend, gehüllt in die Rauchwolken der unvermeidlichen Tschibuks, als aus dem Dunkel mit lautlosem Schritt ein wild aussehender Eingeborener in unsere Mitte trat.

Seine kleinen Augen funkelten, und mit erregter Miene hielt er einen längeren, uns natürlich ganz unverständlichen Vortrag. Mein treuer Negusi wurde herbeigerufen und verdolmetschte zu unser aller Freude folgenden Bericht: Der vor ihm stehende Bogos sei der erfahrene Jäger Sagudo, der, uns von Keren folgend, von mir den Auftrag erhalten habe, die höheren Gebirge zu durchsuchen, um womöglich Nachricht zu bringen, ob wirklich noch Elephanten in unserer Nähe weilten. Wir hatten nämlich, trotz der vorgefundenen Spuren, stets daran gezweifelt.

Der Bericht lautete weiter, daß der Jäger mehrere Trupps jener riesigen Tiere einige deutsche Meilen von uns in nordwestlicher Richtung an den Abhängen des hohen Gebirgsstocks Beit-Shakhan ruhig habe weiden sehen, und daß er vermute, die verheerenden Gäste dürften die Gegend nicht so bald wieder verlassen.

Die Aufregung war groß, und wenn auch von mancher Seite nicht geringe Zweifel erhoben wurden, so beschlossen wir dennoch einen Jagdzug auf den folgenden Tag. Meine Wenigkeit, Hermann und mein deutscher Jäger Martin sollten den Vortrab bilden, um die Stellung der Elephanten auszumachen und danach den Angriffsplan zu entwerfen; Eduard,[1] Mr. Cameron und Baron d'Ablaing sollten, von einem zweiten Elephantenjäger, in Person eines unserer Kameltreiber, geführt, uns etwas später folgen und an einem bestimmten Punkte mit uns zusammentreffen. Ferner wurde bestimmt, daß ein junger Mensaner und einer der uns von M'Kullu gefolgten deutschen Handwerksburschen sich den Jägern anzuschließen und auf ihren Rücken einige Lebensmittel mitzunehmen hätten. Die

[1]) Prinz Eduard Leiningen.

übrigen Herren waren teilweise nicht wohl genug, um sich der beschwerlichen Expedition anzuschließen, teilweise trauten sie auch nicht dem zweifelhaften Unternehmen.

Wir gönnten uns nur wenige Stunden Schlaf, wer hätte auch vor aufregender Erwartung einen ruhigen Schlummer finden können!

Um drei Uhr morgens, beim herrlichsten Mondschein, brachen wir auf und stiegen ununterbrochen, nur einzelnen Wild- oder Elephantensteigen folgend, bis gegen neun Uhr aufwärts. Wir mußten die das Mensathal begrenzenden Berge überschreiten, um eine andere Gebirgskette zu erreichen.

Nach einem kurzen Halt gewannen wir noch mittags die Höhen des Beit-Shakhan, wahrscheinlich die Spitze des Merrarabergs, die wir zwischen 8 und 9000 Fuß schätzten. Von hier aus wollte Sagudo die Elephanten gesehen haben.

Die Aussicht war allerdings weit genug. Ein Panorama lag vor uns, wie ich es nur an wenigen Orten Tirols und der Schweiz getroffen habe. Ein unabsehbares Meer grüner und brauer Berge, hier in den schönsten und weichsten Formen gelagert, dort wieder scharf gezeichnete Felsspitzen in pittoresken Gestalten vorstreckend, bot sich unseren Blicken. In weiter Ferne nach Osten bezeichnete ein goldner Streif die Fluten des Roten Meeres, nach allen übrigen Himmelsrichtungen reihten sich Gebirge an Gebirge, meist von gleicher Höhe. Wenn auch keine Elephanten getroffen werden sollten, so war das schwierige Besteigen jener Alpen schon hinreichend durch die unbeschreibliche Aussicht belohnt, deren wir uns hier zu erfreuen hatten. Ein kleiner Imbiß stärkte sowohl uns als die jetzt mit uns vereinigten Freunde. Die Sonne war glühend, dennoch erfrischte uns ein kühler Luftzug, und ausgestreckt im hohen Gras, schwelgten wir in den Genüssen der Natur.

Da trotz des schärfsten Beobachtens mit unsern besten Gläsern nirgend an den Abhängen jene grauen Ungetüme zu entdecken waren, und ich schon stark zu zweifeln begann, ob nicht die ganze Erscheinung der Elephanten vielleicht eine Mythe sei, so schickte ich mißmutig die beiden Elephantenjäger ab, um an tiefer liegenden Felshängen, die wir vermöge der Schatten und der eigentümlichen Verschiebung der dortigen Gebirgsformation nicht gut übersehen konnten, nach unserm Wild zu forschen. Auf ein verabredetes Zeichen sollten wir dann der Richtung, welche die Jäger genommen hatten, folgen.

Es mochte wohl zwischen zwei und drei Uhr sein, als ein für uns kaum hörbarer Ton das Ohr des uns begleitenden jungen Eingeborenen traf. Wie eine Schlange schnellte die nackte schwarze Gestalt aus dem Gras empor, und die heftigste, sich in den wunderlichsten Gesten kundgebende Aufregung bewies uns, daß ein Zeichen von unten gegeben sei. Rasch wiederholte er einen pfeifend gellenden Schrei, der nun auch, von der Alpenluft getragen, aus einem fernen, abgrundähnlichen Thalkessel zu unseren Ohren heraufdrang.

Wie durch einen Zauberschlag berührt, sprangen wir jetzt auf die Füße und griffen zu unseren Büchsen. Die reizende Aussicht war wie die Müdigkeit ver-

schwunden, die Sonnenstrahlen schienen nicht mehr heiß, und ohne weiter zu überlegen, was eigentlich geschehen sollte und was das Zeichen bedeute, trabte die ganze Gesellschaft über Steinblöcke und durch Dick und Dünn der Tiefe zu, aus der in abwechselnden Zwischenräumen das schon vorher gehörte Zeichen wiederholt wurde.

Der junge Mensaner, mit Schild und Speer an der Spitze, führte den Zug, und da ihn weder Kleidung noch Korpulenz am Laufen hinderte, so fiel er in ein wahrhaft gefährliches Tempo, für das nur die jüngsten Beine geschaffen zu sein schienen.

Der englische Konsul und unser deutscher Provisionsträger blieben bald zurück. Wir übrigen hielten aber, wie eine gute Meute Hunde, zusammen. Erst nach anderthalb Stunden trafen wir die beiden Elephantenjäger. Nur einige hundert Schritt folgten wir ihnen und sahen schon, zum allgemeinen Entzücken, auf der gegenüber liegenden Bergwand, zwischen dem Gestrüpp und unter alten Euphorbienbäumen, Elephanten ruhig ihr Diner verspeisen.

Auch in weiterer Entfernung gewahrten wir mit dem Glas einen größeren Trupp Elephanten an einem anderen Bergeshang.

Hier hätte nun ein Kriegsrat gehalten werden müssen, um, wie vorher verabredet, die Jagd zu besprechen. Hierzu ließen uns die aufgeregten Eingebornen aber keine Zeit. Sagudo ergriff mich beim Arm, schüttelte mich, als ob es gälte, Äpfel von einem Baum zu schütteln, wies mit grimmigen Geberden auf die unten äsenden Elephanten und riß mich mit sich fort. Hermann und meine Jäger folgten, während der andere Wilde Eduard und den Baron aufhielt, um in einer anderen Richtung mit ihnen zu verschwinden. Wir konnten nur so viel entnehmen, daß die Jäger beabsichtigten, mich und Hermann pürschend an einen Elephanten zu bringen, während die anderen Herren an einen sicheren und gezwungenen Wechsel gestellt werden sollten. Später bewies sich meine Annahme als richtig.

Vorwärts ging es in vollem Laufe durch Aloe, Kaktus und Mimosen. Bald waren die ohnehin defekten Hemden und Beinkleider zerrissen, und die glühende Sonnenhitze badete uns im Schweiß. Mit einem Male hielt der Jäger an, schnitt mir ein wütendes Gesicht und klopfte mit dem Lauf seiner riesigen Muskete auf meine Schuhe. Sein Wunsch war augenscheinlich der, daß ich von jetzt an die Pürsche barfuß — wie er ging — fortsetzen solle.

Aus meinen ebenso grimmigen Mienen und bezeichnenden Gestikulationen mochte er jedoch wohl entnehmen, daß die Sohlen unserer Füße nicht, wie die seinen, für Dornen und scharfe Steine geschaffen seien, und weiter ging es, eine Lehne hinab, durch einen ausgetrockneten Sturzbach hindurch und drüben einen steilen Graben hinauf. Wir folgten genau, in dem sonst undurchdringlichen Dickicht, den Windungen der kleineren Pfade, welche die Ungetüme sich, vor uns äsend, erst im Augenblick getreten hatten. Noch eine Weile und wiederum ging es eine Wand hinunter, und in langen Sätzen wollten wir eben die Felsen eines zweiten Sturzbachs überschreiten, als wir auf fünfzig Schritt vier Elephanten unter uns denselben Bach kreuzen sahen.

Atemlos hielt alles still. Ich riß meine Büchse an die Backen und wollte eben den größten Elephanten aufs Korn nehmen. Da fiel mir der Jäger in den Arm und machte solche furchtbare Grimassen, daß ich nichts Anderes glauben konnte, als er halte es noch für zu weit.

Die Elephanten, welche schlecht äugen, gingen unter uns vorüber.

Kaum waren sie aber auf der entgegengesetzten Wand verschwunden, als das Rennen unmittelbar auf ihrer Fährte wieder begann. Hiernach schien es die Absicht des Jägers zu sein, die Tiere einzuholen und mit den letzten auf wenige Schritte zusammen zu kommen.

Die Leidenschaft hatte uns alle erfaßt und jeglicher Überlegung der drohenden Gefahr, in der wir uns befanden, beraubt. Kaum mögen acht Minuten vergangen gewesen sein, als wir, der vermeintlich abwärts führenden Spur in langen Sprüngen von Fels zu Fels folgend, mit dem vordersten der Elephanten auf drei Schritte zusammentrafen. Die Tiere hatten einen auf uns zurückführenden Pfad eingeschlagen. Noch einen Schritt weiter und wir wären sämtlich verloren und zu Brei getreten gewesen.

Mit kühner Geistesgegenwart erfaßte der Jäger den Augenblick, und indem er einen gellenden Schrei ausstieß, stürzte er sich — gleich wie der Schwimmer von einem Springbrett in das Wasser — von dem erhöhten Standpunkte etwa zehn Fuß tief in ein wildes Kaktusdickicht hinein. Zum Besinnen hatten wir auch keine Zeit und machten fast instinktmäßig, den sichern Tod vor Augen, das Manöver nach.

Auf das furchtbarste zugerichtet, drückten wir uns, wie ein Kitt Hühner unter eine Krautstaude, hinter einen Granitblock. Die Elephanten hatten, durch die wunderbare Erscheinung erschreckt, selber eine Bewegung halbrechts gemacht, dergestalt, daß sie uns schräg abwärts in einer Entfernung von vielleicht zehn bis fünfzehn Schritt, jedoch ohne im geringsten flüchtig zu sein, die Flanke zeigten.

Der Augenblick zum Handeln war gekommen. Der Jäger, Hermann und ich waren mit einem Sprunge beinahe zu gleicher Zeit auf dem Felsen, der uns gerettet, die Büchsen flogen in die Höhe, und vier Spitzkugeln bohrten sich hinter das riesige Gehör des Ungetüms. Der Elephant war tödlich getroffen. Er hielt an und stieß jenen durch Gordon Cumming so wohl beschriebenen Schmerzenston aus, und wäre unsere Lage nicht so mißlich gewesen, hätten wir ruhig sein Verenden abwarten können. Hier galt es aber augenblickliche Vernichtung, und mit Büchsen à la Lefaucheux bewaffnet, ward es uns eine Leichtigkeit, in wenigen Minuten gegen vierzehn Kugeln dem schon wankenden Koloß hinter Blatt und Gehör zu senden.

Ein zweiter Elephant, durch das Schießen beunruhigt, kreuzte den Verwundeten. Auch er erhielt von Hermann eine Kugel auf das Blatt, welche ihm ebenfalls jenen Schmerzensschrei entlockte, aber nur dazu zu dienen schien, seine Flucht zu beschleunigen. Unser erstes Opfer schwankte noch einige Male, indem es sich langsam umdrehte, hin und her. Da erhielt er aus der Muskete unseres Jägers, die vorher fünfmal versagt hatte, den letzten Gnadenschuß durchs Herz.

Das Tier stürzte mit einem furchtbaren Getöse und rollte — wie ein Hase auf einem gefrorenen Abhang — die Bergwand wohl 500 Schritt hinunter, Bäume und Felsen vor sich herwälzend.

Die Straße, die sein Körper beschrieben hatte, glich einem jener Lawinenstreifen, die man so oft im Hochgebirge auf der Gemsjagd antrifft. Mit einem Freudengeschrei jagten wir dem verendeten riesigen Tiere in den Abgrund nach, wo wir es tief unten, zwischen zwei Granitblöcken eingeklemmt, noch gewaltig mit seinen Füßen arbeitend, liegen sahen.

Wir wären auch unvorsichtig genug gewesen, den letzten Felsenabhang augenblicklich hinabzuklettern, wenn uns nicht Sagudo mit Gewalt daran verhindert hätte.

Er zeigte zugleich auf einen herbeieilenden jungen Elephanten, der den Tod seiner Mutter zu rächen wohl hinlänglich Kraft besessen hätte.

Wir waren wieder in einer schwierigen Stellung, halb hängend, halb sitzend, halb liegend an der Felslehne; Hermann sogar auf einem isolierten Steinblock kauernd, von dem er wohl hinab, aber nicht wieder zu uns herauf konnte. Ich eröffnete das Feuer auf das jüngere Tier und brachte es mit den beiden ersten Kugeln, auf etwa zwanzig Schritt wohl aufs Blatt gezielt, zum Niederknieen. Wütend raffte es sich aber wieder auf und stürzte über Wurzeln und Felsblöcke gerade auf Hermann los. Zu seinem Glück befand sich dieser auf seinem prekären Sitze zu hoch, um niedergerannt werden zu können, und gerade hoch genug, um die tödliche Kugel dem Tier in den Schädel zu jagen, welches auch augenblicklich verendend zusammenbrach.

Die Jagd war vollendet, die höchste Aufregung vorüber, und die letzten Strahlen der glühend untergehenden Sonne beschienen dieses wilde und für einen Waidmann hochentzückende Bild. In wenigen Minuten standen wir auf dem riesigen Leibe des alten unterdes verendeten Elephanten, und Ermüdung und Anstrengung hatten uns beinahe sprachlos gemacht.

Bald kamen auch Eduard und der Baron herbei. Sie hatten zu tief gestanden, und die übrigen Elephanten mochten wohl von ihnen Wind bekommen haben, denn auch in diesen Gebirgen, wie in den Alpen, zieht in der Sonne der Wind von unten nach oben. Was sollte nun geschehen? Die Dunkelheit brach plötzlich herein, wo waren wir hingekommen, wo sollten wir Obdach, wo einen Tropfen Wasser finden? Endlich nach langem Suchen fand sich eine grüne Pfütze, aus der getrunken wurde, und auf einer Felswand ein kleines Plateau, auf dem wir die Nacht zubringen konnten. Die wenigen Lebensmittel, nur für ein Frühstück berechnet, waren längst verzehrt, und es galt nun ein Feuer zum Schutz gegen die überall herumstreifenden Raubtiere anzuzünden und Äste abzuhauen, um ein provisorisches Lager herzustellen.

Wir waren eben damit beschäftigt, als wir zu unserem Schrecken den Deutschen vermißten, der etwas weniges Zwieback und unsere Röcke trug. Seit Nachmittag sollte er schon von unserer Spur abgekommen sein: was war aus ihm geworden? Schüsse wurden abgefeuert, die Eingeborenen abgesandt; es ward gerufen, geblasen,

und erst später entdeckte ihn einer der Leute durch einen reinen Zufall, wie er hinter einem Busch, von Hunger und Ermüdung erschöpft, fest schlief. Er wurde ans Feuer gebracht, und nun erst war unsere Freude vollkommen, da die Sorge um den in solcher Wildnis vermißten armen Gesellen keine geringe gewesen.

Ein schwerer Schlaf bemächtigte sich bald der glücklichen Jäger, aus dem sie erst durch den eisigen Thau und die ersten Strahlen der heiß genug herunter brennenden Sonne geweckt wurden. Hungrig ward der Rückweg angetreten; aber so schnell auch am vergangenen Tag die Strecken zurückgelegt worden, so langsam schritten wir jetzt vorwärts und erreichten erst spät am Nachmittag unser Lager in Mensa. Doch was waren Ermüdungen und Entbehrungen gegen die Freuden eines solchen Jagdtages!

3. Schluß.

Es war ein schneller und verhältnismäßig kurzer Ausflug gewesen. Aber wer nach der Rückkehr auf die Reise zurückblickte, der fand eine überwältigende Menge von Erlebnissen und Bildern einer fremden Welt in den Zeitraum weniger Wochen zusammengedrängt. Erst nach und nach gewann das Gemüt die Ruhe, diese Eindrücke zu ordnen und die liebsten derselben durch Schrift und Farbe sich zu befestigen.

Zeitlebens haben sich die Teilnehmer an meiner kleinen afrikanischen Reise in treuer Erinnerung verbunden gefühlt, und die Schicksale jedes Einzelnen bildeten einen Gegenstand meiner Aufmerksamkeit bis in die spätesten Jahre. Am bekanntesten wurde die Lebensgeschichte und das traurige Ende des Mr. Cameron, mit dem ich in Verbindung geblieben war und dessen Aufenthalt in Abessinien als englischer Geschäftsträger schließlich zu den Verwicklungen und dem Kriege Englands mit dem Kaiser Theodor geführt hat. Als ein kleines Nachspiel meiner afrikanischen Reise will ich nicht unterlassen zu erzählen, wie ich selbst durch Mr. Cameron mit dem nachher so berühmt gewordenen tragischen Helden von Abessinien in Beziehungen gekommen bin.

Wie man sich erinnert, waren bei meiner Rückfahrt von Massaua Mr. Cameron und Baron van Arkel D'Ablaing mit weiteren Reiseabsichten in Afrika zurückgeblieben. Mr. Cameron hatte von der englischen Regierung den Auftrag erhalten, sich als Konsul zum Kaiser Theodor zu begeben, dessen Regierung und Eroberungspläne die Aufmerksamkeit Europas auf sich zu ziehen begannen. Um unseren beiden Reisegefährten bei dem Herrscher des abessinischen Volkes vielleicht eine bessere Aufnahme zu sichern und um durch einen angenehmen Eindruck möglicherweise den Deutschen, die das Schicksal in jene Länder verschlagen, sowie zukünftigen Reisenden Nutzen zu gewähren, beschloß ich dem König Theodor meinen Hausorden zu übersenden.

Wie mir nun von Mr. Cameron schon am 31. Oktober 1862 gemeldet werden konnte, wurde auch dieser Zweck vollkommen erreicht, und „His Majesty“ — so schrieb mir Mr. Cameron — „was much flattered ot this mark of good feelings from an European Prince, made many inquires regarding Your Royal

Highness shooting excursion in his country and wrote your Royal Highness a letter of thanks, which I have now the honor to forward.

Indessen hatte nicht viel gefehlt, wie mir Baron d'Ablaing später erzählte, daß die Übergabe des Hausordens durch einen bösen Streich vereitelt worden wäre. Denn da die schwarze Majestät die europäische Gesandtschaft feierlich zu empfangen beschlossen hatte, waren die Geschenke vor viel versammeltem Volke auf einer Art von Tisch ausgelegt worden. Als aber die beiden Herren ihre Blicke einen Moment abwendeten, war der Orden wie durch ein Wunder verschwunden. Je gefährlicher es nun gewesen wäre, dem Kaiser in Mitte seines schwarzen Volkes eine Enttäuschung zu bereiten, desto glücklicher waren die Überbringer des Ordens, als sie den Dieb in der Person eines gewandten kleinen Jungen noch rechtzeitig entdeckt hatten, welcher, in Ermangelung passender Rocktaschen, die europäischen Kostbarkeiten rasch in den Boden vergraben hatte.

Es wird auch heute noch manchen Leser interessieren, den Wortlaut des Schreibens des abessinischen Herrschers kennen zu lernen, und ich will daher nicht unterlassen eine englische Übersetzung des in amharischer Sprache verfaßten Schriftstücks, welche demselben gleich beigefügt war, mitzuteilen[1]):

„In the name of the Father and of the Son and the holy ghost, the chosen of God and man, Theoderos, Emperor of Athiopia, to Ernest, Duke of Saxe-Coburg. I hope you are in good health. I thank God ome I well my fathers having forgotten their Creator, he gave their Kindom to the Gallas and Turks, but now having created me my maker took me up from the dust, gave me power and enabled me to hold this kindom and by his power I drove away the Gallas but when I told the Turks to leave my fathersland they refused now and by the power of God, I am going to struggle against them. Your countrymen and Mr. Kinslen have told me of you, that there was a christian King who loved the christians, I was very glad. Have received your order and I am very happy. By the power of God I have received it and it gave me great pleasur, I thank you. To you, my friends and relations, I was going to send Ambassadors, but I was prevented arrange for some on to receive the presents of love, I wish to send you at Massowa.

See how the Islam oppress the Christian.

30th of October 1862

in the camp of the provence of Gojdame.

Sig. impr. ein gekrönter Löwe mit Umschrift in amhar. Sprache.

Adresse: His Royal Hynness Ernest Duke of Saxe Coburg.

In einem Schreiben vom 10. November durfte Mr. Cameron noch die Bemerkung über den King Theodor machen: „He is a very fine charakter, and I fear, Mr. Speidy may do him injustice in Europe.“ Gleichzeitig teilte mir Mr. Cameron mit, daß Baron d'Ablaing ihn zu verlassen gedenke und die für

[1]) Ich lasse das Schriftstück selbstverständlich mit diplomatischer Treue abdrucken.

mich bestimmten Geschenke, unter andern von Mr. Cameron selbst zwei Giraffen, nach Massaua zu bringen beabsichtige.

Wenige Jahre später traf uns die Nachricht von dem schrecklichen Schicksal Mr. Camerons unerwartet, da man nach dem Vorhergegangenen von der abessinischen Majestät eine bessere Meinung gefaßt hatte. Als König Theodor infolge seiner Verwickelungen mit Frankreich und England 1866 zu der barbarischen Gewaltthat schritt, alle Missionäre und Europäer in seinem Lande gefangen zu nehmen, hatte man Grund, über die ganz besondere Grausamkeit zu erstaunen, mit welcher der König seinem Hasse gegen England dadurch Ausdruck gab, daß er Mr. Cameron in einen eisernen Käfig sperrte. Den wahren Grund dieser Missethat mochte man kaum in den öffentlichen und offiziellen Blättern besprechen. Denn der abessinische König hatte sich, da er von der Witwenschaft der Königin von England gehört hatte, in den Kopf gesetzt, dieselbe zur Gemahlin zu nehmen. Dies war nun die Ursache, weshalb die verweigerte Antwort Englands den barbarischen Herrscher in so hohem Maße erbitterte, während der französische Konsul, der von dem Kaiser Napoleon auch nur ablehnende Antworten in betreff der Bündnisverträge zu bringen hatte, weit glimpflicher davonkam.

Nachdem Mr. Cameron mit den gefangenen Missionären durch die Expedition von Sir Robert Napier im April 1868 befreit worden war, kam er nach Europa zurück und lebte in Deutschland und in der Schweiz unter sehr ungünstigen Verhältnissen und in einem leidenden Gesundheitszustand. Die Erinnerungen an meine afrikanische Expedition waren durch das Schicksal des trefflichen Reisegefährten und dessen wiederholte Besuche in Koburg mehrfach aufgefrischt worden, bis derselbe 1870 in Genf starb.

In schwerer Bö.

Erzählung

von

Hans Nagel von Brawe.

S. M. Schiff „Sedan" lag mit allen Segeln beim Winde über „Backbord-Halsen." Es wehte eine frische Sommer-Kühlte aus West-Nord-West, und die schlanke Korvette durchschnitt die leichtbewegten Fluten der Ostsee mit Nord-Nord-Ost-Kurs. Die Umrisse von Bornholm und das Felsennest Christians-Ö, das dänische Chateau d'If, waren im Süden hinter dem Horizont verschwunden.

Eben rief die Bootsmanns-Pfeife die Mannschaften zu „Backen und Banken" (Kommando zu den Mahlzeiten), und die mächtigen Kessel mit duftendem Thee wurden aus der „Kombüse" (Küche) hinunter getragen in das Zwischendeck, da die „Backschaften" [1]) sich bereits an die vom Deck niedergelassenen Tische verteilten.

[1]) Backschaft = Korporalschaft.

Die Schiffsglocke verkündete in hellen Schlägen, daß es „fünf Glas“ d. h. sechs ein halb Uhr sei, und die Mannschaften auf Posten und am Loth sangen in langgezogenen Tönen über das Deck, daß „auf der Back“ und an der „Rettungsboje“ „Alles wohl“ und daß man bei „zwanzig Meter keinen Grund“ berühre.

Es war die Stunde der Ruhe an Bord. In der Offiziernesse aber, im Achterteile des Batteriedeckes gelegen, herrschte reges Leben.

Um den langen Ecktisch waren sämtliche Offiziere der Korvette, sowie der Zahlmeister, der Arzt und der Geistliche in heiterem Gespräche vereint. Man war beim „after dinner“, und eben wurden die Tassen mit duftendem Mokka durch den „Steward“ präsentiert.

„Schade, daß der erste Offizier nicht hier ist — wegen der „Ankerwette!“ —

„Was ist denn das wieder, die „Ankerwette“, Herr Leutnant Aschendorff?“ fragte der Prediger, ein noch jugendlich aussehender Herr, der seine erste Fahrt machte.

„Das ist ein Unternehmen, an dem sich auch, gegen Erlegung von zwei Mark, die „Badegäste“ (Nicht-Seeleute) beteiligen dürfen. Die Stunden des Tages werden verteilt, und in wessen Stunde dann der Anker fällt, der hat gewonnen, d. h. gewonnen haben alle, wenn das Glück dem Frommen hold sein sollte, denn Sie werden es sich nicht nehmen lassen, Ihrer Freude in einem allgemeinen „cocktail“ [1]) Raum zu geben. Überhaupt wird schon diese Reise für Ihre nautischen Kenntnisse in bezug auf Anwendung jeweiliger Getränke nicht nutzlos sein; denken Sie nur, wie gut Ihnen der „not yet but now [2])“ heute Morgen gethan hat!“

„Und von mir haben Sie doch auch schon eine interessante Belehrung über das Vieh, den großen Pudel, bekommen,“ sagte ein blutjunger Unterleutnant.

„Was war denn das mit dem Pudel?“ fragte der Schiffsarzt.

„Als ich nach dem „Aufbrassen“ vorhin dem Bootsmannsmaat Block den Befehl zurief, die „Groß-Bulien zu scheeren,“ fragte mich der hochwürdige Herr, wo denn der große Pudel sei, der so oft geschoren würde.“

Alles lachte. Nur einer unter den anwesenden Offizieren nahm offenbar an der allgemeinen und harmlosen Heiterkeit nicht teil. Er saß vor dem kurzen Ende des Tisches und stützte den Kopf mit dem dunkeln, welligen Haar auf die rechte Hand, während er mit der Linken die Importzigarre hielt. Seine Augen schienen nur auf die Ringe blauen Dampfes gerichtet zu sein, die er in großer Geschicklichkeit hinausblies.

„Warum so nachdenklich, Herr Kapitänleutnant? Seit wir am Bord des „Sedan“ sind, habe ich noch kaum eine heitere Miene bei Ihnen gesehen und doch weiß ich, daß Sie gelegentlich der Heitersten einer sind! Das ist ja gar nicht mehr derselbe Herr von Krall, den ich vor Jahren in Kiel und damals auf der großen Reise nach den chinesischen Gewässern gekannt habe! Soll ich Sie erinnern an Singapore?“

[1]) cocktail = Getränk aus Kognak mit Ei.

[2]) Not yet = Kognak mit Sekt.

„Erinnern Sie mich an nichts Vergangenes, Herr Doktor, ich habe genug zu tragen an dem Packen Ärger, den die Gegenwart mir aufbürdet," antwortete Herr von Krall und zog die dichten Augenbrauen über den fast schwarzen, blitzenden Augen noch fester zusammen.

„Ich verstehe Sie nicht und möchte auch nicht indiskret sein" —

„Ich mache Ihnen gegenüber gar kein Geheimnis aus meinen Gefühlen, mein lieber Doktor. Ich vertrage auch eine fixe Brise, aber wenn's zu toll kommt, dann „schiftet [1])" der Ballast — na am liebsten ginge ich am nächsten Hafen von Bord — mir ist die Sache längst über."

„Aber sagen Sie, was ist denn passiert, ich weiß ja von nichts?" Er rückte dem Kapitänleutnant näher, vertraulich die Hand auf dessen Schulter legend.

„Was geschehen? Denken Sie, daß es eine Wonne ist, wenn man einen Mann vor die Nase gesetzt bekommt, der seinerzeit die Schulbank in der Quarta drückte, als man sich bereits mit Sekundanergedanken herumtrug? Der eben das „Entern" auf der alten „Niobe" erlernte, als man bereits 13 Monate auf der großen Fahrt zubrachte?"

„Das ist doch nicht der erste Offizier, der Freiherr von Dankern?"

„Na, wer denn sonst? Schon auf dem Pennal ärgerte mich sein hochnasiges Vornehmgethue, und ich werd's ihm nicht vergessen, daß er, — er war eben erst Offizier geworden — eines Tages sich gemüßigt sah, in einem Kreise von Herren, welche in der Mortau'schen Restauration einen ganz harmlosen „Tempel" gebaut hatten, ganz offen zu proklamieren, er würde die anwesenden jüngeren Offiziere und Kadetten wegen Hazardspieles melden, wenn sie nicht sogleich das Spiel aufgäben. Ich habe den Abend durch seine Unverschämtheit ein halbes Vermögen sitzen lassen!"

„Nun, hm, das sieht allerdings dem Dankern ähnlich! Mut hat er wie ein Löwe und rücksichtslos ist er, wo das Wort „Pflicht" in Frage kommt."

„Na, der Mut? Wußte er doch genau, daß wir ihn nicht „kielholen" konnten, ohne selbst zu kentern."

„Aber weiter."

„Weiter? Na, der Mann ist jetzt mein direkter Vorgesetzter — und weshalb? Weil er ein paar Jahre im Gefolge des Prinzen Albert gefaullenzt hat, weil er, ein echter Streber, seine schwachen Fähigkeiten auf den Markt getragen hat, weil er ein Buch geschrieben hat über Nautik, in dem nichts steht, was nicht jeder Seemann schon im Mutterleibe gewußt hätte, und weil er an der Neuorganisation der Marine mitgearbeitet hat, die nach meiner Ansicht besser gar nicht geboren wäre, denn lebensfähig ist sie doch nicht — eine Organisation, bei welcher ein Mann wie Dankern Karriere machen kann!"

„Man hält ihn aber doch allgemein für einen bedeutenden Mann? Immerhin kann ihm ein hoher Grad von Liebenswürdigkeit nicht abgesprochen werden."

„Man hält? Wer denn? Schwachköpfe wie unser alter Kommandant, ja, die wittern in ihm den Nachduft der Hofluft! Ein angenehmes Parfüm. Da ist

[1]) schiften = verschieben.

mir die „Labsalbe“[1]) eines populären Börsenkönigs noch lieber, da weiß man doch, was man hat vom alten Testamente: Moses und die Propheten, die riechen doch nur nach Knoblauch!“

„Wenn ich recht verstand, ist Dankern heute beim Kommandanten zum Diner.“

„Heute und vorgestern, und Gott weiß, wie oft. Nun, ich verlange ja nicht nach seiner Kajüte —“

„Meine Herren, zur Ankerwette!“ tönte die frische, hohe Stimme des jugendlichen, blonden und fast bartlosen Leutnants Aschendorff durch den Raum, und augenblicklich wurde die allgemeine Konversation, die inzwischen lebhaft auf Kosten des Badegastes fortgeführt war, unterbrochen.

Aschendorff trug in seiner Mütze die sorgsam gefalteten Lose.

„Ich bitte zu ziehen, nach der „Alternative“, Sie, Herr Kapitänleutnant, zuerst — bitte, Herr von Heede, schreiben Sie die Zeiten sorgfältig auf.“

„Also, Herr Kapitänleutnant von Krall 12 bis 1 Mittag,“ wiederholte Leutnant von Heede den Zuruf Aschendorffs, Notiz machend auf den erst heute neu angelegten Papierüberzug des Logbuches.

Die Lose wurden einzeln der Mütze entnommen.

„Herr Prediger Otto 1 bis 2 Uhr nachts! Nun, da haben Sie Glück, das fällt in die Hundewache.“[2])

Man war nun einmal heute geneigt, über den Badegast zu lachen, und man lachte auch jetzt, — er selbst als guter Kamerad mit, — als sich die Thür öffnete, und ein Offizier im Gesellschaftsanzuge, mit Frack und Hut, sichtbar wurde. Er mußte sich etwas bücken, um nicht die Thürumrahmung zu berühren, und erreichte fast die Decke des niederen Raumes.

Er blieb einen Augenblick stehen, den Thürgriff in der Hand behaltend, wohl um die Fülle des Dampfes abziehen zu lassen, welche die Messe erfüllte.

„Gut, daß Sie kommen, Herr Kapitänleutnant,“ rief Aschendorff dem Eintretenden entgegen, seine Mütze mit den noch vorhandenen Losen präsentierend. „Wir sind eben beim Verlosen der Ankerwette. 3 bis 4! Bitte, Heede, notieren Sie 3 bis 4 nach Mitternacht. Herr Kapitänleutnant müssen sich mit dem Prediger zusammen thun, der hat auch keine glückliche Stunde gezogen.“

„Ja ja, lieber Pfarrer, mit des Geschickes Mächten und so weiter,“ wandte er sich freundlich an den Geistlichen, und indem er einen Stuhl nahm und sich zwischen den Zahlmeister und den Leutnant von Heede setzte, fuhr er fort:

„In wessen Kielwasser badet sich überhaupt das Glück? Glücklich ist der, welcher die Zufriedenheit in sich und nicht in äußeren Verhältnissen sucht.“

„Das ist die alte Theorie der vom Glück Begünstigten! — ‚Begnüge dich mit dem, was du nicht hast!‘ rief der Nabob dem Bettler zu,“ — warf Herr von Krall nicht ohne Bitterkeit ein.

[1]) Labsalbe = dient zum Schmieren der Stengen.

[2]) Hundewache: von 12—4 Uhr nachts (vulgärer Ausdruck).

„Nun, Herr von Krall, Sie sollen uns über solche Theorien, die einer rein individuellen Auffassung unterliegen, die Freude an der Mitteilung nicht verderben, welche ich den Herren heute vom ‚Alten‘ bringen darf!“

Kapitänleutnant Freiherr von Dankern freute sich offenbar der gespannten Aufmerksamkeit, mit welcher jetzt alle seine jungen Kameraden die Blicke ihm zulenkten. Er sah mit freundlichem Lächeln in alle die frischen, wettergebräunten Gesichter mit den klaren Seemannsaugen, die sich ihm zuwandten.

Als aber die Ungeduld der jungen Seeleute zu sehr auf die Probe gestellt wurde, da brach endlich Aschendorff das Eis und fragte:

„Nun, Herr Kapitänleutnant?“

Dankern ließ den langen, blonden Schnurrbart durch die Finger gleiten und machte die kurze Mitteilung:

„Wir werden in Karlskrona zu Anker gehen oder vielleicht sogar am Bollwerk fest machen — 6 bis 7 Tage.“

Eine allgemeine Freude gab sich kund. Jeder wußte, daß dieses „Festmachen“ am Bollwerk den Landgang erleichtert, daß der Aufenthalt in einem fremden Hafen eine Reihe von Vergnügungen und Abwechslungen im Gefolge haben würde.

„Nun aber den Schweden gezeigt, was die ‚Crew‘ S. M. S. Sedan leisten kann an Eleganz und Höflichkeit! Glauben Sie mir, die Schweden sind Meister darin.“

„Nun ‚vierkant‘ wollen wir schon ‚braſſen,‘ [1]) Herr Kapitänleutnant,“ rief Leutnant von Heede, seine weißen Zähne zwischen den breiten Lippen zeigend, in freudigem Lachen, „nur nicht zu viel Landdienst, bitte, und recht viel Urlaub! — Nur um den Schweden zu zeigen, was wir können“, fügte er gutmütig hinzu.

Seine hellen, fast wasserblauen Augen blickten mit solch' kindlichem Vertrauen in die edlen, klassisch schönen Züge seines Vorgesetzten, daß dieser die Bitte aufnahm, wie sie gemeint war, und sagte:

„Nun, wir werden einmal sehen, wie Sie Ihre Kommandos in der „Mars“ [2]) geben werden beim Segelbergen, und ob Sie nicht wieder die „Marsbuggordings“ [3]) beide über den Mittelknebel streifen werden, wie im Hafen!“

Heede war eben eifrig bestrebt, seine Verlegenheit über das geschehene Versehen unter plötzlichem Anfall von Husten zu verbergen, als die Aufmerksamkeit sich auf den Kapitänleutnant von Krall lenkte. Seine Stimme hatte eine andere Färbung angenommen, als man sie bei ihm gewöhnt war, und wenn auch wohl während der ganzen Reise von Kiel aus seine Mißstimmung keinem der Kameraden entgangen war, so hatte doch jetzt der Ton etwas geradezu Gereiztes, als er eben über den Tisch rief:

„Und mir ist es einerlei, ob wir zu Anker gehen oder nicht. Ich mache mir aus Schweden so wenig wie aus irgend einem anderen Lande, wenn ich mir

---

[1]) vierkant braſſen = die Takelage in Ordnung bringen.

[2]) Mars = Mastkorb.

[3]) Die Marsbuggordings dienen dazu, die Segel zusammen zu ziehen.

den Besuch durch das Gefühl erkaufen soll, aller Selbständigkeit und allen freien Willens beraubt zu sein. Wenn es einen Beruf giebt, der unseren Geist in möglichst kurzer Zeit zu ertöten im stande ist, dann, nun dann bietet die Langeweile uns die Gelegenheit dazu, nachdem das Gefühl, das Selbstbewußtsein, uns künstlich abgeschnitten! — Alle anderen Stände, sie bieten doch Stunden der Freiheit, — ja sogar an Bord, sehen Sie den Doktor, den Pastor! Wir Seeleute aber, leben wir nicht in einem großen Gefängnisse, unter ewig gleichmäßigem Drucke? Ich verstehe nicht, daß es noch Männer giebt, die genügsam genug in ihren geistigen Ansprüchen sind, um am ewigen Einerlei der Schiffsroutine Berufsfreude zu finden."

Mit immer steigendem Erstaunen hörte Herr von Dankern den taktlosen und zugleich empörenden Auslassungen des Herrn von Krall zu. Jetzt erhob er sich zu seiner vollen Größe, und mit dem Brusttone der Überzeugung und dem Ausdrucke völliger, sicherer Ruhe schallten seine Worte durch den Raum, als er, an Krall gewandt, sagte:

„Zu diesen Genügsamen gehöre auch ich, Kapitänleutnant von Krall. Ich fasse unseren Beruf, Gott sei Dank, ganz anders auf und ich hoffe, daß sich unsere jungen Kameraden meiner Auffassung anschließen werden!

Die Marine ist dazu berufen, den Ruhm und die Ehre des Vaterlandes bei allen Völkern der Erde zu vertreten, die Angehörigen des Vaterlandes aber zu schützen vor der Willkür Fremder. Der Marine fällt in Kriegszeiten der Schutz unserer Küstenländer zu, sie bewahrt dieselben vor den Schrecken feindlicher Invasion. Nur die Marine kann dem deutschen überseeischen Handel und der Schiffahrt eine mächtige und gefürchtete Stütze bieten, und nur durch seine Seemacht ist Deutschland im stande, auch seinerseits die Kultur und das Christentum in ferne heidnische Länder zu tragen. — Unser Beruf aber, wenn wir tüchtig in ihm werden und bleiben wollen, erfordert ein so reiches Maß des Könnens und Wissens, daß uns wahrlich keine Zeit übrig bleibt, das ‚ewige Einerlei' zu empfinden. Selbst den jüngsten Offizier trifft gelegentlich an Bord eine solche Summe von Verantwortung, daß es ihn mit Stolz erfüllen muß, der kaiserlichen Marine anzugehören."

Einen Augenblick begegneten seine klaren, tiefblauen Augen dem lauernden, haßerfüllten Blicke des Herrn von Krall. Seine Brust hob sich dann mächtig, als er mit dem vollen Feuer der Begeisterung fortfuhr:

„Ich wenigstens bin stolz auf meinen schönen Beruf und wer es mit mir ist, der trinke auf unsere schöne, herrliche Marine, die, so jung sie ist, Anerkennung fand in allen Weltteilen!"

Ein wahrer Sturm freudiger Erregung brach los. „Hoch, die Blaujacken! Es lebe die Marine! Army, and navy together! Stick together!"[1]) So klang es von allen Seiten. Jeder wollte mit dem ersten Offizier anstoßen, zuerst kundgeben, daß er ganz Seemann sei, mit vollem Herzen.

[1]) „Armee und Marine zusammen, zusammenhalten!" ein häufig gebrauchter Toast aus der englischen Marine.

Vergebens hatte Herr von Krall versucht, seiner Stimme zu einer Rechtfertigung Gehör zu verschaffen. Er erkannte plötzlich, zu welcher Übereilung und Taktlosigkeit ihn seine innere Unzufriedenheit hingerissen. Aber statt die Ursache dieser Übereilung in sich selbst zu suchen, hefteten sich seine Augen haßerfüllt auf Dankern. Niemand schien zu bemerken, daß er die Messe verließ. Die frohe Stimmung machte sich Raum nach allen Richtungen.

Endlich trat ein Augenblick der Ruhe ein.

„Herr Kapitänleutnant, ein Lied, wir bitten," wandte sich jetzt der „Allerweltssprecher" Aschendorff an Herrn von Dankern.

„Nun, was soll's denn heute sein?" fragte dieser lächelnd.

„Der Schiffer — ja der Schiffer," ertönte es von allen Seiten.

Ganz still war es geworden, während Dankern sich an das Pianino setzte und präludierend die geeignete Tonart suchte. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgten die Zuhörer dann den einzelnen Versen des Liedes, in welchem die volle Baritonstimme so recht zur Geltung kam.

Wohl blitzte manches Auge freudig auf bei der Strophe:

„So mußte es kommen, ich hab' es gewollt,
Ich hasse das Leben, behaglich entrollt."

Als aber Dankern in dem letzten Verse seiner Empfindung in mächtigen Tönen Ausdruck gab, als er sang:

„Drum tose des Wassers ohnmächtiger Zorn,
Dem Herzen entquillet ein seliger Born!
Die Nerven erfrischend, o himmlische Lust,
Dem Sturme zu trotzen mit männlicher Brust."

da brach sich auch die himmlische Lust aller der jungen Seemänner Bahn, und kräftig hallte es durch den Abend aus den jugendlichen Kehlen:

„Dem Sturme zu trotzen mit männlicher Brust!"

Kaum hatte aber der Sturm sich beruhigt, da schallten von draußen die vier Glockenschläge durch den geöffneten skylight[1]). Dann folgte der gedehnte Pfiff der Bootsmannspfeife mit dem trillernden Abschluß und das in rauhen, tiefen Tönen über das Deck rollende, endlos gedehnte Kommando:

„Pfeifen und Lunten aus! Rrruuhe im Schiff!"

„Vier Glas!" meldete der als Läufer kommandierte Matrose dem ersten Offizier.

„Vier Glas, meine Herren," wiederholte dieser. „Ich habe die Ehre, gute Nacht zu wünschen. Wer hat denn die Hundewache?[2]) Sie, Leutnant Aschendorff? Na viel Vergnügen! Nochmals gute Nacht!"

„Gute Nacht, Herr Kapitänleutnant!"

Nach wenigen Minuten war das Licht gelöscht und alles ging zur Koje.[3])

Wohl eine halbe Stunde konnte vergangen sein, als Dankern die Treppe

---

[1]) **skylight** = Oberlichtfenster.

[2]) Hundewache = von 12—4 Uhr nachts.

[3]) Koje = Bett.

zum Groß-Luk[1]) hinauf stieg. Er hatte seine Ronde beendet und entließ den Bootmannsmaat, welcher die Laterne voran getragen hatte.

Eben war er im Begriffe, die Kommandantenkajüte zu betreten, um dort seine Meldung zu machen, als ihn das Glimmen einer Zigarre veranlaßte, noch einmal die Kampagne zu betreten.

Der Raucher erhob sich langsam von der Bank.

„Herr von Krall," sagte Dankern überrascht, „es ist mir besonders lieb, daß ich Sie noch hier treffe, dann brauche ich das, was ich Ihnen zu sagen habe, nicht über Nacht zu tragen."

„Ich stehe zu Ihren Befehlen."

„Ich darf überzeugt sein. daß Sie selbst erkannt haben, in welchem Grade Sie die Disziplin verletzt haben. Ich kenne aber Ihre Erbitterung, wenn sich deren Motive mir auch entziehen. Wenn ich nun Ihre Worte, welche Sie in Gegenwart der versammelten Offiziere sprachen, sowohl wie den Ton, in welchem sie gesprochen wurden, zu vergessen suche, — jedenfalls ignorieren werde, — so geschieht das in der festen Hoffnung, daß Sie mich, als ersten Offizier, nicht wieder in die Verlegenheit bringen werden, meine Ohren zu verstopfen und dadurch von meiner Pflicht abzuweichen."

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, mein Herr von Dankern," antwortete Krall fast höhnisch. „Sonderbar, daß Ihre Pflicht Ihnen schon so oft gebot, meinen Lebensweg zu durchkreuzen."

„Sie wissen, daß ich dabei stets auf dem geraden Wege wandelte. Übrigens liegt es mir fern, Ihnen persönlich meine Ansichten aufdrängen zu wollen. Ich spreche nur die Erwartung aus, daß Sie es vermeiden, den eigenen Mißmut auch auf die jungen Gemüter der Kameraden zu übertragen. Sie werden und müssen gefühlt haben, daß ich mir bislang alle erdenkliche Mühe gegeben habe, Ihnen volles Entgegenkommen zu zeigen, — auch jetzt! —"

„Und an mir wird's nicht fehlen," antwortete Krall, diesmal in höflich kaltem Tone.

Seine Augen blitzten und verrieten tiefen Haß, als er dem Vorgesetzten nachsah, welcher die Treppe hinabstieg. Dann entzündete er die erloschene Zigarre.

An die Railing gelehnt, sah er lange hinab in die blitzenden Wellchen des Kielwassers und murmelte:

„Was sagte mir damals der Admiral? „Sie werden sich die Karriere verderben! Das ist das zweite Mal, daß ich Sie wegen Hazardspielens bestrafe! Sie schaden dem Offizierkorps durch Ihren Einfluß!" Das war Dankern, dem ich beide Male den Arrest verdankte! — Heute muß ich mich von ihm selbst rektifizieren lassen! Warte, Freund, ich zahle heim! — Aber ich war unvorsichtig! Ich habe eine gründliche Havarie erlitten und muß mich nun gar von dem da in Schlepp nehmen lassen! — Ja, ja, ich muß die „Schooten vieren"[2]), wenn mir nicht einmal der ganze „Takel"[3]) über Bord gehen soll. Ich werd's

[1]) Groß-Luk = Eingang in das Batteriedeck. [2]) „Schooten vieren" = nachlassen, nachgeben. [3]) Takel = Masten.

versuchen, mit ihm fertig zu werden. Es kommt schon noch einmal die Zeit, wo ich ihm seine „Pflicht-Beflissenheit" eintränken kann. — Statt uns die Zeit im Makao zu vertreiben, werden wir allerdings den „irren Liedern aus der alten, schönen Zeit" lauschen müssen. Auch ein Vergnügen, — aber Tempora mutantur!"

Es war Mitternacht — acht Glas!

Eben löste Leutnant Aschendorff den Leutnant zur See von Heede von der Wache ab.

„Nichts Neues," meldete dieser. „Vor 10 Minuten 8 Knoten[1]) geloggt[2]), Kurs Nord-Nord-Ost. Zwischen elf und halb 12 schralte der Wind[3]). Ich habe mit der Wache anbrassen und vorschooten lassen."

„Danke, danke, also keine Arbeit?"

„Keine! Aber" — fügte er leiser hinzu — „vor einer Stunde habe ich gesehen, wie sich Dankern und Krall auf der Kampagne begegnet sind."

„Na, da wird's was gesetzt haben!"

„Ich konnte nichts verstehen, sie sprachen leise."

„Ich begreife nicht, was in den Krall gefahren ist, sonst bei allem dabei, Gesellschaftsmann von Klasse und jetzt! —"

„Der Dankern sitzt ihm in den Knochen. Die beiden Leute passen einmal nicht zusammen. Wissen Sie, der Krall hat bei aller Jovialität doch immer einen Hinterhalt, wie alle Spieler, das liegt nun einmal so in dem Geschäfte, und dazu der Dankern, mit seiner unverfrorenen Offenheit! — Es ist aber eine alte Spannung zwischen den beiden, und ich leugne nicht, daß ich es dem Krall gönnte, als ihm Dankern mit drei Jahren Vorpatentierung vor die Nase kam."

„O pfui, Sie Schadenfroher! Warten Sie, wenn ich Ihnen auch einmal so als erster Offizier an Bord vorgeschoben werde!"

„Hat nichts zu sagen, so etwas erreichen wir beide niemals. Nun aber zur Koje!"

„Gute Nacht!"

* * *

Kurz nach Mitternacht war unter vier Kesseln geheizt, und als die Märznebel niedersanken, da war auch schon die schwedische Küste in Sicht. Längst war das Leuchtfeuer von Utklipporna durch den Wachhabenden beobachtet. Der Kommandant, der erste Offizier und der Navigationsoffizier studierten eifrig die vor ihnen ausgebreiteten Seekarten, und längst hatte das Kommando „Alle Mann auf" ein reges Leben an Bord hervorgebracht.

Es war 8 Uhr, als der Lootsenkutter sich Backbord längs Schiff legte und der alte, weißbärtige Schwede das Fallreep hinanstieg. Ohne große Formalitäten bestieg er die Kommandobrücke und übernahm das unbeschränkte Kommando über Dampf und Ruder.

---

[1]) 8 Knoten = 8 Seemeilen in der Stunde.

[2]) Loggen = Geschwindigkeit messen.

[3]) Wind schralt = wird ungünstiger.

„Halb Dampf“ ging der Befehl durch das Sprachrohr in den Maschinenraum, und in demselben Augenblicke begann mit dumpfem Brausen der Propeller seine raschen Umdrehungen.

Während aber das mächtige Kriegsschiff sich durch alle die Inseln und Riffe dahinwand, welche die schwedische Küste umgeben, während dem alten Lootsen, der Verantwortlichkeit seiner Stellung wohl bewußt, die Schweißtropfen von der Stirne rannen, regten sich vierhundert fleißige „Hände“, um dem Schiffe den erforderlichen Glanz zu verleihen.

Da war auch nicht eine Unregelmäßigkeit mehr zu bemerken in der Takelage. Die Segel waren untadelhaft „festgezurrt“, und alles war sauber getoppt und gebraßt [1]), als endlich gegen Mittag die deutsche Korvette in den Hafen von Karlskrona einlief, langsam und majestätisch, begrüßt vom Donner der Geschütze auf den schwedischen Forts.

Dann schoben sich weiße Wolken über das Wasser dahin zu beiden Seiten der Korvette, und tausendfach erschallte das Echo, als der Gegengruß aus den ‚15 Zentimetern‘ der „Sedan“ am klippenreichen Gestade entlang rollte.

Zwischen 1 und 2 Uhr mittags sank der Steuerbord-Bug-Anker mit mächtigem Rasseln in die Tiefe. Der Schiffsarzt hatte die Ankerwette gewonnen!

Die Musik spielte die schwedische Hymne. Tausende von Neugierigen standen am Ufer und begrüßten mit Jubel diese Klänge vom Bord des deutschen Schiffes.

II.

Alle diese offiziellen Feierlichkeiten, welche nun einmal unvermeidlich sind, wenn ein Kriegsschiff einen ausländischen Hafen besucht, sie waren überstanden. Der deutsche Kommandant hatte den Festungskommandanten besucht, und nach genau einer halben Stunde setzte der Schwedenoberst den Fuß auf die Fallreepstreppe [2]) der Korvette, durch die schrillen Töne der Bootsmannspfeife angemeldet, und von vier Fallreepsposten [3]) beim Aussteigen aus der Gig [4]) empfangen.

Auf Deck aber begrüßten ihn die Offiziere in großer Parade, und in der Kapitänskajüte wurde dem würdig aussehenden alten Herrn mit grauem Haar und langem weißem Knebelbart der Willkommentrunk deutschen Sektes gereicht. So gehört es sich!

Am folgenden Tage, — die „Sedan“ war inzwischen am Bollwerk vertaut, — wurde das Deck nicht leer von Gästen und Besuchern.

Der Bootsmann hatte seine liebe Not mit dem Reinhalten der Planken.

„Überdem werden wir verkommen und verderben, wenn wir hier lange am Quai liegen; ’s ist wegen dieses schmutzigen vierten Elementes,“ machte er seinem Unwillen gegen Aschendorff Luft.

---

[1]) Toppen und Braffen = senkrecht und wagerecht stellen.

[2]) Fallreepstreppe = Außenbordtreppe.

[3]) Fallreepsposten = die Zahl richtet sich nach dem Range der Ankommenden.

[4]) Gig = Kapitäns-Boot.

Am folgenden Abend war großes Ballfest beim Kommandanten von Karlskrona. Oberst von Angelholm hatte keine Mühe gescheut, die schwedische Gastlichkeit in ausgiebigster Weise zur Geltung zu bringen.

Nicht nur die Würdenträger der Stadt, sondern auch die Gutsbesitzer aus der Umgegend waren vertreten, und ein Flor von liebenswürdigen und vornehmen Damen versetzte die Herzen der jungen Offiziere in stürmische Bewegung. „Beim jungen Seemann ist das einmal so, zum Überlegen fehlt die Zeit — da kommt und schwindet die Liebe wie eine Bö," hatte gestern der Kommandant einigen älteren Damen gegenüber geäußert — die Töchter aber glaubten es nicht!

Heute herrschte an Bord der Korvette eine ganz außergewöhnliche Thätigkeit, schon vom frühen Morgen an. Kein Stand der Erde hält in so hohem Grade auf die Innehaltung der Etikette, auf die Erwiderung empfangener Artigkeiten, wie die Marine.

Durch gedruckte Karten hatten der „Kommandant und die ‚Offiziermesse' S. M. S. „Sedan" zum Balle an Bord eingeladen, und mit gleicher Freude war diese Einladung gegeben und aufgenommen.

Schon früh morgens wurde das große Sonnensegel über das ganze Deck „hinter dem Großmast", dem vornehmen Teile des Schiffes, ausgespannt, und mit zahlreichen Flaggen wurde der überdachte Raum dekoriert.

Um das Steuerrad war eine Pyramide von Topfgewächsen und Blumen angebracht, aus deren Mitte die Büste des Kaisers sich erhob.

Die Kampagne aber glich einem wahren Blumengarten und sollte den älteren Herrschaften zu bequemem Aufenthalte dienen. An Bord ist man aber nicht so unhöflich, dergleichen haut pas mit dem im Binnenlande üblichen Namen „Drachenfels" zu bezeichnen.

Zum Überflusse war das Deck noch einmal mit Bimstein gescheuert, und dann meinte selbst der Bootsmann, daß das Schiff „überdem heute erzproper" sei.

Schon um 6 Uhr war alles zum Empfange der Gäste bereit.

Die Offiziere hatten sich in ihre Kabinen begeben, um Toilette zu machen.

Zwei Herren aber gingen schon in vollem Glanze vor dem Steuerbord-Fallreep (dem Eingangswege für Offiziere und solche, welchen man Ehre erweisen will), auf und ab. Beide trugen den nagelneuen Frack und den zweispitzigen Hut mit offenbarem Selbstbewußtsein.

Leutnant Aschendorff blickte ab und zu auf die tadellosen Lackstiefel, und Herr von Heede hatte sich in eine wahre Wolke vom Dufte Kölnischen Wassers gehüllt.

Den dritten Knopf seiner neuen Glacéhandschuhe schließend, wandte sich der letztere eben an seinen Kameraden: „Mit solchem Feuereifer habe ich unseren ersten Offizier noch niemals am „Gangspill" [1]) gesehen. Es muß absolut irgendwo ein „Schäkel" [2]) bei ihm los sein. Alles hat er selbst angeordnet, und nichts war ihm gut genug. Der Bootsmannsmaat Findt hat ihm ein Boukett aus der

[1]) Gangspill = Ankerwinde.

[2]) Schäkel = Verbindungsglied der Kette.

Stadt holen müssen, so groß, wie 'ne Stückpforte, ich habe es selbst gesehen, als er damit an Bord kam!"

„Aber lieber Heede, wenn Sie nur Ihre „Klüsen"[1]) gestern Abend auf dem Balle ein wenig aufgemacht hätten, so würde es Ihnen nicht entgangen sein, daß er „vor Topp und Takel"[2]) lief, mit gebrochenem Ruder[3]). Die kleine schwedische „Galeasse[4]") hatte ihn ja in Schlepp genommen wie —

„Was, unsern ernsten, gesetzten Dankern?" fragte Heede verwundert. „Mein Gott, wie ist's möglich, daß ich nichts davon bemerkt habe?"

„Sehr einfach!" antwortete Aschendorf mit einem schalkhaft gutmütigen Lächeln, „sehr einfach, weil Sie selbst alle Not hatten, nicht Ihr ganzes „Ankergeschirr"[5]) im Sturm zu verlieren."

„Aber Aschendorff, ich?" Er fragte so, mit dem Ausdrucke lebhaften Erstaunens. Und doch zeigte die Röte, die sich über sein jugendlich frisches Gesicht legte, daß die Voraussetzung des Kameraden nicht so ganz haltlos.

„Stille, stille", erwiderte dieser denn auch, „ich halte guten Ausguck und weiß, was ich weiß. Ich stecke vorher ein Paar Reef[6]) in die Marssegel bei solchen Gelegenheiten, wo die weißen „Schäfchen"[7]) sich am Horizont zeigen. Es könnten Sturmwolken daraus werden!"

„Wer ist es denn, die unsern Ersten zum „Kentern"[8]) brachte, so sagen Sie doch?"

„Wenn Sie Zeit dazu finden sollten, so sehen Sie sich selbst um. Ich rate Ihnen aber, holen Sie selbst die Schooten steif,[9]) wenn's hart an den Wind gehen sollte!"

Das Erscheinen des Kommandanten machte dem Zwiegespräche ein Ende. Er strich mit der breiten Hand mehrmals von unten durch den grauen Vollbart, während seine klugen, grauen Augen an der etwas geröteten Adlernase vorüber mit Zufriedenheit die jungen Offiziere musterten. Dann nahm er den Säbel hinter sich, ihn, quer mit beiden mächtigen Händen haltend, als wolle er sich eben darauf setzen. Alle Offiziere wußten, daß er diese Stellung nur einnahm, wenn der Barometer seiner Laune auf „schön Wetter" stand.

„Na, jungen blue-jackets,[10])" sagte er dann, seine Züge in eine Art von Lächeln zwängend, „heute aber alles Zeug[11]) aufgesetzt, Segel gepreßt,[12]) Bulinen

[1]) Klüse = Öffnung für Ankerkette.
[2]) Vor Topp und Takel = steuerlos.
[3]) Ruder = Steuer.
[4]) Galeasse = schlankes Fahrzeug.
[5]) Ankergeschirr = Anker und Kette.
[6]) Reef stecken = Segel kürzen.
[7]) Schäfchen = weiße Wölkchen.
[8]) Kentern = umschlagen.
[9]) Schooten = Taue, womit die Segel nach hinten steifgeholt, fest angezogen, werden.
[10]) **blue jackets** = auch in andern Marinen gebräuchlicher kordialer englischer Ausdruck für Seeleute — **mariners**, kurz: Blaujacken.
[11]) Zeug = Segel.
[12]) pressen = so viel setzen, wie der Wind gestattet.

ausgeholt! Müssen doch zeigen, diesen Schweden, daß wir auch Fahrt laufen können! Sind übrigens verdammt nette „Fahrzeuge“ [1]) darunter, was meinen Sie dazu, Heede?“

Heede freute sich, aller Antwort überhoben zu werden durch das Herantreten der übrigen Offiziere.

Jetzt brachte der Bootsmann dem Wachhabenden die vertrauliche Meldung, daß „die erste ‚Ladung‘ überdem bereits in Sicht, er meine die erste „Division der Geladenen.“

Alle Blicke wandten sich nun dem Fallreep zu, während Baron Dankern mit weithin schallender Stimme das Kommando zum „Aufentern“ und „Auslegen“ gab. In wenigen Sekunden waren alle Raaen bemannt, und das über alle Toppen [2]) beflaggte Schiff gewährte einen herrlichen Anblick. Dankern hatte sich die Erlaubnis zu diesem Parademanöver speziell vom Kommandanten erbeten.

Jetzt betrat Oberst von Angelholm als erster das Fallreep, und in demselben Augenblicke wurde die schwedische Hymne intoniert.

Der alte, würdige Herr war offenbar gerührt, als Kommandant Jung ihn über das festlich geschmückte Deck führte. Dankern aber begrüßte am Fallreep [3]) eine junge Dame von wunderbar sympathischer Erscheinung. Als er, ihr den Arm bietend, das Boukett überreichte, legte sich eine tiefe Röte auf seine Wangen. Abda von Angelholm, des Obersten Tochter, dankte mit freundlichen Worten, und in kindlicher Freude strahlten ihre klugen blauen Augen, als sie den improvisierten Festsaal betrat.

„Wie sinnig das alles arrangiert ist, Herr von Dankern,“ sagte sie im reinsten Deutsch und mit einer Stimme, die wie Musik klang. „Gewiß waren Sie der Veranstalter dieser prächtigen Dekoration?“

„Ich habe mich in Vereinigung mit meinen Kameraden bemüht, unsere Dankbarkeit den liebenswürdigen schwedischen Wirten gegenüber erkennbar zu machen. Nie im Leben wurde ich mit solcher Gastfreundschaft aufgenommen wie in Karlskrona, wie — in Ihrem Vaterhause, mein gnädiges Fräulein. Ich werde das niemals vergessen! In allen Weltteilen habe ich meinen Fuß auf die Erde gesetzt — nirgends fand ich, was ich hier fand.“

Er sagte das mit so ernstem Tone und sah so dankbar und tief in Abda's Augen, daß diese errötend niederblickte.

Inzwischen waren neue Gäste am Bord der Korvette eingetroffen. Das Achterdeck glich bald einem Ballsaale, und die Kampagne vertrat die Stelle des greenhouse.

Unter den Klängen einer Polonaise wurde nun ein Rundgang durch das Schiff gemacht, durch das Batteriedeck, das Zwischendeck — kein Raum blieb unberührt. Überall bildeten die schmucken Matrosen in ihren weißen Sommeranzügen Spalier.

[1]) Fahrzeug = jedes kleinere Schiff, hier bildlich für Damen.
[2]) Top = Mastspitze, auch Mast.
[3]) Fallreep = Eingang auf das Deck.

Ein imposanter Zug bot sich dem Zuschauer dar — schwedische und deutsche Uniformen und dazu die frischen, hellen Toiletten der jugendlichen Damen!

Als die Wanderung beendet und das Achterdeck wieder erreicht war, übertrug Kommandant Jung, welcher während der Polonaise einer sehr starken alten Dame, der Gräfin Wachtmeister, den Arm gereicht hatte, das Amt des Vortänzers dem ersten Offizier.

Es war ein schönes Bild, als Fräulein von Angelholm und Dankern im ersten Walzer dahin schwebten. —

Während die Jugend sich mit aller Lust dem Tanze hingab, während die Augen der Mütter mit Wohlbehagen den graziösen Bewegungen der Töchter folgten — während Kommandant Jung mit gerechtem Stolze seine Erwartungen, den jungen Offizieren gegenüber, erfüllt sah, hatte Herr von Krall seinen Platz hinter der Blumenpyramide am Steuerrade gesucht. Von dort aus konnte er ungestört beobachten, ohne selbst beachtet zu werden.

Eben trat der Schiffsarzt an ihn heran.

„Sie tanzen heute nicht, Sie, der beste Walzertänzer und erprobteste Kurmacher der kaiserlichen Marine?"

„Wissen Sie, Doktor, ich bin erstens nicht in der Walzerstimmung — es giebt hier Leute, deren Gegenwart mir wie Mehltau auf die Glieder fällt — und zweitens ist mein Geschmack auch nicht vertreten in der anwesenden „Korona," antwortete Krall einigermaßen mißmutig.

„Nun, da möchte ich doch fragen, ob nicht die kleine Komtesse Wachtmeister eine pikante Erscheinung ist. Das schwarze Haar und die sprühenden Augen, das paßt zu dem sprudelnden, lebhaften Temperamente, — ah nein, Kapitän, sehen Sie nur hin, allerliebst, — das ist ja der reine Sekt!"

„Ich liebe den Sekt nicht in halben Flaschen, Doktor! Die Komtesse ist eine Miniatur-Ausgabe. Na, und dann will ich auch dem Heede keine Konkurrenz machen, — Sie kennen ja meine Gutmütigkeit."

Er ergänzte den Sinn der letzten Worte durch ein selbstbespottendes Lächeln.

„Diese Richtung Ihrer Gutmütigkeit ist mir allerdings neu und paßte wohl bisher nicht zu Ihrer Praxis, wenn es galt „der Frauen schönste zu gewinnen." Aber da Ihnen die Gräfin zu klein ist, so sehen Sie doch einmal die Kommandantentochter an. Das ist doch eine wunderbar liebliche Erscheinung, auch groß genug! Eine wahrhaft klassische Gestalt, und diese natürliche Grazie beim Tanze! — Superb!"

„Finden Sie die Nase etwa auch klassisch?"

„Nein, aber Fräulein von Angelholm gehört eben zu jenen Frauenschönheiten, welche sich nicht zergliedern lassen. Zu den klugen, blauen Augen, dem krausen, aschblonden Haar, der hohen, edlen Stirn, dazu paßt eben auch das Stumpfnäschen vortrefflich und giebt dem Ganzen einen jugendlich frischen Eindruck."

„Vivisektor!"

„Lassen Sie gut sein, ich verstehe mich auf die Weiber. Übrigens scheint auch Herr von Dankern meine Auffassung zu teilen, sehen Sie nur, wie seine

Augen sie zu verschlingen scheinen. Am Ende — nun, wie soll ich es ausdrücken in Ihrem unvermeidlichen Seemannsjargon, — am Ende wird er sie noch entern."

„Das würde nicht der Mühe lohnen. Das stolze, hochgetakelte Fahrzeug läuft ohne Ladung! Ich habe mich erkundigt, sie ist arm wie die Ratten im „Hellgat."[1]) Aber freilich, solche Gefühlssimpel wie der Dankern, die kümmert das nicht."

Der erste Walzer war beendet. Man sah die Paare sich frei über das Deck bewegen. Es war ein wunderbar schöner Sommerabend, fast taghell, der Himmel sternenbesäet, die Luft mild und lau.

Am Arme Dankerns stieg Adda die Treppe zur „Back"[2]) hinauf. Schweigend traten sie an den „Bug"[3]) und schauten hinunter in die glitzernden Wellchen des Hafens. Sie fühlten sich allein, mitten in dem heiteren Treiben rings umher. Wohl waren sie wortlos, und doch redeten ihre Augen eine beredte Sprache, doch drängten sich die Seelen zusammen — willenlos, wortlos. —

Ein neuer Tanz begann, Aschendorf trat heran und führte Adda hinunter.

In der nächsten Pause flüsterte er Herrn von Heede zu:

„Nun begreife ich unsern ersten Offizier! Das ist ja ein wunderbares Mädchen, diese schlanke Blonde!"

Herr von Heede aber — der lag selbst in schwerer Bö,[4]) hatte nur Augen und Ohren für seine kleine Tänzerin von gestern, die Gräfin Wachtmeister, und als er eben wieder an sie herantrat und sie von neuem zum Tanze führte, da blieben Aschendorfs Blicke auf das Paar gerichtet. „Verteufelt hübsch ist sie, und sie weiß es auch, die kleine Schelmin," sagte er mit zustimmendem Kopfnicken. — —

Das Büffet, in der Messe hergerichtet, war eröffnet. Die Becher mit Sekt brachten den durstenden Kehlen Labung, und die Heiterkeit hatte den Höhepunkt erreicht. Alt und jung wogte in buntem Treiben durcheinander.

Der alte Bootsmann schaute, an die Railing[5]) gelehnt, dem frohen Feste von ferne zu.

„Nun, wie gefällt Ihnen das, Schlippstopper"? fragte der Prediger.

„So was kennen wir überdem, Herr Prediger. Gerade so, wie damals in Palermo, italienische Nacht mit Abendbrot. Damals haben wir zwei Tage später die Vor-Bram-Stenge[6]) in einer Bö verloren. — Ich weiß, wovon das kam! Aber ehe ich heute das Signal zu ‚Pfeifen und Lunten aus' gebe, muß „klar Deck" gemacht werden. Bei Nacht Frauenzimmer an Bord eines Kriegs-

---

[1]) Hellgat = Vorratsraum des Materialienverwalters.
[2]) Back = erhöhtes Deck über dem Vorderschiffe.
[3]) Bug = Vorderteil des Schiffes.
[4]) Bö = Gewitterwind, Windstoß.
[5]) Railing = Deckumfassung.
[6]) Stengen = Verlängerungen der Masten.

schiffes, das leidet der Klabautermann nicht, und wenn's die heilige Sirene selber wäre."

‚Klar Deck' wurde denn auch gemacht, aber lange nach Mitternacht. Man ging und behielt schöne Erinnerungen, und liebe Erinnerungen blieben auch zurück an Bord. —

Lange noch saß Dankern auf seiner Koje, den Kopf in die Hände gestützt. Dann sprach er zu sich selber:

„O, wäre ich reich. — Wer mir gesagt hätte, daß auch ich einst in diesen banalen Stoßseufzer einstimmen würde! — Und jetzt?"

III.

„Gott Neptun und die andern Götter Dank, daß wir morgen wieder Bugschaum [1]) machen!"

„Was treibt Sie denn so mächtig hinaus in See, Bootsmann Schlippstopper?"

„Es ist nur so überdem wegen der Kleidersäcke, Herr Doktor!"

„Wegen der Kleidersäcke?"

„Denken Sie, seit vier Tagen schon nicht mehr Revision und überdem kein Mann in der „schwarzen Liste!" [2]) Wer soll denn da straflabsalben?" [3]) Mit unterwürfigem und doch vertrauensvollem Seitenblick auf den Offizier fuhr er fort:

„Da muß irgendwo ein „Turn" [4]) im „laufenden Gut" [5]) sein bei unserm Herrn ersten Offizier da oben" — er zeigte mit dem Finger auf den Kopf. —

„Sie müssen's ja wissen, Sie verstehen sich ja auf die Takelage da. — Na, überdem, die Seeluft soll auch da wohl wieder „aufklarieren." [6]) —

Baron Dankern aber machte seinen Abschiedsbesuch auf der Kommandantur.

Oberst Angelholm war soeben abgerufen, und der Kapitänleutnant befand sich mit Adda allein.

„Wollen Sie mir zum Abschied noch eine rechte Freude machen, mein gnädiges Fräulein, und das Maß all' der lieben Erinnerungen, die ich von hier mit fortnehme, vollends füllen?"

„Wenn's in meinen Kräften steht, gern, Baron Dankern, das wissen Sie."

Adda begleitete ihre Antwort mit einem so sinnigen, treuen Blicke, daß er fast unwillkürlich ihre kleine, schmale Hand ergriff und an die brennenden Lippen drückte. Doch nur einen Augenblick ließ sie ihm die Hand, dann fragte sie: „Nun Baron, welchen Wunsch soll ich Ihnen erfüllen?"

„Singen Sie mir noch eins von den Liedern, welche ich Sie in diesen Tagen so gern singen hörte — zum Abschied."

[1]) Bugschaum = entsteht bei rascher Fahrt vorn am Bug.
[2]) Schwarze Liste = Strafarbeiter.
[3]) labsalben = Tauwerk ꝛc. schmieren.
[4]) turn = Drehung, Unordnung.
[5]) Gut = Tauwerk.
[6]) aufklarieren = ordnen.

„Gern, sehr gern," antwortete die junge Dame und ging an den geöffneten Flügel.

Es war der „Nachhall" von Rubinstein, den sie wählte. Dankern hatte das Lied so oft gehört und doch immer von neuem zu hören gewünscht.

Adda faßte die Komposition ohne Leidenschaft und doch mit tiefem Gefühle auf, und als sie mit schöner, metallischer Stimme die Strophe sang: ‚Du nahmst mir alles, was ich je besessen, und nur dein Bild und meine Liebe blieb,' da sah Dankern mit traurigen Blicken zu ihr hinüber, und seine Augen wurden einen Augenblick feuchtglänzend vor innerer Bewegung.

Er aber fand nicht Worte des Dankes. Er zögerte einen Moment, setzte sich dann an den Flügel und sang mit vor Erregung vibrierender Stimme das Lied des Trompeters von Säckingen. Beim letzten Verse aber, bei den Textesworten:

‚Behüt' dich Gott, es wär so schön gewesen,
Behüt' dich Gott, es hat nicht sollen sein!'

da sprach ein tiefer Schmerz aus seiner Stimme, und wohl verstanden sie sich in dieser stummberedten Sprache: — „Es hat nicht sollen sein!"

Sie drückten sich schweigend die Hand, und ihre Augen begegneten sich in tiefem Verständnis. Dann schieden sie.

Als dann Dankern vom Oberst Abschied nahm, als dieser ihm so herzlich treu die Hand drückte, da erschien es ihm wie ein Vertrauensbruch, zu schweigen, und mit männlichem Freimute sagte er:

„Sie wissen, Herr Oberst, was mich tief bewegt beim Scheiden. wissen, daß Adda meine ganze Seele erfüllt. Mit schwerem Herzen habe ich aber den Weg betreten, den ich mir als Ehrenmann habe vorschreiben müssen. Ich habe Adda gegenüber geschwiegen, weil ich ihr junges Leben nicht aussichtslos mit meinem Schicksale verknüpfen darf. Ich sagte Ihnen schon, daß ich — arm bin. Gott gebe Ihrer Tochter das reiche Glück, das sie verdient und — möge sie niemals erfahren, wie schwer mir der Weg der Entsagung wurde."

„Dank für dies treue, offene Wort, Herr von Dankern. Was Sie mir sagten, ich ahnte es ja und ich verstehe und würdige Ihre Handlungsweise. Ich weiß auch, was im Herzen meiner Tochter vorgeht. Sie beide sind jung und werden, so Gott will, einst an die letztvergangenen Tage als an eine liebe Erinnerung zurück denken. Und nun Gott befohlen, mein lieber, junger Freund, Gott befohlen!"

Oberst von Angelholm begleitete den Gast bis zur Hausthür.

Dann trat er in das Zimmer seiner Tochter, und als er in deren Augen Thränen sah, schloß er sie in die Arme und sagte in seiner guten, herzigen Weise:

„Ich habe ihn lieb gewonnen, den offenen, liebenswürdigen, klaren Mann, und ich weiß, daß auch Du ihn lieb hast. Das Schicksal verbietet aber, daß sich Euere Lebenswege vereinen. Auch Dankern fühlte das tief und schmerzlich und darum schwieg er Dir gegenüber, und sein Schweigen war ehrenhaft. Nun sei auch Du stark, mein Kind."

Lange lag Adda an der Brust des alten Mannes in stillem Schluchzen. Er, der ihr auch die frühverstorbene Mutter ersetzt hatte, er verstand sie ja!

Dann richtete sie sich auf, suchte freundlich zu lächeln und sprach:

„Lieber, lieber Vater, ich werde versuchen, stark zu sein — wie er."

* * *

Schon seit Mitternacht waren die Kessel der „Sedan" geheizt, und um 7 Uhr in der Frühe wurden die Kabeltaue von den ‚Betings' losgeworfen. Der erste Offizier gab von der Kommandobrücke ein kurzes Wort in das Sprachrohr zum Maschinenraum — und unter mächtigem Rauschen bewegte sich die Korvette langsam vorwärts.

Es folgte der Abschiedsgruß aus ehernem Munde von drüben und hüben — dann ein Scheideblick. — —

„Die Seemannsfreude des Herrn von Dankern scheint mir doch einen ‚Schörr[1])' bekommen zu haben," äußerte Herr von Krall mit spöttischem Ausdrucke zum Schiffsarzt, „da wird er wohl im nächsten Hafen ‚kalfatern[2])' müssen! Was ‚kupferfest' ist, wie ich, dem kommen die Bohrmuscheln nicht an die Planken."

* * *

IV.

Es war zur Zeit des afternoon-tea an einem Oktobertage des Jahres 1879, als eine Equipage, vom park of the white house kommend, die Pensylvania avenue in Washington hinauf fuhr.

Die feurigen Rappen wurden von den Händen einer Dame geleitet, welche den Vordersitz des Selbstkutschierwagens inne hatte. Sie war in tiefe Trauer gekleidet. Neben der Dame saß ein Herr von distinguiertem Äußerem, während man auf dem Hintersitze zwei Diener in einfacher Trauerlivree bemerkte. Die Eleganz der Equipage war bis in das kleinste Detail durchgeführt, und die Zusammenstellung von Pferd, Geschirr und Wagen verriet den vornehmen Geschmack des Besitzers.

Selbst in der belebtesten Hauptstraße der amerikanischen Kapitale erregte das Gespann Aufsehen, und man sah nicht allein der Lenkerin vielfach ehrfurchtsvolle Grüße bieten, sondern konnte auch in allen möglichen Variationen leise Zurufe hören, wie: look, that's Miss Harcot! oder the beautiful Miss Lizzie!

Vor einem der ersten Häuser — oder besser Paläste — der Straße, unweit vom Kapitolplatze, wurden die Pferde mit großer Geschicklichkeit pariert und standen dann unbeweglich, mit schäumenden Mäulern und weit geöffneten Nüstern.

Während der Kutscher die Zügel aus der Hand seiner Herrin empfing, war deren Begleiter bereits mit großer Gewandtheit vom Wagen gesprungen und stand nun am Schlage, mit vornehmer Artigkeit der Dame die Hand zur Hilfe bietend.

---

1) Schörr = Riß, Spalt.
2) kalfatern = dichten.

„Sie werden den Thee bei mir nehmen, Mister Dankern," sagte sie im Hinabsteigen, und als jener mit einigen höflichen Worten Abhaltung vorschützte, fuhr sie mit heiterem Lächeln fort:

„Ich lasse gar keine Ausflüchte gelten. Geben Sie mir den Arm und führen Sie mich hinauf."

„Wer dürfte da widerstehen, Miß Lizzie!"

In chevaleresker Weise führte er die auffallend hohe, schöne Frau die breiten, mit persischen Teppichen belegten Marmorstufen hinan.

Der unbefangene Beobachter hätte dennoch einen Zug von Mißbehagen in seinen Mienen lesen können.

Sie betraten den parlour.

„Einen Augenblick gönnen Sie mich meiner Zofe und meinem Spiegel", sagte die Dame und verschwand hinter der schweren Seidenportiere. Er war allein.

Freiherr Ulrich von Dankern war seit 6 Monaten als Marinebevollmächtigter bei der amerikanischen Regierung akkreditiert.

Die 2 Jahre, seit er auf der ‚Sedan' den Hafen von Karlskrona verließ, hatten in seinem Äußeren keine Veränderung hervorgebracht, es sei denn, daß er jetzt einen schön glänzenden, dunkelblonden Vollbart trug und statt der Marine-Uniform einen durchaus tadellosen Gesellschafts-Anzug.

Während der kurzen Zeit seines Aufenthaltes in Washington hatte sich Dankern bereits eine hervorragend angenehme Stellung erworben — eigentlich ohne sein Zuthun, wenigstens ohne Mühe, denn dem schönen, taktvollen, mit reichem Talente begabten und noch jugendlichen Korvetten-Kapitän waren alle Thüren von vorn herein geöffnet, sowohl in den Kreisen ausländischer Vertretungen wie unter den vornehmen Amerikanern.

Bemüht, überall die gleiche Höflichkeit zu zeigen, begegnete er bislang weder Feinden noch Neidern, um so weniger, als seinem Auftreten stets einen Anflug von natürlicher Bescheidenheit anhaftete.

Mit besonderer Zuvorkommenheit war er aber im Hause des Finanzministers empfangen worden und jetzt, wo Mr. Harcot noch um den Verlust seiner Frau trauerte, war er fast täglicher Gast im Palais an der Pensylvania Avenue.

Schon sprach man im Club, wenn auch ganz im Stillen, von dem ‚german conqueror,' — denn Miß Harcot galt nicht allein für eine der schönsten und geistvollsten Damen der amerikanischen Aristokratie, sondern es war dem Jung-Amerika männlichen Geschlechtes auch keineswegs fremd geblieben, daß Mr. Harcot mit seiner verstorbenen Gemahlin ein Vermögen von zehn Millionen erheiratete und daß er selbst diese Millionen mindestens verdreifacht hatte. Daß seine Tochter, — sein einziges Kind, — in dem Rufe stand, ganze Ladungen von Körben verbraucht zu haben, das konnte doch niemanden in Erstaunen setzen, denn diese Ware geht doch nur auf Nachfrage.

Es gab aber auch böse Menschen, welche behaupteten, Miß Lizzie mache sich eine Freude aus dem Korbgeschäfte, — Miß Lizzie sei kokett.

Dem stand aber entgegen, daß sich bislang niemand auch nur des Scheins einer besonderen Bevorzugung hatte rühmen können, das mußten selbst die „Bösen" zugeben.

Soeben trat sie selbst in den parlour. Sie hatte ein Hauskleid von weißem Kaschmir angelegt mit schwarzer Spitzengarnitur. „So, da bin ich, Mr. Dankern, und Sie müssen mir zugeben, daß ich rasch machte," sagte sie, vor den Spiegel tretend und einen goldenen Pfeil durch das dichte, leicht aufgeraffte, fast blauschwarze Haar schiebend. „Nun freilich, es ist auch danach geworden, und ich werde Zoë schelten müssen." Während sie aber Zoës Versäumnisse wieder gut zu machen suchte, ruhten Dankerns Blicke mit Aufmerksamkeit auf der wahrhaft majestätischen Erscheinung.

„Ja, sie ist schön und von wahrhaft berückendem Zauber", dachte er, ihren graziösen Bewegungen folgend.

„Es liegt etwas Selbstbewußtes in dieser Haltung, wie es eben die amerikanische Erziehung den Töchtern dieses Weltteiles giebt, die Erziehung zur Selbstständigkeit!"

Eben wandte sich Lizzie ihm zu und sah ihn mit vollem Blicke an aus den dunklen, leuchtenden, großen Augen. Die kühn geschwungenen, dichten Brauen zogen sich kaum merklich zusammen, als sie mit einem Anfluge von Mißmut sagte:

„Immer der Ausdruck von Trauer, der in Ihren Augen liegt, Herr von Dankern! Will es mir denn nicht gelingen, Sie einmal ganz heiter zu stimmen? Haben Sie es zu bereuen, daß Sie meiner Aufforderung folgten zur Fahrt an den Potomac? O, es ist mir nicht entgangen, wie Sie mit Mühe Ihr Erstaunen bemeisterten bei meiner Einladung — nein nein, leugnen Sie nicht, ich habe Sie beobachtet! — Ihre deutschen Damen freilich, die dürften dergleichen Ausflüge nicht unternehmen, Wir aber sind frei, so lange wir keinen Gebieter haben, uns ist es erlaubt, uns Amerikanerinnen, auch einen Charakter, einen eigenen Willen und vor allem — eigene Verantwortung zu fühlen — Selbstverantwortung!"

Dankern verbeugte sich stumm, mit ernster Miene.

„Also, wenn Sie wollen, fahre ich Sie öfter. Heute konnte ich Ihnen nur die nächsten Umgebungen unserer Kapitale zeigen. Wenn's Ihnen aber gefiel, dann pilgern wir morgen nach Mount Vernon zum Grabe unseres großen Befreiers."

Miß Harcot, welche sich bislang der englischen Sprache bedient hatte, sagte das im reinsten dialektlosen Deutsch, und der Baron antwortete nun ebenfalls in seiner Muttersprache:

„Ich kann nur meinen aufrichtigsten Dank wiederholen. Sie haben mir einen genußreichen Nachmittag verschafft. Ich habe nicht nur gesehen, sondern auch — gehört," setzte er mit artiger Verbeugung hinzu, „gehört und gelernt, daß neben erhabener Schönheit auch ein leuchtender Geist gedeihen kann! Daß solche Kombination selten ist, werden Sie selbst zugeben müssen," fügte er dem fast unwillkürlich ausgesprochenen Komplimente gleichsam kalmierend hinzu.

Auf Miß Lizzie hatten aber Baron Dankerns Worte keineswegs den gefürchteten Eindruck gemacht. Sie wurde weder verlegen, noch glitt eine Spur von Mißmut über ihre Züge. Sie antwortete in artigem Konversationstone:

„Ihre „Kombination“ wird zumeist künstlich ertötet bezüglich der letzten Hälfte! Was wollen Sie? Kann eine Blume Duft bekommen und Farben, wenn man ihr Luft und Licht entzieht? Wie kann der Geist einer Frau sich entwickeln, wenn man sie in geistige und auch äußere Sklaverei legt — gerade in der Zeit, in welcher sie, allen Naturgesetzen nach, gedeihen und geistig emporstreben sollte?

Sie wollen doch nicht etwa behaupten, daß es dazu noch Zeit sei, nachdem die Frau von dem Willen eines strengen Eheherrn abhängig geworden oder nach dem allerhand häßliche häusliche Sorgen sie wiederum in körperliche und geistige Fesseln legten?“

„Glauben Sie denn nicht, Miß Harcot, daß eine solche geistige Entwickelung unter der Leitung und Einwirkung eines Mannes, auf der Grundlage ernster Liebe und Achtung, zu einem gedeihlichen Erfolge führen kann, selbst dann, wenn die Jugenderziehung — ich gebe zu, daß es bei uns in Deutschland häufig zutrifft — den Charakter sowohl wie die individuellen Geistesanlagen nicht zur selbstständigen Kraftentfaltung kommen ließ?“

„Auf die Gefahr hin, Ihnen in Ihren Landsmänninnen wehe zu thun, frage ich Sie, Baron: Lernen denn die jungen Damen in Ihrer Heimat den sogenannten Mann ihrer Wahl überhaupt kennen, ehe sie für das Leben an ihn gekettet sind? Wird nicht noch während der Zeit des Verlobtseins mit eifersüchtigem Auge ein solch' armes, unmündiges Wesen überwacht? Ist denn solchem Kinde, — ich meine nicht den Jahren, sondern der geistigen Entwickelung nach Kind, — ist solchem Kinde überhaupt eine selbständige Urteilskraft zuzumuten? Ich frage Sie, beteiligt solch' streng gehaltenes Mädchen sich überhaupt thatsächlich an der Wahl, von der ihre ganze Zukunft abhängt, — wenn man ihr die Gelegenheit nimmt, Urteilskraft zu bekommen und dann — selbst zu urteilen?“

„Und Sie, Miß Lizzie, glauben nicht an jene wunderbare Urteilskraft, die dem Herzen der Jungfrau, von Gott gegeben, innewohnt? Glauben nicht an die unwiderstehliche Macht, welche zusammenführt, was für einander bestimmt ist? Sie glauben nicht an die Liebe, an *jene* Liebe, die nicht fragt und nicht erwägt, die zwei Seelen zusammenströmen läßt in voller Sympathie, um sich nicht mehr von einander zu scheiden?“

„Und dann in langer, trauriger Ehe entweder eine ebenso lange ernüchternde Enttäuschung zu finden, oder, — und das ist noch schlimmer, — aus Gewohnheit glücklich zu sein, d. h. das fait accompli hinzunehmen und ein Teil, — ein gutes Teil, — seiner Menschenwürde abzustreifen! Nein, Baron, wer mich wählt, der soll mich kennen, soll mich nehmen mit all' meinen Fehlern und — Schwächen, soll mich nehmen, wie ich bin und nicht, wie ich *werden* könnte! Ich selbst aber beanspruche das Recht, auch meinerseits den Mann zu kennen, dem ich das Beste gebe, was ich habe, — mich selbst! Ich will ihn kennen und

respektieren. Glauben Sie mir, das sogenannte Herz, ohne Verbindung mit Verstand und Vernunft, ist ein trügerisches Ding. Es bringt uns jene ephemeren Empfindungen, die Ihr Landsmann Mendelssohn so drastisch besingt. Was soll mir denn das „himmelhohe Jauchzen", wenn ich dann wieder „zum Tode betrübt" sein soll? Und das nennt man dann „Glück." Ziel und zweckbewußt muß auch die Frau sein, und je früher sie es wird, um so weniger Enttäuschungen werden sich an ihre Fersen hängen und sie aufhalten im freien Aufsteigen zum Ziele!"

Eben meldete der Diener, daß der Thee im Boudoir der Miß Harcot serviert sei, und an Danferns Arme ging Lizzie mit gehobenem, stolzem Haupte über die weichen Teppiche dahin, innerlich siegesbewußt auf ihren Begleiter blickend. Wohl hatte er sie erstaunend, ja fast bewundernd angehört und — dann waren seine Gedanken hinüber geschweift nach dem fernen Norden Europas, zu einer anspruchslosen blonden Jungfrau. „Sie nähme, mich, wie ich bin," flüsterte ihm sein eigenes Herz zu. —

Seine Blicke glitten träumerisch über alle die Kunstwerke, welche die zu durchschreitenden Räume zierten. Er fühlte nichts von dem Feuer, das jetzt aus Lizzies Augen strömte, sah nicht, wie die innere Leidenschaft ihre Wangen färbte. „Idealist," sagte sie dann fast unhörbar.

V.

Miß Harcots Boudoir war mit jener modernen Eleganz ausgestattet, welcher man in heutiger Zeit in Damensalons so oft begegnet und welche, in so unendlich verschiedener Art und Auffassung zur Anwendung gebracht, wenn nicht auf den Charakter der Bewohnerin, so doch auf deren Geschmack und Lebensweise schließen läßt.

Für dergleichen „weich" ausgestattete Räume dürfte in dem bekannten und vielgebrauchten Ausdrucke „duftiges Teppichgemach" eine zutreffende Bezeichnung gefunden sein.

Da waren kostbare Gemälde, mit indischen Stoffen drappiert, auf vergoldeten Staffeleien; da wurden dunkle Portieren aus Brokat von Amoretten gehalten, und Spiegel, in reich geschnitzten Florentiner Rahmen, reflektierten das matte Licht, welches die Abendsonne durch die dichten Vorhänge fallen ließ. Makart-Boukettes lehnten mit ihren farblosen Palmen um ein lebensgroßes Ölgemälde, Lizzies Mutter darstellend, ein Portrait von auffallender Schönheit, welches über die spanische Abstammung der Verstorbenen, — Mrs. Harcot war in der Havanna geboren, — keinen Zweifel ließ.

Die Möbel trugen im allgemeinen einen Seidendamast mit Blumengewinden, in unbestimmten Tönen, und waren mit olivenfarbenem Samt dekoriert. Der Smyrnateppich machte die Schritte unhörbar, und eine Tigerdecke von besonderer Schönheit und Größe lag vor dem Eckdivan ausgebreitet. Zierliche Gueridons mit vergoldeten Füßen trugen Kunstwerke der Elfenbein-Schnitzerei oder Photographien in kostbaren Rahmen, und der geräumige Schreibtisch, offenbar für den

wirklichen Gebrauch bestimmt, war mit einer blau emaillirten, vergoldeten Schreibzeug-Garnitur ausgestattet.

Neben dem Schreibtische aber hatte eine Etagere mit frischen Blumen Platz gefunden, und der Veilchen- und Rosenduft mischte sich mit einem leichten Hauche von Irora, welcher das Gemach durchdrang.

Während Dankern, in einem bequemen Fauteuil ruhend, Zeit fand, seine Blicke, mechanisch fast, durch den ihm längst bekannten Raum schweifen zu lassen, hatte Miß Lizzie den Thee bereitet und bot ihm nun die dampfende Tasse.

„So, nun bin ich in meinem Heim und da weile ich am liebsten" sagte sie, sich auf eine Chaiselongue niederlassend, oder besser niederlegend, denn sie zog mit natürlicher Grazie die Füße auf das Polster, und diese Füße waren sehr klein und sehr schmal, und die niederen Schuhe ließen den schwarzen Seidenstrumpf erkennen, der sich scharf gegen die weiße Toilette abhob.

Dankern mochte wohl etwas länger als erforderlich über das alles seine Beobachtungen gemacht haben, — er wurde jedenfalls überrascht, als Lizzie ihm mit neckischem Lächeln zurief:

„Kommen Sie, Baron, setzen Sie sich neben mich auf das Tabouret, so — da unterhalten wir uns bequemer. Und nun geben Sie mir eine Zigarette und nehmen auch selbst — echte Menshausen aus Alexandria, der junge Schöller hat sie besorgt!"

Dankern präsentierte die goldene, reich ziselierte Zigarrettendose, und bald durchzog der blaue Dampf den Raum.

Die Konversation aber wollte nicht wieder die sonst gewohnte anregende Frische bekommen.

Dankerns Blicke wurden angezogen durch Lizzies Erscheinung, und diese fühlte, daß sie beobachtet wurde. So schön wie heute war sie ihm noch niemals erschienen, hatte sie auch wohl niemals erscheinen wollen.

Und als dann ihre Blicke fragend und stumm und doch beredt sich zu ihm wandten, als er ihre Brust sich schneller heben sah, als sie, den schönen Kopf leicht zurücklegend, die Lippen öffnete, den immer ungestümeren Atemzügen Raum gebend, — als sie ihm die schmale Hand entgegen streckte und als dann seine Lippen diese Hand berührten — da wußte er, daß er in diesem Augenblicke die schönste, die reichste Erbin der vereinigten Staaten gewinnen könne. Er fühlte ihre Leidenschaft — er wußte aber auch, — eine innere Stimme sagte es ihm —, daß diese Leidenschaft nichts gemein habe mit Liebe, — wahrer Liebe!

Das war wildes, verzehrendes Feuer, welches aus den Augen sprühte — nicht erwärmend, nur lodernd — verbrennend!

Wie ein Madonnenbild erschien seinem geistigen Auge plötzlich ein unschuldsvoller, blonder Kopf, und es war ihm, als höre er den Ruf: „Verlaß mich nicht!"

Ein ergreifender Seelenkampf ging in Dankerns Innerm vor, so kurz — und doch so entscheidend!

Nicht band ihn Eidschwur, nicht Wort, nicht Ring. „Aber das Herz," fragte er sich, „ist denn das wirklich ein so trügerisches Ding? Nein, nein, ich kann den Glauben nicht verlieren, den Glauben an mich selbst."

Prüfend ruhten Lizzies Blicke auf ihm. Sie wußte sich sein Wesen nicht zu deuten, und fast hart klangen die Worte:

„Da sitzen Sie nun seit fünf Minuten und lassen sich erstaunt anschauen. Was dachten Sie? Ließen Sie Ihre Gedanken hinüberschweifen zu irgend welcher Illusion aus der Vergangenheit, Sie germanischer Rêveur? Oder sind Sie etwa unzufrieden mit der — Gegenwart? Ah! — Sagen Sie mir, Ulrich, was in Ihren Adern fließt, oder — nein sagen Sie es lieber nicht — ich sehe es ja!"

Ein jäher Wechsel veränderte in wenigen Augenblicken Lizzie's Ausdruck fast zur Unkenntlichkeit. Da war keine Spur mehr von verzehrenden, faszinierenden Blicken, welche noch vor wenigen Sekunden die Gestalt des schönen, vornehmen Seeoffiziers zu umspannen suchten, — im wortlosen Zusammensein war ein Drama über die Szene gegangen — ein Akt verschmähter Liebe, gekränkten Frauenstolzes. —

Und Dankern, der feinfühliche Kavalier, wußte, was vorging, und doch — „Verlaß mich nicht" klang es immer wieder in seinem Herzen.

Seine Wangen glühten, und wie im Fieber schlugen seine Pulse.

„Haben Sie Gnade mit mir, Miß Lizzie, ich werde Ihnen eine Erklärung nicht schuldig bleiben, nur heute, heute nicht. Urteilen Sie inzwischen nicht über mich, ich bin ja selbst so zerfahren, so voll von Zweifeln, daß — Lizzie, ich gehe, ich weiß, daß ich so am besten thue!"

Er drückte das Battisttuch an die Stirn, die heißen Perlen zu entfernen. Hastig greift er nach seinem Hute. „Darf ich wiederkommen, morgen?"

„Wenn Sie wollen, Dankern," erwiderte Lizzie, sich erhebend, jetzt in englischer Sprache.

Eine wunderbare Mischung von Kälte, Erstaunen und Mitleid sprach sich in ihren Mienen aus, als sie ihm ruhig zum Abschiede die Hand bot.

Dann glänzte es wie Triumph aus ihren weitgeöffneten, dunklen Augen, als Dankerns Mund sich fest und lange auf diese Hand drückte. In der Thür aber wandte er sich noch einmal zurück:

„Bis morgen, Miß Lizzie, bis morgen," und Lizzie hätte aufschreien mögen, so drückte er ihre Hand. Und dann — ging er doch. —

Miß Harcot blieb stehen, den Blick auf die soeben sich schließende Portiere gerichtet. Unnatürlich weit waren ihre Augen geöffnet — zornsprühend — und die Stimme klang rauh, so leise sie auch sagte:

„Mir das, mir! — das war ja eine Abweisung! Ist das ein Mann? — Ach, er soll es fühlen, daß ich durchsetze, was ich einmal will."

Regungslos starrte sie dann auf den schmalen Lichtstreifen, den die Abendsonne über den Teppich fallen ließ, regungslos und in Nachdenken versunken.

„Daß ich gerade für ihn eine Leidenschaft fühlen muß, wie ich sie bisher nicht gekannt! — was sind mir alle die Anderen, die mir zu Füßen lagen?

Ihre Beteuerungen machten mich lachen! Nicht einer war unter ihnen, der mir auch nur eine Erregung wert schien. — Und jetzt?" rief sie plötzlich laut aus, mit dem Fuße auf den Teppich stampfend, „jetzt verschmäht man mich — mich! Aber ich werde vernichten — was mir in den Weg tritt, vernichten und endlich doch siegen."—

Hochaufgerichtet, mit pochenden Pulsen durchmaß sie noch lange den Raum.

* * *

Gesenkten Hauptes und wie im Traume schritt Baron Dankern die Avenue hinab, dem Hotel Gilmore, seiner Wohnung zu.

Er begriff sich selbst nicht in diesem Augenblicke.

„War ich thöricht, oder habe ich recht gehandelt?" fragte er sich. „War es eine überspannte Sentimentalität oder war es Treue gegen mich selbst, was meine Handlungsweise bestimmte? Und doch konnte ich nicht anders! Warum aber habe ich nicht heute schon gesagt, daß mein Herz gefesselt ist? Was will ich morgen bei ihr? War ich denn zweifelhaft? — O, ich darf es nicht sein! Sie, das schöne Weib, sie kann ein ganzes ungeteiltes Herz fordern!"

Unklar über sich selbst, unzufrieden mit seinem Handeln, mit seinem Schicksal, wollte er eben in das Portal seines Hotels treten, als sich eine Hand an seine Schulter legte und eine ihm wohlbekannte Stimme ihm zurief:

„Scheinen ohne Kompaß zu laufen, Baron Dankern, mit gebrochenem Ruder! Und doch ist wohl kaum jemals ein deutscher Seemann mit so günstiger Brise gefahren wie Sie!"

„Herr von Krall! Mein Gott, Sie sehen mich vollkommen überrascht! Sie hier? Übrigens zuerst den Ausdruck meiner Freude, einem alten Kameraden zu begegnen. Und dann erklären Sie mir," sprach er, Krall die Hand schüttelnd und freundlich in dessen scharf geschnittenes Gesicht blickend.

„Ist bald erklärt! Mir macht das Geschäft keine Freude mehr. Sie wissen ja, ich beschäftige mich mit allerhand anderen Dingen, und da bot sich denn für mich ein Beruf, der mir geeigneter und vor allem einträglicher erschien. Ich bin seit 10 Tagen hier und, beiläufig, Korrespondent für die Kölnische Zeitung. Nun brauche ich mich nicht mehr um andere zu kümmern — es sei denn, daß sie mir gefielen," fügte er mit einem Kopfnicken gegen Dankern und einem forschenden und doch nicht spottfreien Blicke hinzu. „Ich liege jetzt in meinem Fahrwasser!"

„Und wo wohnen Sie, Herr von Krall?"

„Hier im Hotel."

„Wenn's Ihnen paßt, treten wir in den Parlour."

„Gewiß. Vielleicht kann ich Ihnen noch eine oder die andere Mitteilung von drüben machen."

Sie betraten den Parlour und hatten an einem freien Tische Platz gefunden, einander gegenüber. Das landesübliche Getränk war bestellt — gin and water — und während Krall mit großer Gewandtheit eine Zigarette drehte, beobachtete Dankern dessen Erscheinung. Er war in den zwei Jahren schöner geworden.

Der tiefschwarze, glänzende Vollbart zu dem krausen, dichten Haar und den stechenden Augen, das alles gab dem Gesicht einen interessanten Ausdruck. Um den Mund legte sich auch heute jener Zug, über den einst seine Kameraden gesagt hatten: „Seine Seele spiegelt sich in seinen Mundwinkeln."

Krall entzündete seine Zigarette und erzählte dann mit scheinbarer Unbefangenheit von seinen Erlebnissen, von seinem längeren Aufenthalt in New York und verschwieg auch keineswegs, daß seine Freude an galanten Abenteuern auch dort Genüge gefunden. Während aber Dankern nur mit halber Aufmerksamkeit dem Erzähler folgte und den Blick oft träumerisch hinausschweifen ließ durch das offene Fenster, zu den grünen Baumgipfeln des withe-house-park, ruhten dessen Augen forschend auf des einstigen Kameraden Antlitz, als sollten sie hineindringen in dessen Seele, erspähen, was dessen Brust durchwühlte. Er wollte ergründen, was jener zu verbergen suchte, was ihn so still, so traurig mache.

„Sie sind mit Ihren Gedanken abwesend, Baron Dankern," rief er dann, plötzltch abbrechend und mit lauerndem Blicke beobachtend. „Aber nun erzählen auch Sie mir, wie Sie sich eingelebt haben. Sie werden hier im Rausche der Welt, im Mittelpunkt der Erde, sich kaum in die Heimat und nach dem früher gewohnten Leben zurücksehnen. Ich für meinen Teil bin froh, daß die Atlantik zwischen mir und Europa liegt, bin froh meiner Freiheit. Nichts, nichts giebt es drüben, nach dem ich mich sehnen könnte."

„Und ich," sagte Dankern, welcher anfangs nur beiläufig auf Kralls Worte hörte, dann aber die Herausforderung erkannte und ihn ruhig und ernst ansah, „ich entbehre täglich meine mir so lieb gewordene Berufsthätigkeit, entbehre vor allem den Umgang mit meinen Kameraden, von denen ich hier nur ab und zu einmal briefliche Mitteilungen bekomme."

Wie ein Wetterleuchten zog es in diesem Augenblicke über Kralls Gesicht, Triumph und Schadenfreude gemischt, verriet seine Miene, als er jetzt fortfuhr:

„Nun, wenn Sie von Kameraden hören wollen, da kann ich Ihnen einige ganz interessante Mitteilungen bringen. Da ist zum Beispiel der Leutnant von Heede — Sie erinnern sich doch seiner? Er war mit uns an Bord der „Sedan?"

„Gewiß, ich habe ihn immer gern gehabt, den jungen, liebenswürdigen Kameraden. Was ist mit ihm? Doch nicht ein Unglück?"

„Vorläufig nicht, doch wer kann wissen, was daraus wird? Er hat sich — warten Sie, wir haben heute den 26. — genau vor sechs Wochen war seine Hochzeit."

„Und davon habe ich nichts erfahren? Wer ist die junge Frau?"

„Wer anders als die kleine, schwarzäugige Gräfin Wachtmeister aus Karlskrona? Die Sache machte sich rasch. Heede erbte und, — na, da liegt ja immer der Lebensnerv der Liebe, — sie gab ihm gern ihre kleine und runde Hand. Wie er später mit dem koketten Dinge fertig werden will, — ich mache mir keine Sorgen darüber."

„Der Heede ist ein guter, ehrlicher Mensch, er wird sie glücklich machen."

„Die guten Ehrlichen, das sind eben die Betrogenen!"

„Das ist wohl eine etwas trübe Anschauung," antwortete Dankern. „Ich halte wahre Liebe und Treue noch nicht für ausgestorben! Und das sind doch die Faktoren für das Glück einer Ehe!"

Nachdenkend sah er hinaus, während Kralls Augen seine Gedanken zu lesen suchten. — Die unverkennbare Spannung, mit welcher Dankern seine Mitteilung aufgenommen, war ihm nicht verborgen geblieben, und wenn dieser jetzt unschlüssig über einer Frage zu brüten schien, so sah darin Krall seine Absicht bereits realisiert.

Endlich richtete sich Dankern an sein Gegenüber:

„Die Hochzeit ist doch in Schweden gewesen? Was hörten Sie über den alten Kommandanten von Karlskrona?"

„Den Oberst von Angelholm? Der hat im vorigen Frühjahr seine letzte große Reise angetreten. Im Mai hat man ihm den Salut geschossen."

„O mein Gott!" rief Dankern tief ergriffen.

Wiederum schien Krall eine Frage zu erwarten. Dann fuhr er, als jener schweigend verharrte, wie beiläufig fort:

„Für Sie muß ja der Todesfall von einigem Interesse sein, da Sie, — so viel ich mich erinnere, — täglicher Gast im Hause waren."

„Ihre Mitteilung ist mir sehr, sehr schmerzlich, ich habe den alten Herrn hoch verehrt."

Dankern brach seine Rede ab und in Nachdenken versunken sah er wieder hinaus zu den Bäumen. Ein spöttisches Lächeln zog über Kralls Gesicht.

Dann richtete Dankern sich auf, wie nach plötzlichem Entschlusse und fragte: „Wo blieb des Obersten Tochter, Fräulein von Angelholm? Sie muß jetzt ganz allein stehen?"

Das war die Frage, welche Krall längst entlocken wollte. Jetzt antwortete er in völlig gleichgiltigem Tone: „Die Tochter, die blonde Adda!? Die ist jetzt — Gräfin Ahlström! — Doch Sie werden blaß, Herr von Dankern! Sorgen Sie sich nicht um das hübsche Kind, sie lebt wirklich ganz zufrieden und glücklich auf Schloß Tarberg bei Jönköping."

Dankern sah nicht, welche hämische Freude sich in Kralls Augen spiegelte. Er fühlte etwas wie einen tiefen, dumpfen Schmerz, der Atem stockte, und eine fahle Blässe überzog sein ernstes Gesicht. Dann erhob er sich und bat Krall, seinen Aufbruch zu entschuldigen. „Die angestrengte Büreau-Arbeit hat meinen Magen etwas mitgenommen," sagte er, nach einem Vorwande suchend, im Fortgehen.

Krall aber blickte ihm nach, und als die Thür sich geschlossen hatte, brach er in helles Lachen aus — es war ein häßliches, böses Lachen.

„Die Granate saß! Ich wußt's, daß sie sitzen würde, ahnte, daß dieser sentimentale Pflicht-Simpel, mit seiner sogenannten Treue, noch immer die unpraktische Kinderei im Kopfe haben würde. Und gründlich ist er hinter das Licht geführt, und ich — groß stehe ich da, kein unwahres Wort kam über meine Lippen. — Warte, Freund Dankern, das war die erste Abschlagszahlung auf deine Pflichterfüllungsbedürfnisse mir gegenüber. Ich werde dir die folgenden Raten nicht

schuldig bleiben, werde nicht vergessen, daß ich es dir danke, wenn mir unter vier Augen mitgeteilt wurde, daß für mich als notorischen Spieler die Pforten des Avancements geschlossen seien. Jetzt pfeife ich auf alle Epauletten!"

Er nahm seinen Hut und ging hinaus in den Park, die Melodie eines Negerliedes pfeifend.

Als Dankern die Thür seines Zimmers geschlossen hatte, als er allein war, da machte sich der Sturm, der sein Herz durchwühlte, gewaltsam Raum. „So schwand mein Traum, mein Hoffen ward zerstört, mein Glauben gebrochen!"

Er legte die Hände vor die brennende Stirn, wie ein Verzweifelnder. „O, mein Gott, wie ist's möglich! Kein Wort fesselte sie wohl an mich, — und doch glaubte ich an sie — so fest, so felsenfest — wie an meine eigene Treue!"

In langen Schritten ging er auf und ab, Ruhe suchend für sein Herzeleid.

„Der Glaube an sie hat mich bewahrt und gehärtet, wenn mir Gefahren nahe traten, für sie habe ich gearbeitet, gestrebt — gehofft. Nun ist's aus — aus!" — —

Stunden waren vergangen, Stunden des Kampfes, des Schmerzes, und noch immer saß Dankern in stillem Denken da, den Kopf in die Hand gestützt.

Die Lichter waren fast niedergebrannt und beleuchteten das blasse, übernächtige Gesicht, die weit geöffneten, starren, traurigen Augen.

„Ja, so soll es sein," rief er dann plötzlich ganz laut, als ob er nicht allein sei. Seine Züge belebten sich, und er warf den Kopf zurück, wie etwas Unangenehmes von sich abschüttelnd.

„Ja, so soll es sein," wiederholte er, „ich will, ich werde vergessen, was ich einst erhoffte. Es war ein thörichter Traum, und ich — will ein Mann sein. Ich that dir unrecht, Adda, als ich dir Untreue vorwarf. Du warst frei, du konntest nicht wissen, wie meine Gedanken um dich waren durch zwei lange Jahre, wußtest nicht, daß ich nur jene Stunde herbei sehnte, in der ich einst vor dich treten könnte, um dir zu sagen: Was ich bin, das bin ich durch mich, durch meine Arbeit, und meiner Arbeit Zweck und Ziel warst du! Du aber hast mich vergessen!! Es war eine Selbstüberschätzung, wenn ich das für unmöglich hielt, eine Selbstüberschätzung, welche mir so tiefe Wunden schlug. Ich darf nicht dich anklagen, Adda — du warst frei!"

* *
*

Um dieselbe Morgenstunde kehrte Herr von Krall aus seinem Klub zurück, und als er durch des alten Kameraden Fenster noch den matten Schein der Kerzen fallen sah, da wußte er, was in dessen Seele vorging, was ihn nicht ruhen ließ.

„Das war ein guter Tag," sagte er mit cynischem Lachen. „Ihnen, mein stolzer und pflichtbeflissener, sentimentaler Herr von Dankern, habe ich die Segel für einige Zeit „back" gelegt. Ha ha! Warum kamen Sie denn heute nicht, den harmlosen „Kirchenbau" zu stören wie damals in Kiel? Würde mir leid gethan haben um die Tausenddollarnoten, die ich in meiner Tasche trage dank der un-

glaublichen Ungewandtheit des chilenischen Geschäftsträgers. — Es geht nichts über freies Leben in einem freien Lande! In meinen Adern fand sich nun einmal kein Raum für Sklavenblut."

VI.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als Miß Harcot den Knopf der elektrischen Glocke drückte, welcher sich am Kopfende des in wunderbar schöner Ausführung und im Geschmack Louis XIV. geschnitzten Bettes befand. Lizzie hatte die Gediegenheit ihres vortrefflichen Geschmackes auch in der Ausstattung ihres Schlafzimmers zur Geltung gebracht. Die dunkelblauen Seidentapeten waren durch breite Streifen gestickter Guirlanden in Felder geteilt, und jedes dieser Felder trug in der Mitte ein Boukett, von einem ovalen, ebenfalls gestickten Rahmen umgeben.

Die schweren Portieren und Gardinen sowohl wie der reiche Bettschirm entsprachen vollkommen demselben Geschmacke. Ein dunkelblau gemusterter Smyrnateppich lief durch den ganzen Raum, und als Bettvorleger dienten prächtige Jaguardecken.

Ein Toilettentisch in schwarzem Marmor trug eine Garnitur in gediegenem Silber, ein chef d'oeuvre, welches offenbar nicht für den Gebrauch bestimmt war. In der That konnte man sich mit einem Blicke durch die angelehnte Tapetenthür überzeugen, daß im Toilettenzimmer ein ganzes Magazin von Elfenbein und Schildpattgegenständen, dem eigentlichen Zwecke dienend, ausgebreitet lag, auf breiten Marmortischen zwischen mächtigen Trumeaux. Im Schlafraum selbst befand sich kein Spiegel, dagegen ein Schreibtisch von abnormer Größe und in der Form, wie sie Herren zu wählen pflegen, welche mit Akten zu schaffen haben. Bequeme Sessel und Divans, im entsprechenden Geschmacke, vervollständigten die Einrichtung. —

Geräuschlos hatte die Zofe den Raum betreten, gestattete dem Tageslichte dann durch Zurückziehen der Vorhänge den Einlaß und meldete mit artigem Gruße, wie jeden Morgen, der Herrin die Zeit.

„Schon halb elf!" rief diese erstaunt und gab die Befehle für die Morgentoilette.

Sie fragte dann nach angekommenen Briefen und verbarg keineswegs einen Anflug von Mißstimmung bei der Meldung, daß nichts eingegangen.

Schneller wie gewöhnlich entzog Miß Lizzie sich heute den geschickten Händen der Dienerin. Schon nach kaum einer halben Stunde betrat sie von neuem das Schlafzimmer, um sich unmittelbar an den Schreibtisch zu setzen.

„Du kannst gehen, Maggy," sagte sie, „und in einer halben Stunde soll Tom kommen."

Mit einer nervösen Unruhe und Hast führte die schöne, schmale Hand die Feder über das duftende Papier, in oft minutenlangen Gedankenpausen unterbrochen. In solchen Pausen konnte man Lizzie seufzen hören. Es war aber nicht das Seufzen des Kummers, sondern jenes Tieferatmen der Erregung — der Ungeduld.

„Ich muß und will wissen, woran ich bin, ich ertrage sie nicht, diese Ungewißheit," rief sie jetzt aus. „Klar will ich sehen, was mir den entfremdet, den — ich hassen möchte und den ich doch erringen muß — ja erringen muß, will — weil ich ihn liebe, glühend liebe! — Nie, nie ist mir ein Mann mit gleicher Zurückhaltung begegnet wie er, und das gerade kann mich wahnsinnig machen! — Einer großen Leidenschaft ist er nicht fähig, der ruhige Germane — ach, die Leidenschaft wägt nicht und überlegt nicht, sie leidet nicht träumerisches Sinnen! — Und doch ist es nicht Kälte, was ihn mir fern hält! — Ich werde das Rätsel lösen — das werde ich — heute noch!"

Sie überlas das Billet noch einmal sorgfältig, schob es in einen Umschlag und schellte für Tom.

„Trag dieses Billet auf die deutsche Gesandtschaft. Dort wirst du den Mr. Dankern finden. Erwarte die Antwort."

Miß Lizzie atmete erleichtert auf, als sie sich nun erhob. Sie ging hinüber, Mr. Harcot guten Morgen zu wünschen.

* * *

Baron Dankern hatte in den letzten Stunden der Nacht Ruhe und erquickenden Schlaf gefunden!

Als er erwachte, erschien es ihm, wie die Erinnerung an eine Verstorbene, was doch seit mehr als zwei Jahren sein ganzes Denken in Anspruch genommen.

„Adda Angelholm ist nicht mehr. An die Gräfin Ahlström auf Schloß Tarberg will ich nur im Gefühle der Freundschaft zurück denken. Ich will arbeiten und bei der Arbeit vergessen, was sie mir einst gewesen."

Schon vor der festgesetzten Dienststunde betrat er heute sein Arbeitszimmer. Es berührte ihn fast angenehm, daß gerade heute eine ganze Reihe von Berichten für Berlin fällig war. Mit voller Energie begann er seine Relationen.

Etwa eine Stunde konnte vergangen sein, als ihm durch den Portier ein Brief überbracht wurde.

„Man wartet auf Antwort, Herr Korvettenkapitän," fügte dieser hinzu.

„Lizzies Schriftzüge! Eine schöne, charaktervolle Hand," sagte Dankern, die Adesse betrachtend.

Ruhig erbrach er das Siegel und las:

„Dear Mr. Dankern!

Als Sie mich gestern verließen, so plötzlich verließen, da war es mir klar, daß irgend welche Ereignisse oder auch nur Gedanken Sie ganz in Anspruch nähmen. Wollen Sie mir Vertrauen schenken?

Ich muß Sie heute noch sehen und erwarte Sie zum five o'clock tea.

Lizzie."

„Sie ist mir ein Rätsel, diese Lizzie. Einmal kalt und erstarrend wie der Maifrost, dann von glühender Leidenschaft beseelt und dann wieder voll inniger Teilnahme, — bald weich und verständnisvoll, bald mild — und im nächsten

Augenblicke trotzig wegwerfend! — Wird sie mich verstehen, wenn ich ihr Vertrauen schenke, wenn ich ihr mein ganzes Herz aufdecke, ihr mein Herzeleid zeige?

Oder wird sie meine Handlungsweise unerklärlich finden, mich wohl gar verspotten?

Gott weiß, vielleicht thue ich ihr unrecht, vielleicht finde ich Verständnis. Wer kennt ein Frauenherz ganz aus? —

Immerhin bin ich ihr eine Erklärung meines Auftretens schuldig!"

„Ihrem Befehle zu folgen werde ich nicht versäumen," schrieb er auf eine Karte.

* * *

Mit freundlichem „Willkommen, Mr. Dankern," streckte Lizzie diesem die Hand entgegen, als er zur verabredeten Zeit deren Salon betrat. „Seien Sie mein Freund, Sie werden Ihr Vertrauen nicht zu bereuen haben! — Und nun setzen Sie sich zu mir."

Sie nahmen die gewohnten Plätze ein — wie gestern — und doch — wie anders war es.

Wohlthuend empfand Dankern den milden, teilnehmenden Blick, die weiche sympathische Stimme, als sie um sein Vertrauen bat.

„Habe ich sie so verkannt? Hat sie doch ein Herz, ein fühlendes Herz?" mußte er sich unwillkürlich fragen. „Und wo blieb das verheerende Feuer in den schwarzen Augen? Ich habe ihr unrecht gethan, sie unterschätzt, als ich sie für leidenschaftlich, aber lieblos hielt."

Dankern erzählte dann von seiner Liebe, von seinem Hoffen — von seiner bitteren Enttäuschung und daß nun sein Herz begraben.

Als er bemerkte, wie Lizzie mit voller Teilnahme und Aufmerksamkeit seinen Worten lauschte, da wuchs sein Vertrauen zu ihr, von Minute zu Minute. Es entging ihm, wie es ein paar mal aufleuchtete unter den dunkeln Wimpern, — ganz kurz nur, — wie es die herrliche Gestalt durchzuckte, als wolle sie die Arme ausbreiten und den schönen, ernsten Mann umschlingen, der ihr gegenüber saß und von seinen Liebesträumen sprach, von seiner Treue — die ihm längst gebrochen! Sie hätte dann wieder auflachen mögen! Aber schnell legte sich der Schleier sanfter Teilnahme über ihre Mienen.

„Nun giebt es nur noch eins, mich daran aufzurichten und meine Thatkraft lebendig zu erhalten, „die Pflicht", schloß er endlich.

Lizzie reichte ihm die Hand und sah ihm verständnisvoll in die Augen, sich wieder vollkommen beherrschend.

„Sie sind ein so guter, treuer Mann, Ulrich, Sie verdienen ein Herz, das Sie ganz begreift, Sie zu würdigen weiß! — Suchen Sie zu vergessen und — finden Sie!" —

„Wie gut, wie teilnehmend Sie sind, Miß Harcot! O, lassen Sie es mich aussprechen, ich verkannte Sie, ich glaubte nicht, daß Sie mein Empfinden verstehen würden. — Ich danke Ihnen für solche Teilnahme. Sie wissen nicht, wie wohl Sie mir dadurch thun."

Lizzie hätte aufjauchzen mögen in dem Bewußtsein, daß das, was sie gestern noch trennte von dem Manne, nach dem sie mit Leidenschaft verlangte, heute schon in einen leeren, haltlosen Schatten zusammengefallen war. Aber noch lebte in Ulrichs Brust jener Schatten, noch durfte sie nicht heraustreten aus ihrer Rolle. Ihr Vater kam ihr dabei zu Hilfe.

Mr. Harcot, welcher nur selten die Wohnräume seiner Tochter besuchte, kam eben herein.

Mit unverstellter Freude begrüßte er Dankern.

„Es gereicht mir zur besonderen Genugthuung, Mr. Dankern, gerade Ihnen öfter in dem Salon meiner Tochter zu begegnen. Die vielseitigen und lebhaften Interessen, welche ich bei Ihnen stets zu beobachten die Ehre hatte, werden hoffentlich auch bei meinem Kinde fruchtbaren Boden finden. — Den nötigen Verstand hat sie ja, um auch über das Niveau hinaus denken zu können, welches sich die Mehrzahl unserer Damen als Norm festlegt und welches sich kurz in den Begriffen Toilette, Theater, Salon und Equipage kennzeichnet. Aber ich möchte nicht stören, wovon war denn die Rede, mein Kind? Laßt mich einige Augenblicke teilnehmen an eurer Unterhaltung."

„Es war eine Frage, die so etwas in die Philosophie hinein ragt," antwortete Lizzie mit voller Unbefangenheit, „wir sprachen über einen Vers aus einem Gedichte von Schiller, worin es heißt:

Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt!

und ich komme jetzt auf die weiter zu entwickelnde Frage, ob es überhaupt eines gesunden Menschenverstandes würdig, einem Ideale nachzujagen, wenn man es als „zerronnen" erkannt hat. Nach meiner Ansicht muß man sein Ideal in der Realität suchen. Wer es anders macht, der läßt die Perle liegen und greift nach der Seifenblase."

Mit Erstaunen blickte Dankern auf die Sprecherin, Mr. Harcot aber sagte:

„Das Thema liegt nun für mich allerdings ein wenig abseits, aber mir scheint's, du hast Recht, mein Kind. Man halte das, was ist, und suche nicht nach dem, was sein könnte. Übrigens, was mich eigentlich herführte, hätte ich fast vergessen. Ich hatte soeben den Besuch eines Landsmannes von Ihnen, Mr. Dankern. Es scheint ein unterhaltender, welterfahrener und angenehmer Gentleman zu sein, dieser Mister Krall und," — er wandte sich zu seiner Tochter mit einem neckisch freundlichen Lächeln, „jedenfalls ist er ein schöner Mann. Er wird dauernd seinen Wohnsitz hier nehmen."

„Ah" sagte Miß Lizzie, „ist das derselbe Herr, von dem Sie mir sagten, er habe Ihnen Nachrichten aus Deutschland — aus Schweden mitgebracht? Würden Sie Freude finden, ihn bei mir einzuführen?"

Für den Ausdruck dieser Freude fand Dankern allerdings nur ein stummes, höfliches Neigen des Kopfes.

Als dann Mr. Harcot sich erhob, empfahl sich auch Herrn von Dankern. Noch lange aber ging er an der Seite des würdigen alten Herren mit den klugen

Augen und dem offenen, rückhaltlosen Wesen auf dem Korridor auf und ab. Sie hatten sich längst in Sympathie gefunden — der deutsche Edelmann und der amerikanische Minister, ein self made man vom reinsten Wasser. Sie waren beide offene, wahre Männer.

VII.

Tage waren vergangen, und täglich waren sich Lizzie und Ulrich begegnet, entweder im Salon oder bei Spazierfahrten und Ausflügen.

Mit Meisterschaft wußte Lizzie ihr eigentliches Naturell zu beherrschen, und Dankern war überzeugt, sie einst gründlich verkannt zu haben, als er sie für oberflächlich und impulsiv hielt.

Wie gern ließ sie sich erzählen von fremden Ländern und Sitten! Mit gespanntem Interesse folgte sie Ulrichs Vorträgen über Litteratur und Geschichte.

Dankern fühlte eine innere Befriedigung, wenn sie ihm dann unter Dankesworten die Hand reichte.

„Sie sind mir eine Freundin, eine wahre, liebe Freundin, Miß Lizzie, Sie wissen nicht, wie glücklich es mich macht, bei Ihnen solchem Verständnisse zu begegnen." So hatte er schon oft zu dieser gesprochen.

Eines Tages kehrten beide von einem längeren Ritte zurück.

Sie hatten einen Ausflug nach Centreville gemacht, und als sie die long bridge über den Potomac passierten, scheute Lizzies Fuchswallach und überschlug sich, ehe noch Ulrich in die Zügel greifen konnte.

Zwar verlief der Vorfall ohne ernste Folgen, Lizzie bestieg auch furchtlos sogleich wieder ihr Pferd, klagte aber doch über Schmerz im Fuße. Als Ulrich sie die Treppe hinauf führte, bat sie:

„Nicht wahr, Sie sagen niemandem von meinem kleinen Unfall, ich lasse mich so ungern bemitleiden."

„Und doch bemitleide ich Sie, Lizzie! Dulden Sie das auch von mir nicht?"

Sie antwortete nicht. Aber der stumme Blick, den sie auf ihn richtete, der sagte mehr als Worte.

Er fühlte die schöne Gestalt erzittern, die sich jetzt auf seinen Arm stützte. Es mochte von einer plötzlich eintretenden Schwäche des kranken Fußes herrühren, daß sie diesen Arm eine Sekunde lang fest an sich drückte.

Sie waren im Salon angekommen. Einen Moment schien Lizzie unentschlossen, dann sagte sie:

„Warten Sie, Baron Ulrich, einen Augenblick, ich werde versuchen, den Stiefel von dem schmerzenden Fuße zu ziehen."

Sie betrat das nur matt erleuchtete Schlafzimmer, die Thür blieb halb geöffnet.

Plötzlich ertönte ein unterdrückter Schmerzesschrei. „O Gott, mein Fuß, mein Fuß," rief sie dann klagend. Dankern sprang herzu in den Ixora-durchhauchten Raum. Lizzie lag auf der Chaiselongue, und der Stiefel, halb ausgezogen, drückte den verletzten Fuß. Ohne zu fragen, entfernte er die Ursache des Schmerzes, und „tausend Dank" flüsterte ihm Lizzie zu, einer Ohnmacht nahe.

War das denn Wirklichkeit oder war es ein Traum?

Es war ein Bild, so wunderbar, so schön, wie er es nie zuvor gesehen und dieses Bild — war Leben!

Sie hatte den Kopf zurück gelegt an die Lehne und die Augen geschlossen.

„O wie das schmerzt," sagte sie, den kleinen, zierlichen Fuß im Seidenstrumpfe unter das Reitkleid ziehend. „O wie das schmerzt," wiederholte sie, die Augen öffnend. — Was aber ihre Mienen sprachen, das war nicht der Ausdruck des Schmerzes, das war „seelenversehrendes Sehnen!" Und dann kniete er zu ihren Füßen, er umschlang ihre Gestalt. Sie fragten nicht, wie es kam, daß ihre Lippen sich fanden in langem, heißem Kuße. —

„Lizzie, hast du mich lieb, willst du mein sein, mein bleiben, immer — immer?"

„Ja, du Liebling, immer!"

* * *

„Ich habe gewählt und glaube, daß ich glücklich wählte", schrieb spät abends Dankern an seine Mutter. „Mein heiligstes Bestreben soll es sein, Lizzie das zu werden, wessen sie bedarf: eine ernste, feste Anlehnung. Ihr reger, lebhafter Geist, ihr hervorragender Verstand streben mächtig empor und bedürfen eines Stammes, daran hinauf zu ranken. Lizzie ist schön und hat Herz. Ihr lebhaftes Temperament wird in mir, in meiner Denkungsart, das Gegengewicht finden. Ich folgte nicht einem ersten Eindrucke bei meiner Wahl, sondern habe lange und ernst erwogen.

Ich glaube und hoffe Lizzie glücklich zu machen. Gieb du uns dazu deinen mütterlichen Segen." —

* * *

Dankern hatte versprochen, schon gegen Mittag seine Braut aufzusuchen. Lizzie erwartete ihn schon lange.

Er schloß sie in seine Arme und drückte die Lippen auf den dichten Scheitel, und als sie dann zu ihm hinaufschaute und ihn ansah mit ihren großen, leuchtenden Augen, da ließ er die Hand über das schwarze Haar gleiten und sagte:

„Dein Glück soll von nun an mein Ziel, meine Lebensaufgabe sein. Glaube fest an meine Liebe, meine unwandelbare Liebe, und an meine Treue. Klar wollen wir uns gegenseitig in die Herzen schauen, gemeinsam tragen, was auch kommen mag, gutes wie auch böses — wenn es uns begegnen sollte."

„Alles, alles will ich mit dir teilen, du lieber, schöner Mann, dir gehöre ich, dir, mit Leib und Seele. Wie bist du so anders, als alle — so tief — so wahr und — so schön, so edel! Dich habe ich geliebt, seit ich dich sah! O Ulrich, fühle, wie ich dich liebe, wahnsinnig liebe!"

Dankern war glücklich, als sie mit Leidenschaft die Arme um seinen Hals schlang. Ihre Lippen glühten, und er fühlte ihr Herz an dem seinen schlagen.

Dann trat sie zurück, die Gestalt des Geliebten mit ihren Blicken zu umfassen, um sich dann von neuem von seinen Armen aufnehmen zu lassen. — Sie ist ein Kind, dachte Dankern, und dann sagte er:

„Ich muß gehen, meine Lizzie, gehen zu deinem Vater.“

„Ja geh', du Liebling, und komme bald zurück,“ antwortete sie, und schon hatte sie ihn von neuem umschlungen, und von neuem brannten ihre Küsse auf seinen Lippen.

Endlich ging er doch, und Lizzie blieb stehen und sah ihm nach. Sie war wahrhaft schön, die hohe, üppige Jungfrau im weißen Gewande und mit den schwarzen Augen. Diese Augen aber nahmen einen wunderbaren Ausdruck an, als sie jetzt leise sagte: „O, er kennt nicht das verzehrende Feuer lodernder Liebe, der eisige, schöne Germane. Ich werde ihn erwärmen! Ja, er soll sie kennen lernen, die Glut der Leidenschaft.“

* * *

Als Baron Dankern in das Zimmer des Finanzministers trat, kam ihm dieser bereits mit ausgestreckter Hand entgegen.

„Lizzie hat mir alles schon gesagt. Sie könnte mir keinen willkommneren Schwiegersohn geben, als Sie es sind, mein lieber Herr von Dankern, ich wiederhole es, keinen lieberen, keinen willkommneren. Aber gerade weil ich Sie lieb habe, halte ich es für meine Pflicht, Sie auf meiner Tochter Charakter hinzuweisen. Ich weiß es genau, sie ist nicht leicht zu nehmen und — ich muß es eingestehen, bisher gar nicht zu leiten. Sie ist eigenwillig und leidenschaftlich, und nicht immer behält ihr gutes Herz, diesen Eigenschaften gegenüber, die Oberhand. Wollen Sie es trotzdem versuchen — den Kampf aufnehmen?“ fügte er gutmütig hinzu.

„Eine große, tiefe Liebe überwindet alle Schwierigkeiten, und eine solche Liebe bringe ich ihr entgegen. Lizzie ist zu klug, um nicht das Rechte von dem Schlechten unterscheiden zu können. Ich habe mich lange geprüft, ernst und lange. Jetzt kenne ich Lizzie und jetzt weiß ich, daß sie mich liebt.“

„Nun denn in Gottes Namen. Werden Sie beide so glücklich, wie ich es Ihnen wünsche und wie — Sie es verdienen.“

* * *

Die nächsten Wochen vergingen in Vorbereitungen zur Hochzeit. Eine öffentliche Verlobung fand, den Landessitten entsprechend, nicht statt. Und doch wurde Ulrich von allen Seiten mit Glückwünschen überhäuft zu der Millionen-Braut.

Wie fern hatte ihm der Gedanke an die Erbschaft gelegen, ihm, dem anspruchslosen Manne, dem alle materiellen Freuden fast unbekannt, wenigstens entbehrlich waren! —

VIII.

Im Anfang des Dezembers fand die Hochzeit statt. Es wurde bei der Feier ein Glanz entfaltet, der Stellung und dem Reichtume des Mr. Harcot entsprechend. Unter den zahlreichen Gästen befand sich auch Herr von Krall.

Er hatte erst wenige Wochen vor der Hochzeit Gelegenheit genommen, sich Lizzie vorstellen zu lassen und später sich Dankern gegenüber unumwunden dahin ausgesprochen, daß seine Braut ein „ganzes Weib“ sei, und dann für sich hinzugefügt: „Eines ganzen Mannes würdig und nicht geschaffen für einen solchen idealen Pflichtsimpel.“

Ein ganzes Weib war sie aber auch, wer hätte das nicht empfunden, als sie am Arme ihres Mannes im Reisekleide die breite Treppe hinab stieg, noch einmal gegrüßt von den Gästen.

„Wie schön sie ist und wie glücklich! „Wie ist der Mann zu beneiden,“ so sprachen alle, und so dachten wohl auch die meisten Anwesenden.

Mr. Harcot sah sein einziges Kind voll Rührung scheiden — und voll Vertrauen auf den Charakter seines Schwiegersohnes.

„Er wird sie glücklich machen, der brave Mensch,“ das hatte er in letzter Zeit seinen Freunden und auch sich selbst so oft gesagt, und die letzten Worte an Lizzie, vor dem Scheiden, waren wiederum ein Ausdruck des Zutrauens zu Dankern.

„Suche die Stütze in allen Lebenslagen bei deinem Manne, habe unbegrenztes Vertrauen und bewahre ihm eine tiefe Liebe, dann mußt du ein dauerndes Glück finden an der Seite eines so vortrefflichen Menschen. Und nun Gott befohlen!“

— — Längst hatte die alte Heiterkeit unter den zurückbleibenden Gästen wieder Raum gefunden, und ein lautes Wogen ging durch die eleganten Säle des Palais.

Vor dem hellen Kaminfeuer in Lizzies Boudoir saßen zwei Männer, in eifriges Gespräch vertieft.

„Ich kenne ihn genau, er ist so eine Art von „Gefühlsmensch.“ Schroff in dem, was er für recht hält, und übermäßig weich, wo das Herz, das Gefühl, in Frage kommt. Alle Menschen nach seinem eigenen „Ich“ beurteilend, schießt er daher in seinen Ansichten meist über das Ziel hinaus, wenn auch der Optimismus stets den Vorrang gewinnt. Er hat ein so großes Selbstbewußtsein, daß er stets glauben wird, sein Wille geschehe, und seine Frau wird schon die Mittel finden, in ihm diesen Glauben zu bestärken. Denn Mrs. Dankern scheint mir keineswegs der Charakter zu sein, der sich seinerseits auf die Dauer thatsächlich fremdem Willen unterordnet.“

„Aber sind das nicht Widersprüche, welche Sie da aussprechen, Herr von Krall?“ antwortete diesem der erste Sekretär der niederländischen Gesandtschaft, Jonkheer van der Gracht. „Dies Selbstbewußtsein müßte doch Kraft verleihen, und was Sie dem jungen Ehemann vindizieren, ist ja Schwäche, eitel Schwäche!“

„Ist es Ihnen niemals aufgefallen, daß gerade große, körperlich wie auch geistig begabte Männer im allgemeinen eine Art von Gutmütigkeit an den Tag legen, welcher als Unterlage das Bewußtsein dient: ‚Ich bin ja stark, ich kann mir ja jederzeit meine Stellung wiedergeben, Dank meiner Kraft?‘ Fiel es Ihnen niemals auf, daß körperlich kleine und unansehnliche Menschen auch ihre geistige

Begabung häufig zum Zusammenschrumpfen bringen, unter der Einwirkung des Mißtrauens gegen — nun eigentlich wohl gegen sich selbst."

„Frau von Dankern ist aber doch wohl kaum ein Charakter, der im stande wäre, mit solchen Anlagen zur Nachgiebigkeit Mißbrauch zu treiben! Sie liebt ihn doch?"

„Es liegt mir fern, das zu bezweifeln," antwortete Herr von Krall, „ich halte nur die sogenannte Liebe für ein sehr zweischneidiges Werkzeug. Solche Naturen, welche überhaupt die Liebe in ihrem eigentlichen Sinne, das heißt als Leidenschaft, auffassen, die wollen eben ihren Meister haben. Greift das Feuer einmal um sich, dann ist es nicht mehr zu bändigen. Und — glauben Sie mir — ein solches Feuer brennt hinter den schwarzen Augen dieser Miß Harcot, oder richtiger Mrs. Dankern. Wehe, wenn es zum Durchbruch kommt! Dankern ist aber nicht der Mann zum rechtzeitigen Löschen."

„Sie sind ein Schwarzseher! So schlimm wird sie doch nicht werden?"

„Schlimm? Ich für mein Teil ziehe den rauschenden Gebirgsstrom dem langsam träge schleichenden Küstenflusse vor. Viel lieber ertrage ich die Gefahren des Sturmes als die Langeweile der Windstille.

Aber da heißt es, „Hand am Steuerrade' und ‚das Auge auf den Kompaß.' — Übrigens," fügte er lachend hinzu, „kann's uns beiden ja einerlei sein, was aus der ‚Maatschappy' wird, so heißt dergleichen ja wohl bei Ihnen in Holland? Mir sollte es nur leid thun, wenn das wirklich herrliche Weib sich mumifizieren ließe bei lebendigem Leibe."

„Vederemo, mein Herr von Krall," unterbrach ihn Herr van der Gracht mit Achselzucken, „verzeihen Sie, wenn ich Sie verlasse, ich muß mich noch einige Minuten der Frau meines Gesandten widmen. Das sind so kleine Pflichten!"

„Die ich, Dank mir selbst und meiner Einsicht, nicht zu erfüllen habe," sagte Krall, allein zurückbleibend. Eine Weile sah er in das Kaminfeuer, als wolle er da eine Klärung suchen für die Fragen, welche sein Gehirn bestürmten. Dann neigte er mit befriedigtem Lächeln ein paarmal das Haupt.

„Und Recht habe ich doch, sie wird, sie muß sich langweilen neben dem sentimentalen, vertrauensseligen, großen Manne, dem ich meine jetzige unabhängige Stellung zu danken habe. Wenn einst die Saat keimt, wenn die Frucht der Langweile zur Reife kommt, dann heißt's, wer erntet!

Ha ha! Ich gönne ihm eine Lektion, diesem Glückbegünstigten, der ‚über Leichen' emporstieg! Aber warte! Hüte dich, es könnten Scheintote darunter sein!" Seine Hände drehten mechanisch den Hut, den er in der Hand hielt.

„Verdammt will ich sein, wenn ich nicht diese Augen einst in anderem Lichte strahlen sehe, wie unter dem widerlichen Reflexe der ernsten Moral dieses Freiherrn von Habenichts, der sich da so warm in die Wolle gesetzt hat."

Mit lautem Knall ließ er seinen Hut aufschnellen und schlug ihn dann, die Thätigkeit seiner Gedanken in die Hände übertragend, wieder zusammen.

„Es lohnt der Mühe, sie ist hinreißend schön, das Weib", murmelte er dann aufstehend, um einer Gesellschaft lachender junger Damen das Feld zu räumen.

IX.

Baron Dankern und seine junge Gattin lebten einen Traum voll Wonne und Seligkeit.

Im wunderbaren Klima von Südkarolina verbrachten sie den Mai ihres Glückes, das — so glaubten sie, — sich niemals ändern könne. —

„Nie hätte ich geahnt", sagte einst Dankern, sein Weib in die Arme schließend, „daß zwei Menschen so ganz in einander aufgehen könnten, von gleichen Gefühlen beseelt, von gleichen Interessen durchdrungen. Wie danke ich dir, meine Lizzie, daß du es so rasch gelernt hast, dich auch in meine Ideen und Anschauungen hinein zu finden, die dir doch früher so fern waren!"

„Liebling, fühlst du denn nicht, daß meine Seele in die deine taucht, daß mein Leben deines ist? Sieh, Ulrich, ich fühle, wie mein ganzes Wesen, mein Charakter sich vertieft, im Anschlusse an dich, im Anteilnehmen an dem allen, was deinen Geist bewegt. Bist du nicht mein Lehrer, machst du mich nicht reicher an Verständnis und — o du mein kluger Schatz du, wie ich dich liebe — du Mann!" rief sie aus, sich leidenschaftlich an seine Brust werfend, und dann bedeckte sie seinen Mund, seine Stirn mit Küssen. — —

Zum Weihnachtsfeste kehrte das junge Paar nach Washington zurück. Lizzie hatte den Wunsch geäußert, im Hause ihres Vaters wohnen zu bleiben, und gern hatte Mr. Harcot einen Teil seines Palais geräumt.

Das waren schöne Festtage, die dann im Familienkreise gefeiert wurden! —

Unter den Freunden des Hauses, welche Dankern und seine Frau willkommen hießen, war auch Herr von Krall.

„Wie trübe werden mir die Festtage dahinschleichen, mir, dem einsamen Manne, dem kein warmes, wohnliches Heim winkt, der den Festglanz unendlichen Glückes wohl strahlen sieht, aber ohne sich auch an diesen wunderbaren Strahlen erwärmen zu dürfen!"

So flüsterte er Lizzie schon bei der Begrüßung zu.

Diese lächelte heiter.

„Kommen Sie zu uns," sagte sie dann, „die Strahlen sollen erwärmend sein für alle, wie das Licht für alle leuchtet, wie die Luft allen gemeinsam gehört."

So verlebte Krall das Weihnachtsfest im Harcot'schen Hause.

Er zeigte sich von hinreißend liebenswürdiger Seite. Sein taktvolles Zurücktreten vor den Ansichten des alten Herrn, seine Unterhaltungsgabe sowie das Bestreben, seiner gereizten Stimmung ihm — Dankern — gegenüber, Fesseln anzulegen, das alles mußte dieser anerkennen. Und doch fühlte er sich abgestoßen, während Mr. Harcot immer mehr Gefallen an dem jungen Deutschen fand.

Fast täglich führte er ihn selbst in den Salon seiner Tochter, und wenn er um dessen Anwesenheit wußte, fehlte der Minister gewiß niemals.

Wenn dann Ulrich, seiner inneren Antipathie Worte leihend, Äußerungen laut werden ließ, wie: „Ich sehe lieber offenen Feinden, wie unsicheren Freunden ins Auge", oder „Der Mann erscheint mir, als ob er eine Maske trüge," dann

lachte Lizzie, nannte ihn ihren „bösen Geisterseher" und ihren empfindsamen „Seidenbären", und in ihren Armen vergaß er den bösen Gedanken.

An einem der letzten Januartage, — es war ein Mittwoch und Lizzies Empfangsabend — befand sich unter den Gästen, welche kamen und gingen, wie es diese Form der Geselligkeit mit sich bringt, auch Herr von Krall. Im Laufe des Abends ließ er sich durch die junge Frau von allen den herrlichen Eindrücken erzählen, welche sie auf ihrer Hochzeitsreise in den Südstaaten empfangen hatte. Mit wahrer Begeisterung sprach sie von der herrlichen Natur Floridas, von der wunderbaren Vegetation in Süd-Carolina und von dem Entzücken, mit welchem sie am Arme ihres Mannes unter Palmen gewandert.

Und als sie so sprach, da versenkten sich Kralls Blicke immer tiefer hinein in die funkelnden Augen der erregten Erzählerin.

Lizzie aber fühlte diese Blicke — fühlte sie, fast wie eine Berührung, und es that ihr wohl, daß sie bewundert wurde.

Später suchten ihre Augen immer wieder diesen Blicken zu begegnen und sie brauchten nicht lange zu suchen. Sie war heute besonders angeregt und heiter, und als Krall sich empfahl, da klang das „Auf baldiges Wiederkommen" doch so natürlich und freundlich, daß jener im Nachhausegehen sich sagte: „Solltest du dich so sehr täuschen, alter Weltmann? War das denn alles nur kindliche Begeisterung für einige Palmenbäume und Agawenhecken, was ihr Auge so brennend glänzen ließ? Nun wir werden ja sehen! Immerhin hat ‚ihn', Dankern, die Naturschwärmerei nicht weiter hoch erfreut. Ich glaubte, der Mann könne garnicht eifersüchtig sein bei seinem Selbstgefühle!"

Indessen hatten Lizzie und Dankern das Schlafzimmer betreten.

„Was ist Dir, Liebling?" fragte diese, „Du bist so ernst, und Deine Augen sind traurig?"

Er sah sie fragend an und sagte dann ohne die geringsten Anzeichen von Erregung:

„Mein liebes Kind, ich bitte Dich, sei vorsichtig im Verkehr mit Krall, so weit es möglich ist. Es war mir unangenehm, als er Dich so angestarrt hat, und man könnte das mißverstehen!"

Einen Augenblick leuchtete es auf, wie vor dem Gewitter, in den schönen Zügen, dann aber sprach sie mit sanftem, schmeichelndem Tone:

„Und das sagt mein schöner Mann, mein großer kluger Mann?

Sollte es Dich nicht vielmehr freuen, wenn man mich bemerkt? Nur für Dich berührte es mich angenehm, als der so gescheite Mann meinen Erzählungen so aufmerksam folgte."

„Aber die Menschen, Schatz!"

„Was die von mir denken, das ist mir wirklich von keinem Interesse. Wir Amerikanerinnen bedürfen nun einmal keines Gängelbandes und — o, Ulrich, Du hast mir weh gethan, sehr weh mit Deinem Mißtrauen!"

Dankern küßte die schönen Augen, in denen sich Thränen zeigten. Es waren die ersten Thränen in der jungen Ehe.

„Weh habe ich Dir nicht thun wollen, mein Kind, — es war nur Interesse für Dich, Liebe zu Dir, was mich Dich warnen ließ."

Als er dann hinausging in sein Toilettenzimmer, sah sie ihm erstaunt nach, die Thränen waren verschwunden. „War das der erste Versuch, meinem freien amerikanischen Handeln und Denken deutsche Handschellen anzulegen?"

* * *

Der Karneval hatte die Höhe seines munteren Treibens erreicht. Den Mittelpunkt der Gesellschaft von Washington bildete fraglos die junge Frau von Dankern.

Immer mehr trat es hervor, daß mit ihrem Erscheinen erst auch Leben und Munterkeit in die Salons einzog, und wo recht lebhafte Konversation herrschte, wo man lachte und scherzte, da war Lizzie gewiß nicht fern.

Alle Interessen konzentrierten sich nach und nach auf den Gesellschaftsverkehr, und wenn auch anfangs Ulrich mit Stolz erkannt hatte, wie alle um die Gunst seiner Frau warben, so trat doch nachgerade ein Gefühl der Ernüchterung ein. Er sehnte sich nach seiner Häuslichkeit, die ihm nun schon so lange entzogen war.

Manchmal sah er wohl seine Frau bittend an. Dann hing sie an seinem Halse, lachte laut und küßte ihn. „Nicht böse sein, mein Bär!" schmeichelte sie und — man blieb nicht zu hause.

Eines Tages, als Lizzie um 12 Uhr Mittags erst zum Vorschein kam und dann wortkarg beim Lunch saß, sagte Dankern in freundlichem, mildem Tone:

„Würdest Du nicht heute mit mir zu hause bleiben? Ich fühle mich angegriffen durch den ewigen Trubel. Ich möchte Dir einmal wieder vorlesen oder doch einmal wieder einen Abend mit Dir allein sein."

Verwundert sah sie ihn an.

Dann antwortete sie in unverhohlener Mißlaune mit einer fast frostigen Stimme:

„Wenn Du es wünschest, lasse ich absagen, obgleich ich gerade heute mir besondere Freude verspreche und schon Engagements angenommen habe."

Wie eine Wolke zog es über ihr Gesicht, als Dankern dem schwarzen Tom den kurzen Befehl gab:

„Geh zum Präsidenten, Mr. Arthur, melde unser Nichterscheinen am heutigen Abend, Mrs. Dankern sei leidend."

Mit dem üblichen „well" ging Tom. — Das hatte Lizzie nicht erwartet. Sie zog sich mit „Kopfschmerzen" in ihre Räume zurück.

Ulrich that es aber in der Seele weh, daß er seine Frau gekränkt, daß sie mit ihm schmollte. Selbst mit sich unzufrieden, ging er in seine Diensträume.

„Die deutschen Handschellen!" sagte Lizzie.

Die Kopfschmerzen hinderten sie aber nicht, Kralls Besuch anzunehmen, wenn sie auch einen Grund boten, die graziöse liegende Stellung auf der Chaiselongue beizubehalten.

„Eben begegnet mir Tom, Baronin, und teilt mir die Schreckensbotschaft mit, daß Sie leidend seien und nicht zum heutigen Präsidenten-Balle kommen. Ich folgte unmittelbar meiner Gefühlseingebung, als ich eintrat, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, und nun finde ich Sie blühender, schöner als je!“

Er verneigte sich, und seine dunklen Augen suchten ihren Blick.

„Spotten Sie nicht, Herr von Krall, es geht mir wirklich schlecht, ich bleibe bei mir, weil —“

„Nun doch wohl nicht, weil Sie frisch aussehen wie der junge Mai?“ sagte er ihre Hand ergreifend. „Sie trauen mir wenig Menschenkenntnis zu! Wollen Sie erfahren, was uns den leuchtendsten Stern der Gesellschaft verdunkeln möchte?“

„Nun?“

„Sie wissen, ich verehre, ich bewundere meinen Freund, Ihren Gemahl. Aber — wie soll ich mich ausdrücken? — wer sein Kapital vergräbt, der handelt thöricht und entbehrt der Zinsen. — Sagen Sie mir einmal ohne Rückhalt, können — wollen Sie mich als Ihren aufrichtigsten Freund ansehen, und soll ich als solcher ganz offen zu Ihnen sprechen?“

Lizzie sah ihn nun doch etwas befremdet an, und den faszinierenden Eindruck seines Blickes fühlend, entzog sie ihm fast ängstlich die Hand, die er noch immer in der seinen hielt.

„Ich werde Sie anhören, Herr von Krall,“ sagte sie dann, nach kurzem Besinnen.

„Nun denn: Heute haben Sie noch den Wünschen Gehör gegeben —, bald werden Sie den Befehlen folgen!“ Er wartete einen Augenblick auf den Eindruck dieser accentuiert gesprochenen Worte, während Lizzies Augen fragend auf ihm ruhten.

Dann fuhr er fort:

„Wenn zwei Charaktere mit Gewalt zusammen gebogen werden, denen durch die ewig wahre Natur verschiedene Wege vorgezeichnet wurden, so muß der schwächere — brechen, sterben, das heißt aufhören existenzberechtigt zu sein. Niemals aber wird zwischen zwei Menschen, welche in Anlage, Geist, und vor allem im Temperamente, ganz verschieden sind, ein Parallelweg gefunden werden — es sei denn, von einer Seite wird die eigene Individualität völlig aufgegeben. Dann freilich — steht's traurig um diese eine Seite! — Nur ein Fortschreiten in der durch die Natur vorgezeichneten Richtung kann zur vollen Entwickelung führen.“

Lange sah Lizzie den Sprecher an, immer verständnisvoller, und dann sagte sie:

„Ich fange an, zu begreifen, was Sie sagen wollen. Ich will Ihre Logik nicht angreifen, werde sogar darüber nachdenken — in Ihrer Voraussetzung aber, da irren Sie. Ich war es, die dem Balle fern zu bleiben wünschte, ich wollte —“

„Sie glauben ja selbst nicht an diesen Irrtum, Baronin! Doch lassen wir das. Treffe ich Sie morgen beim Niederländer? Nun gut, da werde ich Ihnen

vom heutigen Tage mitteilen. Ich darf wohl die erste Quadrille notieren? Also von Herzen gute Besserung und recht, recht frohen Abend im Heim!"

Der neckische Ton, in welchem er sprach, machte aber draußen einem hämisch bösen Lachen Raum:

„Das Senfkorn hat Boden gefunden," sagte er, „möge es nun aufgehen."

Lizzie lag noch lange in Nachdenken versunken auf der Chaiselongue.

„Bald werden Sie den Befehlen folgen," wiederholte sie unbewußt Kralls Worte. —

(Schluß folgt.)

Die Christen in Indien.

Von

Emil Schlagintweit.

Am zweiten Sonntage nach Pfingsten zeigte die römisch-katholische Kapelle der Jesuiten in Vithalpeth einen ganz besonderen Schmuck. Dieser Ort liegt im Hauptbaumwollendistrikte des südwestlichen Indien. Die katholische Gemeinde ist eine Gründung der Portugiesen und wird jetzt durch Jesuiten des Bombay-Puna-Sprengels bedient; für die Sache des Christentums im protestantischen Sinne ist der Distrikt von der Baseler Mission bearbeitet. Die Kapelle ist unscheinbar, nur von einem kleinen Türmchen überragt, und faßt zweihundert Gläubige; sie genügt ihrem Zwecke, denn kaum die Hälfte dieser Zahl ist bis jetzt aus Eingeborenen gewonnen; dann fehlen Bänke, man setzt sich auf mitgebrachte Matten. Heute findet die Aufnahme eines neuen Gemeindegliedes durch Vornahme der heiligen Taufe statt; die Eintretende ist eine Frau, sie legt den Hindu-Glauben ab.

Der einzige Altar zeigt die Schutzpatronin Maria. Die Heiligenbilder und Leuchter sind sinnig verziert; der Boden ist mit Blumen bestreut, und seitlich ist noch die Bühne aufgeschlagen, auf welcher während der Passionszeit die Leidensgeschichte von Christus durch Puppen dargestellt war; die begleitenden Predigten zu den einzelnen Szenen sollen in unserer Novizin, Rangava Kaudekar, den Entschluß des Übertritts zur Reife gebracht haben. Ungewöhnliches Leben entfaltet sich heute um die Kirche; mit dem Geistlichen waren den Abend vorher aus dem Hauptorte der Pfarrei ein Dutzend Mitglieder der Bruderschaft angekommen und erwarten zum Gottesdienst den Priester in einer aus Bambusstangen und Blättern der Kokuspalme errichteten Bude. Diese Bruderschaften fehlen in keiner Gemeinde, größere haben deren mehrere, sie teilen sich in männliche und weibliche Vereine. Alle Verbrüderungen tragen besondere Abzeichen, unsere Barâdarin (Brüder) nennen sich vom Rosenkranz (Mâlâ) und sind zu erkennen an einem besonderen Schnitt des Rockes wie dem Tragen eines Halsringes.

Diese Bruderschaften wählen einen Präsidenten, Sekretär und Kassierer, jedes Mitglied zahlt einen Jahresbeitrag von 30 Pfennig bis zu 1 Mark im Jahr

(2—8 Annas), ist verpflichtet, die kirchlichen Fasten strenge zu halten, durch fleißigen Kirchenbesuch und züchtiges Leben ein gutes Beispiel zu geben und an allen Festtagen in der Prozession zu gehen[1]).

Als Entgelt ist den Brüdern in der Kirche der Ehrenplatz eingeräumt, vorn an der Kommunionbank; auch werden sie mit großer Feierlichkeit umsonst beerdigt, während andere Gläubige an Kirche, Meßner und Organist hierfür 16 Mark zu entrichten haben.

Als die Zeit des Einzugs des Priesters in die Kirche gekommen war, gehen die Brüder ihm entgegen; ihnen schließt sich der Kantor mit seinen Knaben an, die in der Hand Blumen und auf dem Kopf einen kronenartig gelegten Kranz aus buntem Papier tragen. Der Kantor stimmt eine Litanei an in der Landessprache, hier Koriga, d. i. Kanaresisch; diese Sprache wird von 8 1/3 Millionen Indiern gesprochen, sie bildet einen Teil der großen dravidischen Sprachengruppe des südlichen Indiens und zerfällt in verschiedene Dialekte. Vithalpeth liegt im Mittelpunkte einer mit Resten der Urbevölkerung stark durchsetzten Gegend, sein Dialekt wird in der Nachbarschaft nicht mehr verstanden und stellt dem Missionswerke mancherlei Schwierigkeiten entgegen. Während sich die Prozession in Bewegung setzt, machen die Brüder beim Beten fleißig die Handbewegung des Harinam oder des Gleitenlassens der Rosenkranzkugeln durch die Finger. Vor der Kirche bei der Bude wird Halt gemacht; eine Flagge ist hier bereit gestellt, darauf die Schutzpatronin gemalt, sie wird vom Priester gesegnet und dann gehißt. Inzwischen ist der Täufling, in Weiß gekleidet, eine Papierkrone auf dem Haupte[2]), geleitet vom Taufpaten, aus der Bude vor den Priester zugetreten, verneigt sich und geht ihm voran. Der Kantor folgt mit den Knaben bis zur Kommunionbank und stimmt vom Eintritt in die Kirche lateinisch die Marialitanei an, weil die Mutter Gottes Schutzpatronin der Gemeinde ist. Der Priester liest die Messe und betritt dann zu einer kurzen Predigt die Kanzel. An der betreffenden Stelle sinkt der Vorhang von der kleinen Bühne dem Priester gegenüber. Nun folgt die Taufhandlung; die dabei eingeflochtenen Handlungen zur Austreibung des bösen Geistes haben sich im Abendlande in anderer Form nur noch bei Einweihung neuer Kirchen erhalten. Die feierliche Handlung beginnt mit der Anfrage beim Paten nach dem Namen. Rangava erhält den Namen Romana. Der Priester bläst dreimal unter Ausrufung des Namens Luft in den Mund der Romana, um die bösen Geister auszutreiben und dem heiligen Geist Platz zu machen. Hierauf legt er die Stola auf das Haupt des Täuflings, benetzt den Daumen mit seinem Speichel und bestreicht Ohren und Nasenlöcher der neuen Christin. Dann wurde

[1]) Hauptfesttage der Katholiken sind: Weihnachten, Beschneidung (Neujahr), Epiphanienfest (drei Könige), Maria-Lichtmeß- und Verkündigung; Gründonnerstag, Ostern, Maria-Geburt- und Empfängnis, Kirchweih.

[2]) Das Vorbild hierzu lieferte die Krone, welche regelmäßig der Hindu-Braut bei der Hochzeit aufgesetzt wird. Mit diesen Kronen wird viel Staat getrieben. Sie heißt auf kanaresisch Bhasing, das Gerippe ist von einer Pflanze von schwammiger, biegsamer Bauart, genannt Hulibendu, darüber wird farbiges Papier gespannt, Flitter, selbst Edelsteine werden aufgelegt. Die Herstellung geschieht von seiten einer besonderen Kaste, der Preis schwankt von 2—20 Mk.

geheiligtes Öl genommen und der Rückenwirbel damit bestrichen, das Fett aber sorgfältig in den Nacken eingerieben. Nun wird die Krone gesalbt und dreimal Weihwasser über den nach abwärts gehaltenen Kopf gegossen, wobei der Priester die bekannte Taufformel spricht: ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Der Pate bedeckt jetzt den Kopf der Romana mit einem weißen Linnen; sie erhält eine Kerze in die Hand, und unter Vorantritt der Bruderschaft folgt ein Umgang in der Kirche, wobei der Priester vor dem Altar steht, lateinische Gebete spricht und mit dem Absingen der Kantate endet. Die Kirche ist jetzt zu Ende; die Andächtigen begeben sich in die Bude zurück, wo dem Täufling, den Verwandten und allen Mitwirkenden ein reichlicher Genuß an Süßigkeiten hergerichtet ist. — Bei Kindern sind die Tauffornen dieselben; am 6. Tage nach der Geburt wird getauft, am 14. Tage macht die Mutter ihren Kirchengang und wird ausgesegnet, mit 2 $^1/_2$ Jahren wird das Kind in die Kirche gebracht, um vor seinem Eintreten in das Alter des Ohrringstechens bei Mädchen, des Kopfrasierens bei Knaben dem Allerhöchsten Dank und Bitte darzubringen.

Vithalpeth liegt in gerader Linie 56 km landeinwärts von Goa (portugiesisch) und bildet eine Filiale der Pfarrkirche zu Bidi. Portugal ist die einzige europäische Macht, welche es sich zur Aufgabe stellte, ihre indischen Unterthanen unter das Kreuz zu beugen, und die vorurteilslose Kritik kommt zu der Anerkennung, daß die getroffenen Maßnahmen, das feste, zielbewußte Auftreten der Kirchenoberen und der weltlichen Gouverneure bereits zu Erfolgen geführt hatten, welche eine Verwirklichung des Unternehmens herbeiführen konnten; da kreuzten zuerst Holland, dann England Portugals Wege, und durch Verschiebung der weltlichen Machtverhältnisse kam die christliche Bewegung für Jahrhunderte zum Stillstand. Von dem einstigen Einflusse Portugals und dem Eifer der unter seinem Schutze arbeitenden Priester zeugen noch heute die 158 außerhalb Goa dem Erzbischofe von Goa unterstellten Gemeinden. Hiezu gehört Bidi; sechs kommen auf die Umgebung von Kalkutta, fünf liegen noch östlicher bei Dacca in Ostbengalen, wohin die Portugiesen von Hinterindien aus Arrakan zu segeln pflegten.

Romana gehörte mit ihrer Familie der Suntaparit, Abteilung der Wäscherkaste, an. Diese Suntaparit hatten sich unter früheren Herrschern vorübergehend gefallen lassen müssen, den Islam anzunehmen; sie hatten davon die Beschneidung oder den Suntagebrauch beibehalten, daher der Name. Die Wäscher sind angesehen und haben Rang vor den unreinen Kasten, sie übernehmen deren Wäsche nicht, dagegen arbeiten Hindus wie Moslims anstandlos für die gegenseitigen Religionsangehörigen, wie für Christen. Einzelne Wäscherabteilungen haben sich sichtlich von Vermengung mit den dunklen Urbewohnern Indiens freier gehalten und zeigen bei kräftigem Körperbau regelmäßige Züge und helle Hautfarbe. Unsere Suntaparit gehören einer Mischrasse an; ihre Herkunft ist aus derselben trüben Quelle, aus welcher der Dorfwächter genommen wird; ihre Hautfarbe ist dunkel, die Lippen dick, die Nase schwülstig. Ihr Dienst als Gehilfe des Standesbeamten gilt als erniedrigend; im ganzen südlichen Indien hat der Wäscher die Verpflichtung, der Ortsobrigkeit Geburten wie Todesfälle anzusagen, weil man an=

nimmt, daß ihm hiervon bei Reinigung der Kundschaftswäsche Kenntnis werden muß. Immerhin enthalten sich alle Wäscher ängstlich aller Handlungen, die sie auf eine Stufe mit den verachteten Kasten bringen könnten; so nehmen sie nur in der kalten Jahreszeit Branntwein, weil der regelmäßige Genuß und gelegentliche Berauschung in einer der Landmarken aus Reis, Palmwein und dgl. oder in europäischer Ware nur den untersten Kasten zur Gewohnheit geworden ist. Wenig Sorge macht allen Wäschern ihr Anzug; eine europäische Hausfrau kann sich hierin nicht mit ihnen befreunden, denn außer Turban beim Mann und etlichen Stücken am Leib bei Frauen legen Parit die ungewaschenen Kleider ihrer Kundschaft an und behaupten, beschmutzte Kleider reinigen sich besser! Die Behandlung der Wäsche ist folgende: zuerst wird sie in einer Brühe aus Limonensaft, Soda und Seife eingeweicht, mit der Hand gerieben und schließlich an den Fluß oder Teich gebracht, um eingetaucht und gegen einen abgerundeten Stein geschlagen zu werden, wonach sie allerdings beim Bleichen auf dem Rasen blütweiß wird, jedoch wird das Gewebe stark gelockert. Alle Nähte zeigen in kürzester Frist Fransen. Der Hindu wie Moslim macht mit seinem Wäscher einen Jahresakkord und lohnt ihn meist in Getreide monatlich oder nach der Ernte; die Akkordsumme schwankt zwischen 3—12 Rs.[1]) je nach Größe der Familie und des Wohlstandes. Europäer bezahlen entweder Stücklohn (12 Pf. für einen neuen Rock, später 6 Pf., 6 bzw. 3 Pf. für Jacke, Hose, Hemd 7) oder machen einen Monatsakkord; dieser beträgt ein bis zwei Pfund Sterling und ist so hoch bemessen, weil der Wäscher auch die kleinen Reparaturen, wie das Plätten der Stärkwäsche besorgt, alles Arbeiten, die beim Eingeborenen hinwegfallen. Da eine Wäscherfamilie von 4—5 Köpfen mit 7 Rs. im Monat ihren Lebensunterhalt bestreitet einschließlich der zwei Büffel, mit denen sie die Wäsche holt und abliefert, so kommt ein Parit — im Gebiete der Hindostani-Sprache heißt er Dhobi, im Tamil Vannan — in gute Verhältnisse, wenn er seine Kundschaft um etliche europäische Familien vermehrt.

Die Suche nach solchem lohnenden Verdienste hatte auch Mangesa, den Mann von Romana, in Verbindung mit einer Mission der evangelischen Church Missionary Society gebracht. Die Missionäre hatten ihren Sohn Govind als geweckt erprobt; folgender Vorfall wurde Anlaß, daß er in die Missionsschule kam und schließlich zu seiner Erziehung bei ihnen blieb. Mit dem Eintritt der Regenzeit stellte sich, wie alljährlich im südlichen Dekhan, die Cholera ein; sie mußte in diesem berüchtigten Herde dieser Geißel Indiens diesmal stärker auftreten, weil die Bearbeitung der Sterbefälle im statistischen Bureau das Gesetz herausstellte, daß die Krankheit in jedem sechsten Jahre auffallend milder auftritt, um in den folgenden Jahren wieder mit erschreckender Heftigkeit zu wüten, und die Zeit

---

[1]) Nominell sind 10 Rupies ein Pfund englisch oder zwanzig Mark; aber die Währung ist in Indien Silber, und der Wert der Rupie fiel in London bereits bis auf 1 Sh., 4 Pf. Bei der fortschreitenden Entwertung des Silbers ist der Übergang im indischen Münzsystem von der Silber- zur Goldwährung wiederholt erwogen, jedoch fallen gelassen worden, um nicht einen Preissturz des Silbers und für Indien eine Handelsstörung herbeizuführen, wie sie in der Wirtschaftsgeschichte noch nicht zu verzeichnen gewesen ist.

der Zunahme der Epidemie gekommen war[1]). Die Eingeborenen schreiben die Krankheit dem Übelwollen böser Dämonen weiblichen Geschlechtes zu, die im Süden ihre Heimat haben, daher mit dem Gattungsnamen Kischin belegt werden und als eine Art Lamien geschildert werden. Wie geschickt die Erregung des Volkes in Zeiten von Seuchen von Mißgünstigen ausgebeutet werden kann, zeigt folgendes Vorkommnis. Im Feldzug in Zentralindien gegen die Pindaris übernahm 1817 Vizekönig Lord Hastings selbst den Oberbefehl über die fliegenden Kolonnen, da es sich mehr um ein Kesseltreiben gegen Räuber als um einen Feldzug gegen eine feindliche Armee handelte. Einst war für den Höchstkommandierenden und seinen Stab das Lager in dem Haine aufgeschlagen worden, in welchem sich das Grabmal des durch Gift getöteten Fürstensohnes Hardol Lala befand. Zum Mittagessen des Höchstkommandierenden und seines Stabes wurde eine Kuh geschlachtet, um Rostbraten aufzutragen. Der Wächter über das Grab, ein eingefleischter Brahmane, benützte nun den Aberglauben, welcher den Geistern der eines gewaltsamen Todes Verstorbenen übernatürliche Kräfte und fortgesetzte Äußerungen derselben zur Bedrückung der Lebenden zuschreibt, und verbreitete, der Inhaber des Grabes sei wegen der Schändung der ihm geweihten Stätte durch das Töten der heiligen Kuh zu solchem Zorne gereizt, daß er über die Armee den Fluch aussprach, sie solle durch Cholera heimgesucht werden. Bei Verfolgung der Pindari durchzog dieses Heer das von Cholera heimgesuchte mittlere Indien der Kreuz und der Quere, so daß die allgemeine Verbreitung der Krankheit die notwendige Folge ward. Seither findet man im ganzen nördlichen Indien Votivdenkmäler und Opfer an Hardol Lala zur Fernhaltung von Cholera. In der Heimat unseres Govind gilt Durgava als Göttin der Cholera, und zu ihrer Beschwichtigung wurde dem Töpfer des Dorfes der Auftrag, die Avighna Kalasch zuzubereiten, wörtlich den Schutztopf, in Wirklichkeit eine aus gebranntem Thon hergestellte weibliche Kolossalbüste, welche die Gottheit darstellt. Dem Töpfer wird in ganz Indien die Fähigkeit zugeschrieben, Geister zu bannen; in Südindien hatte er eine hochachtbare Stellung inne, ehe die Brahmanen ins Land kamen; er war der Priester seines Stammes und noch heute ist er dort der Tempeldiener. Sobald die Büste fertig ist, bringt sie der Künstler an die Umwallung des Dorfes, und dort formt sich das Volk unter Führung eines Schenvi-Brahmanen zum Umgang; hierzu erhält der Gavda oder Vorstand der Bauernkaste, der Parit oder Wäscher, der Barika und Holaya oder die Boten einen besonders geformten Topf, den ihre Frauen mit Blumen zieren. Die Prozession nimmt ihr Ende im Hain am Dorfteiche; dort opfert man Tiere wie Früchte. Die Opferung war

[1]) Wie stark die Schwankungen sind, zeigt folgende Tabelle für die Präsidentschaft Bombay:

Jahr	Zahl der Todesfälle durch Cholera
1868	6347
1869	52330
1874	37
1875	45555
1880	684
1881	16694

im besten Gang, die Büste wird wie herkömmlich im Kreise gedreht, da plötzlich entströmen dem Götzenbilde Thränen. Das erschreckte Volk verlangt Aufklärung, und Brahmane wie Töpfer wissen keine andere Auskunft zu geben, als daß dem Dorfe großes Leid bevorstehe; die Gottheit müsse bestimmt werden, von ihrem Opfer zu lassen, und als Mittel hierzu werden weitere Opfer empfohlen. Aufs neue werden Hühner und Ziegen herbeigebracht, und der Motschigar läßt aus ihren geöffneten Adern die Erde den reinigenden Blutstrom trinken; ganze Körbe der schönsten Kokusnüsse und Bananen werden herbeigeschleppt. Unserem Govind wollte nicht in den Sinn, daß das Götterbild Thränen weinen könne; abends schlich er sich zum Opferplatze und entdeckte, daß hinter den beiden Augenhöhlen kleine Kännchen mit engem Ausgußrohre beweglich aufgehängt waren; wurde der Kopf nach vorn geneigt, so entströmten den mit Wasser gefüllten Kännchen Tropfen, und diese gaben dann die Thränen. Der ketzerische Govind las noch die verlorenen Kokusnüsse, Paradiesfeigen (Bananen) und andere eßbare Opferreste auf, versteckte sie in einem hohlen Banianen- oder Feigenbaum und zehrte davon heimlich. Bei solcher Näscherei entdeckt und vor die Dorfobrigkeit geführt, verurteilte ihn diese zur Einsperrung, weil das Dorf durch seine Schlechtigkeit nicht von der Cholera befreit wurde. Die Missionäre vermißten den Knaben in der Schule, erfuhren von den Eltern den Grund und erwirkten mit der Drohung der Anzeige bei dem europäischen Gerichte die Freilassung des Govind; da das Waisenhaus eben fertig geworden und damit die Möglichkeit der Aufnahme von Kindern zur Anlernung als Helfer der Mision gegeben war, wurde Govind mit Einverständnis seiner Eltern Zögling der Missionsschule.

Mit der Taufe von Romana als Katholikin löste sich das Verhältnis zu der englischen Mission. Eines Tages trat sie mit dem Verlangen vor, ihren Sohn in eigene Erziehung zurückzunehmen, und auf erfolgte Weigerung drohte sie mit Klage. In der That erhielt der Missionsvorstand einige Wochen später eine Vorladung vor den Bezirksrichter. Ein anglo-indisches Gerichtsgebäude heißt Katschahri (in verderbtem Englisch Cutschery) und enthält einen geräumigen Saal, in den man durch einen luftigen Vorbau gelangt. Der Richter sitzt auf einem erhöhten Tritt, über seinem Haupte hängt an der Decke eine Pankha oder Vorrichtung zur Zufächerung von kühler Luft. An den Schranken steht ein Gerichtsbote, und auf Aufruf der Klage treten Romana, verbeistandet von einem Padre als Kläger, und ihr zehnjähriger Sohn Govind in Begleitung eines protestantischen Missionärs vor den Richter. Zivilstreite bewegen sich in Indien seit dem Erlaß der Zivilprozeßordnung vom Jahre 1877 ganz in europäischen Formen. Romana hatte durch einen Vakil oder Rechtsbeistand gegen den Vorsteher des protestantischen Seminars im Hauptorte ihres Kreises eine Klage auf Herausgabe ihres Sohnes einreichen lassen. Im heutigen Termin bringt sie durch ihren Vertreter vor, der Vertrag sei hinfällig geworden, weil sie den Knaben in ihrem eigenen Glauben unterwiesen haben wolle; auch sei er jetzt so kräftig geworden, daß er ihr und ihrem Manne in Ausübung des Geschäftes eine Stütze sei. Der protestantische Missionär führt seine Gegenklage selbst, beruft sich auf die

vollzogene Überweisung des Knaben und dessen Wunsch, im Waisenhause zu bleiben, was Govind durch Nicken bekräftigt; auch seien die Eltern zur Erziehung im christlichen Sinne nicht befähigt. Der Padre versprach aber der Mutter zur Seite zu stehen, und der Richter kam nach ziemlich lebhafter Auseinandersetzung zwischen den Parteien zu dem Entscheid, der frühere Erziehungsvertrag sei nur auf Zeitdauer geschlossen, jetzt widerrufen, und sprach den Sohn der Mutter zu; zugleich ordnete er dessen Herausgabe an bei Meidung der strafrechtlichen Verfolgung des Seminarvorstandes wegen unerlaubter Freiheitsentziehung. Übrigens kam Romana nicht ohne Verwarnung davon; sie hatte nicht nur fortgesetzt den Missionär beleidigt, sondern auch dessen Glauben verhöhnt, was ihr den Hinweis eintrug, daß sie für Verlästerung der Religion anderer mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft werden könne. Was den ganzen Rechtsfall für beide Parteien peinlich, für die christliche Sache bedauerlich machte, ist der Umstand, daß die Klage bei einem Untergerichte dritten Grades anzubringen und der erkennende Richter ein Eingeborener war; in diesem Falle war es ein Brahmane von der Kume-Abteilung dieser anspruchsvollen, im südlichen Indien noch abgötterischer als im Norden verehrten Kaste. Abbé Johann Anton Dubois, geboren 1756 zu Ardèche, lebte bis in das zweite Jahrzehnt dieses Jahrhunderts als Missionär in Indien und hielt mit dem Karmeliter-Mönche Fra Paolina de San Bartholomeo, einem Italiener, im Kanara-Lande und Maissur aus, während alle übrigen Pfarreien verwaist waren; während Jahrzehnten waren sie die einzigen Priester für Tausende von Katholiken, deren religiöse Bedürfnisse sie meist heimlich, unter steter Bereisung des Landes, befriedigen mußten. Es giebt wenige Europäer, welche den Charakter der südlichen Brahmanen der Westküste so genau kennen lernten als Dubois; zur Beurteilung der dem Missionswerke aus Eigennutz bereiteten Schwierigkeiten mag aus Dubois Werken — er starb 1848 zu Paris — nachstehend dessen Würdigung derselben hier folgen. „Dem Kume fehlt die Fähigkeit, mit seiner Umgebung zu einer großen gesellschaftlichen Ordnung zu verschmelzen, in welcher man sich in entstehenden Schwierigkeiten gegenseitig hilft und nach Kräften zum Fortkommen seiner Nächsten beiträgt. Der Brahman lebt für sich allein. Auferzogen in dem Glauben, daß die Welt ihm Schuldner ist, ohne daß er hingegen etwas zu bieten habe, benimmt er sich in jeder Lage des Lebens mit unglaublicher Selbstsucht. Mitleid, Mitgefühl für die Leiden anderer dringen nie in sein Herz; er kann einen Unglücklichen am Wege, ja an seiner eigenen Schwelle zu Grunde gehen sehen und wird ihm nicht einmal einen Tropfen Wasser reichen, selbst wenn er damit sein Leben retten könnte." Dieses stolze Festhalten an angeblicher höherer Menschenwürde rächt sich aber zuweilen; so fand folgender Vorfall aus den Kämpfen um Delhi im Großen Sipahiaufstande Aufnahme in die Kriegsgeschichte diese denkwürdigen Zeit. Ein zurückziehendes Regiment mußte seine Verwundeten zurücklassen; ein Offizier, Hindostani, hatte noch die Kraft, sich und einen verwundeten Kameraden von der Brahmanenkaste unter einen Busch zu schleppen und versprach dann einem Leichenräuber, der in ihre Nähe gekommen war, das

Leben zu schenken statt der ihm sicheren Kugel, wenn er Wasser beibringe. Der Offizier trank, sein Kamerad aber stieß den Krug mit Abscheu um, so daß das Wasser im Sand verlief, als er des Mannes aus verachteter Kaste ansichtig wurde, und erlitt lieber qualvollen Tod als Befleckung durch Berührung des aus unreinen Händen gereichten Wassers.

Der junge Govind wurde nach Bandra gebracht, Bombay gegenüber, einer sehr alten und noch heute volkreichen katholischen Gemeinde, dort in dem von Jesuiten geleiteten Waisenhause erzogen, auf den Namen Daniel getauft und als Schneider ausgebildet; als solcher findet er dauernd Beschäftigung in dem mit der Anstalt verbundenen, von Schwestern vom heiligen Kreuz ausgezeichnet geleiteten St. Joseph-Konvent, einem Erziehungsinstitute für Mädchen von Europäern und Anglo-Indiern.

Der Verhandlung hatte der Vorstand des Gesundheitsamtes der Präsidentschaft Bombay — der Regierungs-Medizinalrat unserer Organisation — beigewohnt; seine Inspektionsreise führte ihn von hier in eines der größeren Dörfer der Umgegend, und der bisherige Erzieher unseres Govind folgte der Einladung des Chefarztes zur Begleitung in der Absicht, in einem ihm sonst nicht zugänglichen, abseits gelegenen Orte das Christentum zu verkünden.

Um der Tages-Hitze zu entgehen, wird 3 Uhr morgens aufgebrochen. Der oberste Distriktsbeamte hatte Tongas (Palkis) zur Verfügung gestellt; es sind dies Tragbahren von Manneslänge, in denen man sich auf einer Matratze vollkommen ausgestreckt niederläßt. Die Seitenwände sind gepolstert, die Thüren bestehen aus verschiebbaren Jalousien, und das ganze Gerät ist trotz der festen Bauart so leicht, daß es an einer unterm Dache durchgezogenen und befestigten Stange samt seinem Insassen von vier Leuten getragen werden kann. Zum Ablösen gehen vier weitere Mann mit; ihr Gang ist hüpfend und wird mit Gesang begleitet. Der Weg führte bergan, das Ziel der Reise, das Dorf Haranhalli, liegt am Ostabhange der Westphats, 520 m über der Ebene. Die Morgenfrische wirkte stärkend auf die Europäer ein; in der Morgendämmerung beobachteten sie mit Freude den trefflichen Stand der Saaten in Weizen, Hirse, Flachs, Tur und Kadia (Cajanus indicus und Carthanus tinctorius), deren Früchte ein sehr nahrhaftes Gemüse liefern; zu den Seiten des Weges stießen Rebhühner ihren Sammelruf aus, höher emporgestiegen weckte der Morgengesang der Feldlerche Erinnerungen an die Heimat. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als der Weg in einen Wald einbog. Die Fackelträger stocherten die Flamme höher, plötzlich erhält der Palki einen Ruck, denn Hunde hatten die Träger angefallen. Die Träger waren auf das Nachtlager von Lambanas gestoßen, sonst Bandschara, Wandschari genannt. Die stattliche Erscheinung, bei beiden Geschlechtern schlanker Bau mit gut entwickeltem, aus den Hüften gehobenem Oberkörper, anmutiger, lebhafter Gang, auffallend helle Gesichtsfarbe, gerade Nase, große Augen, volle Lippen, weiße Zähne, das Haar wechselnd von tiefbraun bis dunkelblond, nimmt für die Leute ein; dazu kommt ein offener, gerader Charakter, Sinn für Unabhängigkeit und reinlicher Anzug, worin nur zurückgekommene Abteilungen eine Ausnahme machen.

Die Mädchen waschen ihre mit bunten Streifen gemusterten Röcke fleißig, die Form ihres Schmuckes an Fuß- und Armknöcheln, am Nacken, in Ohr und Nase ist eigenartig und zierlich. Unter den Hindu- und Moghul-Königen besorgten Lambanas den Austausch der Naturprodukte im großartigsten Maßstabe und traten als Völkerstamm zu hunderttausend Köpfen auf, stets auf Ordnung haltend; unter der englischen Verwaltung gehen sie allmählich zum Landbau über und stechen ältere Pächter durch ihre Genügsamkeit aus. Hierdurch fielen sie auch hier auf. Ihr Lager bestand aus Grashütten wenig höher als meterhoch; die Reste der Nahrung ließen erkennen, daß sie auch Ratten nicht verschmähen; ein Brahmane erklärte riechendes Fleisch sogar als gekochtes Aas.

Wieder ging es vorwärts; beim Ausbiegen aus dem Walde kam ein Reiter entgegen. Er trug den Pagri genannten großen Turban der Marathen, hatte um Ohren und Mund ein dickes Tuch gelegt und saß auf einem Schecken mit rot gefärbtem Schweif, über dem Sattel hing eine stark geflickte Steppdecke in schreienden Farben, vorherrschend blau und gelb. Die Füße waren hoch heraufgezogen und staken in weiten, roten Pantoffeln. Als der Reiter der Reisenden ansichtig wurde, versetzte er seinem Tiere Stiche mit der scharfen, in den Zaum eingenähten Spitze und brachte es in Galopp. An den Tonga des Inspizierenden herangekommen, stieg der Marathe ab, band das vorgebundene Tuch los, entleerte den Mund von einer dicken, braunen Flüssigkeit aus gekautem Betel und Kalk und stellte sich sodann als Patel oder Vorstand des zu besuchenden Dorfes vor, das den Blicken noch durch eine kleine Anhöhe entzogen war. Das Patelamt ist erblich; es macht den Inhaber zum Dorfvorstand, der als solcher auf Aufrechthaltung der Ordnung in der Flur wie Zurückweisung von Übergriffen seitens der Nachbargemeinden sieht. Als Entgelt hat er für seine Familie den Nutzgenuß an gewissen Ländereien und darf zu ihrer Bearbeitung die im Rang niedersten Kasten aufbieten. Sodann ist der Patel Vertreter der Regierung, überwacht die richtige Verteilung der Steuern, sorgt für öffentliche Ordnung und Reinlichkeit, läßt Dieben und ihren Helfershelfern nachstellen und kann Polizeiarrest bis zu zwölf Stunden im Haftlokale der Tschavdi oder des Gemeinhauses verhängen, welche Zeitdauer jedoch in der Praxis nicht die längste, sondern die kürzeste Frist ist. Als Regierungsbeamter beträgt das Gehalt 2—700 Mark im Jahre, je nach der Größe des Dorfes; hier war es zu 600 Mark festgesetzt, was der Bezahlung eines Schreibers 1. Ranges gleich kommt.

Das Dorf liegt auf einem zu einem Gebirgsbache sich langsam abdachenden Abhange. Die Felder sind selbst in höheren Lagen zur Bewässerung eingerichtet; das Geräusch laufenden Wassers, unmittelbar nach Überschreitung des Bergrückens, rührte von einem Arbeiter her, der zwei Büffel antrieb, die an einem Seil ziehen, an dessen Ende ein Eimer aus einem tiefen Brunnen Wasser zur Bewässerung einer Kastor-Ölpflanzung heraufbringt. Nahe dem Dorfe steht ein kleiner Hain vorwiegend vom Dschambulbaume (Eugenia jambolana), und da dieser Baum von seinen schwarzen Früchten dem mit schwarzer Hautfarbe dargestellten Gotte Siwa heilig ist, so sind dort neben Dorfgottheiten auch der heilige Stier Nandi

in Stein ausgehauen, und ein kleiner Tempel an Gott Ganapati oder Ganesa ist errichtet, den Führer der unzähligen Götter niederen Ranges. Der Pudschari oder Tempelpriester ist eben beschäftigt, die Fratze des Gottes frisch mit rotem Ocker zu bemalen und zu jedem Mantra oder Lobgedichte eines der Glöckchen anzuschlagen, die von der Decke an Ketten herabhängen.

Jedes Maratha-Dorf ist von alter Zeit her umwallt; die doppelt mannshohe, dicke Mauer besteht aus ungebrannten Ziegeln, mit Lehm überzogen. Früher wurden Lücken sorgfältig ausgebessert, heute pflanzt man Dornengebüsche hinein, um das Eintreten des Weideviehes zu hindern. Das Haupteingangsthor von Haranhalli zeigt hübsche Schnitzereien; der Querpfosten trägt eine Inschrift des Inhaltes, daß der berühmte Siwadschi, der Gründer der politischen Herrschaft der Marathen, im zweiten Jahre seiner Salbung als König (Radscha) 1666 dem Dorfe die Ehre eines Besuches erwiesen hatte in Anerkennung der Tapferkeit seiner Mannen. Der Patel stieg hier vom Pferde, die Beamten verließen die Sänften und begaben sich mit dem Gefolge zu einem mächtigen Pipal-Stamme (Ficus religiosa), in dessen Zweigen nach dem Volksglauben die Götter sich niederlassen, um dem Rauschen des Windes in den Blättern zu lauschen. Eine Steinbank und zertretenes Erdreich zeigten, daß der Baum den Dorfbewohnern zum Stelldichein diente, aber niemand hatte sich die Mühe gegeben, die Bank, deren Stützen durch das Wachsen der Wurzeln gehoben worden waren, wieder gerade zu legen. Hier warteten die Bara Balutas oder die Mitglieder des Stabes des Patel, nämlich der Tschaughula oder Stellvertreter mit dem Polizeidiener, der Kulkarni oder Gemeindeschreiber, eine sehr wichtige Persönlichkeit, hier ein fettleibiger Brahmane mit einem Jahresgehalt von 332 Mark, der Schullehrer, der Tschaudhari oder Vorstand der Gilde der Geldwechsler und Kaufleute mit verschiedenen angesehenen Männern der Gemeinde.

(Schluß folgt.)

Funde und Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte.

Von

J. Mähly.

(Schluß.)

Zu den Stätten, welche in den letzten Jahren der archäologischen Forschung besonders ergiebige Ausbeute gewährt haben, gehört auch der klassische Boden Athens. Auch hier, speziell auf der Akropolis, sind zahlreiche und höchst wertvolle Schätze ans Licht gefördert worden. So zwischen Parthenon und Erechtheion ein alter Tempel der Athena, von welchem Dörpfeld in den „Mitteil. des deutsch. archäol. Instit. in Ath." nachgewiesen hat, daß er vor den Perserkriegen der Haupttempel der genannten Göttin auf der Burg war, nach seiner Zerstörung durch die Perser wieder hergestellt wurde mit Weglassung der äußeren Säulenhalle und, auch nach dem Bau des Parthenon, als „alter" Athenatempel (ὁ ἀρχαῖος

ναὸς τῆς Ἀθηνᾶς) bis in die spätesten Zeiten bestehen blieb. Auch cyklopische Mauerreste haben sich unter der Erde vorgefunden, in welchen man Überreste von Erechtheus „festem Haus" (ἐχυρὸς δόμος) zu erkennen glaubt. Es verlautete ferner von den Ruinen eines Fürstenpalastes, auf welche man gestoßen sei. E. Curtius meinte, diese könnten nur demjenigen Bau angehören, den die Pisistratiden neu für sich eingerichtet hatten; denn sie befolgten die Politik, welche Aristoteles den Tyrannen empfiehlt: sich möglichst an die Traditionen des Königtums anzuschließen, und es war für die alten Landeskönige charakteristisch, ihre Wohnungen unmittelbar an die städtischen Heiligtümer anzulehnen.

Von Skulpturarbeiten gehört dem laufenden Dezennium der Fund jener Athena-Statue an, die sich als getreue, wenn auch stark verkleinerte Kopie der Athena Parthenos des Phidias erwies. Höchst erwähnenswert ist ferner ein aus dem Schutt des Parthenon hervorgezogenes Giebelrelief aus Tuff, und zwar darum, weil es auf helleren Grund gesetzt war. Diese Art ist für uns ganz neu. Denn sonst ist der Untergrund dunkel, aber wir wissen jetzt, und zwar eben durch dieses Akropolisrelief, daß dies die spätere Sitte war und die archaische Zeit die Figuren auf hellen Grund setzte. Jenes Relief ist somit höchst wichtig zur Orientirung über die allmähliche Entwickelung der Tempelskulpturen. — Wenn die Polychromie noch weitere Zeugnisse brauchte, so könnte sie dieselben, und zwar recht sprechend, den neuesten Funden auf der Akropolis entnehmen. Es sind nicht bloß zwei Pferde von mehr als halber Lebensgröße zum Vorschein gekommen (mit blauer Mähne und rot an der Schnittfläche), sondern auch das Bruchstück einer fast lebensgroßen Reiterfigur, deren knapp anliegende Beinkleider mit buntscheckigen Mustern von roten, weißen, grünen und blauen Rauten bedeckt sind, darüber ein ähnlich bunter Rock mit breitem Mäanderbort; auch ein rot beschuhter Fuß wird zu derselben Figur gehören.

Das interessanteste Schauspiel bot aber der 5. Febr. 1886 und die folgenden Tage, als, in Gegenwart des Königs, die ersten von vierzehn, nach und nach ans Licht beförderten, meist lebensgroßen Statuen von parischem Marmor und attischer Arbeit ausgegraben wurden, aus einer Tiefe von 3—4½ Meter. Sie gehören einer Zeit an, aus welcher uns bisher nur wenige Stücke erhalten waren, der vorpersischen also, denn die Perserinvasion hatte mit dem Vorhandenen ziemlich aufgeräumt. Durch welchen Zufall diese nun verschont geblieben sind, ist ein Rätsel. Sie lagen neben einander und dienten — was nicht gerade für große Pietät spricht — beim Wiederaufbau der Akropolis zur Ausfüllung des Bodens, der auch noch anderes Füllwerk aufwies. Ganz intakt ist, so viel ich weiß, keine, den meisten fehlen entweder die Köpfe oder die Füße; möglich, daß die Perser ihnen dieses Zeichen ihrer Anwesenheit auf- oder vielmehr abgedrückt haben. Sie sind mit den bis auf die Füße reichenden Chiton (χιτὼν ποδήρης) und dem Mantel (ἱμάτιον) bekleidet und sämtlich, wenn auch nicht vollständig, mit blauer, roter, grüner und grauer Farbe, die Borten der Kleider in parallelen Streifen bemalt. Einige, deren Kopf erhalten ist, tragen Marmorkronen mit Bronzespitzen, welche Strahlen vorstellen.

Die Reste eines Tempels der Roma und des Augustus, welche gegen Ende des Jahres 1887 östlich vom Parthenon aufgefunden worden sind, kommen neben den genannten Erzeugnissen echter griechischer Kunst kaum in Betracht. Leider macht die stets zunehmende Besiedelung des Nordabhanges der Akropolis die Hoffnung, auch in diesem Stadtteil Licht zu schaffen, immer illusorischer.

Im Piraeeus, der Hafenstadt Athens, hat sich vor einigen Jahren ein Marmorbild des Knaben Pluton (Reichtum) gefunden, freilich ohne seine Pflegerin, die Göttin des Friedens, welche ihn auf den Armen trug. Auch kostbare Inschriften hat die Hafenstadt zu Tage gefördert. An Wichtigkeit kann sich keine mit der vor noch nicht langer Zeit entdeckten Bauurkunde des berühmten Arsenals des Philon messen, welche uns in alle technischen Details dieses komplizierten Organismus einen vollständigen und im ganzen klaren Einblick gewährt.

Das große Mysterienheiligtum zu Eleusis hat schon längst die Sehnsucht der Archäologie nach einer Durchforschung des dortigen Bodens erweckt. Nachdem nun die „archäologische Gesellschaft" allmählich den größten Teil des oberen, in den Bezirk des Demetertempels hineingebauten Dorfes aufgekauft hat, sind die Ausgrabungen begonnen worden und bereits soweit vorgeschritten, daß man an dem Tempel sechs Bauperioden will unterscheiden können. Näheres ist mir nicht bekannt.

In Italien ist es die Metropole Rom, welche, übrigens begreiflicherweise, auch in den letzten Jahren der Archäologie den ansehnlichsten Zuwachs geliefert hat; ich sage: begreiflicherweise, weil hier einerseits das Terrain dem Suchenden von vornherein die lohnendste Ausbeute verspricht, ja, nahezu garantiert, anderseits auch mit einem größern Aufwand von Mitteln als irgendwo sonst auf italienischem Boden (Pompeji nicht ausgenommen) hier gearbeitet wird. Es hat sich in den letzten sechzehn Jahren, um nur das Wichtigste anzuführen, die gänzliche Bloßlegung des Forum Romanum vollzogen, das Haus der Vestalinnen ist ausgegraben worden, ebenso neue Teile des Palatin, das Pantheon des Agrippa und die Mauer des Servius ist freigelegt und für Erhaltung derselben gesorgt worden; dasselbe ist geschehen mit den Gärten des Mäcenas, dem Emporium, der kapitolinischen Burg, dem Bogen des Claudius; ferner sind bedeutende Gräberfunde zu verzeichnen, an Statuen und Büsten sind gegen 4000, an Inschriften gegen 3000 gefunden worden, von Gold- und Silberschmuck nicht zu reden. Unter diesem Vielen und Vielartigen ist einer der interessantesten Funde der des sogenannten Atriums der Vesta (d. h. Haus der Vestalinnen); der Tempel zwar ist völlig verschwunden und kann nicht einmal rekonstruiert werden, aber jenes Atrium bildet ein Ganzes für sich, es hat die Form eines römischen Privathauses und ist auch streng genommen ein solches.

Besonders interessant sind die sechs Statuen von Vestalinnen mit eigentümlichem Costüm, vielleicht von Verwandten oder von den über die Vestalinnen gesetzten Priestern gestiftet?

Bei der Seltenheit der Bronzestatuen verdienen zwei im Jahre 1885 beim Sonnentempel des Aurelian (am quirinalischen Hügel) gefundene Exemplare von

bester Art eine ganz besondere Erwähnung und Beachtung. Die eine, 2,33 Meter hoch, ist eine Porträtstatue (mit noch nicht entzifferter Inschrift: L. VIS. L. XXIIX), sie stellt vielleicht einen mazedonischen König oder irgend einen Fürsten der Diadochenzeit dar, die zweite, bedeutendere, 1,28 Meter hoch, ist die eines Athleten oder Faustkämpfers in sitzender Lage, mit brutalen Zügen, den Schlagriemen um die rechte Hand. Ob diese beiden Bilder der Diadochenzeit oder der römischen Kaiserzeit zuzuweisen sind, ist nicht ausgemacht, sicher ist, daß Rom sehr wenig Ähnliches besitzt, schon mehr Neapel in seinem Museo nationale, wohin die Funde aus Pompeji abgeliefert werden.

Und nun last nos least ein Fund, der alles Genannte in Schatten stellt, wenn wir dem enthusiastischen, fast märchenhaft klingenden Bericht von Ch. Blanc (im „Temps" 5. Oct. 1881) Glauben schenken dürfen: Vor einigen Jahren ist in Rom (im botanischen Garten, beinah gegenüber der Villa Farnese) ein Museum entstanden, das eigens für die Aufbewahrung der dem Flußbette des Tiber entrissenen Funde bestimmt ist (daher „Museo Tiberino"). Nun ist bald darauf bei ungewöhnlich niedrigem, für die Arbeiten also äußerst günstigem Wasserstande nichts Geringeres als ein ganzes Haus in sozusagen intaktem Zustande zum Vorschein gekommen — und zwar nicht ein gewöhnliches Bürgerhaus, sondern ein durch Kunst, Eleganz und Luxus in hohem Grade ausgezeichnetes, das Haus einer Dame zur Zeit des Augustus, meint der Berichterstatter, dessen Phantasie sich durch die Pracht des Vorhandenen allerdings zu kühnem Flug hat hinreißen lassen. Boudoir, Musikzimmer, Salon, andere Räume (so das „Ambulakrum") teils mit herrlichem Mosaik, teils mit leuchtenden, schönheitfunkelnden Malereien, teils mit prachtvollen Reliefs in Stuck geschmückt, und alles, ganz besonders die Malereien — sowohl auf schwarzem wie auf weißem Grunde — von solcher Grazie und Vollendung, daß man dabei an unmittelbare Kopien von Werken des Apelles (bezw. dessen koische Aphrodite) denken muß. Dabei das interessante, reizende Mysterium, daß die inneren Räume durch die Wahl der dargestellten Gegenstände — einerseits glühende Erotik, welche vom Dienst der Liebe in diesem Hause zeugt, anderseits Attribute des strengen Rechts und Gerichts — einen so schroffen Kontrast bilden, nicht minder die — wenigstens für Fernstehende — unerklärliche Thatsache, wie es möglich gewesen ist, daß das Haus vor den zerstörenden Wirkungen des Wassers geschützt wurde, das nach der Berechnung unseres Berichterstatters nun bald zwei Jahrtausende hindurch jene Räume umspülte — alles das muß unser Interesse für diesen phänomenalen Fund in außergewöhnlichem Grade erregen, und wenn nicht die bacchantische Begeisterung des Berichterstatters vieles entschuldigte, möchte man ihm beinah zürnen, daß er darüber versäumte, uns auch nur einen Wink zu geben über die physische Möglichkeit dieses archäologischen Unikums.

Noch ein anderer Ort der latinischen Landschaft hat in neuester Zeit durch seine Ruinen, d. h. seine Nekropole, zu uns gesprochen: Lavinium, und zwar hat sie ein bisher geglaubtes Moment der Überlieferung als falsch, das Gegenteil als wahr erwiesen. Lavinium kann nicht die Mutterstadt Albalongas sein —

denn die Nekropole von Albalonga ist älter — sondern Lavinium ist von Albalonga aus gegründet worden.

Nördlich von Latium, in der Landschaft Etrurien, ist der Boden noch lange nicht ausgebeutet, man darf zuversichtlich behaupten, daß noch manche mit Sarkophagen, Wandmalereien, Vasen und Statuetten ausgestattete Grabkammer ihres Entdeckers harrt. Kürzlich ist in Perugia nicht bloß ein Krieger in voller Rüstung aus seinem Grabe erstanden, sondern, was noch viel interessanter, man hat die Figur eines Kottabosspielers aufgefunden, wodurch dieses bisher nur durch Abbildung auf Vasen bekannte, niemals völlig begriffene Spiel aufgeklärt und die Frage endgiltig gelöst worden ist.

Gehen wir weiter nach Süden, so ist in Kampanien, und zwar im alten Bajä, dem berühmten und berüchtigten Bade- und Lustort der alten Römer, eine riesige Dioskurenstatue — dreifache Lebensgröße — von trefflicher Arbeit und in guter Erhaltung gefunden worden; sie gehört der guten Zeit des Kaiserreiches an. Noch südlicher, bei Tarent, ist bei der Terrassierung des Bodens, zwischen dem jonischen Meer und der Bucht, die sich ins Land hineinzieht, neulich ein durch Maß wie durch Bedeutung interessanter Münzfund gemacht worden — gegen 2000 Stück aus den Zeiten der römischen Eroberung, also von ganz respektablem Alter.

Auch der nicht klassische Boden Europas liefert Jahr für Jahr Proben und Reste früherer Kulturen. Der Rahmen unseres Berichtes, der nur das Wichtigste umfassen soll, gestattet uns indessen nicht, alle Funde auch nur andeutungsweise ihm einzuverleiben, und wir beschränken uns darauf, selbst auf die Gefahr hin, wichtiges zu übergehen, zwei in deutschen Landen gemachte Funde zu notieren, den Goldschmuck von Vettersfelde in der Niederlausitz, und das Musenmosaik in Trier, beide, wenn ich nicht irre, in der ersten Hälfte des laufenden Dezenniums ans Licht gezogen. Der erstgenannte interessiert neben seinem künstlerischen Wert vornehmlich auch durch seinen Fundort, will sagen, durch die Frage: Wie kam er dorthin? Es ist keine barbarische Kunst, die uns da entgegentritt, sondern das Werk eines griechischen Künstlers. Der Schmuck besteht aus einer Anzahl meist aus starkem Goldblech gearbeiteter Gegenstände kriegerischen Charakters — Dolchscheide, Degengriff, Brustschmuck, Köcherbekleidung — aber auch Armband, Kette, Reifen und als merkwürdigstes Stück, ein mehr als fußlanger Fisch, vielleicht als Schildschmuck dienend, alles in gediegenem Golde, und dieses Gold mit einer Anzahl wohlgearbeiteter Tierfiguren (Löwe, Antilope, Eber, Hirsch u. a.) geziert; der Stil weist diese Arbeit einer früheren, archaischen Epoche der griechischen Kunst zu. Aber für wen und wo ist sie gefertigt worden? Haben jonische Kolonisten vom schwarzen Meere sie als Handelsprodukt so weit nach dem Norden gebracht oder Etrusker, die ja auf dem Landweg die Bernsteinküsten zu Handelszwecken besuchten? Oder haben die dortigen Barbaren auf einem nach Süden gerichteten Kriegszug sie erbeutet und nachhause gebracht? Auf diese Frage wird die Antwort wohl immer ausbleiben.

Das Musenrelief — in Trier gefunden und ebenda aufbewahrt — nimmt durch die Fülle und die Neuheit der Darstellungen einen ersten Rang unter

seinesgleichen ein. Nicht weniger als 53 Figuren — worunter auch allegorische, wie die „Jahreszeiten", und Masken — sind dargestellt, die meisten erhalten, alle um ein regelmäßiges Achteck, das den Mittelpunkt bildet, in anmutigster Weise gruppiert. Nach der sorgfältigen Arbeit des Ganzen und den vortrefflichen Buchstaben der Inschrift wird das Mosaik nicht später als in das dritte nachchristliche Jahrhundert zu setzen sein.

Wir verlassen hiermit den Boden Europas und wenden uns wieder dem Osten (Kleinasien) zu, von welchem wir im Anschluß an Schliemanns archäologischen Feldzug ausgegangen sind.

Als im Jahre 1878 auf der Oberstadt von Pergamon (durch Humann, Conze und Bohn) der Prachtbau des Zeusaltars bloßgelegt war, da stand die gelehrte und gebildete Welt eine Zeitlang wie vor einem Wunder; es lag ein Bann auf den Gemütern, man wagte kaum zu glauben, was man sich zuflüsterte: mit dem neuen Funde sei das Schönste und Vollständigste entdeckt, was uns bisher von der antiken Kunst erhalten sei. Jetzt ist freilich an die Stelle jenes überwältigenden Eindruckes eine etwas nüchternere Auffassung getreten — immerhin aber gehören die Funde von Pergamon nach Maß, Zahl und Wert zu den bedeutendsten des Jahrhunderts; manche werden ihnen wohl den ersten Rang einräumen.

Es sind drei Kampagnen von Ausgrabungen nötig gewesen. Vom Altarbau (mit dem prachtvollen Reliefsfries) war man ausgegangen, dann kam das Athena-Heiligtum an die Reihe, weiter stieß man auf das Theater der Königszeit und fand, daß jener Zeusaltar (d. h. die Terrasse, deren Krönung er bildete) nur ein Teil des städtischen Marktplatzes war, der mehrere solcher Terrassen enthielt; die oberste trug den Zeusaltar. Er bildete zwar nicht die Spitze der Oberstadt — der Athenatempel, mit seinem berühmten Trophäenrelief, die Bibliothek nnd das später gebaute Trojaneum lagen höher, auf der eigentlichen Akropolis — aber er beherrschte die ganze Umgebung. Er erhob sich auf der Plattform eines etwa 30 Meter langen und breiten und 5—6 Meter hohen Unterbaues; der Fries hat einen Umfang von etwa 120 Meter und eine Höhe von etwa $2^1/_6$ Meter (also einen Flächeninhalt von etwa 260 □Meter = 2900 □Fuß).

Sein Relief stellt bekanntlich die Gigantenschlacht dar, die in eine Anzahl von Gruppen zerfällt: Zeusgruppe, Athenagruppe, Heliosgruppe, Apollogruppe, Hekategruppe und Dionysosgruppe. Er ist zwar nichts weniger als intakt, ist aber gleichwohl eine der imposantesten Reliquien griechischer Skulptur. Der kleinere Fries am Altar, mit Darstellungen aus der Geschichte des Telephos, ist minder gut erhalten. Bemerkenswert in künstlerischer Beziehung sind auch die Balustradenreliefs in einer Halle, welche den oben genannten Athenatempel mit doppeltem Säulengeschoß umgab. Sie stellen Waffenstücke aller Art in realistischem Durcheinander dar. Auch Vollbilder sind ausgegraben worden, Statuetten des Herakles, des Berggottes Kaukasos und (wie Milchhöfer gesehen hat) des Prometheus, letztere freilich Torso, ferner eine Kolossalstatue der Athena, welche das Motiv des berühmten Goldelfenbeinbildes des Phidias wiederholt.

Man wußte wohl schon früher von der „pergamenischen“ Kunst, man hatte den „sterbenden Gallier“ vom Kapitol, den „Gallier und sein Weib“ (gewöhnlich als „Arria und Pätus“ gedeutet) — aber jetzt erst ist sie uns eigentlich erschlossen, und jetzt erst kennen wir auch den Zusammenhang des früher schon Vorhandenen mit dem neu Entdeckten. Die Kunst von Pergamon gedieh allerdings zunächst an der Sonne der königlichen Gunst, aber sie mußte ihre Kraft auch an würdigen Aufgaben erproben können, letztere lieferten die Siege des Attalos und Eumenes, zumal die Keltensiege. Die Gigantenschlacht am größeren Fries des Zeusaltares ist nichts Anderes als ein Widerstrahlen historischer Thatsachen aus dem Spiegel der Mythologie. In den siegreichen Göttern sieht der pergamenische Grieche sich; sein gewaltiges Ringen mit den Barbaren gleicht dem der Himmlischen mit dem wilden Gigantengeschlecht; sein Siegerstolz war auch vollkommen berechtigt, denn ihm war gelungen, was seit Jahrzehnten die Fürsten und Völker Kleinasiens, was selbst die mächtigen Seleuciden vergeblich versucht hatten — das völlige Niederwerfen eines furchtbaren Feindes, einer steten Landesplage, der Kelten. Es lag Sinn und Bedeutung in jenen vier Statuengruppen, die Attalos I. auf der Burg von Athen aufstellen ließ: der Keltenschlacht und der Marathonschlacht, dem Amazonenkampf und der Gigantomachie; es sind zwei Paare, deren jedes das historische Bild neben das mythische stellt, das eine galt den Athenern, das andere den Pergamenern.

Mit Pergamon haben wir den Boden Asiens betreten. Wir wollen diesen Weltteil rasch, von Osten aus, durchstreifen, um dann durch Kleinasien und die griechischen Inseln zurückzukehren und schließlich dem Nilland einen kurzen Besuch abzustatten.

Wir wenden unsere Blicke nach dem Lande zwischen Euphrat und Tigris, wo sich in der Mitte dieses Jahrhunderts so ungeahnte Schätze aus grauester Vergangenheit aufgethan haben. Eine langjährige Erfahrung und, in großartiger Weise, gerade die jüngsten Jahre haben uns gezeigt, daß jener Boden noch lange nicht ausgebeutet ist. Es ist, im südlichen Babylonien, die hochinteressante Entdeckung einer großen Nekropole gemacht worden — das heißt, es fand sich, daß eine Reihe von Hügeln nichts als Leichenhügel waren, entstanden dadurch, daß man Leichen auf Leichen häufte, bis ein solcher Hügel perfekt war, aber — und das ist das Interessanteste — die Leichen waren zu Asche geworden, d. h. verbrannt worden; bisher war das Faktum einer Leichenverbrennung in jenem Kulturreich durchaus unbekannt.

Auch in der Wüstenoase Palmyra regt es sich in jüngster Zeit wieder; das Interessanteste aber auf syrischem Boden ist auf der Stätte des alten Sidon zu Tage getreten, nämlich eine Nekropole, bestehend aus vier mit Sarkophagen (wahrscheinlich Königssärgen) in farbigen Reliefs besetzten Grabkammern. — Im nördlichen Syrien und dem angrenzenden Kappadokien hat der unermüdliche Humann, dessen unsterbliches Verdienst die Bloßlegung Pergamons ist, sein Forscherauge schweifen lassen, und es haben sich ihm mächtige Kulturreste jenes rätselhaften Volkes der Hethiten (oder Chittiten) offenbart, das über weite Strecken Klein- und Nordasiens verbreitet, Karchemisch (wahrscheinlich nicht = Circesium

sondern das heutige Dscherâbis-Europos) zur Hauptstadt hatte, bis der Assyrierkönig Sardon (722—705) ihrer Unabhängigkeit ein Ende machte (717) Zahlreeich Ruinen jener Hauptstadt, zum Teil mit hethetischen (leider nicht zu entziffernden) Hieroglyphen, sind in neuester Zeit gefunden worden. Nachdem ferner 1883 in Nordsyrien das Relief einer Löwenjagd, höchst wahrscheinlich hethitischer Arbeit, und Felsenskulpturen in Kappadokien entdeckt worden waren, fand Humann am Fuße des Taurusgebirges einen großartigen Propyläenbau mit vierzighethitischen Reliefs und eine zusammengestürzte Kolossalsäule des Königs Asarrhaddon von Assyrien (700—667), Vaters des Assurbanihapal (Sardanapal), mit Keilschrift bedeckt.

Auf einer Entdeckungsreise durch Lykien und Karien gelang es Benndorf und Niemann, das Heroon von Trysa (Gjölbaschi) auf dem Gipfel eines 2400 Fuß hohen Berges aufzufinden.

Nachdem eine namhafte Zahl von Gelehrten schon früher und wiederholt die Frage aufgeworfen hatten, wo die drei von Pausanias erwähnten Örtlichkeiten: „der See des Tantalos", „das Grab" dieses Stammvaters des unseligen Atridengeschlechts und „der Thron des Pelops" zu suchen seien, war dieser Umstand für Humann verlockend genug, um ihn, der sich im Bereiche von Smyrna (also auch des Sipylos, wo jene drei mußten lokalisiert sein), seit Jahren heimisch fühlte, zu Nachforschungen anzuspornen. Es gelang ihm unter unsäglichen Strapazen, in die pfadlose Wildnis des Sipylos einzudringen, welche noch keines Europäers Fuß betreten hatte. Der erste Erfolg des beispiellos beschwerlichen Kletterganges war die Auffindung einer felsgehauenen Doppelnekropole. Von da ging es, immer in Gesellschaft eines ortskundigen Pfadfinders, weiter und höher, immer in grausigem Klettergang, durch die totenstille Einsamkeit, wo seit vielen Jahrhunderten keine menschliche Stimme erklungen war. Der Felsenrücken, auf den die beiden Wanderer endlich gelangten, ist nur etwa 80 Fuß breit und fällt nach beiden Seiten in gähnende Abgründe ab. Gleichwohl zeigt diese einsame Höhe Spuren von Wohnungen, etwa 20 an der Zahl, welche in den Fels gehauen waren; auch Cisternen, gleichfalls aus dem Felsen gehöhlt, fanden sich. Das Ganze aber schließt im Osten, wo der Felsgrat am höchsten ist, ein in Stein gehauener Thronsessel von riesigen Dimensionen, offenbar jener „Thron des Pelops", von dem Pausanias berichtet. „Daß es keine alltäglichen Empfindungen gewesen sein mögen, welche auf den glücklichen Entdecker einstürmten" (fügt ein Berichterstatter in der „Beilage zur allgem. Zeitg.", 4. Febr. 1886, hinzu, der wir diese Notizen entnehmen) „als er die Stätte betrat, welche von Mythennebeln umwallt war, läßt sich denken. Fällt doch von dieser Höhe, wo der nie schlummernde Vulkanismus tiefe Spalten in den Felsenthron gerissen hatte, der Blick in die gähnende Tiefe, wo der Kyz-Göl — „der See des Tantalos" blaute. Seine Wogen sollen die Atridenstadt verschlungen haben, als die Götter, erzürnt ob dem Frevel des Tantalos, diesen in die Tiefe schleuderten und den Thron des Pelops zerschmetterten. Die Götter sind hier offenbar identisch mit den unterirdischen Kräften." — Beiläufig sei hier erwähnt, daß wir dem gleichen Humann

auch die ersten durchaus sicheren Abdrücke einer historischen Urkunde ersten Ranges verdanken — die freilich aus ganz anderer Epoche stammt — es ist das berühmte „monumentum Ancyranum“ („Denkmal von Angora“ in Galatien) das vollständige compte rendu der Regierung des Kaisers Augustus, von ihm selber verfaßt, das in griechischer und lateinischer Sprache an seinem und der Göttin Roma Tempel eingemeißelt ist.

Hier ist nun auch der Ort, des reichen Ertrages zu gedenken, welchen die Begräbnisstätten griechischer Städte Kleinasiens, namentlich Kyme und Ephesos, seit einer Reihe von Jahren an Thonfigürchen liefern. Dieselben, obwohl durchschnittlich jünger, stehen dem Besten, was Griechenland und speziell Tanagra liefert, kaum nach und überbieten sie vielfach durch Raffinement und Zuthaten, z. B. Vergoldung.

Bisher wurden die Gräberfelder leider ausschließlich von Einheimischen und Händlern geplündert, sodaß der Wissenschaft alles reiche Beobachtungsmaterial entzogen blieb; um so dankenswerter war der Entschluß des französischen archäologischen Instituts zu Athen, die Nekropolis von Myrina (nicht weit von Kyme) zu untersuchen, für welchen Zweck ein angesehener Grieche sein Territorium bereitwillig zur Verfügung gestellt hat (vgl. Milchhöfer in „Vierteljahresberichte“ u. s. w. III, S. 75 ff). In besagtem Myrina sind nun bisher ungefähr 4000 Gräber aufgedeckt worden, sämtlich aus dem 3. und 2. Jahrh. vor Chr., und etwa 1000 Terrakotten, die für Mythologie, Privatleben und Begräbniskulte ihre Bedeutung haben. Wir haben vorhin Ephesos genannt, auch auf dem Boden dieser Stadt hat sich, auf Privatantrieb mit Privatmitteln, eine rege archäologische Thätigkeit entfaltet. Ganz besonders ist es dabei auf die Bloßlegung des gewaltigen Artemistempels abgesehen. Der Engländer Wood hat dieser Aufgabe bereits eine Reihe von Arbeitsjahren gewidmet; ob er die Mittel zur Fortsetzung seiner Arbeiten zusammengebracht hat und in welchem Stadium sich gegenwärtig die Angelegenheit befindet, weiß ich nicht zu sagen. Ebensowenig ist mir bekannt, welchen Fortgang die Erdarbeiten in Milet nehmen, wo ein Franzose, Rayet, unter den Auspizien und mit Unterstützung des Barons von Rothschild den Spaten eingesetzt hat. — Im angrenzenden Phrygien waren die Felsengräber im Sangariosthal (darunter das sogenannte „Grab des Midas)“, schon längst bekannt. Zu Anfang unsers Dezenniums hat sich auch dort das Material vermehrt durch eine zweite, südlicher gelegene Nekropole mit Felsenskulpturen; unter diesen sind besonders hervorzuheben eine Reihe von Löwenreliefs, welche die gleiche „wappenartige“ Anordnung wie die Steinplatte über dem berühmten Thor von Mykene aufweisen. Wiewohl nun — meint Milchhöfer a. O. — weder die größere Roheit der einen Gruppe dieser Denkmäler noch die „assyrische“ Stilisierung anderer unmittelbare Schlüsse auf ihr Alter gestatten, welches noch keineswegs an das des mykenischen Monuments heranzureichen braucht, so kann nun doch nicht bezweifelt werden, daß wir es mit einer im Kreise kleinasiatischer Typik entsprossenen und von dort nach Griechenland übertragenen Komposition zu thun haben.

Daß seit Alexanders des Großen Feldzügen auch entlegene Teile des inneren Asien von griechischer Kultur zu hören und zu sehen bekamen, ist tausendfach durch Geschichte und Denkmäler bezeugt; es kann uns daher nicht wundern, daß (in neuester Zeit) auch Kurdistan seinen Beitrag zu dieser Erfahrung geliefert hat: Der Reisende Puchstein hat dort, östlich vom Tigris, auf einem Berg einen künstlichen Tholus (Rundbau) entdeckt, in welchem sich eine Reihe von Bildsäulen in sitzender Stellung, jede etwa 7 Meter hoch, mit griechischen Inschriften versehen, vorfanden; sie stammen aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert und stellen Gottheiten nebst einem König Antiochus aus Commagene dar.

Wenn wir auf den Inseln des Ägeischen- und des Mittelmeeres Umschau alten, so sind die beiden größten, Kreta und Kypros, auch diejenigen, welche der Archäologie in den letzten Jahren das meiste und wichtigste Material geliefert haben — Kreta in erster Linie durch die Inschriften von Gortyn, welche Dr. Halbherr 1884 an einer Mauer — eingemeißelt — entdeckt hat. Sie haben jetzt schon einer ansehnlichen Litteratur zum Leben verholfen, und es ist auch kein Wunder; denn wenn es auch, besonders im Orient, um vieles ältere Inschriften giebt, so sind jene doch in Europa das älteste existierende Denkmal der Gesetzgebung, und zwar ist es das Familieneigentum, das hier seinen legislatorischen Ausdruck gefunden hat, in einer Art und Weise, welche in Anbetracht des Alters in Respekt und Erstaunen versetzt. Auf der andern Seite gewahren wir hier Volkszustände, welche sich viel länger als in den uns bekannten Gegenden erhalten haben: die Stellung der Sklaven zu den Freien noch nicht scharf abgegrenzt und ausgebildet, durchweg mündliches Prozeßverfahren u. s. w.

Übrigens ist auch die eigentliche Archäologie nicht leer ausgegangen. Auf dem Berg Ida hat man nichts Geringeres als die Höhle des (idäischen) Zeus ausfindig gemacht, (vgl. Mitt. d. archäolog. Instit. z. Athen, X. Bd. S. 59 ff.) und zwar nicht leer, sondern mit einer Masse von Gegenständen ausgeschmückt: Reich verzierte Schilde aus Bronzeblech, Statuetten, Schalen, Vasen, Votivtiere, dekorative Figuren, geschnittene Steine, Gegenstände aus Gold, Silber, Elfenbein, Kristall und Thon; merkwürdigerweise aber nicht eine einzige Inschrift!

Die Schilde sind ohne Zweifel Weihgeschenke; einer derselben enthält im Relief den Herakles-Melkart, ein anderer die Astarte-Anaïtis, also wohl phönikische Arbeit.

Phönikisches ist nun auch zu Tage getreten in den großartigen Funden auf Kypros, allerdings, wie neulich angenommen wird, auch vorphönikisches in Hülle und Fülle, und gleichfalls zahlreiche Denkmäler griechischer Kunst. Um die Erforschung desselben haben sich zwei Italiener, die Vettern Cesnola, unstreitig große Verdienste erworben, wenn schon ihr Beispiel, besonders das Vorgehen des Generals und amerikanischen Konsuls Luigi Cesnola, bewiesen hat, daß der Eifer für eine gute Sache, wenn er nicht mit gehöriger Sachkenntnis gepaart ist, auch Schaden stiften kann. Dümmler und Ohnefalsch-Richter haben zur Genüge dargethan, wie arge Nachlässigkeiten und Verstöße jener Forscher sich zu Schulden kommen ließ. Ja, man hat ihn sogar der Unredlichkeit und Fälschung geziehen,

und es hat sich, infolge der heftigen Ausfälle des französischen Antiquars Fenardent und der nicht weniger ehrenrührigen Replik Cesnolas, ein gewaltiger Prozeß entsponnen, der die Stadt New-York drei Monate lang in Atem hielt, übrigens mit der Freisprechung des Generals endete. Es wäre thatsächlich für die amerikanische Jury eine harte Aufgabe gewesen, den Mann zu verurteilen, welcher seine ganze Sammlung kyprischer Altertümer der Stadt New-York verkauft hatte und zum Direktor des Metropolitan-Museums daselbst ernannt worden war. Die Kosten des gerichtlichen Verfahrens beliefen sich, nach einer offiziellen Mitteilung der „Daily-Tribune", auf nicht weniger als 50000 Dollars. War der Spruch der Jury gerecht, so hat Fenardent also die Wahrheit, respektive bessere Belehrung, teuer erkaufen müssen. Jedenfalls hatte er mit seiner Behauptung, Cesnola sei ein „Mann der Sünde" und sein Museum ein „Tempel des Betrugs", weit über das Ziel hinausgeschossen, obschon er auch unter den Amerikanern viele Gläubige fand. Besonders beanstandet wurde der Fund von Kurion, wo Cesnola in unterirdischen Kammern einen überreichen Schatz von Gold und Silber, Ringe, Skarabäen, geschnittene Steine ägyptischer und assyrischer Arbeit, Vasen, Kandelaber u. s. w. gefunden haben wollte. Dies geschah im Jahre 1883, nachdem der eifrige Nachfolger des Angeklagten, der Major Alexander Palma di Cesnola, auf Wunsch und Kosten eines englischen Kunstfreundes schon längst — d. h. sieben Jahr vorher — den Spaten in die Hand genommen und seine glänzende Kampagne auf Kypern beendet hatte. Seine wertvolle, aus vielen tausend Stücken bestehende Sammlung befindet sich, so viel mir bekannt, jetzt noch in London, die Glasvasen allein sind mit 4000 Nummern vertreten, mit deren 1800 die Lampen. Zwei Dritteile der vielhaltigen Sammlung verdankt der Major, wie er in seinem Buch: „Salaminia (Cyprus), the history treasures and antiquities . . . by Alex. P. d. Cesnola" . . . London 1882 selber sagt, dem Boden von Salamis. Reichhaltig ist die Sammlung nicht bloß durch die Zahl, sondern dadurch, daß sie die Kunstthätigkeit und die Stile vieler Jahrhunderte und mehrerer Völker umspannt. So auch die seines Vorgängers, welche sich durch einen größeren Reichtum statuarischer Werke auszeichnet. Mit dem Zurücktreten dieser beiden Forscher haben indessen die Arbeiten auf Kypros nicht aufgehört; die „archäologische Gesellschaft" in Athen ist an ihre Stelle getreten, und unter ihren Auspizien ist im vorigen Jahr ein Aphroditetempel phönikischen Ursprungs aufgefunden worden, der durch seine außerordentliche Ähnlichkeit mit dem salomonischen ein hohes Interesse in Anspruch nimmt, und im selben Jahre entdeckte Ohnefalsch-Richter eine alte Nekropole, den Begräbnisplatz der antiken Stadt Marion, welche Stadt von Ptolemäus I. zerstört und durch das auf ihren Trümmern angelegte Arsinoë ersetzt worden war.

Nun soll sich, nach Aussage bewährter Archäologen, vieles von dem Gefundenen als nicht einheimisches Fabrikat, sondern als Import herausstellen, so die schwarz- und rotfigurigen Vasen attischer Herkunft; die ältesten Überreste aber, d. h. die ältesten Nekropolen auf Kypros sollen einer vielleicht semitischen, jedenfalls vorphönikischen Binnenbevölkerung angehören, und es soll sich zwischen ihnen

und den Altertümern von Hissarlik (Troja) eine so sehr ins Einzelne gehende Übereinstimmung zeigen, daß nicht bloß Beeinflussung, sondern geradezu Identität beider Bevölkerungen angenommen werden müsse; durch bloßen Handel auf dem Land- oder Seewege sei eine solche Übereinstimmung unmöglich herzustellen; der archäologische Bestand, den diese Bevölkerung zurückgelassen habe, repräsentiere eine Fortbildung der trojanischen Kultur, ohne deshalb jünger sein zu müssen, ihre Kultur reiche herab bis zur dorischen Wanderung, aufwärts wahrscheinlich bis ins III. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, und diese Kultur sei von den Phönikiern vernichtet worden. Ich fühle mich nicht in der Lage, diese Sätze zu bestreiten, bloß wird es gestattet sein, darauf aufmerksam zu machen, daß bei solchen Vergleichungen kulturgeschichtlicher Art äußerste Vorsicht in den Schlußfolgerungen geboten ist. Wer wüßte nicht, daß, je weiter man in den Jahrhunderten zurückgeht, um so mehr gewisse Gegenstände des materiellen und Vorstellungen des geistigen Lebens sich ähnlich sehen, daß sich infolge dieses kulturhistorischen Gesetzes oft an den verschiedensten und örtlich entgegengesetztesten Gegenden, wo keinerlei Kommunikation stattfand oder auch nur stattfinden konnte, nicht bloß ähnliche, sondern gradezu die gleichen Gedankenkreise und die gleichen Kunst- oder Handwerkserzeugnisse vorgefunden haben! Gewisse Vorgänge des mythologischen Denkens und entsprechende sprachliche Fixierungen, welche ebenso im afrikanischen Binnenland wie an den Ufern des Ganges uns begegnen, sollten Vorsicht predigen. —

Unter den kleineren Inseln mag hier zuerst Thera (Santorin = Santa Irena) erwähnt werden, jene angebliche Stätte der Phönikier, heut zu Tage, wohl auch schon früher, von vulkanischen Mächten heimgesucht. Vor etlichen Jahren hat man in einem Steinbruche, und zwar in beträchtlicher Tiefe, menschliche Wohnstätten gefunden, Gebäude von cyklopischer Bauart, von Steinblöcken aufgeschichtet. Selbst Reste von Ölholzbedachung waren vorhanden, aber nicht eine Spur von Metallen, selbst Bronze nicht; die gefundenen Geräte bestanden insgesamt aus Stein und Obsidian, welch' letzterer bekanntlich nur in vulkanischer Erde vorkommt. Der Fund wurde auf Therasia gemacht, dem Eilande, welches mit dem halbmondförmig natürlich gekrümmten Santorin die Bruchstücke eines Kraterrandes darstellt.

Auf der Marmorinsel Thasos fand vor kurzem der Engländer J. Th. Bent eine bisher unbekannte Stadt, worin, wie man nicht ohne Wahrscheinlichkeit annimmt, die mit dem Marmorhandel beschäftigten Arbeiter und Kaufleute wohnten; unter andern Gebäuden kam auch ein dorischer Apollotempel zum Vorschein mit Inschriften von Seeleuten, welche für glückliche Fahrt dankten.

Des ferneren ist Delos, die Insel des Apollo, zu erwähnen, welche die Franzosen seit Jahren zum Ziel ihrer Forschung gemacht haben. Freilich scheint gegenwärtig die Arbeit zu ruhen. Gerade die reichen Ergebnisse auf topograpischem und architektonischem Gebiet, die großen Inschriftenfunde und die Skulpturreste aus ältester und aus klassischer Kunstepoche machen den Wunsch rege, das Ziel möchte als noch nicht erreicht betrachtet werden. Schon 1874 war durch Lebègne

auf dem Berg Cynthus der Höhlentempel des Apollo aufgefunden worden, später — 1877—80 — von Homolle ein zweiter Tempel des Apollo und ein solcher der Artemis nebst mehreren andern, nicht weiter bestimmbaren, ferner Propyläen, mehrere Säulenhallen, eine Exedra, Schatzhäuser, die Agora u. a. m. Die Zahl der gefundenen Inschriften beläuft sich auf mehrere tausende, die der Statuen auf etwa fünfzig, vgl. Journ. of hellen. Stud. I Band. Unter den Statuen sind besonders erwähnenswert ein beinahe unversehrtes Holzbild (Xoanon) der Artemis (vielleicht eine Kopie desjenigen, das man auf Delos von der Hand des mythischen Künstlers Dädalos zu besitzen glaubte), und eine Nike von der Hand des Archermos, welcher als erster diese Göttin mit Flügeln versah; sie ist nahezu in knieender Stellung gebildet. Auch eine Kolossal-Statue des Cajus Ofellius von vorzüglicher Arbeit, also aus der Römerzeit, darf nicht unerwähnt bleiben.

Auch Rußland hat in neuester Zeit seine Beiträge zum archäologischen Inventar geliefert, und zwar auf europäischem Boden Cherson, auf asiatischem das Kubangebiet. Dort wurde im vergangenen Jahr (1888) in einem durch Ausgrabungen bloßgelegten Hause eine antike Künstlerwerkstatt aufgedeckt, die eine ganze Niederlage von Terrakottamodellen — etwa fünfzig Stück — enthielt, die Mehrzahl aus der besten Epoche der griechischen Kunst (IV. und III. Jahrh.); besonders wertvoll sind hierbei große Medaillons-Modelle mit mythologischen Gruppen.

Der Fund hat den Plan zur Errichtung eines archäologischen Museums in Cherson angeregt.

Im Kubangebiet fand man einen großen antiken Bau mit Wänden aus Stuck, reich mit Fresken geziert, den Boden mit großen Steinplatten belegt; alles weist auf eine Begräbnisstätte und zwar eines Geschlechtes von höchstem Rang, vielleicht eines skythischen Königs. An und neben den Skeletten lag kostbarer Schmuck: Sechzehn, ½ Zoll große Tauben aus Blättergold, fünfzig Halsbänder, ebenfalls aus Goldblatt, Goldringe mit dem Bildnis der Erato, silberne Trinkhörner und silberne Köcher, alles von vorzüglicher Arbeit; der Metallwert allein wird auf 50000 Rubel geschätzt.

Auch das Nilland ist in den letzten Jahren mit seinen Schätzen nicht karg gewesen. Die große Sphinx auf dem Trümmerfelde von Gizeh war freilich von jeher bekannt — der Wüstensand hat zwar seit Jahrtausenden sein möglichstes gethan, sie völlig einzusargen; es ist ihm nicht gelungen, der verstümmelte Riesenleib des seltsamen Gebildes ragt immer noch über die Sandmassen empor — doch jetzt ist ihr der Atem wieder leicht geworden; durch enorme Anstrengungen ist es endlich gelungen, den Sandpanzer einigermaßen zu sprengen, die zwischen den Tatzen, hart an der Brust des Riesenleibes befindliche elf Fuß hohe Granitstele König Thutmes IV. ist nun wieder aus der Grabesnacht erstanden, auch die Treppe, die schon zu Trajans Zeiten wegen der Versandung errichtet werden mußte — sie führt in zwei Absätzen zu dem zwischen den vorgestreckten Tatzen aufgestellten Tempelchen — ist jetzt freigelegt. Schon Lepsius ließ während seines Aufenthalts in Aegypten Hand anlegen (1843); in größerem Maßstabe dann

Professor Maspero, der die Geldmittel zusammenbrachte, und der deutsche Aegyptologe Brugsch-Bey, unter dessen Leitung die Arbeiten noch heute, wenn ich nicht irre, betrieben werden. Während diese aber rüstig fortschreiten, ist ein anderes, kaum weniger wichtiges als der Koloß selber, auf dem alten Fleck stehen geblieben — die Erklärung. Was Lepsius 1843 schrieb: „Noch fehlt der rechte Ödipus für diesen König aller Sphinxe“, ist leider heute noch wahr.

Als wirkliche neue und zwar großartige Funde sind nun aber hauptsächlich zwei zu bezeichnen: ein Mumienfund der eine, ein Schriftfund (wenigstens dem Hauptcharakter nach) der andere, jener in Deir-el-Bahari, an einer von der thebanischen Ebene durch eine Hügelkette getrennten, in einem versteckten Thalkessel gelegenen Stelle, dieser in Faijum (an der Stelle des alten Arsinoë in Mittelägypten) zu Tage gefördert. Der erstgenannte war, allerdings nicht in seiner ganzen Tragweite, thatsächlich und als gute Beute einiger Gräberdiebe schon im Sommer 1871 bekannt, wurde aber von ihnen geheim gehalten bis 1881; der 6. Juli dieses Jahres brachte endlich, nachdem man sich der Gräberdiebe versichert und Gewaltmaßregeln angewandt hatte, nicht weniger als dreiunddreißig Mumien an den Tag, unter welchen sich die berühmtesten Pharaonen des neuen Reiches fast vollzählig vertreten fanden. Vor allen sind hervorzuheben Rhamses III., der Sesostris der Griechen und von Herodot Rhampsinit geheißen. Die Särge, teils einfach, teils doppelt und dreifach, sind mit sorgfältig gemalten Lebensszenen und Inschriften bedeckt, zwei davon mit Goldblech belegt, die Hieroglyphen und die Figuren sind in das Gold eingelegt und bestehen aus kleinen Edelsteinen und aus Schmelzmasse. An den Mumien selber haben sich schon antike Gräberdiebe — denn die Mumien sind nicht an ihrer ursprünglichen Grabstätte gefunden, sondern waren erhaltener Beschädigungen wegen aus den thebanischen Felsengräbern zu mehrerer Sicherheit nach jenem Versteck gebracht worden — also schon antike Diebe haben sich an ihnen versündigt und sie manches Schmuckes beraubt. Immerhin bleiben der Zieraten noch genug übrig; das Interessanteste aber ist ohne Zweifel das, was von der Leibesgestalt erhalten ist, und man darf sagen: Die Eingeweide ausgenommen ist alles erhalten. Mit Recht schließt Maspero seinen Bericht (s. deutsche Revue 1888 April-Heft S. 42 ff) also: „Ja, Ägypten ist das Land der Wunder. Auch Assyrien und Judäa, wie Griechenland und Italien haben die Denkmäler auf uns gebracht, aus welchen wir die Geschlechter der Vorzeit wieder herstellen können; aber damit nicht zufrieden, hat uns Ägypten die Menschen selber aufbewahrt, welche die Denkmäler und die Geschichte gemacht haben. Die großen Könige Thutmos III., Seti I., Sesostris, Rhamses III., sind für uns nicht mehr bloße Namen ohne Gestalt und Farbe, sondern wir können sie sehen und anfassen, ihre Gestalt messen, ihre geistigen Fähigkeiten nach dem Umfang ihres Gehirnes beurteilen. Wir kennen die Form ihrer Nase und ihres Mundes, ihren Haarwuchs, alle geheimen körperlichen Fehler und können sie wie einen Zeitgenossen nach der Natur photographieren und ihre Bilder in den Verkehr bringen.“

In dem nach vielen tausend Stücken zählenden Faijumer Schatz hat sich so zu sagen das Stadt- und Gauarchiv von Arsinoë erhalten, und diese Erhaltung war nur dadurch möglich gemacht, daß die Stücke in irdenen Gefäßen verwahrt waren. Der Hauptstock derselben ist nach Wien gewandert, doch auch die Pariser und Londoner Museen haben sich einzelnes zu verschaffen gewußt. In diesen über alles Mögliche handelnden und folglich auch darüber Aufschluß gebenden Urkunden sind nicht weniger als elf Sprachen repräsentiert, das Material hat teils einen mehr öffentlichen, teils einen privaten Charakter, und es finden sich darin wahre Cimelien: neben alten Handschriftenresten zu griechischen Klassikern — Hesiod, Homer, Euripides, Aristophanes, Apollonius v. Rhodus u. a. — ein arabischer Papierstreif aus dem IX. Jahrhundert, dessen vollkommen erhaltene Ornamente und Inschriften mittelst Holzschnittes aufgedrückt sind — das älteste, mehr als um ein halbes Jahrtausend hinaufgerückte Beispiel der Anwendung des Modelldruckes auf Papier. Noch heute — denn der Schatz ist noch lange nicht gesichtet — folgen überraschende Entdeckungen Schlag auf Schlag (vgl. v. Hartel: über die griechischen Papyri Erzherzog Rainers, Wien 1886). Gegen die Masse des hier Gefundenen treten die herkulaneischen Rollen, tritt auch natürlich der vor einigen Jahren in Pompeji gemachte Fund im Kontor des Banquiers L. Caecilius Jucundus (die zahlreichen, von 53—62 n. Chr. reichenden Quittungen) nach Umfang und Wichtigkeit weit zurück. Es hat sich aber in Faijum noch etwas Anderes, hoch Wichtiges, und in gleichem Grade Interessantes gefunden. Etwa 70 griechische Porträts, jedes Alters und Geschlechtes, auf Sykomorenholz gemalt; sie lagen in der Felsenhöhlung einer Begräbnisstätte über dem Gesicht der Leiche, deren Konterfei eine jede sein sollte; ihre Auffassung ist eine entschieden realistische, ohne allen idealen Beigeschmack; in technischer Beziehung sind sie besonders darum instruktiv, weil sie uns über das Verfahren der Wachsmalerei aufklären, wenigstens in so fern als wir jetzt wissen, daß die Erhitzung des Wachses erst nach Vollendung der Malerei vor sich ging.

Noch in einer andern Gegend Ägyptens, an der Stelle des alten Naukratis (am bolbinitischen Nilarm), ist der Boden nicht spröde gewesen. Man darf sagen, die Stadt sei wieder aus dem Boden erstanden; es bietet sich das überraschende Bild einer alten Handelsstadt, alle wichtigen Heiligtümer sind erhalten, vor allen das des milesischen Apollo, und das sogenannte Hellenion, d. h. jene große, von neun Städten Kleinasiens errichtete Faktorei, welche mit ihren 50 Fuß dicken Umfassungsmauern eine Burganlage vertrat, ein Beweis übrigens, wie sehr die Griechen auf ihrer Hut sein mußten, um ihre vielen Warenmagazine, die sich im Enklos der Hellenions befanden, gegen feindliche Angriffe Eingeborener und Fremder zu schützen. Die Fundamente der Mauern haben sich unter dem darüber gelagerten Nilschlamm vorzüglich erhalten. Die Straßen laufen gradlinig; zu beiden Seiten des Kanals, welcher die Stadt mit dem Meere verbindet, sind die Gräber angelegt. Es sind hunderte von Vasen und Inschriften ans Licht gefördert worden, erstere in verschiedenen Stilen — Dipylonvasen, jonischer Stil u. a.

— teilweise mit ganz neuer Zeichnung und Ornamentik (z. B. polychrome Lotosornamente), letztere besonders wichtig in graphischer Hinsicht, d. h. als wesentliche Bereicherung unserer Kenntnis der griechischen Alphabete (vgl. Duhn in Sitze d. deutsch. archäol. Instit. vom 2. April 1886 u. Gardner in der Akademy 1886 S. 82 ff., Journal of Hell. stud. 1886 Vol. 7.); es ist jetzt bewiesen, daß das altjonische Alphabet mit dem von Thera den Anspruch erheben kann, das älteste griechischer Schrift zu sein (vgl. Revue de philol., 1887, S. 310 f.).

Von höchstem Interesse ist ferner ein in Oberägypten gemachter, jetzt im Museum von Bulak befindlicher Schriftfund. Schon das Material, auf welchem die Schriftzüge verzeichnet sind, ist merkwürdig, und, irre ich nicht, ein Unikum: Gazellenhaut! Der Inhalt — ein Kontrakt und zwei Ehrenernennungen — kann zwar als solcher keineswegs Anspruch auf das Prädikat „interessant“ machen, dagegen verleiht ihm dieses die Persönlichkeit des Schreibers und der historische Ausblick, der sich uns eröffnet, in hohem Grade: Jener ist der Fürst der Blemmyer, eines äthiopischen Volkes, das zwar in der späteren römischen Kaiserzeit oft genannt, aber immer als wild und barbarisch, als Feind aller Zivilisation geschildert wird — und jetzt sehen wir es unter dem Einfluß griechischer Bildung, sein Fürst schreibt die griechische Sprache, er und sein Volk sind Bekenner des Christentums! Welch' anderes Bild! Man ist geneigt, diese Wandlung als ein Folge von Narses' Siegen zu betrachten und auch die erwähnten Texte in die Zeit Justinians zu setzen. —

Auf afrikanischem Boden sei hier auch Karthago erwähnt, in dessen Ruinen im Jahre 1885 über 300 phönikische Stelen mit entsprechenden (d. h. punischen) Inschriften aufgefunden worden sind. Beiläufig gesagt, sind sämtliche von den Franzosen gemachten karthagischen Funde im Musée Louis aufbewahrt; sie bilden ein sehr wertvolles Ganze, welches gestattet, die ganze Geschichte der großen Stadt bis zur Eroberung durch die Araber zu verfolgen. Unwichtigeres, wie es im Gebiet von Tunis durch Zufall oder infolge von Nachgrabungen zum Vorschein kommt, übergehe ich, doch verdient ein voriges Jahr (1888) in der Nähe von Constantine (bei Tebissa) gemachter Mosaikfund Erwähnung. Es sind zwei Stücke, das eine die Apotheose der Amphitrite — in einer großen Anzahl von Gottesfiguren, Wassertieren u. a. m. — das zweite ein uns unbekanntes Spiel darstellend, worin allerlei afrikanische Tiere, mit je einer Zahl versehen, aufmarschieren und die Inschrift „Fortuna redux“ über dem Ganzen angebracht ist. Beide Mosaiken sollen von vorzüglicher Arbeit sein.

Britisch' Seekriegspiel.

Von

Vizeadmiral Batsch.

„We are convinced that, unless the French navy thrives, the British navy will droop"

James, Naval history. V, p. 368.

Die Veränderlichkeit der Kriegskunst ist oft behauptet und niemals geleugnet worden; und doch ist die Behauptung nicht so berechtigt im Auge des Fachmannes wie in dem des Laien. Vergleicht man die Kriegsübungen zu Lande, wie sie heute stattfinden, mit denen von früher, so findet man außer der Veränderung der Schußwaffen nur wenig Unterschied. Die Gestalt, in der sich militärische Bewegungen des Landheeres dem Laien darstellen, ist ungefähr dieselbe. Mann und Tier sind sich gleich geblieben, nur die Waffe hat sich verändert, und sie kommt selbstverständlich im Frieden nicht zur Geltung. Wo es sich für das Heer um Mann und Tier handelt, da giebt Mann und Schiff den Maßstab für die Flotte. Auch hier blieb der Mann, was er sonst war; nicht so das Fahrzeug, auf dem er das Kriegsgewerbe treibt. Wäre auch dies geblieben, was es früher war, so würden noch heute die Kriegsübungen einer Flotte sich auf das beschränken, was vordem genügte. Dicke Massen von Pulverdampf und Kohlenrauch würden nach wie vor die Hauptbestandteile der Kriegsbilder sein, wie sie sich so vorteilhaft vom Blau des Meeres abheben, und kein ernsthafter Kriegführer wäre um eines Haares Breite klüger geworden.

Die Nachahmung des Krieges zur See ist neuerdings so lebhaft in Aufnahme gekommen, daß sich die öffentliche Meinung weit mehr damit beschäftigt als sonst. Die Fortschritte auf dem Gebiete des Dampfes, der Elektrizität, der unterseeischen Minen spielen dabei eine so große Rolle, daß die Aufmerksamkeit eines Beobachters in hoher Spannung erhalten wird. Ein jeder sucht sich die Bedeutung der Flottenfrage von neuem klar zu machen, und nicht wenige meinen, die Kriegskunst sei hier nicht bloß veränderlich, sondern sie sei nachgerade an ihrem Ende angelangt.

In der Zuverlässigkeit und Sicherheit der Bewegung unter Dampf, in der Möglichkeit, große Strecken in jeder beliebigen Richtung schnell zu durchmessen, schwere Geschosse von großer Spreng- und Bohrkraft 2 bis 3 deutsche Meilen weit auf ein gegebenes Ziel zu werfen, Schiffen mit Sprengkörpern unter Wasser tödliche Verletzungen beizubringen, liegt — im Vergleich mit früher — eine große Verschärfung der Kriegsmittel. Und diese bedingt wohl eine veränderte Anwendung der Kriegskunst, nicht aber eine Veränderung ihrer selbst. Kein Wunder, daß man zu Trugschlüssen kam und zeitweis den Kern in Dingen erblickte, die nur Beiwerk sind und nichts Anderes als Beiwerk sein können. So war es mit einer gewissen Art von Torpedofahrzeugen, denen man eine Rolle zuteilte, der sie nicht genügen können, und so wird es mit anderen Dingen sein, die auf gleiche oder ähnliche Art behandelt und beurteilt werden.

Die auch in England alljährlich stattfindenden Flotten-Manöver haben alles, was die Flotte angeht, in den Vordergrund gerückt, und die in Europa allgemein gewordene politische Spannung hat nicht wenig dazu beigetragen. Viele halten den nächsten Krieg nur noch für eine Frage der Zeit, aber wenige ermessen, welchen Umfang er notwendig annehmen muß, und doch liegt gerade darin eins der wesentlichen Hindernisse seines Ausbruches. Man behauptet, daß vornehmlich in England das erweiterte Stimmrecht den Sinn für kriegerische Neigungen zurückgedrängt habe. Die Entfaltung nationaler Kraft in militärischem Sinne sei unverträglich mit einem so hohen Maße volkstümlicher Staatsform, und man könnte das für richtig halten, wenn man Anschauungen billigt, wie sie durch die veränderten Kriegsmittel hier und da hervorgerufen werden.

Die Kriegskunst ist in der That noch nicht an ihrem Ende; aber die Kriegsmittel haben sich verschärft, und die von vielen erwartete mildere Form des Krieges wird wohl auch weiterhin auf sich warten lassen. Es ist in England kein Mangel an Friedensfreunden und solchen, die den Kriegshaushalt an und für sich für ein Verbrechen und eine Überlieferung roher Vorzeit halten, und doch giebt es kaum ein anderes Land, dessen Blüte und Emporkommen so auf den Kriegspfad hinweist, wie das unserer Vettern jenseits des Kanals.

Vor einer Versammlung in Aldershot hat ein Professer der neueren Geschichte von der Universität Cambridge, W. J. R. Seeley, jüngst ausgeführt, wie mit dem Aufbau wirklicher Zivilisation in England auch eine fast ununterbrochene Kriegsperiode ihren Einzug gehalten und sich bis heute behauptet habe. Und weil dies der Fall ist, haben auch die Ziele des Seekriegs, und damit der letztere selbst, an Bedeutung gewonnen. Dies ist für England in höherem Maße zutreffend als für andere Staaten, weil seine Interessen sowohl wie seine Kraftentwickelung es mehr auf den Seekrieg hinweisen. Wie sehr der Umfang seines Handelsverkehrs zugenommen, wurde schon vorher erwähnt. Die Zahl englischer Schiffe, die jährlich in britische Häfen ein- und von ihnen auslaufen, beträgt ein Erhebliches über 600000, was täglich 18—1900 macht; man hat beobachtet, daß von Beachy-head im Kanal fortgesetzt durchschnittlich 35 Schiffe zu sehen sind, daß jede fünf Minuten ein Schiff dort vorbeigeht, und daß die Zahl der täglich passierenden Schiffe im Durchschnitt 288 beträgt[1]).

Daß der Wert der Ein- und Ausfuhr und deren wirtschaftliche Bedeutung dabei in erster Reihe steht, ist außer Frage; nicht zu unterschätzen ist aber bei solchem Seeverkehr auch das Interesse der daran beteiligten Menschen; die auf Rechnung dieses Verkehrs zur Auszahlung kommenden persönlichen Verdienste, Einkünfte und Löhne erreichen den nicht geringen Betrag von 50 Millionen Pfund Sterling im Jahr; dies ist umsomehr zu beachten, als die durch Krieg herbeigeführte Verkehrshemmung — abgesehen von sonstigem Nachteil — einerseits eine Entwertung des schwimmenden Materials, andererseits den Verlust des Rhederei-

---

[1]) Admiral Colomb, R. N. S. Institution Febr. 1888.

Gewinnes zur Folge hat; und das in der englischen Rhederei angelegte Kapital ist auf über 100 Millionen Pfund Sterling zu schätzen.[1]).

Die Seekriege am Beginn dieses Jahrhunderts hatten zwar den größeren Teil des europäischen Fracht-Verkehrs zur See unter die britische Flagge gebracht, zu ihrem Schutz bedurfte es, auch nach der Schlacht von Trafalgar, noch einer Anzahl von nahezu 500 Kreuzern, und doch belief sich das Objekt ihres Schutzes auf nicht mehr als 24—25000 Schiffe mit einem Gesamt-Ladungsgehalt von etwa $2^1/_2$ Millionen Tonnen. Heute unterhält England für den Schutz seiner 37000 Schiffe eine um das zehnfache geringere Zahl von Kreuzern, nämlich nur 42; das macht 1 Kreuzer für je 100 Dampfer zu 100 Tonnen und darüber, während Frankreich 1 Kreuzer auf je 10 Dampfer über 100 Tonnen unterhält.

Nun ist der Seeverkehr — namentlich für England — nicht bloß in Menge, sondern auch in Wichtigkeit gestiegen; es sind deshalb auch die Maßregeln und Mittel, deren man sich zu seinem Schutz bedient, von größerer Bedeutung. Es kommt namentlich der Umstand in Betracht, daß für den Krieg zur See die Abkürzung viel mehr in die Wagschale fällt als für den Krieg zu Lande. Denn bei diesem vollziehen sich Ein- und Ausfuhr immer in Unabhängigkeit vom Kriegsschauplatz, was beim Seekrieg nicht der Fall ist, insbesondere nicht bei einem von der See ganz umschlungenen Lande wie Großbritannien. Für dieses ist die überseeische Einfuhr von Lebensmitteln, — ganz abgesehen von der notwendigen Zufuhr aller Rohstoffe und sonstigen Dinge für die Industrie — eine Lebensfrage, und es gilt, sie um jeden Preis zu erhalten.

Auch dies ist ein Umstand, der dem letzten von England geführten Seekrieg nicht eigen war, und der solchem Krieg neuerdings größere Bedeutung giebt. Den weitgehenden Befürchtungen, die man an eine Hemmung der Zufuhr knüpft, braucht man sich deshalb noch nicht anzuschließen.

Vergleicht man die Wirksamkeit und Art damaliger Seekriegsmittel mit den heutigen, so fällt auch dem Nichtfachmann der klaffende Unterschied ins Auge, den wir schon oben angedeutet haben. Was damals geschah, ist zum nicht geringen Teil heute ausgeschlossen. Daß ein Geschwader von einigen 30 Linienschiffen, dem das ganze schwerfällige Gebahren jener Zeit anhaftete, wie 1799 geschehen, von Brest nach Genua lief und zurückkehren konnte, ohne daß ein einziges englisches Geschwader seiner ansichtig wurde, ist heute ein Ding der größten Unwahrscheinlichkeit. Daß von einer Landungs-Armee zur bestimmten Zeit nur die eine Hälfte am Landungspunkt eintrifft, die andere Hälfte widriger Winde halber erst einen Monat später, wie in Holland 1799, ist heute kaum denkbar; und möge man über die größeren oder geringeren Aussichten von Landungs-Expeditionen zur Zeit denken, wie man wolle: an solcher Art von Mißgunst der Ver-

[1]) Nach Lord Brassey's Angaben beträgt die Gesamtzahl der unter brittischer Flagge fahrenden Schiffe 37500, die einen Gesamt-Tonnengehalt von $9^1/_4$ Millionen darstellen. Die Gesamt-Rhederei von Frankreich, Deutschland, Rußland und Italien erreicht dagegen noch nicht die Zahl von 4 Millionen Tonnen, und die von Großbritannien (d. i. England, Schottland und Irland) allein über 7 Millionen, der Rest von $2^1/_4$ Millionen kommt auf die britischen Kolonien.)

hältnisse werden sie heute sicherlich nicht mehr scheitern. Im letzten deutsch-französischen Kriege konnte es sich zwar ereignen, daß ein Kriegsschiff vom Senegal nach Madeira kam und dort mit ein und demselben Zeitungs-Paket die Nachricht vom Vorfall in Ems, vom Kriegsausbruch, von der Niederlage in den Vogesen und vor Metz, von der Kapitulation zu Sedan und der Gefangennahme des Kaisers erhielt; dasselbe kam aber von einem entlegenen Teile Afrikas, und heute haben die entferntesten Weltteile nur wenige Punkte von Bedeutung, bei denen sich ein solcher Fall wiederholen könnte. Dagegen war es im Jahre 1798 wohl möglich, daß man französische Verstärkungstruppen von Ancona nach Corfu sandte, zu einer Zeit, wo die Insel schon seit Monatsfrist im feindlichen Besitz war.

Die Schwierigkeiten, mit denen Blokaden früher zu kämpfen hatten, sind heute kaum noch vorhanden. Zu jener Zeit ist eine Einschließung, wie sie im amerikanischen Bürgerkrieg stattfand, nie auch nur versucht worden. Man beschränkte sich auf die Einschließung einzelner Häfen und war zufrieden, wenn man die darin liegenden feindlichen Streitkräfte beobachten oder herauslocken konnte. Das unbemerkte Entkommen der Streitkräfte war damals viel leichter als jetzt. Daß es heute möglich ist und immer möglich sein wird, ist nicht zu leugnen; es ist aber falsch, daraus einen Lehrsatz zu machen, wonach seit Einführung des Dampfes in die Kriegführnng eine Blokade fortan nicht mehr möglich sei.

Die Zwecke einer solchen Blokade sind doppelter Art; es gilt einmal, die in den Häfen befindlichen Streitkräfte zu bewachen, und sodann, den Handels- und sonstigen Verkehr zu unterbinden. Vollkommene Wirkung ist in keiner dieser beiden Beziehungen jemals erreicht worden, so lange man die Vollkommenheit nur in einem undurchdringlichen Verschluß erblickt. In den Napoleonischen Kriegen hat man einen solchen nie versucht, in neuer Zeit hat man es mit Hilfe des Dampfes gethan, aber niemals Erfolg gehabt.

Es ist dabei wohl zu berücksichtigen, daß ja das Entweichen eingeschlossener Streitkräfte in seiner Bedeutung für die Kriegführung erst in zweiter Linie steht. Voran steht die Annahme, daß einander gegenüber stehende Streitkräfte sich schlagen, nicht aber sich vermeiden wollen; die Blokade eines Kriegshafens hat daher in erster Linie den Zweck einer Bewachung und nicht den des Verschlusses. Der letztere gilt dem allgemeinen Verkehr und beansprucht, um wirksam zu sein, nur selten die Verwendung von Streitmitteln erster Ordnung. Diese kommen immer nur in Betracht, wo es sich um den Kampf mit den Hauptstreitkräften des Feindes handelt. Ganz so, wie es früher und von jeher der Fall war, liegt darin auch heute der Kern des Seekrieges; seine Art hat sich in der Gestalt der Kriegsmittel geändert, seine Zwecke sind dieselben geblieben. Von diesen steht die Niederwerfung der feindlichen Streitkräfte obenan; wird sie erreicht, so erscheinen alle übrigen Zwecke nur nebensächlich. Es gehören dahin die Wegnahme oder Zerstörung schwimmenden Gutes, die Einschließung feindlicher Verkehrsmittel, Blokade genannt, Schädigung der Küstenplätze durch Beschießung oder auf andere Weise, Besitzergreifung von Inseln und kleinen Kolonien, sowie Landungen mit Truppenmacht in größerem oder geringerem Maßstabe.

Es wird zwar bestritten, daß diese Dinge heute noch ebenso in Frage kommen wie früher; es erscheint aber müßig, daran zu zweifeln, und es ist besser, darauf gefaßt zu sein. Die bekannte „Deklaration von Paris" wird vielfach so gedeutet, als wenn damit eine Abschaffung der Kaperei als solcher bezweckt wäre; das ist aber nicht der Fall; ihre Spitze richtet sich nur gegen die Erteilung von Kaperbriefen an Privatleute. Wollte man Verträge schließen über die Abschaffung der Kaperei an sich, so wäre das wie eine Vereinbarung über das Nichtbetreten feindlichen Gebietes, das ist der ewige Frieden.

Als die Lehre des Admiral Aube vom „guerre de course" bekannt wurde, erhob man Einspruch, nicht, weil sie die Kaperei, sondern weil sie die Verwüstung der Küsten bedeutete, und selbst gegen die Brandschatzung ist kein stichhaltiger Einwand zu erheben, solange der Krieg als solcher statthaft ist. Die Bedeutung der Kaperei wächst; denn die Frage, ob gewisse Handelsartikel der Kriegführung Vorschub leisten, wird nicht einfacher, sondern verwickelter. Die Zeit spielt in der heutigen Kriegführung eine größere Rolle als sonst, und nebensächliche Kriegsmittel gewinnen ihre Bedeutung erst durch verlängerte Zeit. So ist es mit der Zufuhr so vieler für den Krieg notwendigen Dinge. So hat sich selbst im Landkrieg erwiesen, daß Massen-Zufuhr von Waffen und Schießbedarf kein großes Gewicht in die Wagschale werfen; im Seekrieg ist es noch weniger der Fall, dagegen sind Kohlen von unschätzbarem Wert. Aus demselben Grunde steigt die Wichtigkeit der Blokade, und daß der Dampf ihre Durchbrechung erleichtert, ist kein Beweis dagegen. Durch das Blokade-Brechen bereichert sich eine Anzahl Abenteurer; am Verlauf des Krieges wird dadurch aber nichts geändert.

Auch die Schädigung der Küstenplätze wird ungeachtet des vorher erwähnten Einspruchs in Zukunft mehr im Vordergrund stehen denn je, weil sie gegen die heutige Artillerie fast schutzlos sind, und weil Schiffe der Küstenartillerie viel ungestrafter gegenübertreten können als früher. Sind demnach Küstenplätze viel angreifbarer geworden, so folgt daraus freilich nicht, daß sie mehr als sonst Ziel des Angriffs sein dürfen, denn selbst ihre Zerstörung wirkt nur mittelbar auf die Entscheidung; sie kann sogar umgekehrt wirken, insofern der Zerstörer sich schwächt, während die Hauptstreitkraft des Gegners unberührt bleibt.

Wie mit der Schädigung der Küstenplätze, so verhält es sich auch mit der Wegnahme von Inseln und Kolonien. Wirklicher Besitzer solcher vom Mutterlande entfernten und getrennten Liegenschaften ist immer nur der, der das daranstoßende Meer beherrscht. Herrschaft des Meeres aber ist gleichbedeutend mit der freien Bewegung einer dem Feinde die Spitze bietenden Streitkraft. Es wird viel davon gesprochen, das Viele entbehrt aber meistens der Klarheit. So liebt man es, von dem größeren oder geringeren Besitzrecht auf Inseln zu sprechen, weil sie der Küste eines großen Staates benachbart liegen, ohne daran zu denken, ob er in der sie umgebenden See die Herrenrechte in der Hand hat. England besaß in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts die Insel Elba; als aber die Flotte 1796 das Mittelmeer räumte, da war das erste, was man that, daß man die englischen Truppen von Elba zurückzog. Der Besitz von Malta war

nach der Seeschlacht von Abukir für die Franzosen nur mehr eine Frage der Zeit, obgleich Vaubois sein Möglichstes that, sich zu halten. Ganz ähnlich lag die Sache mit Ägypten. Dem Türken und dem, was diese ein Heer nannten, vermochten die Franzosen nach dem Verlust ihrer Seeverbindung gerade noch die Spitze zu bieten, dem englischen General mußten sie das Feld räumen. Verlust der Seeherrschaft ist gleichbedeutend mit offener See-Flanke, und wo diese sich der Einschließung vom Lande her zugesellt, da muß die stärkste Seefestung fallen. So fiel Genua trotz Massénas heldenhafter Vertheidigung, so fiel Danzig, und so wäre Kolberg gefallen, wenn ihm die Seeverbindung nicht erhalten geblieben wäre. Eins der glänzendsten Beispiele dieser Art ist die Verteidigung von St. Jean d'Acre, gleichzeitig die erste wirklich empfindliche Niederlage Bonapartes.

Schließlich spielt unter den Nebenzwecken der Seestreitkraft eine nicht geringe Rolle das Kapitel der Landungen und der Überführung des Kriegs auf das Gebiet des feindlichen Hauptstaates von der See her. Auch in diesem Punkte hat sich eine Schule aufgethan, nach welcher Landungen seit Einführung des Dampfes und der Eisenbahn nicht mehr so ausführbar seien wie früher. Das ist ein Trugschluß, und man thäte wohl daran, sich darüber klar zu werden. Man sollte meinen, daß die Landung von Ismailia im Jahre 1882 den Anhängern jener Schule die Augen geöffnet hätte; es ist doch sicher bezeichnend, daß Arabi-Bey die Thatsache jener Landung erst am Tage von Tel-el-Kebir gewahr wurde. Wenn die Geschichte des Jahrhunderts eine Reihe von Landungen anführt, die gescheitert sind, obgleich dem Verteidiger das Dampfroß noch nicht zur Verfügung stand, so ist damit nur wenig zu beweisen. Die bloße Möglichkeit einer englisch-schwedischen Landung war dem Kaiser Napoleon im Feldzug von 1807 Anlaß genug, eine Armee von 74000 Mann an der deutschen Küste aufzustellen, und die ausgedehnten Maßregeln, die beim Anbruch des Französischen Krieges 1870 getroffen wurden, sind bekannt. Es ist jene unbeschränkte Wahl von Ort und Zeit, die bei einer Landungs-Expedition so hervorragend zur Geltung kommt und ihr die Bedeutung giebt.

Durch Einführung des Dampfes hat diese Bedeutung gewonnen, aber nicht allein der Dampf, sondern die große Entwickelung der Artillerie hat ihr Vorschub geleistet. Wie sehr sich heute die Verhältnisse zu ihren Gunsten geändert haben, sieht man aus einem Vergleich der neuesten ägyptischen Expedition mit dem englisch-russischen Einfall in Holland 1799. Der Westwind, der die britische Flotte nach dem Texel führte, verhinderte die von Osten kommenden Russen fast einen ganzen Monat, sich am Landungspunkt einzufinden, was den Verlauf des Unternehmens zum Scheitern brachte. Die Meinung, auch die Nachricht von Massénas Sieg bei Zürich habe Einfluß geübt, kann man gelten lassen, es bedurfte dessen aber gar nicht.

Wie anders gestaltet sich das heute! Zwei Wochen nach dem Abgang Lord Wolseley's von England hatte seine Transportflotte eine Strecke von mehr als 3000 Seemeilen hinter sich, lag vor Alexandrien, und niemand ahnte, daß der General einen Tag später nicht dort, sondern in Ismailia landen würde.

In Betreff der Möglichkeit des Landens pflegt man heute die Küsten mit allzu kritischem Auge zu betrachten und ist zu Trugschlüssen geneigt, weil man u. a. annimmt, daß eine Transportflotte es nicht wagen dürfe, an offener Küste zu ankern. Das ist bei vielen Küsten ganz zutreffend, so werden namentlich die auf lange Strecken hafenlosen Küsten des Atlantik in Frankreich, Spanien und Portugal meist unzugänglich sein; man darf den Satz aber nicht verallgemeinern und braucht sich nur zu vergegenwärtigen, daß selbst die schwerfälligen, aus lauter Schiffssegeln bestehenden Transportflotten der Russen wiederholt, und zwar zur Winterzeit, an der fast ganz hafenlosen Pommerschen Küste Landungen ausgeführt haben.

Die Strategie auf dem Meere ist, das läßt sich nicht leugnen, noch für manche eine dunkle Aufgabe; in einer nicht unlängst erschienenen Flugschrift des Kapitän zur See Stenzel[1]) und in einem aus der Feder eines französischen Seeoffiziers (Name nicht genannt) stammenden Aufsatz im Augustheft der Revue des deux mondes ist aber sehr treffend ausgeführt worden, daß es eine solche giebt; und daß sie beachtet sein will, daran werden die Seemächte durch den Umschwung in den Seestreitmitteln heut lebhaft erinnert. Die russischen, französischen und britischen Flottenübungen sind der augenscheinliche Versuch, die Feldherrnkunst zur See den neueren Begriffen anzupassen. Von ihnen nehmen die britischen das Interesse am meisten in Anspruch, einmal, weil die dortigen Vorgänge der Öffentlichkeit am wenigsten entzogen werden, und weil andererseits für Großbritannien die Feldherrnkunst zur See der zu Lande voransteht.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß — wie Kapitän Stenzel sehr richtig sagt — die Strategie auf dem Meere seit der Herrschaft Englands ins Hintertreffen gekommen ist. Mit Ausnahme der Schlacht von Lissa hat seit dem Wiener Kongreß ein Zusammenstoß größerer Seestreitkräfte nicht stattgefunden; aber auch der einzelne Fall von Lissa beweist, daß strategische Fehler nur selten durch Taktik wieder gut zu machen sind. Denn auch dieser Fall bewies, daß Dinge, die im Seekrieg erst in zweiter Linie stehen, den Hauptaufgaben nicht ungestraft vorangestellt werden dürfen. Man schwächte sich zwecklos bei Lesina und verlor deshalb das Spiel bei Lissa.

Mit der Behandlung allgemein gefaßter und ungelöster Fragen pflegt man sich in England nur sehr ungern zu befassen; sie werden, wenn sie auftauchen, als schriftstellerischer Sport behandelt, gelesen und beiseitegelegt. Man liebt es, in solchen Dingen von der Hand in den Mund zu leben. Kommt eine Zeit, wo die Lösung einer wichtigen Frage notwendig scheint, so wird das zu irgend einer anderen Zeit angepriesene Heilmittel hervorgeholt, amtlich anerkannt und der Behandlung des leidenden Teiles zu Grunde gelegt. Das gilt ganz besonders von der Wehrkraft und der Verteidigung des Landes. Als am Ende der fünfziger Jahre das Orsini-Attentat zu Spannungen führte, da erinnerte man sich der gefährlichen Nähe Cherbourgs; flugs trat eine Kommission zusammen, erklärte die Häfen Eng-

---

[1]) „Über Kriegführung zur See", Berlin bei Wiegand und Grieben.

lands für nahezu wehrlos, und das Ergebnis sind die Martellotürme von Sheerneß, Portsmouth und Plymouth, deren Errichtung viele Millionen gekostet hat, und die, weil man anderen Sinnes wurde, noch heute nicht vollständig armiert sind. Daß die Gefahr Cherbourgs nicht in seinen Mauern, sondern in seinen Schiffen liege, wußte man wohl, glaubte aber doch zunächst mit Mauern antworten zu sollen.

Mit einer Flotte, wie die Ostsee ihresgleichen noch nicht gesehen, ging man nach Kronstadt, fand, daß ihm von vorn nicht beizukommen, daß es von der Rückseite für große Schiffe nicht zugänglich, und mit der Flotte nichts anzufangen sei. So schleunig, als es ging, baute man eine Flottille, die sich in Sweaborg die bekannten Lorbeeren holte und später zu Haslar ein allmähliches Ende fand.

Als neuerdings der Friedensentwurf von San Stefano den englischen Interessen bedrohlich wurde und zu gleicher Zeit einige russische Kreuzer auf dem Ozean schwammen, hielt man es für gut, die Frage der Kohlenstationen aufzunehmen. Man ging ans Werk, ist auch in Herrichtung von Schanzen und Kanonenwerk nicht lässig gewesen; nur das Notwendigste, die Garnisonen, sind noch im Rückstand. Die Erkenntnis, daß man zur Erreichung bestimmter Zwecke im voraus wissen müsse, was zu thun sei, fehlte; man hatte sich ein halbes Jahrhundert der unbestrittenen Alleinherrschaft erfreut, und ein Drängen, an Maßregeln für die Zukunft zu denken, war von keiner Seite vorhanden.

Die für den Seekrieg entscheidenden Handlungen vollziehen sich meistens in sehr einfacher Form. Das dem Zusammentreffen folgende Ringen um den Sieg liegt der Entscheidung allein zu Grunde; das Zusammentreffen selbst geschieht auf geradem und einfachem, nicht an künstliche Bedingungen gebundenem Wege, und wo dem Zusammentreffen das Ringen fehlt, da ist es eben kein Krieg. Wahrscheinlich ist es dieser Umstand, der Fachmänner von Gewicht, wie Bouet-Willaumez, zu der Behauptung verleitete, daß es auf dem Meere eine eigentliche Feldherrnkunst, Strategie genannt, nicht gebe, und daß das Ganze des Seekriegs mit den Gefechtshandlungen abgethan sei.

Zweier Dinge bedurfte es, um das als Irrtum erkennen zu lassen; das war einmal die seit einem Jahrzehnt herrschende Kriegsspannung und der nachhaltige Umschwung in der Gestalt der Seekriegsmittel. Es ist gleichgiltig, welches von beiden den größeren Einfluß hatte, und eine Thatsache, daß man erst seit jener Zeit ausgedehntere Flottenübungen in Erwägung nahm und jetzt alljährlich ausführt. In Deutschland und Österreich hat man damit angefangen, der britischen Admiralität aber gebührt das Verdienst, der Sache den größten Maßstab gegeben und die meisten Mittel darauf verwendet zu haben. Dies ist natürlich, weil England mit jedem Schritt der Bethätigung seiner Macht vor einer Seegrenze steht.

Will man den Wert beurteilen, so ist ein Blick auf das Maß und die Art der Verteidigung, deren England bedarf, unerläßlich, und man hat die Verfassung seiner Hauptstreitmittel in Betracht zu ziehen. Heute steht die fast allgemeine Behauptung von der Unzulänglichkeit der britischen Flotte im Vordergrund; an-

gesichts der Thatsache, daß eine Admiralität, die noch vor Jahresfrist den Stand der Flotte für genügend erklärte, jüngst 21 Millionen Pfund zu ihrer Ergänzung forderte, läßt sich die Richtigkeit der Behauptung nicht bestreiten. Und doch ist es bei den mannigfaltigen Aufgaben der Flotte schwer, ihre notwendige Stärke in runder Zahl anzugeben. Geht man aber der Behauptnng auf den Grund, so stößt man vor allem auf die Unzulänglichkeit der Armee. England hat ein stehendes Heer von — reichlich gerechnet — etwa 200000 Mann, dahinter eine Reserve von gedienten Leuten in einer Stärke — wenn man die sogenannte Miliz-Reserve hinzurechnet — von rund 100000 Mann. Die Aufgabe der Armee besteht in der Unterhaltung einer Kerntruppe in Indien, als Rückgrat für die anglo-indische Armee, und in Unterhaltung der Garnisonen des Mutterlandes. Davon beansprucht Irland den größeren Teil. Rechnet man auf Indien 70000, auf das Mutterland 100000, so bleiben für die Garnisonierung der kleineren Kolonien, Kohlenstationen, Truppen in Ägypten 30000 Mann. Zieht man in Betracht, daß die meisten dieser vom Mutterlande getrennten Liegenschaften sich in starken Festungen darstellen, wie Halifax, Bermuda, Gibraltar, Malta und Hongkong, so liegt die Unzulänglichkeit auf der Hand; denn je weniger diese Orte imstande sind, auf eigener Kraft zu fußen und ihre Unverletzbarkeit zu wahren, desto größer werden die Aufgaben der Flotte. Die feindliche Streitkraft lahm zu legen oder zu vernichten, die Seeverbindungen zu sichern, ist Hauptzweck einer Flotte. Wie stark sie dazu sein muß, hängt von der Stärke feindlicher Nachbarn ab und von der Stärke solcher Verbündeten, auf die man rechnen kann. Abgerundete Zahlen sind in diesem Punkt für eine Flotte viel schwerer zu geben als für ein Landheer, dessen Zahlen auf rein wissenschaftlichem Wege leichter zu erörtern sind. Die Mängel einer Armee durch eine nach Belieben verstärkte Flotte ersetzen zu wollen, wäre ebenso falsch wie das Umgekehrte. Es steht dahin, inwieweit ein Land in beiden Beziehungen auf eigenen Füßen zu stehen hat, aber wenn es eine Schule giebt, die von zwei befreundeten Ländern dem einen die Rolle des Generals, dem anderen die des Admirals zuweist, so ist dagegen manches einzuwenden. Die Ziele der Kriegsführung werden sich im einzelnen niemals so verschmelzen lassen, daß nicht in der Hauptsache jedes für sich zu sorgen hätte. Der bekannte Vertrag von Westminster stellte dem König von Preußen beim Beginn des siebenjährigen Krieges eine Hilfe von acht Linienschiffen für die Ostsee in Aussicht; wer den Verlauf des Krieges kennt, weiß, wie dringend er sie gebraucht hätte. Weder Kolberg noch das Korps des Prinzen von Holstein hätten für den Unglückstag von Kunersdorf ein so trauriges Begleitspiel abgegeben. Dem älteren Pitt hat es sicherlich am Willen nicht gefehlt, für den Nachfolger konnte er nicht bürgen, und so fanden die Schiffe teils anderwärts dringendere Beschäftigung, teils ist man um Vorwände für ihr Ausbleiben wohl auch nicht verlegen gewesen.

Inwieweit die notwendige Stärke der Flotte und ihrer Bestandteile auf dem Versuchswege zu ermitteln, inwieweit die Grundsätze und Gebräuche der früheren Kriegsführung mit dem Wechsel der Kriegsmittel zu vereinigen seien, darin bestand die dem englischen Admiral gestellte Aufgabe, und der Lösung dieser Aufabe diente

eine Reihe von Übungen, wie sie im vorigen Jahr stattfanden und in diesem Jahr fortgesetzt worden sind.

II.

Bei jedem Gemälde auf breiter Leinwand ziehen die Gegensätze den Blick des Beschauers am ehesten auf sich und halten ihn gefangen, auch wenn sein Blick von der Hauptsache abgelenkt wird. Ähnlich verhält es sich mit dem an Wirkungen reichen Gemälde, welches sich an den großbritannischen Küsten im vorigen Jahr entrollte. Es ist ein Seekriegspiel, bei welchem der Bruch einer Blokade, verbunden mit einem Kaper- und Brandschatzungskrieg, das Hauptinteresse beansprucht. Von zwei blokierten Häfen gelingt es der eingeschlossenen Streitmacht, einen Teil entschlüpfen zu lassen. Derselbe genügt der Zahl nach, dem im anderen Hafen eingeschlossenen Geschwader Entsatz zu bringen; denn wenn sie sich vereinigen, sind sie stärker als der jenen anderen Hafen einschließende Feind.

Man sollte meinen, das Streben der eingeschlossenen Geschwader wäre dahin gegangen, sich zu vereinigen und dann über einen Teil des Feindes herzufallen, um ihn zu vernichten. Das hätte aber der von der Admiralität gestellten Aufgabe nicht entsprochen. Danach sollten die eingeschlossenen Geschwader durchzubrechen versuchen, den Blokade-Geschwadern ausweichen und dann einen Kaper- und Brandschatzungszug beginnen, von dem man annahm, daß er für die Niederlage Englands entscheidend sein müsse.

Bei ernstlichem Nachdenken kommt man zur Frage: Ist das der Krieg? und ist geneigt, sie dahin zu beantworten, daß er es nicht ist. Es ist eine wohlberechnete Einwirkung auf ängstliche Gemüter, auf das Behagen der Land-Gentry und das Gleichgewicht der Stock-Exchange. Fast bis zur Stunde hat man berechnet, wann, nach dem Versagen der Kornschleußen Liverpools, der Hunger seinen Einzug halten und die bedingungslose Auslieferung der Bank von England eine vollzogene Thatsache sein wird.

Man kann über den Wert der Aufgabestellung geteilter Meinung sein. Wenn hier und da behauptet wird, der Zweck der Übungen werde zum Versteckensspiel herabgewürdigt, so ist das vielleicht zu weit gegangen; keinenfalls erhält der Unbeteiligte Klarheit über die wahre Bedeutung des Seekriegs. Sein Zweck ist die Unterbindung des Seeverkehrs, Verschluß und Absperrung der Häfen und Küsten des Feindes und Gewinn nicht allein der Kriegs- sondern auch der Verkehrs-Herrschaft in allen den Gewässern, die das feindliche Land bespülen. Die Erreichung dieser Zwecke vollzieht sich aber nicht durch eine, wenn auch noch so ausgedehnte Schädigung der Verkehrsmittel, Brandschatzung und Kaperei, sondern sie vollzieht sich wirksam nur durch die Vernichtung dessen, was jenen Verkehr im ganzen schützt und aufrecht erhält, durch Vernichtung und Wegräumung der entgegenstehenden Streitmacht. Einem solchen Ziel ist die vorjährige Aufgabe aus dem Wege gegangen, und das ist zu bemängeln.

Man könnte einwenden, damit sei ja nichts verloren, und was im vergangenen Jahr nicht geschehen, könne in diesem nachgeholt werden. So liegt die Sache nicht. Die Aufgabestellung hat den Nebenzweck zum Hauptzweck gemacht und

damit dem Kriegsbild ein falsches Gesicht gegeben. Vielen wichtigen Anordnungen werden unrichtige Voraussetzungen zu Grunde gelegt, und daraus werden Schlüsse gezogen, die nicht zutreffend sind.

Das Entrinnen des blokierten Geschwaders wird hier als eine gelungene Umgehung der Blokademacht, als ein Erfolg des Blokierten, mithin als eine Quasi-Niederlage des Blokierenden angesehen. Eine solche Sachlage trat aber im günstigsten Falle erst dann ein, wenn es dem Entweichenden gelang, sich so zu verstärken, daß er seinen Gegner vernichten konnte, ehe dieser Zuzug bekam. Ein solcher Versuch wurde aber — der Aufgabestellung wegen — garnicht gemacht; statt dessen überließ sich das entrinnende Geschwader einer Thätigkeit, die sich für Kampfmittel erster Ordnung garnicht ziemt, denn zum Brandschatzen, Kapern, Sengen und Brennen braucht man weder Panzer noch Monstre-Kanonen; noch viel weniger bedarf es dazu des Ingangsetzens so riesiger Maschinen, weil es sich mit beliebigen Fahrzeugen auf viel billigere Weise machen läßt.

Ein Geschwaderführer, der im Kriege so verfährt, begeht denselben Fehler, den der italienische Admiral beging, als er Lesina angriff ohne Rücksicht auf die noch ungebrochene Kraft des Gegners; er verschwendete seine Kraft auf Nebendinge, schwächte sich für die Hauptsache und ward dafür bestraft. Hier kann man dem entweichenden Admiral indes keinen Vorwurf machen, weil er buchstäblich der Aufgabestellung gefolgt ist und als Hauptsache betrachten mußte, was Nebensache ist. Einer ähnlichen Aufgabestellung bedienten sich in den Revolutionskriegen Konvent und Direktorium, und die Folge war, daß die Flotte allmählich darüber zu Grunde ging. Der Siegeszuversicht soll man Nahrung geben; das geschieht aber nicht durch Sengen und Brennen, sondern durch frische Einsetzung gesunder Kraft gegen ihresgleichen; und ebensowenig geschieht es dadurch, daß, wie in jenen Kriegen französischer Seits oft geschah, den Befehlshabern nur aufgegeben wird, ein Gefecht nicht zu „vermeiden."

Nun könnte man einwenden, daß sich die Darstellung eines Seegefechts nicht verwirklichen lasse; es sei daher nicht thunlich, Bewegungen hinzuleiten auf einen Zusammenstoß, der nicht ausführbar sei; da Bewegungen an und für sich aber nützlich wären, schon der Übung halber, so müsse man ihnen eben ein anderes Ziel geben als den Zusammenstoß. Das führt naturgemäß zur Frage des Wertes, das solchem Gegeneinanderspiel inne wohnt; und es führt ferner zu dem Schluß, daß man den Wert zwar nicht zu bezweifeln braucht, daß bei den britischen Übungen im vorigen Jahr ein wirklicher Nutzen aber nur zu haben war auf Kosten einer gesunden Strategie. Daß man Seekriege einleitet, um den Feind durch Umgehungen lediglich in Verlegenheit zu setzen, widerspricht allen englischen Überlieferungen. Die Annahme, daß das „sink, burn and destroy" sich nur auf Zerstörung von Privateigentum bezogen habe, ist nicht zutreffend; es war Form und Wortlaut der Befehle, wie sie im vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts den Admiralen immer gegeben wurden und wie sie sich noch bis in den Krimkrieg erhalten haben.

Als der französische Admiral Bruèyes 1799 mit 30 Linienschiffen ins Mittelmeer ging, mußte er sich die Vernichtung seines Gegners, nicht allerhand Demonstrationen und Schaufahrten zur Aufgabe stellen; es ist immerhin die Frage, ob er einem englischen Admiral, der sich bei Abukir eben erst Lorbeeren geholt hatte, moralisch gewachsen war; der Zahl nach war er es jedenfalls; und wenn es auch am allgemeinen Verlauf der Dinge nichts geändert hätte, so ist doch wohl gewiß, daß die Schlachten an der Trebbia und bei Novi unter ganz anderen Voraussetzungen geschlagen worden wären. Nelson dagegen wußte, was er zu thun hatte und worauf es ankam, als er auf die Nachricht von Bruèyes' Erscheinen die Truppen, die er in Palermo für Neapel an Bord genommen, sofort wieder ans Land setzte.

Man könnte sich denken, daß die Aufgabestellung, die dem Admiral Bruèyes zu Teil geworden, ungefähr so lautete wie die, welche die Lords im vorigen Jahr dem Admiral Tryon gaben, und da für Baird eine Kraftprobe außer Frage stand, so blieb ihm nur übrig, die Schaufahrt nach London zu machen.

Man ist, wenn man bis hierher gekommen, mit der Beurteilung der ganzen vorjährigen Flottenmanöver ziemlich fertig. So gewiß, wie falsche strategische Einleitung im Kriege zu üblen Erfolgen führt, ebenso gewiß wird der Darstellung des Krieges im Frieden durch eine unrichtig gedachte Einleitung ein falscher Stempel aufgedrückt, und derselbe wiederholt sich in allen darauf folgenden Einzelheiten. Thatsächlich befand der Admiral Baird sich nunmehr in einer „Stellung", die zwar „vortrefflich" war, die aber den großen und einzigen Fehler hatte, daß niemand es der Mühe wert erachtete, ihn in derselben anzugreifen.

Wenn der Gegner durchbrach, so durfte er ihn „verfolgen oder nehmen", so lautete seine Weisung; das half ihm aber nichts, so lange die Aufgabe des Gegners „im Entweichen" gipfelte.

Dem blokierten Admiral wurde von seiten der Admiralität die Weisung zu Teil, die zur Lösung seiner Aufgabe nötigen Bewegungen zehn Tage aufzuschieben. Nun leidet aber die Darstellung des Seekriegs ohnehin schon an dem Fehler, daß die Hauptthätigkeit nur entfernt angedeutet werden kann. Sie hat sich auf Bewegungen zu beschränken, deren Wichtigkeit an Ort und Zeit gebunden ist. Dies war hier umsomehr der Fall, als die Umgehung des Gegners Hauptaufgabe war. Durch den Aufschub hat man nun die Sache der Wirklichkeit, oder der Darstellung der Wirklichkeit nichts weniger als näher gebracht, denn man täuschte den blokierenden Admiral durch einen Hergang, der sich im Kriege möglicher Weise in ganz entgegengesetztem Sinne vollzieht. Es ist unzweifelhaft die Annahme zulässig, daß ein Geschwader, dem der Bruch der Blokade als Aufgabe gestellt ist, nicht wartet, bis die letztere vollständig ist und bis der Blokierende alle ihm zu Gebote stehenden Mittel für seine Aufgabe so eingeübt hat, daß ein Blokadebruch immer schwieriger wird. Aus diesem Grunde ist der dem Admiral Tryon aufgenötigte Aufschub zum mindesten nicht als zweckmäßig zu erachten. Man geht im Gegenteil nicht zu weit, wenn man behauptet, daß er irreführend und sachwidrig war.

Eine eigene Rolle spielte bei jener Darstellung des Krieges das Nachrichtenwesen. Bekanntlich zerfällt dasselbe in zwei von einander ganz verschiedene Gebiete. Davon liegt das eine in der Richtung der eigenen rückwärtigen Verbindungen, das andere in der Richtung des feindlichen Verkehrs. Für das erstere fehlte eine wirkliche Kriegseinrichtung fast gänzlich. Das britische, Irland angreifende Geschwader hatte eine notdürftige Verbindung mit seinen Fußpunkten auf der heimischen Küste Milford und Lamlash. Als Vermittler dienten einige schnelle Schiffe, und da sie nicht zahlreich genug waren, die für einen ganz anderen Zweck erbauten Torpedoboote. Das Nachrichtenwesen in der Richtung des feindlichen Verkehrs beschränkte sich im wesentlichen auf die Zwischenträgerei einiger Berichterstatter. Nun ist es wohl außer Frage, daß die Hineinziehung des Privatverkehrs in die Friedensübungen nicht statthaft ist; denn im wirklichen Kriege nimmt es eine Gestalt an, die sich im Frieden nicht nachahmen läßt. Spione werden, wenn man sie fängt, erschossen, und die Gefahr, mit welcher der Kundschaftsdienst verbunden ist, fällt dagegen im Frieden ganz fort. Nur so konnte es geschehen, daß der blokierte Admiral von der Absicht eines Blokadebruchs unterrichtet war, weil man einem seiner Reporter gestattete, in Bearhaven mit dem Lande in Verkehr zu treten. So gelangte ein für den blokierenden Admiral bestimmter Postbeutel in die Hände des Gegners; das Fahrzeug war von einem der entwichenen Schiffe ergriffen und unter Parlamentärflagge durch das blokierende Geschwader nach Longh Swilly hineingeschmuggelt worden.

Ob eine Anwendung der Parlamentärflagge bei einer Friedensübung statthaft, mag dahin gestellt sein; hier gestaltet sich die Sache zu einer Kriegslist, die im Frieden wohl ausführbar, im Kriege unwahrscheinlich ist, weil in ernsthaften Kriegsläuften niemand einer Parlamentärflagge so freien, ungehinderten Verkehr gestatten würde.

Man möge nun über diese Seite der Kriegführung denken, wie man wolle, in keinem Falle genügte das Nachrichtenwesen im Rücken der eigenen Verbindungen, soweit es das blokierende Geschwader anging. Zur Überbringung einfacher Nachrichten wurden teils große Kreuzer, wie „Arethusa“, teils Torpedoboote verwendet. Beides ist in mehrfacher Beziehung unzuträglich. Benutzt man große Kreuzer zu Aviso-Zwecken, so vergeudet man Streitkraft für Nebensachen; benutzt man Torpedoboote, so entzieht man diese ihrem eigentlichen Zweck und gewinnt doch nur unzuverlässige Postboten, weil sie zu abhängig sind von Wind und Wetter. Eine gute Vorbereitung zur Ausnutzung der Küstentelegraphen im Kriege gab es in England im vorigen Jahrr noch nicht, und dem blokierenden Admiral kamen diese Hilfsmittel gar nicht zu statten. Bei dem blokierten Admiral war dies in höherem Grade der Fall; als Superintendent der „Naval Reserve“ bestand zwischen ihm und allen Küstenstationen eine Beziehung, die ihm das Nachrichtenwesen sehr erleichterte.

Man kann das Urteil über die vorjährigen Flottenübungen nicht abschließen ohne Hinweis auf einen anderen wichtigen Punkt. Mit vollem Recht bemerkt Kapitän Stenzel in seiner Schrift über „Kriegführung zur See“, es sei ein

Fehler, wenn Admiral Baird unmittelbar nach dem Entweichen der feindlichen Schiffe aus Bantry-bay sein eigenes Geschwader durch Entsendungen schwächte. Aber wie konnte er anders, wenn eine im voraus geregelte Kohlen-Zufuhr nicht vorhanden war? Daß sie im Kriege vorhanden sei, ist eine Lebensfrage für den ganzen Seekrieg, aber allein schon der Kostenpunkt hindert daran, sie im Frieden zu üben, und die gesamten Verpflegungsformen des Krieges lassen sich auf die Friedensübung nicht anwenden.

Man sieht hieraus, daß für den Seekrieg der Zukunft selbst Kohlenstationen, die nur einige hundert Seemeilen rückwärts liegen, nicht genügen, und daß Geschwader, die sich schlagbereit halten wollen, einen guten Teil der Zufuhr mit sich nehmen müssen. Das Kohlenfassen auf See ist eine schwierige Arbeit, und die Versuche sind bis jetzt nicht sehr erfolgreich gewesen; nichts destoweniger gehört es zu den Dingen, in denen Erfolg früher oder später erreicht werden muß. Die englischen Admirale sind bis jetzt der Meinung, daß man für die zum Kohlenfassen entsendeten Schiffe die entsprechende Zahl Ablösungsschiffe halten müsse, also eine Art Verdoppelung der Flotte zu Zwecken der Kohlenzufuhr; das ist etwa der kostspieligste Ausweg, den es geben kann.

In der mehrfach berührten Schrift „über Kriegführung zur See" wird bemängelt, daß der blokierende Admiral seine kleinen Fahrzeuge gelegentlich habe Unterkunft suchen lassen in feindlichen Häfen. Das ist aber eine ganz notwendige Zugabe des künftigen Krieges, war es auch früher, und muß eine wichtige Rolle spielen in der Frage der Zufuhr. Alle solche Punkte durch Befestigungen zu sperren, wird nicht möglich und auch nicht zweckmäßig sein. Die Frage selbst kommt hier um so weniger zur Erörterung, als bei den vorjährigen Übungen die Bedeutung der Hafen-Befestigung und Sperrung außer Betracht geblieben ist.

Clausewitz erläutert den Begriff der Strategie durch den Ausdruck: „Gebrauch der Gefechte für die Zwecke des Kriegs und der Politik;" das giebt Raum für die weiteste Auffassung. Friedensübungen schließen aber die Gefechte aus, für sie muß also eine etwas engere Auffassung Platz greifen. Versteht man also unter „Taktik" den Gebrauch der Streitmittel für das Gefecht, so darf man hier unter „Strategie" wohl die „Vereinigung der Streitmittel zur rechten Zeit am rechten Ort" verstehen, und eine solche strategische Aufgabe ist bei den vorjährigen Übungen des britischen Seekriegspiels nicht gegeben und nicht gelöst worden. Möglich, daß die diesjährigen Übungen weitere Belehrung bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tag in einer deutschen Stadt des Mittelalters.

Von

Georg Liebe.

Es ist in der Morgenfrühe; auf der Landstraße bewegt sich langsam ein Zug von Wagen, mit Kaufmannsgütern beladen, der nicht mehr fernen Stadt zu. Mit gutem Bedacht haben seine Leiter den vergangenen Abend in einem Dorfe mit kärglicher Herberge Rast gemacht, denn die Schnapphähne haben sich letzthin wieder mehr geregt, und die Straße führt streckenweise durch Wald. Bewaffnete Knechte umgeben die Wagen, die Kaufherren sind hoch zu Roß, das Schwert, wie das Gesetz vorschrieb, nicht am Gürtel, sondern am Sattelknopf befestigt. um mutwilligen Gebrauch zu verhüten. Die Besorgnis ist diesmal umsonst, unbehelligt windet sich der Zug aus dem Walde heraus, und beim Betreten der freien Ebene erfreut die bedrückten Gemüter das Bild der in stolzer Sicherheit hingelagerten, Schutz verheißenden Stadt.

Alles überragend treten die zahlreichen Kirchen hervor mit ihrem Wald von Turmspitzen, im Vordergrunde die schirmende Stadtmauer, von vielen Befestigungstürmen dräuend überragt. Mit unseren heutigen Anschauungen von Größe dürfen wir allerdings an die alten Städte nicht herantreten: 20000 Einwohner war schon eine hohe Zahl, die nur von großen Handelsstädten wie Köln, Straßburg, Nürnberg übertroffen wurde. Aber nicht erst mit der Ringmauer beginnt der von der Stadt gewährte Schutz, ihr Friede, sondern schon bei dem Eintritt in das Weichbild, das ebenfalls durch eine Befestigung, die Landwehr, umschlossen war. Sie bestand aus Knicken, trockenen Gräben, durch Palissaden und Gestrüpp unzugänglich gemacht und von Warttürmen unterbrochen. Die durch den Schlagbaum Eingezogenen begrüßen alsbald mit Befriedigung das unfrohe Symbol städtischen Schutzes, das auf weithin sichtbarem Hügel sich erhebende Hochgericht, oder den Rabenstein, auf steinernem Unterbau drei durch Querbalken verbundene Pfosten, daran noch mehrere schaukeln, die mit des Seilers Tochter Hochzeit gehalten haben, — ein für jene Zeit durchaus nicht widerwärtiger Anblick, vielmehr hieß es noch später: Wo Galgen und Rad wohl bespicket sind, da sieht man, daß eine fein strenge Gerichtsbarkeit im Lande herrscht. Daher war das Hochgericht stets an weit sichtbarer Stelle errichtet, noch heute sind die sogenannten Galgenberge oft die schönsten Aussichtspunkte. Auch hat sich die Poesie von dem Schreckensort nicht scheuchen lassen; die Empfindung dessen, auf den schon des Todes Schatten fällt, beim letzten Blick auf die schöne Welt hat in den Volksliedern von unschuldig Verurteilten rührenden Ausdruck gefunden. So in dem Liede vom Schloß in Österreich: „Ach meine Augen verbindet mir nicht, ich muß die Welt anschauen, ich seh sie heut und nimmermehr mit meinen schwarzbraunen Augen.“

Bald grüßen freundlichere Bilder die Vorüberziehenden. In der Nähe der Städte verdrängte die intensivere Spatenkultur den Pflug, und rings um die

Mauern ziehen sich blühende Gärten, worunter man alles mit dem Spaten bearbeitete Land verstand und daher auch von Wein- und Hopfengärten sprach. Den näher Kommenden erfüllt der mächtige Bau der Stadtmauer mit Bewunderung, 20 Fuß hoch ist sie aus Bruchsteinen geschichtet, oben mit Zinnen versehen, ihr größter Schmuck aber und der Stolz der Stadt sind die Türme, die sich in regelmäßiger Entfernung aus ihr erheben, in mannigfacher Gestalt, bald rund, bald eckig, bald mit stumpfer, bald mit langer Spitze. Ihre Zahl ist auch bei kleinen Städten auffällig groß. Machtvoll tritt das Thor hervor, dem sich jetzt der Wagenzug nähert, eine wahre Festung für sich. Die Zugbrücke, die den breiten und tiefen Graben überspannt, wird durch ein Außenwerk gedeckt, zwei niedrige Rundtürme mit zwiebelartigem Dach; jenseits erhebt sich über dem langen, finstern Thorbogen eine Bastei mit Schießscharten, von drei Türmchen gekrönt. Nur langsam geht der Einmarsch vor sich; erst muß der Thorwart die Abgabe von den eingeführten Waren erheben. Denn hart und selbstsüchtig strebte jede Stadt, fremde Konkurrenz zu erschweren und jeden Gewinn, den der Fremde in ihren Mauern machte, für sich auszunutzen. Nach Erledigung dieses Geschäftes im Innern des Mauerrings angelangt, bemerken wir hinter den Zinnen entlanglaufend einen auf Pfosten ruhenden Brettergang, der im Kriege den Verteidigern, jetzt den regelmäßigen Patrouillen dient. Zur besseren Wahrung ihrer Pflicht war den bestellten Wächtern vorgeschrieben — keine Frau auf die Mauer zu lassen.

Und nun hinein in die Stadt! Der Anblick ist weniger schön und imponierend als der von außen; ein Gewirr von Gassen, der graden Richtung höchst abgeneigt, dazwischen Durchgänge, Sackgassen, Winkel aller Art — wie verängstigt drängen sich die Häuser in den sichern Schutz der Mauern zusammen. Die Rücksicht auf Ausnutzung des gesicherten Raumes war die einzig maßgebende, nicht die auf Schönheit oder Gesundheit. Nur die unteren Stockwerke der hohen, schmalen Giebelhäuser dienen zum Wohnen, die oberen zu Warenlagern, aus dem Giebel streckt sich der Krahn hervor. Die durchaus individuelle Gestalt jedes einzelnen Hauses, die drohend aufragenden, zu beiden Seiten abgetreppten Giebel, die regellos ausspringenden Vorbaue und Erker — Chörlein genannt — die oft phantastischen Verzierungen in Stein und Schnitzwerk gewähren ein Bild, weit entfernt von Schönheit und Regelmäßigkeit, aber von kraftvollster Eigenart. Es ist noch nicht lange her, daß nur die umfangreichen Wohnstätten der Patrizier aus Stein, die übrigen sogenannten Baumhäuser, d. i. aus Holz hergestellt waren; erst seit dem 14. Jahrhundert wurde der Steinbau allgemein und damit eine furchtbare Gefahr beschränkt: die Brände. Daß die halbe Stadt in Asche sank, war keine Seltenheit, Worms erlebte es im 13. Jahrhundert siebenmal. Auch später blieb die Gefahr bei der Enge und dem Mangel der Brandmauern groß genug; ihre erfreuliche Folge war die ausgezeichnete Organisation des Löschwesens, die ganz auf der Selbsthilfe der Bürger beruhte. Freilich gab es keine Spritzen, die ersten wurden in Frankfurt a./M. 1440 aus Nürnberg eingeführt, auch diese nur Handspritzen. Die Muße zu allen diesen Beobachtungen gewährt uns die langsame Bewegung des Wagenzuges vollauf: die Straße ist nämlich ungepflastert

und von dem gestrigen Regenwetter in trostlosem Zustande. Begann doch selbst in Augsburg die Pflasterung erst 1416 und machte stets sehr langsame Fortschritte wegen der Kosten. Gewöhnlich waren schon chaussierte Wege etwas Großes. Daher trug man Überschuhe mit hölzernen Sohlen. Noch ärger wurde die Sache durch die unlöbliche Gepflogenheit, Abfälle und Unrat kurzweg auf die Straße zu werfen; da wird dann verordnet, selbigen nicht länger als drei Tage liegen zu lassen. Diesen Zuständen entsprang das zweite furchtbare Schreckgespenst der mittelalterlichen Städte: die Seuchen, die großen Sterben, wie die Zeit sie nannte. Aber nicht nur der unwegsame Boden und die Enge der Straßen, auch die große Belebtheit erschwert die Vorwärtsbewegung. Lassen schon sonst Handel und Gewerbe das Straßenleben kräftig pulsieren, so ist dies in noch höherem Maße am heutigen Markttage der Fall durch die zahlreichen Fremden, zumal die Bauern der Umgegend. Zum Glück schwenkt der Wagenzug in den weiten Thorweg einer Herberge ein, und wir können schneller unsern Weg verfolgen. Das Flüßchen, das die Stadt durchströmt, wichtig für den Betrieb von mancherlei Gewerbe, überschreiten wir auf einer hochgewölbten Steinbrücke, durch deren kostspielige Anlage ein reiches Patriziergeschlecht sich den Dank seiner Mitbürger verdient hat, und stehen nach kurzer Wanderung auf dem Marktplatz. Örtlich wie der Bedeutung nach ist er das Herz der Stadt: wie die Adern des Verkehrs, die Straßen, so laufen auch die des politischen und sozialen Lebens hier zusammen, und der größte Teil der inneren städtischen Geschichte hat sich in teils glänzenden, teils düsteren Szenen hier abgespielt. Es ist, mit der bisherigen Enge verglichen, ein stattlicher Platz, ernst schauen rings die ansehnlichen Häuser, zum Teil den ersten Geschlechtern gehörig, auf ihn herab, an einer Seite überragt von den gotischen Türmen der Hauptkirche. Vor allen hervor hebt sich das einzige Haus der Stadt mit ausgedehnter Front, das Rathaus; weithin streckt es seine mit kräftig bewegten Sandsteinfiguren gezierte Fassade, gekrönt von den wunderbaren, durchbrochenen Gebilden der gotischen Architektur, welche dem altersdunklen Bau einen dräuenden Ausdruck geben. Zur Seite gewahren wir zwei Zeichen städtischer Gerichtsbarkeit, ein symbolisches: die riesige steinerne Rittergestalt des Roland und ein sehr materielles, den Kak oder Pranger, eine steinere Säule mit einem Halseisen. Der derbe Humor unserer Vorfahren hat sich auch diese Stätte nicht entgehen lassen. Da soll einmal ein guter Ehemann für sein böses Weib die Strafe auf sich genommen haben; gerieten sie aber später in Streit, so sprach sie: „Wie kannst du mir widersprechen, ich habe doch nicht am Pranger gestanden wie du.“ Augenblicklich wird der imponierende Eindruck des Platzes etwas beeinträchtigt durch das rege Erwerbsleben, welches in lärmender Geschäftigkeit die in Reihen aufgestellten Buden und Schrannen durchwogt. Die Rücksicht auf den hier lebhaftesten Verkehr hat die Pflasterung wenigstens dieses Platzes veranlaßt; die Ratsherren brauchen also nicht mehr in Holzschuhen zu Rat zu gehen wie in Gotha noch im 16. Jahrhundert, wo dann erzählt wurde: Und wenn sie in der Ratsstuben saßen, standen die Holzschuhe heraußen, da kunnt man fein zählen, wieviel zu Rat kommen wären. Unter den Eßwaren nehmen die Fische einen

weit größeren Raum ein als heute, frische und geräucherte, See- nnd Flußfische; die Heringer bilden eine eigene Innung. Auffällig ist uns, daß die Fischer unbedeckten Hauptes und stehend verkaufen, es ist aber Vorschrift, „daß sie desto baß von dem Markt eilen und den Leuten desto besseren Kauf geben.“ Auch besondere Salzhändler sehen wir in einer Reihe, es sind meist Frauen, die bezüglich ihrer Manieren den Ruf der heutigen Fischweiber genossen, denn es gab eine Verordnung „wider die Salzerinnen, wenn sie sich schlagen.“ Waltete doch eine strenge Marktpolizei, ausgeübt durch des Rates Marktmeister mit zahlreichen Unterbeamten, auch über die Güte der Waren. Dafür haben auch alle Marktbesucher den Genuß eines besonderen Marktfriedens, darin bestehend, daß jeder ihnen an Leib und Gut zugefügte Schaden doppelt so streng als sonst gebüßt werden muß. Nur auf die genau begrenzte Marktzeit sich erstreckend, wird er durch Auf- und Einziehen einer Fahne bezeichnet. Eben jetzt senkt sich der mit dem Stadtwappen gezierte Wimpel, denn es ist zehn Uhr, die Mittagszeit des Mittelalters. In der That müssen wir uns in der damaligen Tageseinteilung alles auf eine frühere Zeit verschoben denken. Auch der Rat eröffnete um sechs seine Sitzungen, noch im 16. Jahrhundert wird Hans von Schweinichen, der bekannte Hofkavalier des lüderlichen schlesischen Herzogs, um sechs Uhr vor den Rat von Köln beschieden, um einen seiner unzähligen Pumpversuche anzustellen. Näher gerückt wird uns die Sitte durch die Erinnerung, daß auch Friedrich Wilhelm I. seine Räte um sechs antreten ließ. Auch in unserer Stadt ist der Rat seit so früher Stunde versammelt gewesen, und die Rathaustreppe herab auf den sich leerenden Markt schreiten die Herren vom Rat, in schwarzer Tracht, wie ihrer Würde ziemt. Es sind zum größten Teil vornehme Patrizier, vom Volk mit Ehrfurcht aber ohne Freude gegrüßt. Denn sie schalten oft hart und willkürlich, und man munkelt allerlei von ihrer eigennützigen Finanzverwaltung, Darum haben die Zünfte durchgesetzt, daß eine Anzahl Handwerksmeister in den Rat aufgenommen worden ist, aber sie werden nicht für voll angesehen und müssen auf besonderer Bank sitzen. Während alle Stände und Parteien sich in dem Streben nach dem Mittagsmahle vereinigen, wenden wir uns zu weiterer Betrachtung der Stadt.

Die Bewegtheit des Straßenlebens wird noch erhöht dadurch, daß auch das Leben des Hauses weit mehr als heute der Straße zugekehrt war. Die Erdgeschosse öffnen sich meist nach außen, und die Handwerker sitzen an und auf der Gasse, so zugleich den bequemen Anblick ihrer Fabrikate gewährend. Das Aufsuchen des gewünschten Artikels wird erleichtert und die Konkurrenz erhöht durch die Sitte des Zusammenwohnens der einzelnen Gewerke; häufig beziehen sich Straßennamen darauf, z. B. „unter den Goldschmieden.“ Durchzog doch diese Genossenschaftlichkeit das ganze Leben des Handwerkers wie das Mittelalter überhaupt. Dem Handwerker waren die Zünfte dasselbe, was die Familie dem Patrizier, der davon den Ehrennahmen des Geschlechters führte. Zu ihrer ursprünglichen gewerblichen Bedeutung gewannen sie die politische, militärische und soziale hinzu; gemeinsam war der Zunft wie der Vertreter im Rat und das

Feldzeichen so auch der Schutzpatron, dessen Altar zu schmücken ihr Stolz war und die Feier der Feste. Und wieder außerhalb der Stadtmauern umschloß dieselbe Gemeinsamkeit die Handwerksgenossen, in streng überlieferten Formeln und Bräuchen ausgeprägt. Auch der Humor fand bei dem stark genährten Standesgefühl seine Rechnung in den Neckereien der Handwerke unter einander; schon 1411 verbot der Straßburger Rat das Lied vom Schneider mit der Gais. Und doch waren sie ein wichtiges Handwerk, denn der Luxus der Kleidung mußte mit dem des Essens jeden andern, z. B. des Wohnens, ersetzen und die Moden auch der Männertracht wechselten so rasch, daß die Klage ging, die Schneider vermöchten ihnen nicht zu folgen. Rechnen wir dazu die Vorliebe der Zeit für grelle Farben und die Freiheit des Geschmacks für jeden Einzelnen, so werden wir uns das Straßenbild überaus bunt und ganz in Übereinstimmung mit der willkürlichen Formgebung der Architektur vorstellen. Dort geht ein Knecht des Rates, er ist in die Stadtfarben gekleidet, das erste Beispiel von Uniform. In reicher Tracht, durch kostbare Pelzverbrämung, das s. g. Buntwerk verziert, schreiten vornehme Geschlechter und Geschlechterinnen einher, die Frauen entstellt durch das Gebende, den wunderlichen Kopfputz, der fast das ganze Haupt verhüllte, die Jungfrauen nur mit dem Schapel, der perlenverzierten Binde geschmückt. Nicht verschwiegen kann werden, daß die karge Natur durch Einflechten falschen Haares unterstützt zu werden pflegte. Quelle des großen patrizischen Reichtums war neben ausgedehntem Grundbesitz der durchaus für standesgemäß geltende Großhandel. Darum rühmt sich im Volkslied das Mägdlein: „Ich bin eines Kaufmanns Tochter zu Koblenz an dem Rhein.“ Größere Mißgunst noch als bei den Handwerk treibenden Mitbürgern erweckt dieser Reichtum bei dem Landadel, der, wegen seiner Armut von den städtischen Standesgenossen verachtet, doch seinen Wappenschild für reiner hält. Daher blickt der Ritter, der im staubigen Lederkoller die Straße herauf kommt, mit Hohn auf die geputzten Krämer. Die letzte Fehde mit der Stadt ist zwar vertragen, aber während er, von mißtrauischen Blicken verfolgt, fürbaß schreitet, summt er ein altes Reiterlied: „Heraus soll man sie klauben aus ihren Marderschauben dieselben Kauflent gut um ihren Übermut.“ Den Weg, den er jetzt wandelt, kennt auch mancher der Stadtherren, eine Gasse, die sich durch Enge und Schmutz noch vor den andern auszeichnet. Aus ihr heraus kommt eine Gruppe von Männern in gelben, spitzen Hüten: wir stehen vor der Judengasse, die bei Nacht zu schließenden Thorflügel zeigen die strenge Abgeschlossenheit der Judengemeinde, die ihre eigene Kommunalverfassung besaß. Der auf ihr lastende Haß, der zu Zeiten fürchterlich zum Ausbruch kam, beruhte mehr noch denn auf religiösen auf sozialen Ursachen. Denn fast einzig mit Geldgeschäften sich abgebend, erwarben sie schon damals große Reichtümer und vertraten die drückende Macht des Kapitals, das grade in einer Zeit, die erst von der Natural- zur Geldwirtschaft überging, seinen Vorteil erbarmungslos geltend machen konnte. Dazu kam, daß nach der herrschenden kirchlichen Anschauung das Zinsnehmen für Sünde galt. Die eifrigsten Vertreter dieser Meinung sind die Predigermönche, welche von der Kanzel herab die Wucherer mit grimmigem Spott

überhäufen. Außer ihren schwarz-weißen Kutten erblicken wir noch die braune des Barfüßers, die schwarze des Augustiners, denn die Geistlichkeit hat früh geeilt, sich in den aufblühenden Städten festzusetzen. Eifersüchtiger Groll besteht zwischen den Mönchen und den Weltgeistlichen, den Pfaffen — wie der Volkswitz behauptet, weil die Mönche soviel Eier essen und die Pfaffen soviel Hühner, daß sie sich gegenseitig diese Genüsse verteuern.

Mit der dritten Nachmittagsstunde eilen scharenweis die Schüler aus dem seit 1 Uhr besuchten Nachmittagsunterricht, morgens haben sie ebenfalls zwei Stunden gehabt. Von dem guten Zustand der Volksschule zeugen die noch erhaltenen, von den Handwerkern selbst geschriebenen Rechnungen. Diese wie die Lateinschulen waren teils städtisch, teils geistlichen Stiftern unterstehend; das Gehalt der Schulmeister gab zu Klagen nicht Anlaß. Für die Mädchen war weniger gesorgt, doch gab es auch für sie neben den Klosterschulen Privatanstalten mit „Lehrfrauen." Befremdlich erscheinen die Ratsverordnungen wider das Tragen von Dolchen und das Würfelspiel im Wirtshaus seitens der Schüler, doch ist zu bedenken, daß die Schüler der Lateinschule zum Teil den heutigen Studenten zu vergleichen waren. Denn da die glückliche Zeit kein Abiturientenexamen kannte, waren Schule und Universität überhaupt noch nicht so streng geschieden, ein langer Schulbesuch aber folgte leicht aus der Sitte, als fahrender Schüler an verschiedenen Orten Bildung, Unterhalt und — Unterhaltung zu suchen. Daß das ungebundene Leben schließlich zur Hauptsache wurde, ist kein Wunder; doch nährte es einen tollen Humor und in früherer Zeit auch eine graziöse, oft glänzende lateinische Poesie. Bei den Bauern waren diese Gesellen als Gänsediebe, bei den Bürgern als Kenner und Anstifter jeglichen Unfugs übel berufen. Folgen wir jenem Haufen von ihnen, der uns mit Sicherheit einer Schenke zuführen wird. Sie ist leicht kenntlich durch den herausgesteckten grünen Busch und den in der Thür stehenden Weinrufer, der den Anstich des neuen Weines verkündet. Es ist nämlich keine gewerbsmäßige Schenke, sondern ein Bürger verschenkt eigenes Gewächs. Da das Prinzip der Genossenschaftlichkeit auch das Wirtshausleben beherrschte, so hatten die Handwerker wie die Patrizier ihre Trinkstuben, und die öffentlichen Schenken wurden vorzugsweise von denen besucht, die solche ihnen zukommende Stätten nicht besaßen, Handwerksknechte, Arbeitern, Fremden.

So zeigt auch die von uns aufgesuchte Schenke ein recht buntes Bild. Neben dem Bauer, der seinen Durst für den Markttag aufgespart hat, und seinem Weibe sitzt der Dorfgeistliche, neben den Schülern der Ritter mit seinem Knecht, dazwischen zweifelhafte Gesellen, denen man auf der Haide nicht begegnen möchte; Waffen trägt jeder. Sofortige Bezahlung jedes Trunkes wird geheischt, und lautes Gelächter erhebt sich, als das Töchterchen des Wirtes einem Gast auf seine Bitte um ein Glas Wasser antwortet: „Ihr bedürft des nicht, die Mutter hat schon genug hineingeschüttet." Eifrig wird das Spiel getrieben, mit Würfeln wie mit den berühmten Ulmer Karten, aber, da der Rat hohe Einsätze verbietet, nur um die Zeche oder um Kuchen.

Mit der sechsten Stunde ist die Zeit des Abendessens herangekommen. Die Bewohner, vor allem die Frauen, sammeln sich in den mächtigen Hausfluren und vor den Thüren, während die jungen Gesellen die Gassen entlang spazieren, muntere Reden mit den Mädchen austauschend. Die Mehrzahl der Bürger und Meister schreitet der Zechstube ihrer Innung zu, denn wie die Arbeit war auch das Vergnügen weit mehr öffentlicher als privater Natur, das ergab sich schon aus den wenig behaglichen Wohnungsverhältnissen. Daher die Vorliebe des Mittelalters für öffentliche Aufzüge und Festfeiern. Die beiden gewöhnlichen Formen städtischer Geselligkeit waren das Zweckessen, wie es mit reichlicher Feuchtigkeit die verschiedenen Korporationen hielten, und der Tanz. Das Volk freilich konnte sich letzterem Vergnügen nur im Sommer auf den Plätzen oder vor dem Thor hingeben, die prunkvollen Geschlechtertänze dagegen hatten nicht nur Festsäle in den Rathäusern zur Verfügung, sondern auch eigene Tanzhäuser. Abgesehen aber von den besonderen festlichen Gelegenheiten war der gesellige Verkehr zumal in der schlechten Jahreszeit auf die Trinkstuben beschränkt, wo die Männer, sofern sie noch nüchtern waren, die alte deutsche Gepflogenheit des Kannegießerns übten, während die Frauen ziemlich ohne jede geistige Anregung blieben außer der, welche von der Kirche ausging — und ihren Dienern.

Auch unsere Schenke hat sich mehr mit ansässigen Gästen gefüllt, und wir können mancherlei von städtischem Wesen vernehmen. Nachdem hergebrachter Weise die Obrigkeit durchgenommen ist, die neuen Verordnungen des Rats über die Steuern, die Brot- und Fleischtaxen, kommt das Gespräch auf die Vergnügungen des morgigen Sonntags. Die S. Sebastiansbruderschaft wird in Rüstung unter Vorantragung ihres Banners nach dem Schützengarten hinaus ziehen, um ihr regelmäßiges sonntägliches Schießen nach dem Papageien abzuhalten. Auf dem Rathaus wird abends ein großer Geschlechtertanz gehalten werden; der Ratsbote, den wir am Mittag sahen, hat durch Anklopfen an den Häusern der berechtigten Familien die Einladung vollzogen, die ein streng gehütetes Privilegium war. Bei dem Tanz, einem Umzug ähnlich unserer Polonaise, halten sich zwar die Tanzenden an den Händen, und wohlweiser Rat hat es für angezeigt gehalten, das Umfassen zu verbieten, aber es ist doch neulich von der Kanzel der Hauptkirche der Ausspruch gethan worden, daß der Teufel sich nirgends wohler befinde denn bei einem Abendtanz. Als Antwort darauf trällert einer das Liedchen: „Wenn zwei Herzliebchen zu einem Abendtanze gahn, sie lassen ihr Äugelein schießen und sehn einander an.“ Das beste Zeugnis für die dabei herrschende Fröhlichkeit ist das Vergnügen, das auch Kaiser daran fanden. Von den Tänzen, die Kaiser Siegmund mit den schönen Geschlechterinnen zu Straßburg, Maximilian zu Augsburg hielt, erzählen die Chroniken mit Behagen.

Die Unterhaltung ist mittlerweile lebhafter geworden, es beginnt das Zutrinken in Halben und Ganzen mit der Formel: Komm' dir was — Gott gesegen es dir. Hier und da wird ein Lied angestimmt: „Wo soll ich mich hinkehren, ich dummes Brüderlein, wie soll ich mich ernähren, mein Gut ist allzuklein.“ Eine gefühlvolle Seele beginnt sogar: „Bei meines Buhlen Haupte, da

steht ein güldner Schrein, darin da steht verschlossen das junge Herze mein" — aber die zarte Empfindung geht rettungslos unter in dem donnernden Rundgesang: „Frisch auf Gesell, laß rummer gehn, tummle dich, guts Weinlein —". Doch kaum gedacht, wird der Lust ein End' gemacht: das Läuten der Weinglocke verkündet die neunte Stunde, und bei schwerer Strafe muß der Wirt seine Gäste ausbieten. Auch der Aufenthalt auf der Straße ist verboten, denn der Mangel der Beleuchtung gab zu gefährlichen Ausschreitungen Anlaß.

So breitet sich schnell der Friede der Nacht über die Stadt, nur der Tritt der Scharwache, Ratsknechte unterstützt von Zunftgenossen, hallt durch die Gassen, auf die des Mondes blasser Schein die wunderbar verzerrten Schatten der Giebel und Erker wirft. Die Zugbrücken sind aufgezogen, die Thore geschlossen, und auf der Mauer schreitet der Wächter von einem Turme zum nächsten, wo der folgende den Rundgang aufnimmt.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Theologie.

Die Lehre der zwölf Apostel.

Im Jahre 1883 hat der nikomedische Bischof Philotheos Bryennios einen Teil der neuentdeckten Jerusalemer Handschrift unter dem Namen „Lehre der zwölf Apostel" (richtiger: Lehre des Herrn durch die zwölf Apostel) herausgegeben und dadurch in der ganzen theologischen und zum Teil auch in der für theologische Fragen sich interessierenden Laienwelt eine große Aufregung hervorgerufen. Ausgaben und Erörterungen verschiedenen Standpunktes und verschiedenen Wertes sind erschienen; unter den Theologen halten die einen die kleine Schrift für einen hochbedeutenden Fund, der ein völlig aufklärendes Licht über die Lehre der ersten Christengemeinden, eine willkommene Ergänzung zum neuen Testamente und einen Maßstab für die Wertschätzung des letzteren gewähre; die anderen sind von dieser hohen Bedeutung nicht überzeugt und legen der Schrift einen ziemlich untergeordneten Wert bei. Aber auch in die Kreise der Laien ist, wie schon erwähnt, die Kunde von der wichtigen Entdeckung gedrungen, und da die meisten von ihnen einer biblischen und die christliche Glaubenslehre irgendwie berührenden Frage doch ein gewisses Interesse entgegenbringen, wie man ja aus der nicht mehr seltenen Erwähnung der Schrift schließen kann, die wenigsten aber zur Lektüre derselben selbst kommen, und da infolgedessen vielfach verkehrte Ansichten über Inhalt und Wert der „Apostellehre" sich hören lassen, so dürfte es vielleicht nicht überflüssig sein, über dieses Werk hier einen kurzen Überblick zu geben.

Der Umstand, daß diese Schrift nach allgemeiner Ansicht in das zweite Jahrhundert, vielleicht in die Zeit zwischen 120 und 160 fällt, dürfte für zunächst

eine hohe Bedeutung derselben sprechen; um jedoch ein eigenes Urteil über den Grad des Wertes zu ermöglichen, welchen die neuentdeckte Schrift beanspruchen darf, sei es gestattet, eine kurze Inhaltsangabe voranzustellen. In Kapitel 1—4 lehrt der unbekannte Verfasser den „Weg zum Leben“ und bezeichnet als solchen: die Gottes-, Nächsten- und Feindesliebe, die christliche Art der Wiedervergeltung und der Mildthätigkeit (Kap. 1); die Befolgung des 5. 6. und 7. Gebotes mit einigen Zusätzen (Kap. 2.); das Verbot des Zornes, der Lüsternheit, der Abgötterei, der Lüge und des Hochmuts (Kap. 3); das Gebot des Friedens, der Gerechtigkeit, der Eintracht, des wohlthätigen Mitteilens, das richtige Verhalten gegen Kinder und Gesinde (Kap. 4). Kapitel 5 und 6 zeigen den Weg zum Tode, welcher in den im vorigen Abschnitt verbotenen und hier noch einmal kurz angeführten Lastern besteht. Kapitel 6—10 handeln von Taufe und Abendmahl, und dieser Teil des Buches ist wohl wegen der darin enthaltenen Vorschriften der wichtigste, wovon weiter unten. Kapitel 11—13 folgen Lehren über die Erkennungsmerkmale und die richtige Aufnahme der wahren Apostel. Kapitel 14 enthält noch eine nachträgliche Vorschrift über das Abendmahl, Kapitel 15 und 16 mahnen zur Wahl würdiger Bischöfe und Diener (Diakonen) und zur Vorbereitung auf die Wiederkunft Jesu. — Dies ist in kurzem Auszuge der Inhalt der nur wenige Seiten langen „Apostellehre“, und mancher Leser wird mit Recht fragen: weiter nichts? In der That ist dieser Inhalt ein so überaus dürftiger, im Gedankenzusammenhange so vielfach unterbrochener, und das wenige Neue, welches wir darin bei Vergleichung mit dem neuen Testamente finden, so karg, daß wir der vielfach gepriesenen Entdeckung trotz aufmerksamster Lektüre und genauer Würdigung des wirklich etwa Neuen keine große Bedeutung zusprechen und das Aufsehen, welches dieselbe erregt hat, nicht als berechtigt ansehen können. Vor allem deswegen, weil wir in Beziehung auf die Kardinalfrage des Christentums, nämlich die nach der Person Christi, nichts lesen, was diese Frage auch nur um einen Schritt der Lösung näher bringen könnte. Es ist ja bekannt, daß seit den ältesten Zeiten des Christentums in diesem Punkte die Ansichten, ob Jesus als Gott oder als Mensch aufzufassen sei, sich feindlich gegenüberstehen, und daß auch der Tag von Nicaea, an welchem die erstere Auffassung durch die Strenge des Kaisers Konstantin durchdrang, diesen Zwiespalt nicht beseitigt hat. In weiser Beachtung dessen, daß das Christentum eine Religion der thätigen Liebe und nicht ein Komplex von neuen, mit dem Verstande zu erfassenden Lehren sein sollte, begnügte man sich in den ersten Zeiten nachweislich beim Übertritt zur neuen Lehre mit dem einfachen Bekenntnis: „Ich glaube an Jesum Christum“ und mit der Lossagung vom früheren Glauben und überließ dem Übertretenden dabei, wie und als was er sich Jesum vorstellte, ob als Gott, als Mensch, als Prophet nach alttestamentlicher, als Halbgott nach heidnischer Weise. Der Grund für diese milde und dem Übertritt zum Christentum äußerst günstige Praxis kann doch nur darin gelegen haben, daß man von vornherein über diese wichtige Frage nicht klar, die Angaben der Jünger und der Späteren hierüber auch verschieden waren, und wenn wir nun den Einwurf hören, daß man über diesen so hoch bedeutsamen

Punkt doch wohl aus der Bibel selbst genaueren Aufschluß sich müsse verschaffen können, so ist zu antworten, daß die Vertreter beider entgegengesetzten Ansichten sich auf mehrfache Stellen der Bibel berufen. (Die Erörterung darüber, auf welcher Seite wohl die richtige Erkenntnis zu finden sei, gehört nicht hierher; es genügt der Hinweis auf die thatsächlich noch heut vorhandene Verschiedenheit der Auffassung auf Grund der Bibelforschung). Wie schön wäre es nun in religöser und wissenschaftlicher Hinsicht, wenn eine neu entdeckte Schrift wie die unsrige, die „als Lehre Christi durch die zwölf Apostel" hingestellt wird, uns eine bestimmte und nicht mehr zu bezweifelnde Aufklärung darüber gäbe, wie man zur Abfassungszeit derselben über die Person Christi geurteilt und gelehrt hat! Davon aber lesen wir kein Wort, und dies ist der Hauptgrund, warum wir diese Schrift nicht für so wertvoll halten können. Aber auch noch aus einem anderen Grunde, nämlich weil sie auch über das Werk oder, wie es in der christlichen Dogmatik heißt, über das dreifache Amt Jesu keine bestimmte Lehre äußert. Wie nämlich über die Person des Herrn, so herrscht in der Christenheit auch darüber zwiespältige Meinung, ob der Tod am Kreuze als die Folge seines Lehrens und Wirkens, also als ein menschlicher Märtyrertod, oder, dem alttestamentlichen Opferkult entsprechend, als ein die Menschen mit Gott versöhnender, durch Blutvergießen den Zorn Gottes tilgender Opfertod eines Gottmenschen anzusehen sei. Von dieser letzteren Auffassung ist nun allerdings in der ganzen Schrift nichts enthalten, und man könnte hieraus, zumal da auch in den die Abendmahlsfeier behandelnden Kapiteln nichts von einem sühnenden Opfertode gesagt ist, schließen, daß der Verfasser und mit ihm die Christen seiner Zeit Anhänger der zuerst angegebenen Auffassung gewesen seien. Hieraus aber nun weiter folgern zu wollen, daß die Versöhnungstheorie des Opfertodes Jesu überhaupt damals nicht bekannt gewesen, sondern erst später aufgekommen sei, ist deshalb unmöglich, weil wir diese Lehre in mehreren Büchern des neuen Testaments finden. Wir bleiben also nur bei dem Resultate stehen, daß von Anfang an über die Bedeutung des Todes Jesu eine zweifache Ansicht vorhanden war, eine weitere Erkenntnis aber empfangen wir nicht.

Was nun weiter die Lehre von den Sakramenten betrifft, so finden wir nur zwei erwähnt, nämlich Taufe und Abendmahl; aber dies ist auch durchaus kein Gewinn für die Erforschung des christlichen Altertums und für die Vergleichung mit der evangelischen und katholischen Dogmatik unserer Zeit. Denn daß in den ersten Zeiten des Christentums jene beiden Sakramente und außer ihnen keine anderen sakramentalischen Kulte in Gebrauch waren, lernen wir aus der Bibel, welche uns von der Taufe der Bekehrten und vom Brotbrechen beim Gottesdienste erzählt. Wollte man aber weiter hieraus auf die Unrechtmäßigkeit der übrigen fünf Sakramente der katholischen Kirche hinweisen, so würde diese zugeben, daß diese Sakramente allerdings in der ersten Zeit gewiß nicht gefeiert wurden, aber als allmählich entstanden und dadurch berechtigt aus vielen Stellen des neuen Testaments und der Tradition zu erweisen seien, und wenn die Anweisung über das Abendmahl nichts von der Transsubstantiations-Lehre enthält, so wird die

katholische Kirche weiter auf die bekannte Thatsache hinweisen, daß diese Lehre zwar erst allmählich entstanden und erst auf einem Laterankonzil festgesetzt, aber schon aus den Worten der heiligen Schrift und besonders aus den Nachrichten der Tradition als berechtigt zu entnehmen sei. Die Feier von nur zwei Sakramenten, wie wir sie in der „Apostellehre“ finden, ist also wiederum kein neues Ergebnis, ebensowenig wie die in Kapitel 7 anbefohlene Praxis der Taufe auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; denn so steht es schon Matth. 28, und für die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes sind beide Stellen kein Beweis.

Wie in allen Briefen des neuen Testamentes, so findet sich auch in der „Apostellehre“ der bestimmt ausgesprochene Glaube an die baldige Wiederkunft Jesu und an die damit nach dem „tausendjährigen Reiche“ verbundene Erneuerung der Welt durch ein läuterndes Feuer, welche letztere Lehre besonders im zweiten Briefe des Petrus und in dem des Judas enthalten ist. Von dem einmal eingenommenen Standtpunkte aus, nämlich der Betrachtung, ob die neuentdeckte Schrift als Ergänzung und Erläuterung der Bibel und als Berechtigungsmaßstab für die aus dieser entnommenen Lehren und Gebräuche Wert besitze, können wir also auch hier wieder nur sagen, daß sie nichts Neues bietet; wollte man aber darauf Wert legen, daß sie eben durch ihren Inhalt das wirkliche Vorhandensein der eben erwähnten, in der Bibel vorkommenden Anschauungen und Glaubenssätze beweise, so ist zu erwidern, daß dies unnötig ist, da wir genau wissen, daß diese chiliastischen Vorstellungen lange Zeit hindurch bei den ersten Gemeinden bestanden haben, dann durch Origenes und Klemens, die Häupter der alexandrinischen Schule, aus der damaligen christlichen Dogmatik verdrängt und erst in neuerer Zeit in einigen Sekten, wie in den apostolischen Gemeinden (Irwingianern) u. a. wieder Eingang und Bedeutung gefunden haben.

Das Wenige, was nun etwa in der „Apostellehre“ neu und in den neutestamentlichen Büchern nicht enthalten ist, ist in kurzem folgendes:

In den ersten Kapiteln, welche von dem Wege zum Leben und dem zum Tode handeln, werden einige Gebote und Verbote angeführt, welche im neuen Testamente nicht direkt ausgesprochen sind, so die unnatürlichen Begierden, das Vogelbeobachten, das Reinsprechen d. h. das Abwenden von Krankheiten durch Opfer, das Giftmischen, das Töten der ungeborenen Kinder und einiges Andere; allein alle diese Sünden gehören unter die im Dekalog verbotenen, besonders unter das 5. und 6. Gebot, und sind daher streng genommen keine irgendwie bemerkenswerte Ergänzung zum Sittengesetz oder zu der durch Jesus gegebenen Auslegung und Erfüllung desselben. Dagegen lesen wir im Kapitel 4: „Du sollst aber täglich das Antlitz der Heiligen suchen, damit du in ihren Worten Ruhe findest.“ Der Sinn dieser Stelle ist dunkel und wird verschieden erklärt, wichtig aber ist die Erwähnung und Lobpreisung der Heiligen, welche, wie bei aller Dunkelheit der Worte doch entschieden ersichtlich ist, nicht mit den ἅγιοι der Bibel, den auserwählten Frommen oder allgemein den Christen, identisch sind. Wenn ferner in Kapitel 7. dem Taufenden und dem Täufling vor der Taufe einen oder

zwei Tage zu fasten, wenn statt des Fastens am Montag und Donnerstag (Kapitel 8), welches als ein Gebrauch der Heuchler bezeichnet wird, dasjenige am Mittwoch und Freitag, wenn schließlich das Vaterunser drei Mal am Tage zu beten befohlen wird, so sehen wir — und dies ist allerdings eine neue und nicht unwichtige Beobachtung —, daß schon im zweiten Jahrhundert manche Form des christlichen Glaubens und Lebens rein äußerlich aufgefaßt und dadurch zu einer leeren und andachtslosen Übung wurde, deren pünktliche und peinliche Erfüllung das Wohlgefallen Gottes erwerben und verbürgen sollte. Wir finden Spuren hiervon freilich schon in der Apostelgeschichte, ja sogar schon von einem anfangenden abgöttischen Reliquiendienste, wenn es heißt, daß man die Kranken brachte, damit sie gesund würden, „wenn nur der Schatten des Petrus auf sie fiele," oder daß man zu demselben Zwecke „Koller und Schweißtüchlein" des Paulus auf sie legte, aber dies waren wohl nur vereinzelte Anschauungen, in unserer Schrift aber werden jene systematischen Übungen auf das bestimmteste befohlen, also entschieden als zum christlichen Glauben und Leben gehörig betrachtet. Noch wichtiger ist folgende Stelle in Kapitel 4: „Wenn du (etwas) hast, so sollst du es mit deinen Händen als Sühnung (Lösegeld) für deine Sünden geben;" denn wie schon im alten Testamente trotz der Mahnungen der Propheten die durch Buße und Reue zu erwerbende Sündenvergebung durch Opfer, ja sogar, wie es schon in den salomonischen Sprüchen und besonders im Daniel heißt, durch Almosen und Lösegeld erstrebt wurde, so wurde auch im Christentum die Innerlichkeit und Unmittelbarkeit der Versöhnung des Menschen mit Gott frühzeitig, wie wir aus der angeführten Stelle sehen, in einen rein äußerlichen, man könnte fast sagen geschäftsmäßigen Akt, verkehrt, bei dem wohl zuerst noch, später aber nicht mehr die aufrichtige Reue als die alleinige Vorbedingung der Sündenvergebung verlangt und vorhanden war.

Das Einzige also, was wir aus der „Apostellehre" Neues entnehmen, ist die vom christlichen, speziell vom evangelischen Standpunkte aus bedauerliche Wahrnehmung, daß schon frühzeitig die ursprüngliche Reinheit und Einfachheit der Lehre Jesu in manchen und zwar nicht unwesentlichen Punkten besonders durch die Herübernahme alttestamentlicher Vorstellungen und Gebräuche verwirrt und entstellt, ja teilweise, wie z. B. in der Lehre von der Vergebung der Sünden, ins Gegenteil verkehrt wurde, und wenn wir auch diesen Entwickelungsgang schon aus manchen anderen Berichten verfolgen können, so ist es doch interessant, in einer Schrift, welche den spätesten neutestamentlichen Büchern der Zeit noch nicht gerade fern steht, diese neue Auffassung geradezu anbefohlen zu sehen. — Im Gegensatz jedoch zu diesen wenigen Gesichtspunkten, die wir etwa als neu bezeichnen dürften, vermissen wir so manche andere und noch wichtigere, die wir in der aus den neutestamentlichen Briefen zu entnehmenden Lehre der Apostel finden. Nirgends vernehmen wir etwas von der durch Paulus so scharf betonten und so eifrig gegen den Petrinismus verteidigten Rechtfertigung durch den Glauben, von der in der Apostelgeschichte und im Römerbriefe angedeuteten Prädestination, von der 1. Cor. 15 u. a. O. so schön dargestellten Lehre von der Auferstehung und vom Leben

nach dem Tode, vom jüngsten Gericht, von der im 1. Corinther- und in den Pastoralbriefen wenigstens berührten Frage von der Ehe, speziell der Priesterehe. Nirgends ferner bemerken wir einen Anklang oder eine Erinnerung an die erhabenen Gleichnisreden Jesu, die den Kern seiner neuen, weltüberwindenden Lehre bilden, und wenn man auch hier gegen den Einwand nichts sagen könnte, daß eben die einzelnen Vorschriften der „Apostellehre" sozusagen der Auszug aus jenen Gleichnissen in kurzen, einfachen Worten seien, so ist doch auch andererseits zuzugeben, daß diese dürren Worte nichts sind gegen die wahrhaft göttlichen Erzählungen, wie sie uns z. B. im Gleichnis vom verlorenen Sohne, vom barmherzigen Samariter, vom Pharisäer und Zöllner u. a. in der Bibel dargeboten werden. Jedenfalls ist es unrichtig, hier von einer willkommenen Ergänzung oder Erläuterung zu reden; einer Bestätigung aber dessen, daß Jesus jene Lehren wirklich gepredigt hat, bedarf es keineswegs.

Der Zweck unserer Ausführungen ist nicht, die durch Bryennios herausgegebene, neu entdeckte Schrift als völlig wertlos hinzustellen, da ja auch die geringen neuen Momente, deren wir einige erwähnt haben, immerhin eine gewisse Bedeutung haben; wohl aber sollte der hier und da lautgewordenen, bei solchen und ähnlichen Funden häufig wahrnehmbaren Überschätzung der Schrift entgegengetreten und der Nachweis gebracht werden, daß keineswegs, wie es oft heißt, durch dieselbe ein neues Licht über die in den neutestamentlichen Büchern enthaltenen Lehren und Anschauungen der ersten christlichen Zeit ausgegossen und diese nun erst glaubwürdig und annehmbar oder — das Gegenteil davon würden. Sollten jedoch unsere Erörterungen in ihrer Richtigkeit bezweifelt und dadurch der Wunsch angeregt werden, die „Apostellehre" selbst im Urtext oder in der Uebersetzung zu studieren, so wäre die Erweckung dieses in unserer Zeit gewiß seltenen und deswegen um so höher anzuschlagenden Interesses, auch wenn es zum entgegengesetzten Resultate führen sollte, gewiß auch ein Gewinn und deshalb sehr zu begrüßen.

Breslau. E. Schmidt.

Staats- und Rechtswissenschaft.

Die französische Gemeindegesetzgebung.

Durch das neue Gesetz vom 5. April 1884 ist die französische Gemeindegesetzgebung völlig umgestaltet worden. Wenn sich dasselbe auch im großen und ganzen an die für die Gemeindegesetzgebung Frankreichs maßgebend gewesenen Prinzipien des Gesetzes vom Jahre VIII. der Republik anlehnt, so hat es doch die Rechte der Gemeinden wesentlich erweitert und ihre Unabhängigkeit von der Zentralgewalt einerseits, von der Kirchenbehörde andererseits beträchtlich vermehrt. Der wichtigste Inhalt dieses sehr umfangreichen Gesetzes, welches eine Modifikation der zahlreichen bisher geltenden Gesetze bildet, ist folgender.

Die Bildung einer Gemeinde kann nur durch Gesetz erfolgen, nach vorheriger Vernehmung des Arrondissements- und Generalrates und Anhörung des

Staatsrates, während für die Änderung des Namens ein Dekret des Präsidenten der Republik genügt. Die Verwaltung der Gemeinden liegt in den Händen des Maire und seiner Beigeordneten sowie des Gemeinderates. Der Maire wird von dem Gemeinderat aus seiner Mitte und für die Dauer der Zeit gewählt, für welche jener gewählt ist, das Gleiche gilt von der Wahl der Beigeordneten, deren Zahl bis 12 steigen kann. Die Beigeordneten sind die Vertreter des Maire und handeln stets als solche, niemals als kollegialische Behörde. Weder sie noch der Maire erhalten eine Vergütung für die Amtsführung, jedoch kann diesem eine Entschädigung für die Repräsentationskosten bewilligt werden. Maire und Beigeordnete können von dem Präfekten für einen Monat, von dem Minister des Innern für drei Monate suspendiert werden, wogegen eine Absetzung, welche die Unwählbarkeit auf die Dauer eines Jahres zur Folge hat, nur durch Dekret des Präsidenten der Republik verfügt werden kann. Eine Bestätigung der Wahl des Maire und der Beigeordneten durch die Regierung ist nicht erforderlich, ebenso wenig findet eine Ernennung derselben durch die Regierung statt. Der Maire ist sowohl Stellvertreter der Staatsgewalt als auch der Vorsteher der Gemeinde; er untersteht mit Rücksicht auf jenen Charakter der Aufsicht der Regierung, die, falls er sich weigert, eine durch das Gesetz vorgeschriebene Handlung vorzunehmen, dieselbe durch einen ihrer Beamten ausführen lassen kann; in letzterer Beziehung untersteht er der Kontrolle des Gemeinderates und der staatlichen Oberaufsicht. Der Präfekt kann seine Handlungen für nichtig erklären oder ihre Vollstreckung suspendieren. Der Maire ernennt die Munizipalbeamten und setzt sie ab, er verwaltet das Gemeindevermögen, bereitet das Budget der Einnahmen und Ausgaben vor, er führt die Beschlüsse des Gemeinderates aus und handhabt die Gemeinde- und Feldpolizei, sowie auch, allerdings unter gewisser Einschränkung, die Sicherheitspolizei; er kann deshalb auch Polizeireglements für seine Gemeinde erlassen.

Der Gemeinderat besteht aus 10—36 Mitgliedern, die auf Grund des Listensystems, mittelst allgemeiner und direkter Wahl auf die Dauer von 4 Jahren gewählt werden. Wähler sind alle Franzosen über 21 Jahre, welche in der Gemeinde wohnen oder seit 6 Monaten daselbst sich aufhalten und in einer der Listen der 4 direkten Steuern eingetragen sind, so daß die Wahl auf breitester, demokratischer Basis erfolgt. Die Kompetenz des Gemeinderates erstreckt sich auf alle Gemeindeangelegenheiten, jedoch bedürfen verschiedene seiner Beschlüsse zu ihrer Rechtsgiltigkeit der Genehmigung durch den Präfekten. In Ansehung dieses Punktes tritt die Erweiterung der Gemeindeautonomie, die Ausdehnung des Selfgovernment, welche das neue Gesetz sanktioniert hat, deutlich hervor. Nach der früheren Gesetzgebung bildete die Genehmigung des Präfekten die regelmäßige Voraussetzung für die Rechtsgiltigkeit der Beschlüsse des Gemeinderates, nach dem neuen Gesetze ist nur in Ausnahmefällen die Zustimmung dieses Beamten einzuholen. Beschlüsse des Gemeinderates, welche Gesetze und Verordnungen verletzen, sind kraft Gesetzes nichtig, und diese Nichtigkeit wird durch den Präfekturrat ausgesprochen. Die Sitzungen des Gemeinderates sind öffentlich; durch Be-

schluß des Präfekten kann er für einen Monat suspendiert werden, während die Auflösung nur durch Dekret des Präsidenten der Republik erfolgen darf, der in diesem Falle eine Kommission von 3—7 Mitgliedern zur Besorgung der laufenden Verwaltungsgeschäfte bis nach Vornahme der Neuwahlen bestellt. Die Vermögensverwaltung der Gemeinden obliegt im allgemeinen dem Maire und Gemeinderat, jedoch steht in verschiedenen Fällen, so im besonderen, wenn es sich um Veräußerung von Gemeindeeigentum, um den Erwerb von unbeweglichem Vermögen handelt, der staatlichen Oberaufsichtsbehörde die Befugnis zu, dem betreffenden Beschluß ihre Genehmigung zu erteilen, ohne welche derselbe rechtsungiltig ist. Auch andere, außerhalb des Gebietes der Vermögensverwaltung liegende Beschlüsse bedürfen zu ihrer Rechtswirksamkeit der staatlichen Genehmigung, wie z. B. der Beschluß über die Führung eines Prozesses, die Annahme eines Vergleiches, Einrichtung von Messen und Märkten u. dergl. Außerdem hat der Staat das Recht, falls der Gemeinderat die Bewilligung für obligatorische Ausgaben ablehnt, solche in das Gemeindebudget aufnehmen zu lassen, die sogenannte Zwangsetatisierung, von welcher gegenüber revolutionären Gemeinderäten bereits des öfteren Gebrauch gemacht werden mußte. Um zu verhüten, daß die Gemeinderäte sich mit politischen Angelegenheiten befassen, hat das Gesetz denselben untersagt, sich unter einander in Beziehung zu setzen.

Das Gesetz von 1884 findet keine Anwendung auf die Stadt Paris und nur bedingt auf die Stadt Lyon. Die Verwaltung dieser wird von dem Zentralmaire und dem aus 54 Mitgliedern bestehenden Gemeinderat geführt. Die Stadt selbst ist in 6 Verwaltungsbezirke eingeteilt; in jedem derselben werden die standesamtlichen und gewisse sonstige Funktionen durch zwei von dem Maire beauftragte Beigeordnete wahrgenommen. Maire und Beigeordnete werden von dem Gemeinderat gewählt und genießen ebenso wie dieser die nach dem neuen Gesetze bestimmten Befugnisse. Dagegen ist der Präfekt des Rhonedepartements sowohl in Lyon selbst wie in verschiedenen vorstädtischen Gemeinden mit der Ausübung derjenigen Obliegenheiten betraut, welche der Pariser Polizeipräfekt im Seinedepartement ausübt. Was Paris anlangt, so sind für seine Verwaltung noch die früheren Gesetze maßgebend, wonach namentlich die Stadt- und Departementspolizei durch den Polizeipräfekten ausgeübt wird, während der Seinepräfekt das Amt eines Zentralmaire versieht. In letzter Zeit sind die gesetzgebenden Faktoren Frankreichs damit beschäftigt gewesen, auch für die Pariser Stadtverwaltung neue Normen zu finden, welche derselben eine größere Autonomie geben, ohne der Regierung den Einfluß zu entziehen, den sie mit Rücksicht auf die besondere Stellung der Hauptstadt nicht entbehren kann, will sie nicht die allgemeine Sicherheit und die öffentliche Ordnung erheblichen Gefahren aussetzen.

Das Gesetz von 1884 hat den demokratischen Ideen auf dem Gebiete der Gemeindeverwaltung in sehr erheblichem Maße Rechnung getragen und den Prinzipien des Selfgovernment in beträchtlichem Umfange in Frankreich Eingang verschafft; die Fortschritte, welche es enthält, sind unbestreitbar, und es ist nicht zu bezweifeln, daß es dazu beitragen wird, die französische Bevölkerung zu der näch-

ternen und leidenschaftslosen Erledigung der öffentlichen Angelegenheiten, soweit dies bei dem Temperament der Franzosen überhaupt möglich ist, zu erziehen. In diesem Sinne hat der Präsident der französischen Ministeriums, Charles Floquet, mit Recht von ihm gesagt, en gérant avec plus de liberté leurs interêts communs, les délégués des communes de France prendront une expérience plus grande des affaires collectives, et tous les citoyens, pouvant suivre incessamment cette administration municipale mise au grand jour, l'esprit public comprendra de plus en plus les résponsabilités qui s'attachent au mancement des interêts généraux.

Mainz. Ludwig Fuld.

Litterarische Revue.

Erzählende Litteratur.

Unter den hervorragenden Autoren unserer Erzählungslitteratur, welche in den letzten Monaten neue Arbeiten veröffentlicht haben, stehen ihrer litterarischen Bedeutung nach Hermann Lingg und Karl Emil Franzos, der erste mit einer Sammlung neuer Novellen („Furchen", Stuttgart, A. Bonz), der andere mit einer Erzählung „Schatten" (ebenda) in vorderster Reihe.

Merkwürdig ist die Übereinstimmung in dem beiden Werken zu Grunde gelegten Gedanken; Franzos schildert die Wirkung einer weit in der Vergangenheit zurückliegenden dunklen That auf nachfolgende Geschlechter, und Lingg giebt seinen Novellen das Motto:

Der Riß, der durch die Schöpfung klafft,
Geht mitten auch durch's Menschenherz,
Er teilt es in die Doppelkraft
Von Haß und Liebe, Lust und Schmerz,
Und wird zur Furche für die Saat
Der guten und der Unglücksthat.

Beide Dichter huldigen, wie man sieht, einem gewissen pessimistischen Fatalismus, dessen Spuren sich allerdings schon in zahlreichen ihrer früheren Schriften erkennen lassen, wenn er auch jetzt erst mit besonders betonter Schärfe hervortritt. Während indes die Darstellung von Franzos in den allerdunkelsten Tönen gehalten ist, bricht bei dem Dichter des „schwarzen Todes" doch hier und da eine sonnige Lebensfreudigkeit durch die düsteren Wolken, namentlich in der liebenswürdigen Novelle „Poet und Sängerin", in der wohl zugleich ein Stück Autobiographie stecken mag. Sehr melancholisch ist dagegen die Erzählung vom „Lago d'Averno," und wer jemals an den Ufern dieses fast unheimlich düstern Sees, an welchen die Alten den Eingang zur Unterwelt verlegten, gestanden hat, wird die Stimmung neu empfinden, welche der Dichter durch seine Schilderung erwecken wollte. Eine andere Novelle des recht bunt zusammengestellten Bandes, „die eiserne Krone", spielt in der Longobardenzeit; sie ist im Jahre 1854 geschrieben, während z. B. „Poet und Sängerin" aus 1888 stammt, und verdankt ihre Entstehung wohl den Vorstudien des Dichters zu seiner „Völkerwanderung."

Wir bemerkten oben, daß Franzos seine neueste Erzählung, „die Schatten", in den allerdunkelsten Tönen gehalten habe. Davon abgesehen gehört dieselbe überhaupt zu den mindest erfreulichen Schöpfungen ihres Verfassers. Während wir noch am „Präsidenten" die außerordentliche Feinheit der psychologischen Entwicklung rühmend hervorheben durften, ist in den „Schatten" alles aus dem Groben gearbeitet; die Konflikte häufen sich in verwirrender und beängstigender Weise, und der Held, Graf Dietrich von Thernstein, erweist sich ebenso als ein künstlich ausgeklügelter, der Lebenswahrscheinlichkeit ermangelnder Charakter, wie sein sonder-

barer Diener Hans und seine verschiedenen Gemahlinnen bezw. legitim oder illegitim in Doppelehen oder sonst wie ihm zugehörigen Geliebten. Wir wissen nicht, ob Franzos in diesem Dietrich einen Typus der alten österreichischen Aristokratie hat darstellen wollen. Der Grundsatz desselben: „Thue, was dir genehm ist, aber trage die Folgen", entspringt einem so brutalen und rücksichtslosen Egoismus, daß er sich in der modernen Welt, wo sich die Sachen so hart im Raume stoßen, schwer in der vom Grafen Dietrich beliebten Ausdehnung wird durchführen lassen. Dieser Aristokrat scheut weder Betrug, noch Vergewaltigung, noch Mord, um zu seinem jeweiligen Ziele zu kommen, und auf der anderen Seite entfaltet er unter Umständen eine Hochherzigkeit, Liebenswürdigkeit und Gemütlichkeit, die geradezu verblüffend sind. Wir haben eine Art mosaicierten Charakter vor uns, dessen einzelne Züge, an sich betrachtet, richtig und konsequent entwickelt sind, dessen Gesamtbild aber unklar und verworren in die Erscheinung tritt.

Dieser Graf beherrscht die Erzählung so überwiegend, daß alle anderen Figuren daneben stark in den Hintergrund treten. An Episoden, die leider völlig aus dem Rahmen der Komposition fallen, fehlt es gleichfalls nicht; die hyperaristokratisch-alberne Tante Clarissa, deren schärfster Tadel gegen ihre lebenslustige Nichte Helene in dem Vorwurfe besteht, sie benehme sich wie eine Beamten- oder gar — horribile dictu — wie eine Kaufmannstochter, ist eine ebensolche Karrikatur, wie es die beiden Herren von Bräuerle sind, in welchen Franzos den neugebackenen österreichischen Finanz- und Industrieadel im Lichte einer solchen kindischen Lächerlichkeit darzustellen unternimmt, daß die geschmacklose und unwahre Übertreibung selbst dem wohlwollendsten Leser ins Auge springt. Franzos ist hier weit über das Ziel hinausgeschossen, ohne durch Humor oder Witz zu ersetzen, was er an Wahrheit und — wir müssen es sagen — Ehrlichkeit vermissen läßt. Solche Karrikaturen belustigen uns in den „Fliegenden Blättern" — in die ernsthafte Litteratur gehören sie überhaupt nicht.

Wirken diese episodischen Einflechtungen entschieden peinlich, so gilt dies nicht minder von dem ernster gehaltenen Teile der Erzählung. Die Schatten, welche in diese selbst, resp. in das Leben der handelnden Charaktere fallen, stammen aus alter Zeit; es sind die Schatten in der Vergangenheit liegender Verhältnisse und Thaten. „Was ist die That?" so oder ähnlich lautet die Frage an einer Stelle in Gottschalls „Carlo Zeno."

Ach, die That kann nicht erlösen,
Gegen uns ist sie gekehrt,
Ist ein doppelzüngig Wesen,
Ist ein doppelschneidig Schwert.
Halb nur ist sie unser eigen,
Halb gehört sie fremder Macht,
Mit gespensterhaftem Schweigen
Starrt uns an, was wir vollbracht . . .

Als solch' doppelschneidige Schwerter erweisen sich die Thaten des Grafen Dietrich; mit gespensterhaftem Schweigen starren sie ihn an, bis der rücksichtslose, gewaltsam sich aufrecht haltende Egoist unter ihrer Wucht und ihren letzten Konsequenzen zusammenbricht. Nur schade, daß dieser gedankliche Kern des Werkes sich so mühselig aus der Hülse herausschälen läßt — an Durchsichtigkeit und Klarheit lassen diese „Schatten", wie es allerdings der Schatten Art ist, alles zu wünschen übrig. Wir würden ganze Seiten in Anspruch nehmen müssen, wenn wir den verworrenen Knäuel der Handlung mit all' seinen zeugenlosen Duellen, Doppelehen, verräterischen Notizbüchern und sonstigen Ingredienzien des Schauerromans hier entwirren wollten — das Ergebnis lohnt kaum der Mühe, die Fabel ist so unerquicklich, wie es die Charaktere sind. Letztere allerdings mit einer Ausnahme — die junge, heitere, lebensfrische Gräfin Helene gehört zu den liebenswürdigsten und anmutigsten Gestalten, die Franzos je gelungen sind, und ihrer, der Gerechten wegen, seien ihm selbst die Bräuerles und der blutige Graf Dietrich verziehen. Inzwischen aber hoffen wir, daß diese „Schatten" in dem dichterischen Schaffen ihres Autors eine — nicht zu wiederholende — Episode bleiben mögen, sonst dürften sie auf sein ganzes bisher so interessantes und erfolgreiches litterarisches Wirken selbst ihre nicht zu verlöschenden Schatten werfen.

In zweiter Auflage sind bei Bergas in Schleswig „Marinenovellen“ von Johannes Wilda erschienen. Anscheinend ist der Verfasser selbst Seemann gewesen und hat die Poesie des Meeres mit offenem Auge und frischem Sinne erfaßt. Im übrigen ist seine Prosa besser als seine Verse; daß er aber malerisch und anziehend zu schildern versteht, beweist seine Skizze „In Westindien“, die mit großer Anschaulichkeit und Lebendigkeit geschrieben ist. Wenig erbaulich allerdings erscheint uns in der Geschichte „aus dem Leben eines kleinen Seekadetten“ eine Episode im Eisenbahnwagen, in welcher geschildert wird, wie der betreffende kleine Kadett als „Koupeeältester“ seine noch etwas grüne Autorität einem betrunkenen Matrosen gegenüber geltend macht. Der letztere läßt verschiedene seiner Befehle unbeachtet, singt, brüllt und benimmt sich in jeder Beziehung respektwidrig. Schließlich aber wird er gebändigt und nun heißt es: „Blitzschnell befand er sich unten auf dem Boden, und mit Fäusten und Stiefeln (!) wurde auf ihn losgehämmert und gestampft (!); er arbeitete, ächzte, stöhnte, biß, der Schaum stand ihm vorm Munde, es half ihm alles nichts: die Füße der Matrosen hielten ihn sicher nieder.“ — Nun, brutaler hätte Graf Dietrich von Thernstein, genannt der „Blutrich“, eine ähnliche Exekution auch nicht vollziehen können! — Von den übrigen Eingängen auf dem Gebiete der erzählenden Litteratur erwähnen wir noch als zur besseren Unterhaltungslektüre gehörig: „Aus Alt-Ansbacher Zeit“, Erzählung von F. Lampert, Stuttgart. A. Bonz; „Sturm und Stille“, Novelle von Johanna Feilmann, Dresden, Pierson; D. Duncker: „Morsch im Kern“, Roman, Berlin, Freund & Jeckel; F. von Kapff-Essenther: „Auf einsamer Höhe“, Roman, Jena, Costenoble. Auf besondere litterarische Bedeutung und eingehende kritische Beachtung haben diese Arbeiten indes sämtlich keinen Anspruch.

Ein wenn auch nicht bedeutendes, immerhin aber recht unterhaltendes und auf fleißigen Studien beruhendes Buch sind die Skizzen in Vers und Prosa, welche Günther Walling (Karl Ulrici) unter dem Gesamttitel: „Aus den Tagen Karls des Fünften“ zusammengestellt hat (Leipzig, W. Friedrich.). Der prosaische Teil erzählt in Form von Essays die Geschichte der wahnsinnigen Johanna, des Juan de Padilla u. a. m. In der Skizze „der Einsiedler von S. Juste“ wird nachgewiesen, daß Karl V. in jenem Kloster ein nichts weniger als asketisches Leben geführt habe. Die Dichtung hat auch hier wieder einmal um an und für sich recht triviale Vorgänge den Zauber der Romantik gewoben. „Nacht ist's und Stürme sausen für und für, hispanische Mönche, schließt mir auf die Thür,“ läßt Platen den „Pilgrim von S. Just“ sprechen — Ulrici weist nach, daß besagter Pilgrim mit einem Gefolge von 500 Köpfen im Kloster eingezogen ist und ein großes zweistöckiges Haus zur Verfügung gehabt hat. Sein Waschgeschirr sogar war von Silber, flandrische Tapeten schmückten die Wände, abwechselnd mit Bildern von Tizians Meisterhand. Im Essen und Trinken leistete Karl nach wie vor außerordentliches, dagegen war er in Bezug auf geistige Genüsse sehr anspruchslos, und seine Bibliothek bestand aus kaum 30, allerdings sehr schön eingebundenen Büchern. Die meisten derselben waren theologischen Inhaltes, nur Cäsars Kommentarien und das berühmte „Trostbuch“ des Boëthius bildeten eine Ausnahme.

Den interessanten Prosaskizzen Wallings sind eine Reihe von Dichtungen angefügt, welche den Untergang des peruanischen Inkareiches zum Gegenstand haben. Es sind glatte, gewandte Verse, denen indessen ein nachhaltiger poetischer Reiz kaum nachzurühmen ist. Pizarro und seine Schandthaten bilden den Mittelpunkt derselben.

Wir möchten noch zum Schlusse eines jungen norwegischen Autors Erwähnung thun, welchen Bruno Franzius dem deutschen Publikum kürzlich durch eine Reihe unter dem Gesamttitel „Papa Hamlet“ veröffentlichter Übersetzungen von Noveletten, resp. Skizzen (Leipzig, Karl Reißner) näher zu bringen versucht hat. Es ist dies Bjarne P. Holmsen, welcher von seinem Übersetzer in der Einleitung als ein Genie ersten Ranges gepriesen wird. Weiter heißt es über ihn: „Daß das Grundkolorit fast aller seiner Schöpfungen, die der jugendliche Dichter freilich samt und sonders, bezeichnend genug, nicht etwa bereits als abgerundete Kunstwerke, sondern nur als „Studien“ zu solchen aufgefaßt wissen will, ein düsteres ist, wird niemand wunder nehmen. Es ist eben die Mitternachtssonne seiner nordischen Heimat, die ihren trüben Schein auch über sie ausgießt.“ Das ist, mit Verlaub, eine leere Phrase! Als ob diese Mitter-

nachtssonne die Signatur der nordischen Dichtung wäre, und als ob nicht z. B. in Bjönstjerne Björnsons „Bauernovellen“ der allersonnigste Sonnenschein lachte, den je ein Dichtergemüt ausgestrahlt hat! Daß Holmsens uns hier gebotene Schriften nur Studien bezw. Skizzenblätter sind, ist dagegen richtig; während nämlich früher die Poeten ihre Skizzen im Pulte liegen und ausreifen ließen, werden dieselben jetzt in aller ihrer hingeworfenen Schnellfertigkeit zusammengelesen und als Bücher herausgegeben. Wenn solche flüchtigste Konzeptionen Anspruch auf litterarische Selbständigkeit erheben, und das geschieht in dem Augenblicke, wo sie gedruckt und nun gar übersetzt werden, kann ihnen auch die Kritik nicht mehr jene wohlwollende Nachsicht zuteil werden lassen, mit denen sie etwa unfertige Entwürfe, die sich im Nachlasse bewährter Autoren vorfinden, zu behandeln pflegt, und so dürfen es uns auch Holmsen und seine Übersetzer nicht verübeln, wenn wir uns an die vorliegenden Skizzen und Studien halten und nicht auf die „Iliaden und Odysseen“ vertrösten lassen, die sich später — angeblich — daraus entwickeln sollen.

Als Skizzen charakterisieren sich diese Arbeiten schon nebenher im Stil. Altmodische Leute, die an den in epischer Breite dahin fließenden Strom der großen und genialen Romanschriftsteller der angeblich hoffnungslos zu Grunde gehenden alten Schule gewöhnt sind, werden mit dieser hüpfenden, springenden, abrupten Darstellungsweise wahrscheinlich gar nichts anzufangen wissen. Man könnte diese neueste Schule als die Schule der „Interjektionisten“ bezeichnen, wenn man eine solche Wortbildung gestatten mag. Denn mit einem Dutzend Interjektionen „ha!“ „hoho!“ „hm!“ „Na!“ „Ach!“ u. s. w. u. s. w. schreiben diese Herren einen ganzen Roman zusammen — daß noch mitunter ein paar landläufige Zeitwörter, Substantiva u. dgl. angewendet werden müssen, scheinen sie fast als einen unangenehmen Zwang zu empfinden, der dem sausenden Galopp ihres himmelstürmenden Pegasus trivial-prosaische Hindernisse bereitet.

Kurzum, der „philiströse“ epische Stil der Alten (solche Philister sind die Goethe, Scott, Alexis, Gutzkow, Freytag, Lewald, Schweichel, Spielhagen, Keller u. s. w. u. s. w.) ist tot; es lebe der „Galoppierende-Schwindsuchts-Stil“ der modernen Ritter vom Geiste!

Nachwort. Der Zufall und die Raumverhältnisse unserer Monatsschrift haben es gefügt, daß diese unsere litterarische Revue wiederholt zurückgelegt werden mußte. Jetzt, wo wir die Korrektur abschließen, stellt sich heraus, daß Bjarne P. Holmsen gar kein norwegischer Dichter, sondern eine völlig freie Erfindung unseres allerjüngsten Deutschland ist!

Die Herren Bleibtreu, Alberti, Conrad, und wie die großen Männer sonst noch heißen mögen, haben nämlich den feinen Plan ersonnen, die deutsche litterarische Kritik einmal ordentlich „hineinzulegen.“ Sie haben sich gesagt: „Wir jungen Denker und Dichter finden nur deshalb bei unserer Kritik nicht die uns gebührende Anerkennung, weil auch in Deutschland der Prophet nichts in seinem Vaterlande gilt. Die Zola, die Tolstoi, die Ibsen werden über den grünen Klee gepriesen — uns, die wir jenen an Talent und Bedeutung nicht nachstehen, fertigt man mit höhnischem Achselzucken ab. Damit wollen wir einmal gründlich aufräumen! Lassen wir einmal unsere genialen Geistesprodukte unter fremder Flagge segeln! Jeder von uns schreibe eine recht raffiniert ausgeklügelte Novelle, die wir einem apokryphen norwegischen Dichter aufs Konto setzen wollen. Die deutsche Kritik, wird schnellfertig diesen neu entdeckten Ausländer preisen, während sie unsere Bestrebungen nach wie vor ignorieren oder herabziehen wird — wie soll sie sich wundern, wenn sie erfährt, daß unter der Maske des p. p. Holmsen nicht ein Kopf steckt, sondern ein halbes Dutzend von Köpfen, und daß die Skizzen und Novellen, welche sie loben zu dürfen glaubte, weil sie dieselben für Werke eines Norwegers hielt, deutschen, ganz jung deutschen Federn entstammen!“

Nun, unseres Wissens hat die Kritik der jungen Schule den ersehnten Gefallen nicht gegeben, Wir selbst wußten, als wir unser obiges Urteil über „Holmsen“ niederschrieben, von dem fein ersonnenen Plane nicht das Mindeste, haben aber auch von jenem Urteil nicht das Mindeste zurückzunehmen. Es bleibt dasselbe, in welcher Vermummung auch die wahren und die falschen Holmsens vor uns erscheinen mögen.

Litterarische Berichte.

Aesthetische Streifereien. Neue Aphorismen von Josef Kohler. Mannheim 1889. Verlag von J. Bensheimer.

Für die Beurteilung von Aphorismen, welche entweder in kurzen Worten einen größeren Gedanken oder in wenig Seiten einen wichtigen Gegenstand behandeln, fehlt uns oft deswegen der richtige Maßstab, weil die Kürze der Darstellung eine nähere Begründung der Behauptungen vermissen läßt. Es kommt daher darauf an, bei solchen Aphorismen eine richtige Auswahl derjenigen Gedanken und Gegenstände zu treffen, die auch in dieser Form eine möglichst abgeschlossene Darstellung gestatten; dann wird die Lektüre derselben, da sie uns in geistreichen Worten auf mannigfache Gebiete des Denkens und Beobachtens führt, gewiß eine zugleich fesselnde und belehrende sein. Diese Eigenschaft können wir den Kohler'schen Aphorismen nicht absprechen, da sie in schöner Sprache und kurzer, klarer Erörterung verschiedene litterarische und künstlerische Gebiete beleuchten. Wir meinen jedoch, daß die beiden ersten nur für denjenigen von Wert sein werden, welcher gerade auf dem Campo Santo in Pisa oder vor den Werken des Donatello und Ghiberti steht und jene kritischen Betrachtungen nun zu seinen Studien verwerten kann, um so mehr, da mehrfach gerade auf den Platz hingewiesen ist, von dem aus man jene Kunstwerke betrachten müsse. Wir tadeln es ferner, daß im 3. Kapitel im Gegensatz zu der treffenden Schilderung des Michelangelo nach seinen Hauptwerken Raffael nur nach einem Gemälde kritisiert wird; denn eine solche einseitige Darstellung kann man nicht nennen: über Raffael. Vortrefflich dagegen sind die Urteile über Richard Wagner, über Chopins B-moll Scherzo, und über Romeo und Julia, wenn auch in diesem letzten Kapitel das Eingreifen des Schicksals in den Gang des Dramas, weil dies im Leben so oft vorkomme, mit Unrecht verteidigt wird. Geistvolle Worte wie diese Aphorismen haben aber nicht bloß dann Wert, wenn wir mit ihnen völlig übereinstimmen, sondern auch, wenn wir ihre Wahrheit teilweise oder ganz anfechten müssen; denn hierdurch werden wir zu tieferem Nachdenken, zur Aufgabe falscher Ansichten oder zur Befestigung unserer Ueberzeugung geführt. So stimmen wir dem Verfasser nicht bei, wenn er sagt, Laokoon könne nicht schreiend, sondern nur seufzend vorgestellt werden, und zwar seufzend über das Unglück seines Vaterlandes; am entschiedensten aber müssen wir die Verherrlichung des Ibsen'schen Peer Gynt verwerfen, da wir dieses Werk weder „grandios", noch in einzelnen Stellen „köstlich", „ergötzlich", oder „hinreißend komisch", sondern mit wenig überschwenglicher Begeisterung ungeheuerlich nennen können; eine Begründung dieses Urteils würde hier zu weit führen. — Ganz nebenbei sei noch auf das Vorkommen zahlreicher Druckfehler hingewiesen, von denen einer sogar sehr komisch wirkt; S. 11 heißt es nämlich, daß der sterbende Märtyrer von zahlreichen — nicht Gläubigen, sondern: Gläubigern umgeben ist. — Jedenfalls wollen wir die Kohler'schen Aphorismen wegen der Reichhaltigkeit des Inhalts und der durch sie zur Entscheidung für oder wider gegebenen Anregung als höchst lesenswert empfehlen.

C. S.

Elf Jahre Balkan. Erinnerungen eines preußischen Offiziers aus den Jahren 1876 bis 1887. Breslau, 1889. J. U. Kerns Verlag (Max Müller).

Die Erschütterungen, unter denen die Länder der Balkanhalbinsel während des letzten Jahrzehnts erbebten, haben sich auch im übrigen Europa fühlbar gemacht, und nicht grundlos war und ist noch die Befürchtung, daß die hier niedergehenden Kriegswetter den Frieden Europas gar leicht gefährden können. Vor allen zeigt Rußland das größte Interesse, durch hier gesäeten Unfrieden ausgiebige Vorteile zu ernten, die anderen, besonderes Oesterreich, mehr als unbequem werden möchten. Gar manches Blatt ist für und wider die in den Balkanländern getriebene Politik vollgeschrieben worden, nirgends aber ist mit so großer Unparteilichkeit und so scharf der Zustand dieser Länder auf Grund eigener Erfahrungen dargestellt worden wie in den vorliegenden „Erinnerungen eines preußischen Offiziers aus den Jahren 1876 bis 1887." Daß der Verfasser „die vielen Eindrücke und Ereignisse, denen während eines elfjährigen militärischen Lebens auf der Balkanhalbinsel freie Wahl, Dienstpflicht und günstige Zufälle ihn als Augenzeugen und Teilnehmer beiwohnen ließen," nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, nur einem kleinen Kreise, sondern der gesamten deutschen Lesewelt übergeben hat, dafür wird ihm diese nur dankbar sein können. Auch solche, welche nicht grade Freunde der Art und Weise sind, wie ein preußischer Offizier fühlt, werden ihm die Anerkennung nicht versagen dürfen, daß er treu und ritterlich eingestanden ist für das Land, in dessen Dienst er sich gestellt, und aus dieser ritterlichen Ueberzeugungstreue heraus der Wahrheit einen großen Dienst geleistet hat durch Veröffentlichung seiner Erlebnisse. Es ist hochinteressant zu erfahren, wie die russische Diplomatie in sieben Jahren das Kunststück fertig gebracht hatte, aus Bulgarien, das sich

vorher „so gern und so willenlos der russischen Führung anvertraute, wie ein sanftes unschuldiges Lämmlein," einen so störrischen Bock gemacht zu haben; „doch nimmt es uns nicht Wunder, wenn wir die Sünden Rußlands registrieren sehen, die jene Kluft gruben, „welche heute jedes bulgarische Herz von dem Befreier- und Beschützer-Reiche trennt." Wer Rußlands Werkzeuge, die in rücksichtslosester Weise gegen Fürst und Volk Bulgariens angewandt wurden, genau kennen lernen, daneben auch mancherlei von dieses Landes Fürsten und Bevölkerung erfahren will, was bisher nicht bekannt gegeben wurde, der verschaffe sich „Elf Jahre Balkan." Für den Soldaten sind die kriegerischen Erlebnisse des Verfassers in Serbien und Bulgarien und die hierbei gemachten genaueren Angaben über Stärke, Aufstellung u. s. w. der gegenseitigen Streitkräfte besonders wertvoll. Dem einer sehr gewandten Feder entflossenen Texte entspricht die tadellose Ausstattung des höchst empfehlenswerten Werkes. L.

Das Menschenherz von A. Passow und C. v. Kessinger. Worte der Weisheit und der Liebe aus den Werken von George Eliot. Bremen 1889. Verlag von Karl Schünemann.

In dieser Passow'schen Sammlung einer Anzahl der schönsten Aussprüche aus den gedankenvollen Schriften der George Eliot begrüßen wir die glückliche Ausführung eines glücklichen Gedankens. Die Romane dieser bedeutendsten aller Schriftstellerinnen, deren Begabung in seltener Weise Feinsinn und Tiefblick, Reflexion und Anschauung, scharfe Beobachtung und warmes Herz, Eigenart und sympathetisches Miterleben alles Menschlichen in sich vereinigt, enthalten eine Fülle von originellen und poetischen Gedanken, die in isolierter Darbietung vielleicht noch nachhaltiger zum Weiterdenken anregen als an ihrer ursprünglichen Stelle, wo der Fortgang der Erzählung dem Leser das Verweilen und Nachsinnen erschwert. Wenn wir die Aufgabe, welche der Verfasser sich gestellt und mit großem Geschick und Geschmack gelöst hat, als eine nicht leichte bezeichnen, so geschieht es nicht wegen der Armut, sondern wegen des Reichtums an allgemeinen Beobachtungen und Reflexionen, welche durch die Eliot'schen Werke zerstreut sind. Ebenso meisterhaft wie die Auswahl und die Verdeutschung (denn Aphorismen erscheinen hier in eigener Uebersetzung) ist die Gruppierung unter fünfzehn gut gewählte Titel. Keiner von denen, die sich in diese einem edlen Sinn, reifer Lebenserfahrung und echt dichterischem Geiste entsprungenen Betrachtungen vertieft, wird ohne Erhebung und Läuterung davongehen. Wir zweifeln nicht, daß dem prächtigen — auch äußerlich sehr hübsch ausgestatteten — Büchlein ein guter Erfolg zu Teil werden und den Verfasser zur Fortsetzung des dankenswerten Unternehmens, das sich bislang auf die Ausbeutung der drei Werke: Mühle am Floß, Adam Beeh, und Middlemarch beschränkte, ermutigen werde. R.

La philosophie dans ses rapports avec les sciences et la religion. Par. J. Barthélemy Saint Hilaire, Membre de l'Institut, Sénateur. Paris 1889. Felix Alcan, Editeur.

Der „schöne Fehler" des Deutschen, fremdländische, besonders französische Schöpfungen rühmend anzuerkennen, wird nach der aufmerksamen Lektüre des vorliegenden Buches geradezu eine freudige Pflicht; denn selten haben wir ein philosophisches Buch gefunden, welches die Wissenschaftlichkeit des Inhalts mit der Klarheit des Ausdrucks und der Schönheit der Sprache in solcher Weise verbindet, wie es hier geschieht. Daneben aber finden sich noch zahlreiche andere Vorgänge, die dem Werke einen besonderen Reiz verleihen: die Wärme des religiösen Gefühls und die Aufrichtigkeit der Ueberzeugung, die Gerechtigkeit gegen andersgläubige bei dem aufrichtigen Bekenntnis des eigenen Glaubens, die Vaterlandsliebe in Verbindung mit der unparteiischen Würdigung fremden Wesens u. a. Um die Reichhaltigkeit und Gründlichkeit des Werkes zu schildern, ist eine kurze Inhaltsangabe erforderlich. Die Philosophie, so heißt es, hat zwei Feindinnen: die Naturwissenschaften und die Religion, beide aber haben mit dieser Feindschaft unrecht, denn beiden leistet die Philosophie die größten Dienste. Um die Feindseligkeit der Naturwissenschaften als unberechtigt hinzustellen, sagt der Verfasser: die Philosophie ist das Studium des Alls, die Naturwissenschaft das der einzelnen Teile, diese aber begreift man nur durch das Verständnis des Universums; die Philosophie lehrt die Methode der Forschung, welche die andern Wissenschaften erst von ihr entlehnen; die Wahrnehmung durch die Sinne giebt noch keine Gewißheit, vergl. die Beobachtung des Sonnen-Auf- und Untergangs; Substanz, Raum und Zeit, also Begriffe, auf denen jene Wissenschaften fußen, werden erst von der Philosophie untersucht; verwandte Wissenschaften wie Physik, Chemie u. a. empfangen ihr gemeinsames Prinzip erst von der Philosophie; diese ist ferner die alleinige Quelle, aus welcher Tugend, Heroismus, Märtyrertum, Dichtung und Kunst schöpfen; das Prinzip der Naturwissenschaften ist die Notwendigkeit, das der Philosophie die Freiheit. In dem zweiten Hauptteil, welcher die Beziehungen zwischen Philosophie und Religion behandelt, folgt zunächst eine eingehende und klare Darstellung des Unterschiedes zwischen Mensch und Tier. Darauf wird nachgewiesen, daß durch die Philosophie die menschliche Selbsterkenntnis und der Glaube an Gott und an ein zukünftiges Leben zur Unterstützung der Religion gelehrt wird. Nach einer Widerlegung dessen, was Bossuet,

Fenelon und Pascal gegen die Philosophie gesagt haben, werden weiter die Beziehungen und Unterschiede zwischen dieser und der Religion behandelt; besonders was bleibende Organisation, Toleranz und Kulte betrifft, und diese Erörterung schließt mit der durchaus richtigen Bemerkung, daß die Philosophie niemals die Religion ersetzen kann. — Gegen den dritten Teil, welcher die Beziehung zwischen Philosophie und Religion in Frankreich behandelt, würde man unter der Voraussetzung nichts einwenden können, daß das Vorhergesagte nun auf die Verhältnisse eines bestimmten Landes speziell bezogen wird; dieser Teil ist jedoch mehr eine Kirchengeschichte Frankreichs und behandelt fast ausschließlich die Beziehungen zwischen Staat und Kirche, nicht die zwischen Philosophie und Religion, obgleich auch diese Darstellung eine höchst interessante und belehrende ist; erst bei Erwähnung des Syllabus und der Wunder von Lourdes wird das eigentliche Thema wieder berührt. Am Schlusse aber wird dieses wieder aufgenommen, wenn es heißt, daß die Philosophie nicht materialistisch und, im Gegensatz zur Unduldsamkeit früherer Jahrhunderte in ihre Rechte eingesetzt, nicht übermütig, die Theologie aber nicht herrschsüchtig werden darf, daß vielmehr beide, besonders unter den heute obwaltenden Umständen, ihre Aufgabe darin sehen müssen, die Moral zu stützen. — Alle diese Gedanken werden zuletzt in einem übersichtlichen Schlußwort noch einmal kurz und klar zusammengefaßt. Zu dem für den philosophisch und theologisch Gebildeten ebenso wie für den Laien wichtigen Inhalt gesellt sich eine so musterhafte Klarheit und Leichtigkeit des Ausdrucks, daß wir diesem vortrefflichen Werke zum Zwecke weitester Verbreitung und Würdigung auch eine — bei der Vorzüglichkeit des sprachlichen Ausdrucks übrigens gewiß nicht schwere — Uebersetzung ins Deutsche auf das dringendste wünschen müssen. C. S.

Gottfried Wilhelm Leibniz. Von Kuno Fischer. (Geschichte der neueren Philosophie. Neue Gesamtausgabe, II. Band.) Dritte neu bearbeitete Auflage. Heidelberg, 1889. Verlag von Karl Winter. 622 S. und XIX.

Was Leibniz interessant macht, ist nicht sowohl sein vielbewegtes, ein wenig zu betriebsames Leben als seine vielseitige Begabung und die anregende Kraft seiner Gedanken, welche sich lange nach ihrem Urheber (1646—1716) bis in die neueste Zeit bewährt hat. Spricht man sonst nach alter Tradition den Philosophen im allgemeinen den richtigen Sinn für die Welt ab, indem man sie im ganzen nach der Schablone des trefflichen Menschenkenners Mephisto beurteilt („ein Kerl, der spekuliert, ist wie ein Tier, auf dürrer Heide von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt, und ringsherum liegt schöne, grüne Weide"), so bildet Leibniz eine seltene Ausnahme, welche freilich, wie der Verfasser S. 234 gesteht, nicht immer rühmlich war. Leibnizens Leben und Thätigkeit war durchaus buntscheckig. Sehen wir naturgemäß an dieser Stelle von der Frage ab, ob nicht das historische Gesamtbild an einigen Stellen zu vervollständigen wäre, und lassen wir es (als subjektiv) dahingestellt, ob dem Fachmann nicht eine häufigere Quellen-Nachweisung aus den Schriften des Philosophen erwünscht sein müßte, so müssen wir zugestehn, daß für die meisten Leser in dem Buche Kuno Fischers eine völlig ausreichende Belehrung über Leibniz und seinen Zusammenhang namentlich mit den nächsten Vorgängern enthalten ist. Die Vorzüge der Darstellung, welche ganz eigentlich Kuno Fischers starke Seite ist, zeigt auch dieses Buch wieder, welches unzweifelhaft einen beträchtlichen Fortschritt bedeutet. B.

Die preußischen Grundbuchgesetze unter Berücksichtigung der einschlägigen Litteratur und Rechtsprechung, erläutert von Dr. H. Oberneck, Rechtsanwalt am Landgericht I zu Berlin. Berlin, Verlag von Hermann Bahr. 1888.

Ein kleines, handliches Hilfsbuch für den Praktiker, besonders für den Anfänger, wird es nützlich sein, da es nicht nur das gesamte Material vollständig zusammenfaßt, sondern auch eine nicht geringe Anzahl von Formularen für Protokolle, Aufgebote, Erkenntnisse 2c. bietet, welche die Einführung in die Thätigkeit des Grundbuchrichters und Grundbuchführers sehr erleichtern mögen. In diesem Sinne ist es auch anzuerkennen, daß S. 350. 356. 357. 359, 366, 369, 376, 377, auf die Fehler in den amtlichen Formularen hingewiesen wird. Der eingearbeitete Praktiker, der nur im Falle erheblicher Zweifel auf das Nachschlagen angewiesen ist, wird wohl nach größeren Werken greifen. Ob die vorliegende Ausgabe auch für den Laien, welcher mit Handbuchsachen zu thun hat, dienlich ist, steht dahin. Bei dem geringen Verständnis, welches infolge der heutigen Schulbildung die Laienwelt dem Gesetze und Rechte entgegenzutragen pflegt, wird das eine Buch nicht viel mehr nützen als das andere. Jedenfalls aber hätte der Laie ein viel umfang- und inhaltreicheres Register zu fordern, als in diesem Werke gegeben wird. K. F.

Halligenbuch. Eine untergehende Inselwelt. Von Chr. Johansen. 2. Auflage. Schleswig 1889. Druck und Verlag von Julius Bergas.

Sich und seiner dem Untergang geweihten Heimat hat der 1871 bereits verstorbene Verfasser mit dem Halligenbuch ein schönes und zugleich ehrendes Denkmal gesetzt. Ist es ein beredtes Zeugnis für seine treue Anhänglichkeit an den der „Nordsee" verfallenen Boden der Heimat und seine fleißigen, wetterfesten, bescheidenen und gottergebenen Landsleute, so

bringt es auch willkommene Kunde von den Sagen und Sitten der Bewohner einer untergehenden Inselwelt im deutschen Meere und verdient liebevolle Aufnahme aller Orten.

L.

Das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte. Von Dr. Dietrich Schäfer. Akademische Antrittsrede, gehalten den 25. Oktober 1888. Jena, Verlag von Gustav Fischer 1888.

Der Verfasser ereifert sich mit vielen schönen und warmen Worten für den nicht grade neuen Gedanken, daß die „eigentlichen" — der Ausdruck ist nicht ganz zutreffend — vornehmlichsten und umfassendsten Aufgaben der Geschichtsschreibung und Geschichtsforschung auf die Sphäre der Staatsgebilde und der zu einem Volkstum ausgebildeten Erscheinungen zu beziehen sind. Er will damit denjenigen gegenübertreten, welche die Kulturgeschichte, oder nach der Definition des Verfassers, die allmähliche Entwickelung der gegenwärtig bestehenden Formen menschlicher Bildung und Gesittung als Hauptaufgabe der Geschichtsforschung bezeichnen. Sachlich stellt er diese Meinung nicht eigentlich in Abrede, nur nimmt er das politisch-militärische Gebiet als dasjenige an, welches alle andern Bildungs- und Gesittungsformen entweder beherrscht oder in sich mit einschließt. Durch die fesselnde Rede zieht die Wärme der Zeitströmung stärker, als für die Erörterung ihres Gegenstandes förderlich sein möchte, andererseits hängt sie wieder enger an den Interessen der Schule, als für die Freiheit der Betrachtnng wünschenswert ist.

C.

Wie denkt das Volk über die Sprache? Gemeinverständliche Beiträge zur Beantwortung dieser Frage von Dr. Friedrich Polle, Professor in Dresden. Leipzig 1889. Verlag von B. G. Teubner.

Wenn sich der Verfasser Leser aus allen Kreisen der Gebildeten, der Männer und Frauen, wünscht, so können wir mit Vergnügen behaupten, daß er jene Leser verdient. In 8 Abschnitten giebt er uns die Ergebnisse einer ausgebreiteten Lektüre und sorgsamen Beobachtung der Redeweise des Volkes und der Gebildeten. Wir sehen da, nicht selten mit Erstaunen, daß ungenau gesprochen, aber ganz gut verstanden wird, daß der Name eines Dinges nicht eigentlich willkürlich, sondern beide von einander untrennbar scheinen, daß Laut und Begriff in enger Verwandtschaft stehen, daß aber Namen auch unpassend übertragen werden und daß sich aus dem Gebrauch stehender Beiwörter allerlei spaßhafte Widersprüche ergeben, wie z. B. wenn der Mohr (71) weiße Hände haben soll. Da der Verfasser die Volkssprache schildert, so ist sein Buch, was ihm Referent zum Verdienst anrechnet, durchzogen von allerlei Witz u. Spaß, was mit der überhaupt lebendigen Darstellungsweise die Lektüre zu einer sehr angenehmen macht. Aus den vielen vortrefflichen Dingen sei eins hervorgehoben (S. 86): „ein bischen dumm ist ja am Ende jeder, aber so dumm, wie mancher, ist doch eigentlich keiner." Einer nochmaligen Empfehlung bedarf das Schriftchen sonach nicht.

B.

Haus-Gymnastik für Mädchen und Frauen. Eine Anleitung zu körperlichen Uebungen für Gesunde und Kranke des weiblichen Geschlechtes. Herausgegeben von Dr. med. E. Angerstein, Stabsarzt a. D., und G. Eckler, Oberlehrer. Mit vielen Holzschnitten. Berlin. Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin (Richard Schoetz). Luisenstraße Nr. 36.

Es wird niemand leugnen, daß nichts so vorteilhaft für Erhaltung der Gesundheit des Menschen ist als Bewegung in frischer Luft; jeder wird aber zugeben müssen, daß man dem Körper solche Bewegung nicht immer verschaffen kann, und zumal das weibliche Geschlecht nur allzu häufig aus den verschiedensten Gründen sich dieselbe versagen zu müssen glaubt. Einen Ersatz für die Bewegung in frischer Luft kann nur durch Haus-Gymnastik geboten werden, für welche wir das vorliegende, von gewiegten Praktikern herausgegebene Buch allen Müttern und Vätern empfehlen können, die ihrer Töchter Gesundheit zu erhalten und zu kräftigen keine Gelegenheit versäumen wollen. Das Buch enthält nach einer Darlegung der Wirkungen der Leibesübungen und der Regeln für den Betrieb der Hausgymnastik des weiblichen Geschlechts Anleitungen zu Freiübungen, Stabübungen, Uebungen mit dem Arm- und Bruststärker, am Reck, an den Schaukelringen und Ballübungen, und die Verwendung dieser Uebungen für die verschiedensten Lebensalter in Rücksicht auf Gesunde und Kranke. Die in den Text eingedruckten Figuren sind neben einem vollständigen Verzeichnis der Uebungen auf einer besonderen Tafel zusammengestellt, welche als Beilage dem Buche hinzugefügt ist. Was die Verfasser in ihrem von den verschiedensten Seiten beifällig aufgenommenen Werke dem Publikum bieten, ist gründlich erprobt, und empfehlen wir die „Haus-Gymnastik" bestens auch unsern Lesern zu möglichst nutzbringender Verwendung.

L.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Breslau, Eduard Trewendts Buchdruckerei (Setzerinnenschule).

Vierzehnter Jahrgang. Preis vierteljährlich 6 Mark.

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von

Richard Fleischer.

1889. Dezember.

Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte und
halbjährlich ein Kunstheft

Breslau und Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau
Expedition: Tauenzienstraße 60.

Berlin
Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.

Inhalts-Verzeichnis.

Dezember 1889.

Zur Beachtung!

Im Dezember erscheint die Kunstbeigabe zum 2. Halbjahr 1889 der Deutschen Revue. Dieselbe enthält die Kunstrevue und ein photographisches Kunstblatt **„Grand mit Vieren"** von Fritz Fleischer. Da das Kaiserliche Postzeitungsamt dieses im größten Format erscheinende Heft nicht befördert, so ist die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung gern bereit, dasselbe den geehrten Postabonnenten gegen Einsendung des Post-Abonnementsscheines sowie der Portogebühr von 50 Pf. kostenfrei zuzustellen.

Breslau, Ende November 1889. **Eduard Trewendt.**

Diesem Hefte sind folgende Beilagen eingefügt, welche wir gefälliger Beachtung bestens empfehlen: Von Carl Gerold's Sohn in Wien über **„Metternich, Oesterreichs Theilnahme an den Befreiungskriegen"**, von Paul Parey in Berlin und von der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin über **„Geschenkwerke für Weihnachten 1889."**

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

VII.

Briefe aus dem Jahre 1848 (Fortsetzung).

Potsdam, Sonnabend den 25. 3. 48.

Heute Morgen gegen 11 Uhr ist plötzlich der König per Eisenbahn hier angelangt. Seine Ankunft war mehrere Stunden vorher bekannt geworden. Die Offizier-Corps erwarteten ihn vor dem Schlosse. Sein Wagen war umwogt und gefolgt von einer großen Menge aus den unteren Schichten. An Hurrahgeschrei kein Mangel. Bald nach der Ankunft wurden wir in den Marmorsaal gerufen. Lautlos ordnete man sich im Kreise, lautlos erwartete, lautlos empfing man den König. Er sah nicht so leidend aus, als man erzählt und erwartet hatte, aber magerer ist er geworden, die Züge schlaff, hängend. Wie natürlich, daß die alte Sicherheit des Auftretens vermißt wurde! —

Nachdem er grüßend in den Kreis getreten, sagte er, wie er sich freue, wieder in Potsdam zu sein, wie er hoffe, bald längere Zeit hier weilen zu können; heute sei er herübergekommen in doppelter Absicht, einmal um faktisch das Gerücht zu widerlegen, daß er unfrei sei; sodann um durch seine baldige Rückkehr nach Berlin das dort herrschende Mißtrauen gegen Potsdam und die Reaktion, die hier vorbereitet werde, wie man meine, Lügen zu strafen. Er, der König, sei nur unfrei in Bezug auf die Masse der Geschäfte, die ihn bedränge und die ihn auch heute nöthige, sehr bald wieder aus unserer Mitte zu scheiden. Hierauf sprach er von der eigenthümlichen Lage von Berlin, wo allerdings faktisch gar keine Behörden, weder Magistrat noch Stadtverordnete, existirten, wo aber dennoch durch den guten Sinn der Bürger Ruhe und Ordnung herrschten. Dieser gute Sinn, der kein Opfer scheue, sei es, dem er, nachdem die Truppen die Stadt verlassen, die Erhaltung der Stadt, des Staats, seiner eigenen Person verdanke. Wie weit derselbe auch für die Zukunft ausreichen werde, das lasse er vorläufig auf sich beruhen, aber er habe die Truppen so aufgestellt längs der Eisenbahn, daß sie im Fall der Noth schnell in Berlin sein könnten. Sie würden auch ohnedies später nach Berlin zurückkehren müssen, wann, das bleibe noch dahingestellt.

Nun aber habe er noch einen Gegenstand zu berühren, das sei die Aufregung, in der sich, wie er höre, die Truppen befänden, wegen der Behandlung, die sie bei ihrem Abzuge aus Berlin von einigen niedrigen Seelen erfahren hätten, und die von allen Gutgesinnten in Berlin ebenfalls gemißbilligt werde. Deshalb fordere er die Truppen auf, auch ihrerseits zu vergessen und ihren Unwillen aufgehen zu lassen in der Liebe zu ihm, zum Vaterlande und zu der großen Sache des einigen (!) Teutschland's, der er sich von jetzt an mit allen seinen Kräften zu widmen beschlossen habe. Dieser Entschluß sei ein durchaus freier und habe ihn schon lange zuvor beschäftigt, noch ehe er ihn ausgesprochen. Die Verwirklichung seiner Absichten aber hänge wesentlich ab von der Mitwirkung seiner tapferen Armee, die sich auch in den verhängnißvollen Tagen mit einer über alles Lob erhabenen Hingebung bewährt habe und von der er, wenn das Vaterland riefe, mit zuversichtlichem Vertrauen dieselbe Hingebung, dieselbe Tapferkeit auch gegen den äußeren Feind erwarte, u. s. w.

Der Generallieutenant von Prittwitz, der älteste Offizier, erwiderte einige Worte, in denen er versicherte, wie sich alle beeifern würden, den trefflichen Geist der Truppen zu erhalten, Ordnung und Disciplin zu pflegen, damit das Instrument vollkommen brauchbar befunden werde für den Augenblick der Gefahr. —

Der Eindruck der Königlichen Rede war, wenn ich nicht irre, weder tief noch allgemein. Die finsteren Gesichter hellten sich nicht auf, der Ausdruck der Trauer und des Schmerzes war nicht vertilgt. Aber — zweifele Niemand daran! — jeder wird nach wie vor seine Schuldigkeit thun und nöthigenfalls für die Ehre der Waffen, für die Unabhängigkeit des Vaterlandes gegen innere wie äußere Feinde, zu sterben wissen. Ja! ich sage es unumwunden, das Heer, das *ist* jetzt unser Vaterland, denn hier allein sind die unreinen, gährenden Elemente, die alles in Frage stellen, noch nicht eingedrungen. Während in der übrigen Volksmasse die reineren mit den unreineren Stoffen in einem unentschiedenen Klärungsprozesse begriffen sind, in dem die letzteren das ganze Faß zu verderben drohen, steht das Heer in ungetrübter Klarheit und Reinheit wie ein alter, edler Wein neben jungem, gährendem Most. Aber zugleich fühlt es sich als ein Theil, als ein wesentlicher, ehrenhafter Theil des Vaterlandes, und von einem durch ihn vertretenen abgesonderten Soldatenthum ist gar nicht die Rede. Im Gegentheil ist das eben seine gerechte Klage, daß man auf der Gegenseite seine Mitberechtigung gar nicht anerkennen will, als sei die preußische National-Armee nichts als ein heerdloser Haufen von erkauften Miethlingen, der rechtlos dem souveränen Willen der Spießbürger und Proletarier unterworfen bleiben müsse. Das Heer aber wird und will bei dem Entwickelungsprozesse, in dem wir uns befinden, eine Rolle spielen, es hat ein Recht dazu. Preußens Größe verdankt es seinem Heere und namentlich seinem in kriegerischen Leistungen unübertroffenen Offizier-Stande. Dieser, der in neueren Tagen mit glänzendem Erfolge das mühsame Geschäft der Volkserziehung in die Hand genommen, hat eben deßhalb offenbar ein größeres Anrecht bei der Lösung der Fragen über die Gestaltung unserer staatlichen Verhältnisse als jenes Heer von brodlosen Literaten und Zeitungsschreibern, deren gesetzlosem

Treiben und Wühlen es leider gelungen, alle Elemente zu einem entsetzlichen Sturme zu beschwören, der alles, was bis dahin hoch, heilig, würdig, sittlich war, zu vernichten droht und aus keinem anderen Grunde, als um in den trüben, schäumenden Fluthen ihre Fischlein zu fangen. — Der preußische, ja der gesammte deutsche Offizierstand hat seine volkserziehende Thätigkeit überall mit glänzendem Erfolge geübt. Durch diese mit Selbstentsagung und Mühseligkeiten aller Art verknüpfte, durch 35 Friedensjahre voll Anstrengungen nicht ermüdete und weder mit Ehrenpokalen noch mit reichen Gehalten belohnte Thätigkeit ist unser Volk eben das tüchtige, kampfbereite, wehrhafte Volk geworden, das selbst in den anarchischen Gräueln der Gegenwart noch mit Sicherheit auf seine künftige Unabhängigkeit rechnen kann. Aber nur dadurch, nur durch diese Tüchtigkeit des verhöhnten Heeres und seiner verunglimpften Führer, nicht durch die hohlen, banalen Phrasen unserer modernen Demagogen ist jene nationale Kraft geschaffen worden, die unsers gemeinsamen deutschen Vaterlandes Unabhängigkeit zu sichern verspricht. Denn das Treiben dieser gewissenlosen Bande und ihrer verblendeten Nachbeter ist ihrer Natur nach nur niederreißend, zerstörend, auflösend; sie kann über die Negation nicht hinaus, wie sollte sie fähig sein zu schaffen, zu erhalten, die nationale Kraft zu stählen? — Und wie verhält sich nun die herrschende d. h. die faktisch oben auf schwimmende Macht des Zeitungsgeistes, der sich so gern für den gebietenden Zeitgeist ausgiebt, zu den Ansprüchen, die von der einen Seite erhoben werden, von der andern geltend gemacht worden sind? — „Ihr müßt thun," sagt man den Soldaten, „was euch durch die (von uns gegängelte) Regierung befohlen wird (versteht sich nur so lange, als es der herrschenden Volksschicht beliebt); ihr seid der Arm der exekutiven Gewalt, also ein Theil von ihr, und die exekutive Gewalt ist in unserem allein selig machenden Staats-Recept der diametrale Gegensatz der gesetzgebenden. An dieser könnt ihr daher niemals Theil haben, in keiner Weise, weder als Wähler noch als Wahlfähige; ihr gebt keine Abgaben, sondern ihr zehrt von den unsrigen, u. s. w." Wie leicht diese ungerechte Ansicht auch zu widerlegen sein mag, so lasse ich mich doch hier nicht darauf ein, denn ich bemerke mit Schrecken, daß ich mich zu Dingen verstiegen, die wenigstens nicht in einen Brief an meine liebe Frau gehören[1]).

---

[1]) Die veränderten Verhältnisse und weitere politische Erfahrungen ließen Roon über diesen Punkt bekanntlich später zu entgegengesetzten Auffassungen gelangen: war es doch, bald nachdem er Kriegs-Minister geworden war, sogar seiner Initiative zu danken, daß — zunächst auf Anordnung des Königlichen Kriegsherrn — das politische Wahlrecht von sämtlichen aktiven Militär-Personen nicht ferner ausgeübt wurde (wenn ich nicht irre, seit dem Jahre 1861); und gleichfalls auf Roon's Veranlassung vertraten schon bei der Vereinbarung der Verfassung des Norddeutschen Bundes die Regierungen in offizieller Weise diesen Standpunkt, der seitdem längst zu entsprechenden Festsetzungen in der deutschen Reichs-Verfassung geführt hat. Aber freilich geschah dies nicht, weil man sich vor einem konstitutionellen Rezepte oder einer liberalen Doctrin verneigte — sondern weil vor allem die Notwendigkeit erkannt und allen anderen Erwägungen vorangestellt worden war: daß im Interesse der militärischen Disziplin die Armee und sämtliche aktive Personen des Soldatenstandes vor den politischen Umtrieben und Wahl-Agitationen unter allen Umständen bewahrt werden müssen. (Anm. des Herausgebers.)

den 26. März, Mittags.

„Habe Dank für Deine lieben Zeilen — — — es geht mir wie Dir, ich bin nicht krank, aber sehr matt, wenn nicht eben aufgeregt; es geht allen Leuten so. Das ist das allgemeine Zeitfieber, das uns schüttelt. Heut früh erhielt ich auch ein paar Zeilen von Schlegell, wonach derselbe heute Mittag hier eintreffen will. Ich werde dann, so es mir erlaubt wird, noch einige Tage hier bleiben, dann zu Dir eilen, um Euch abzuholen. Ich habe mich an Moritz[1]) gewandt und ihn für die Meinigen um das kleine Haus in Cardemin gebeten, weil Ihr da, so weit mein Verstand reicht, ruhiger und sicherer seid als in Schlesien, wo die anarchische Aufregung recht bedenklich und wo die Gefahr vor den Russen, wenn auch in weiterer Ferne, nicht zu übersehen ist. —

— — — Gestern Abend kam auch die Königin herüber; ich habe sie nicht gesehen; heute Morgen ist sie zurückgekehrt. Prinzeß Karl ist in Berlin für den Augenblick, ihre Töchter in Putbus; Prinzeß von Preußen hier mit ihren Kindern; desgleichen die Kinder von Prinz Albrecht. Prinz Wilhelm, Adalbert, Waldemar und Albrecht sind in Berlin. Dort gährt es fort. Weiter ist davon nichts zu sagen. — —"

Potsdam, 27. März 48.

„Meine theure Anna! Schlegell kommt sobald noch nicht. Du darfst mich daher nicht Ende dieser Woche, sondern frühestens in der ersten Hälfte der nächsten erwarten, wenn ich es überhaupt möglich machen kann, Euch abzuholen . . . — —

Hier ist vorläufig alles ruhig; auch in Berlin gährt es still weiter. Der König war gestern wieder hier, fuhr aber heute Morgen nach Berlin zurück. Die Königin ist noch hier . . . Heute Abend hoffe ich sie sehen zu können, die arme hohe Kreuzträgerin. Wie wund mag ihr das Herz sein! — —"

Potsdam, 30. März 48.

„Heute endlich ist S. angekommen, und zwar vollkommen. Nun denke ich also an den Abmarsch. Wenn nichts dazwischen tritt, so werde ich übermorgen, d. i. Sonnabend, nach Berlin gehen, mich Krauseneck vorstellen und dann . . . nach Bonn abreisen. —

— — Wenn Du noch Näheres über hiesige Zustände und Verhältnisse hören willst, so mußt Du warten, bis wir uns wiedersehen. Es schreibt sich nicht gut darüber. — Der König ist jetzt im Allgemeinen mehr hier als in Berlin.

— — Am Montag Abend war ich in kleinem Zirkel zum Thee bei der Königin, Dienstags zur Tafel und Abends wieder zum Thee. Die Majestäten waren beide freundlich gegen mich. Die Königin erscheint sehr gefaßt, selbst heiter; der König war Montag sehr still, am Dienstag aber sowohl Mittags als

[1]) Moritz v. Blanckenburg, Besitzer der Rittergüter Zimmerhausen und Cardemin in Pommern, war mit Roon verwandt und innig befreundet. Er ist später sehr bekannt geworden als langjähriger Führer der Konservativen im Land- und Reichstage.

(Anm. des Herausgebers.)

Abends heiter wie sonst. Gott erhalte ihm das und gebe ihm besonders viel Anlaß zur Heiterkeit! — Gestern war Thadden, vorgestern Moritz auf einige Stunden hier. — — Die Eröffnung des Landtags erfüllt alle Herzen mit banger Spannung. — Heute sind die ersten Truppen, ungeachtet des Widerspruchs der anarchischen Parthei, in Berlin eingerückt, 3 Bataillons des 24. Infanterie-Regiments, und mit großem Jubel und Ehren empfangen worden. Morgen folgen 2 andere Bataillons (vom 9. Infanterie-Regiment), übermorgen die Fürstenwalder Ulanen. Wenn das Experiment gut abläuft, so hoffe ich davon eine günstige Wirkung auf die Stimmung in den Provinzen. Aber — Gott lenkt! — —"

— — Anfang April traf Roon in Bonn ein, holte seine Familie ab und brachte sie zu den Verwandten nach Pommern, woselbst er gleichfalls einige Wochen bleiben konnte, dann aber für seine Person wieder nach Berlin zurückkehrte. „Nachdem ich" — schreibt er von dort am 26. April 48. — „die Post in Naugard mit Hülfe meines wahrhaft russisch fahrenden Postillons eingeholt und mit derselben ohne erhebliche Unbequemlichkeit in Stettin und ebenso per Eisenbahn glücklich um 11 Uhr in dem alten B. (Berlin oder Babel) angelangt war, habe ich den Rest des Tages mannigfach beschäftigt zugebracht. Krauseneck weiß immer noch nicht, was er mit mir anfangen soll; ich werde ihm daher gelegentlich auf die Sprünge helfen müssen. Augenblicklich war alles in der lebhaftesten Bewegung wegen des Sieges bei Schleswig, von dem Du die Nachricht in der Zeitung gelesen haben wirst. Ein Privatbrief von Fransecky, der auch dort ist, weiß nicht genug zu sagen, wie gut sich die Truppen (Preußen wie Holsteiner) und mein lieber, junger Prinz benommen. Ich möchte jetzt fast neidisch werden auf Schlegell und die dort befindlichen Generalstabs-Kameraden. —

— ich gestehe — und ich müßte keine Soldatenader in mir haben, wäre es anders — ich wünsche jetzt ernstlich, ich wäre gleichfalls dort, nicht um Lorbeeren zu sammeln, sondern Erfahrung. —"

Den 28. Abends.

„Gestern Morgen stand ich auf um — zu rechnen, eine trostlose Beschäftigung, die mich auch noch einige Tage in Anspruch nehmen wird. Dann eilte ich aufs Büreau, wo ich erfuhr, daß mich der General zum Director der topographischen Abtheilung ernannt habe, worüber ich mich gar nicht besonders freue, weil daraus hervorzugehen scheint, daß der General mich hier behalten will, während ich nichts sehnlicher wünsche als eine Thätigkeit bei den Truppen. Nach Tische ging ich zu einem Pferdehändler, fand ein, wie ich glaube, gutes und passendes Pferd und kaufte es für 230 Thaler. — —

— — — — Heut früh lief eine Einladung nach Glienicke ein; ich konnte mich daher auf dem Büreau nur zeigen und beurlauben, fuhr um 12 Uhr nach Potsdam und langte um $^1/_2$ 2 Uhr in Glienicke an, wo ich mich herzlich erfreute an der Frühlingspracht dieses herrlichen Gartens. Bald kamen die Herrschaften an und waren sehr gütig . . . Sie sind sehr erfreut über die guten Nachrichten von ihrem kriegerischen Prinzen. Ich hatte ihnen Fransecky's Brief

mitgebracht, aus dem ich ihnen die betreffenden Stellen über ihn vorlas, was sehr freudig aufgenommen wurde.

— — — Grüße mir herzlich alle unsere dortigen Lieben. Tröste die Zeitungshungrigen, so gut Du's vermagst, denn sie werden in den nächsten Tagen nichts für ihren Appetit erhalten, weil — sämmtliche Drucker der hiesigen Residenz heute bis auf weiteres ihre Arbeit eingestellt haben, da sie höheren Lohn und bessere Bedingungen gefordert, doch nicht erhalten haben. Wenn es etwa die Bäckergesellen nächstens ebenso machen, so werden wir uns auch ohne Brod behelfen müssen. — — —"

Berlin, 29./4. 48.

„— — — — Heute gegen 7 Uhr Abends wanderte ich in die Wahlversammlung, die abgehalten wurde im großen Gesellschaftssaale des — Prinz Karl'schen Palais, natürlich mit Genehmigung des Eigenthümers. Im Hinaufgehen schloß ich mich an den jüngeren Radziwill (Fürst Bogislav R.), der mir in großer Aufregung und mit lebhafter Mißbilligung mittheilte, er erhalte soeben die Nachricht, daß seine exaltirten Landsleute die Österreicher in der Gegend von Krakau angegriffen hätten, aber tüchtig geschlagen wären; 400 der Versprengten seien auf dem Wege nach Berlin, wo sie Geschäfte zu machen gedächten. — Wie es in der Wahlversammlung zuging? — Nun, im Allgemeinen sehr anständig, wenngleich etwas heftig. Das Resultat der Vorwahl war recht günstig. Die meisten Stimmen erhielten: Präsident v. Grollmann, Buchhändler Reimer, Schlosser-Altmeister Stadelmann, General Peucker, Lieut. a. D. Heitz, Hofbuchdrucker Decker und Fürst Radziwill. Ein Versuch, politische Doctrinen auf die Bahn zu bringen, scheiterte völlig und erregte lauten Unwillen. Ich bekehrte im Stillen einen braven Uhrmacher von den gangbarsten Vorurtheilen, da während des Zählens der Stimmzettel lange Pausen eintraten. — Was ich von andern Wahlbezirken gehört, berechtigt zu der Erwartung, daß auch die hiesigen Wahlen so zu sagen conservativ, d. h. was man heute so nennen kann, ausfallen dürften; namentlich haben die Proletarier von der Feder wohl wenig Aussicht, für unsere Versammlung gewählt zu werden. Dennoch mag es Einzelnen von ihnen glücken. — Übrigens fangen die Parteien an sich schärfer zu sondern. So hat sich gestern der „konstitutionelle Klubb" gespalten und heute schon getrennt getagt. Vorläufig sind daher die Auspizien für die Aufrechthaltung der Ruhe scheinbar günstig, allein ein Hauch verändert die Atmosphäre in diesen Zeiten, und nur Wolken bedecken dann den eben noch heiteren Himmel. Daß die hiesige Bürgerwehr, so kriegerisch sie sich auch geberdet, einem ernsthaften Vorstoße gewachsen sein sollte, glaube ich noch immer nicht, denn ihr fehlt die Disciplin, weil sie über jeden Befehl vor der Ausführung zu deliberiren für ihr Recht hält; davon habe ich mich gestern Abend überzeugt, wo eine Compagnie über $^1/_2$ Stunde gegen ihren Führer bellte, als dieser von ihr verlangte, daß sie 1 Gefreiten und 3 Mann zum Patrouilliren stellen sollten. — —"

Den 30. Abends.

„— — ich habe meinem Prinzen einen langen Brief geschrieben, bin aber in Verlegenheit, wie ich ihn zur Post schaffen soll, da morgen, wegen der Wahlen, alle Geschäfte stille steh'n. Man ist übrigens für morgen nicht ohne Besorgniß, da man fürchtet, daß die für direkte Wahlen fanatisirte Partei Störungen versuchen wird; ich fürchte mehr die Langwierigkeit der Operation, die schon um 8 Uhr beginnt und möglicher Weise bis zum späten Abend dauern kann, da manche Bezirke 5, auch 6 Wahlmänner zu bestellen haben. — —

Den 1. Mai 48, Nachm.

„Seit heute früh urgewählt, und doch sind wir kaum zur Hälfte fertig, denn die Wahlen für Frankfurt sind noch sämmtlich im Rückstande. Das Resultat ist nicht ungünstig, da bisher nur ordentliche und angesessene Leute gewählt wurden. Aber die Fehler des Systems sind schon jetzt bei diesem ersten Versuch in demselben deutlich genug hervorgetreten. Umtriebe und Parteiwesen waren nicht zu verkennen. Heute ging's noch ziemlich ungeschickt damit zu, künftig werden's die rüstigen Volksmänner schon feiner machen. Und das Sündlichste dabei ist, daß man die Segel streichen oder — sich zu ähnlichen Kunststücken verstehen muß. Gott bessere es! —

Heute ist die Bildung und Aufstellung einer Bundes-Armee von 60000 Mann (darunter 20000 Preußen) in der Gegend von Nürnberg befohlen worden. Von uns kommen das 8. und 22. Infanterie-, das 18. 19. 20. Landwehr-Regiment, das Garde-Dragoner-, 10., 12. Husaren- und 7. Kürassier-Regiment nebst 6 Batterien dazu. In Stelle des 18. und 19. Landwehr-Regiments sollen märkische und pommersche Landwehren nach Posen rücken! Da dieses Korps einen Stab erhalten muß, so ist es mir sehr wahrscheinlich, daß ich dazu kommen werde. — — — Jedenfalls ist die Maßregel als ein Symptom der Lebensfähigkeit des Bundes freudig zu begrüßen. Gott gebe uns einen tüchtigen Führer! Bis jetzt ist derselbe noch nicht ernannt. — —

Nun will ich noch einmal zu den Wahlen zurückkehren, wiewohl ich mein Gewissen nicht eben sehr beschwert fühle, wenn ich mich an dem Frankfurter Kohl auch nicht betheilige."

Berlin, 4. Mai 48.

„— — Der Zweck dieser flüchtigen Zeilen ist lediglich, Dich zu bitten, mich schnell zu benachrichtigen oder vielmehr in Kenntniß zu erhalten von den dortigen Vorgängen und Stimmungen, damit ich Euch nöthigenfalls zu Hülfe eilen kann. Dein Brief erwähnt eines Aufzuges der Tagelöhner (in Pommern!), um Forderungen und Rechte geltend zu machen; Du schreibst mir aber nicht, wie die Sache abgelaufen ist. — — —

Die Resultate der hiesigen und anderer Wahlen in den großen Städten sind im Allgemeinen, wie man sagt, als günstig zu betrachten, d. h. ziemlich konservativ und nun auf dem Lande — dieser Unsinn! — Eine wichtige Veränderung, die hier vorgegangen: Reyher ist durch Graf Canitz im Ministerio ersetzt worden.

Fischer hat die Stelle von Cosel! und Oberstlieut. v. Griesheim die Stelle des Chefs des Allgemeinen Kriegs-Departements erhalten. Gott gebe, daß der Armee daraus der Vortheil erwachse, den man davon erwarten kann. — Über mich ist noch nichts verfügt, aber ich rechne darauf, mit zur Reserve-Armee nach Nürnberg gesandt zu werden. Ich habe deßhalb gestern noch ein tüchtiges Pferd für wenig Geld gekauft. — —"

Berlin, den 7. Mai.

„— — Die neueren Nachrichten über die Wahlen sind im Allgemeinen nichts weniger als günstig. In Breslau und in Königsberg und ebenso auf dem Lande in Schlesien, auch in einem Theile der Mark, entschieden demokratisch; besser lauten die Nachrichten aus einem Theile Rheinlands und Westphalens. Die tugendhaften Berliner Konservativen, d. h. die ehemaligen Liberalen in Glacéehandschuhen, machen jetzt den Landjunkern ganz laut den Vorwurf, daß sie versäumt hätten, den nöthigen klingenden Einfluß auf das Landvolk auszuüben; das gehöre sich zum konstitutionellen Wesen, wie das Beispiel von England hinlänglich beweise; für einen Thaler und einen Scheffel Kartoffeln sei jede Stimme feil gewesen.

Dieser zur Verherrlichung des neuen Systems dienende Rath kommt übrigens etwas spät, beweist aber, wie bange den Capazitäten vom Geldsack ist. — — — ich bin schmerzlich gespannt auf Deinen nächsten Brief, vorzüglich wegen des Verhältnisses mit den Tagelöhnern. — —

Nach der heut Nachmittag angekommenen Posener Zeitung hat General Hirschfeld den Insurgenten am 4. bei Wreschen namhaften Verlust beigebracht. General Pfuel ist seit einigen Tagen nach Posen abgegangen mit einer General-Vollmacht. Möchten nur nicht die unseligen diplomatischen Verhandlungen von neuem beginnen! Wenn wir hier von neuem uns schwach zeigen, so wird uns der Miniatur-Krieg in Schleswig auch nicht zu Ehren bringen. — — Gestern ist K. aus Bonn angekommen . . . mit der Nachricht von der dortigen Wahlschlacht, die der große Kinkel glänzend verloren hat. Sein Haufe hat sich an den Fensterscheiben der Gegenpartei gerächt. Die Nachrichten aus Aachen und Trier sind sehr betrübend, die Anarchie ist zur Herrschaft gekommen. Auch in Solingen hat man wieder Fabriken zerstört. Wie wird das alles enden? Wohl möchte man verzagen, aber Gott lebt noch! Geduld! — Wo ich esse? Gewöhnlich bei Lutter & Wegner. . . Mein Plan, mit einem der Offizier-Corps zu essen, ist aufgegeben worden. . . Es ist mir auch interessant, in einer gemischten Gesellschaft zu sein und ihre Urtheile zu hören, wobei ich mich freilich gelegentlich ärgere über Flachheiten und Albernheiten. — Gestern habe ich Krauseneck ganz bestimmt meinen Wunsch zu erkennen gegeben, aus meiner jetzigen schreibenden Thätigkeit in eine mehr militärische überzugehen, wozu das in Franken zusammentretende Armee-Corps Gelegenheit darbiete. Er hat mir freundlich und gewährend geantwortet, aber — ich glaube, des lieben, väterlichen Mannes Abschied ist schon unterschrieben. Dennoch rüste ich mich ernstlich. — — —"

Sonntag, 7. Mai, Nachmittags.

„Dein vor zwei Stunden erhaltener Brief hat mich wenigstens in einer Beziehung sehr beruhigt. — — —

— — Das Gerücht versetzt mich jetzt auch ins Kriegsministerium auf den ehemaligen Herrmann'schen Posten, der durch Griesheims Aufsteigen leer geworden ist. Aber es ist kein Gedanke daran; und ich füge hinzu: glücklicherweise, denn ich passe nicht dazu und würde doch etwas mit meinem Gewissen ins Gedränge kommen, da ich sonst wohl für Pflicht halten möchte, mich, in Eurem Interesse, allem zu fügen, was ohne Verletzung des inneren Menschen möglich ist. Doch nein! In diesem Falle müßte ich doch wohl jedenfalls meine Dienste versagen. Viel lieber ginge ich nach Polen, um dort nach Kräften zu helfen. — Dort steht es in der That bedenklich, wie es scheint. Seit 3 Tagen fehlen die offiziellen Berichte. Deßwegen ist gestern Abend ein Generalstabsoffizier entsandt worden, um Nachrichten einzuziehen, da man nicht ohne Grund fürchtet, die Kuriere möchten durch die Insurgenten aufgefangen sein. — — Die Details des dortigen Kampfes sind schaudererregend; die Erbitterung überschreitet auf beiden Seiten jedes Maaß. So erzählte mir heute Fürst Radziwill, daß ein Offizier des 7. Infanterie-Regiments, der polnische Verwundete vor der Niedermetzelung schützen wollte, von seinen eigenen Leuten 8 Kugeln durch Helm und Kleider erhielt, die ihn indeß Gottlob nicht verletzten. — —

Büchsel predigte heute sehr erbaulich. — — Mit Dove, den ich auf der Promenade traf, und der jetzt hier sehr eifrig in der Politik arbeitet, hatte ich eine sehr heftige Debatte. Er sprach mit großer Bitterkeit über die jetzigen Zustände, die er allein der vorigen Regierung zur Last legte; ich antwortete ihm, daß ich sie noch mehr der Eitelkeit, dem Hochmut und der anmaßlichen, wählerischen Kritik *seiner* Partei, den zahmen Liberalen, Schuld gebe. Er wollte sich gegen die Pille wehren, aber er mußte sie herunterschlucken. — —"

Montag, den 8., Nachmittags.

„— — Aus Posen die gräulichsten, blutigsten Nachrichten. Zwar ist der beabsichtigte Entscheidungsschlag gegen das Gros der Insurgenten noch nicht geschehen, aber zahlreiche Mord- und Blut-Szenen sind vorgefallen. In der Gegend von Bromberg furchtbare Aufregung, auch in der Stadt Posen, der deutschen und polnischen Bevölkerung gegen einander. Wie soll das enden? Gott segne unsere Waffen! —

Die hiesigen Wahlen sind sehr buntscheckig ausgefallen. Unter den Gewählten sind Burgemeister Grabow aus Prenzlau, die Prediger Jonas und Sydow und der bekannte Republikaner Jung aus Cöln. Die ehemaligen Liberalen sind in Verzweiflung über den Ausgang der Wahlen und sprechen schon ganz laut von Reaction und Gegen-Revolution. Ja, wenn es mit dem großen Maul gethan wäre! — Ich will, ungeachtet einer gewissen innerlichen Abneigung, meine Bekanntschaft mit Sydow doch wieder ein wenig anknüpfen, um einmal zu hören, was seine Couleur noch für Hoffnungen zu hegen wagt. —

— — — Abends. Eben komme ich von Fischer, leider wieder um Hoffnungen ärmer. Denn erstens ist die Zusammenziehung der Armee in Franken wieder abbestellt, und zweitens sind seine Ansichten über die Personen, die hier zu Abgeordneten gewählt worden, um vieles trüber, als es die meinigen — bei unvollkommener Kenntniß derselben — waren. Die gute Hälfte der Gewählten besteht aus Radikalen. Aus den Provinzen werden Kuhhirten und Nachtwächter zur Versammlung geschickt werden. Unter diesen Umständen wird eine neue Revolution nöthig, um dem oben auf schwimmenden Bodensatz zu seiner richtigen Stelle zu verhelfen. Welch' tröstliche Aussicht! Vorhin, auf meinem Ritt, begegnete ich Holleben, der Wahlmann gewesen in dem Bezirk, wo man Jung gewählt. Er versicherte, daß dies Resultat nur aus Angst vor den Arbeitern erzielt worden; man hatte erzählt, diese seien schon im Anzuge, um die Wahl zu erzwingen, und da „Ruhe die erste Bürgerpflicht," so haben die Feigherzigen nachgegeben. Ich habe Fischer zugeredet, dahin zu wirken, daß ein größeren Theil der Armee in Kriegsbereitschaft gesetzt, daß namentlich die Reserven der Garde einberufen und die Gardelandwehr zusammengezogen werde. Denn die Krisis ist nahe, wo wir sie brauchen werden. Stecken diese trefflichen Elemente dann noch im sogenannten Volke, so gehen sie verloren und werden von der Ansteckung nicht frei bleiben; wir werden sie nicht bloß nicht auf unserer Seite, sondern vielmehr auf der entgegengesetzten haben. — Das Leib-Regiment und das 1. Bataillon des 12. Regiments treten morgen ihren Marsch nach Posen an, von wo die Nachrichten noch um nichts genauer sind; ein Hauptschlag ist seit dem unglücklichen Gefecht von Miloslaw noch immer nicht geschehen. Im Ministerio täuscht man sich hier mit der Hoffnung, die Polen hätten ihre Sache selbst aufgegeben, weil die Hauptleiter des Aufstandes hier sind, um sich nach London zu begeben. Man weiß es, — und arretirt sie nicht, o der Feigheit! ja man dünkt sich sehr klug in dieser Mattherzigkeit. Und was wird es sein mit jenen Durchreisenden? Es werden ohne Zweifel Agenten sein, die sich nach London begeben, um Geld und Kriegsbedürfnisse anzuschaffen. Ach! ich fürchte, wir werden uns noch mehr Schande kaufen, denn Halbheit regiert im neuen wie im alten System. Gott straft uns sehr hart, aber wir verdienen es ohne Zweifel. — — — Dienstag, 9. Mai, Morgens. Mieroslawski, durch unsere Truppen bei Mielezyn gegen die russische Grenze gedrängt, hat am 7. zu kapituliren verlangt. Man hat ihm geantwortet, daran sei nicht zu denken, er müsse sich auf Gnade und Ungnade ergeben. So sagt ein heut früh per Estafette angekommener Brief des General Colomb an seine Frau, vom 8., früh 7 Uhr datirt. Die Angelegenheit wird daher jetzt schon entschieden sein, d. h. in der Hauptsache, denn Ruhe und Ordnung werden im Großherzogtum noch lange in Frage bleiben. — — — —"

Einige Tage nach diesem Briefe eilte Roon wieder nach Pommern zu den Seinigen und von dort mit seiner Frau und den beiden ältesten Söhnen nach Schlesien, wo letztere dem Kadettenhause in Wahlstatt übergeben wurden. — Kurze Zeit darauf wurde auch Roons Wunsch, einem Truppen-Kommando überwiesen zu werden, erfüllt. Er ward zum General-Kommando des 8. Armeekorps versetzt,

kehrte also wieder an den Rhein zurück. Seine Frau hatte sich inzwischen wieder nach Pommern begeben, und Roon schreibt ihr dorthin sofort nach seiner Ankunft in Coblenz (am 10. Juni 1848):

„— — Gestern Morgen um $^1/_2$ 6 Uhr bin ich glücklich hier eingetroffen. Wie ich Berlin verlassen, wird M. Dir gesagt haben. In Potsdam empfing mich unser Prinz auf dem Bahnhof. Während wir, eine kleine, für mich gebetene Abendgesellschaft erwartend, im Lustgarten schlenderten, hatten wir die Freude, den Prinzen von Preußen an der Seite seiner Gemahlin in einem mit Kränzen und Laubgewinden geschmückten Wagen vorüberfahren zu sehen. Um $^1/_2$ 11 mußte ich aufbrechen; der Prinz begleitete mich mit der Gesellschaft zum Bahnhofe. Die Nacht ging ziemlich gut vorüber; auch der folgende Tag, denn ich hatte gute Gesellschaft, Bremer und Elberfelder Kaufleute, wohlgesinnte und gescheute Männer. In Hamm sprach mich Prinz Waldemar, der hier den Zug bestieg, um gleichfalls nach Düsseldorf zu gehen. — — Hier hat man mich von allen Seiten sehr freundlich empfangen. — — —

Die Volksstimmung ist hier in Coblenz und am Rhein überhaupt im Allgemeinen gut und gesetzlich. Nur in Cöln und Aachen ist die Umsturzpartei noch immer sehr rührig. Wir haben die sichersten Anzeichen, daß zu Pfingsten oder kurz nachher, d. h. also in den nächsten Tagen, ein großer Schlag, ein Putsch in anarchischem Sinne, in allen großen Städten beabsichtigt wird, namentlich in Frankfurt und Cöln. Die alte Hecker'sche Partei, die Republikaner von Hanau, Heidelberg, Mannheim u. s. w. werden versuchen, auf die National-Versammlung zu wirken oder sie auseinander zu treiben. Anneken und Gottschalk in Cöln, sowie ihre Spießgesellen in Aachen, Düsseldorf &c. wollen gleichzeitig losbrechen; auch in Trier zieht sich wieder eine drohende Wolke zusammen. Dies Alles soll mit einem in Berlin geführten Schlage gleichzeitig wirken, damit die Katastrophe allgemein und folgenreich sei. Wir sind auf unserer Hut. Der General fürchtet sich nicht; das ist die Hauptsache, menschlich angesehen; und dann — Gott lebt noch! — —

Hier in Coblenz haben wir zwar auch einen „Klubb", aber seine Tendenz ist erträglich. Übrigens habe ich nichts von außerordentlicher Aufregung und Bewegung im Volke wahrgenommen; kaum eine Spur vom Berliner Taumel, aber die Rheinländer sind, wie du weißt, sehr beweglich und aufregsam, daher ist nicht auf sie zu bauen. Die Truppen sollen, mit Ausnahme eines Regiments, vom besten Geiste beseelt sein. Die ruhigen Leute in der Provinz fürchten sich übrigens weniger vor dem eigenen als vor dem Berliner Ungeziefer. Wenn dies in der Hauptstadt die Windkante gewinnen sollte, erst dann fürchtet man, daß es auch hier möglich sei, sonst nicht. — —"

Coblenz, 12. Juni 48.

„— — Abgesehen von unserer Trennung habe ich mich glücklich zu schätzen, daß mich das Schicksal hierher geworfen hat. Dabei denke ich nicht an die Anmut der Gegend und die Leichtigkeit des rheinischen Lebens, wenigstens nur nebenbei, sondern vorzugsweise an die Persönlichkeit des Generals v. Schrecken-

stein. Dieser Mann, von dem die Erhaltung dieser schönen Provinz wesentlich abhängt, scheint alle Bürgschaften für die Erreichung dieses Zieles darzubieten. Er scheint durchaus furchtlos und entschlossen und geht allen Stürmen, die unsere Zukunft bedrohen, mit männlicher Zuversicht entgegen. Dabei eine höchst liebenswürdige, umgängliche Persönlichkeit, mit der sich's leicht lebt, weil man Vertrauen zu ihr haben kann. — —

den 13. Abends.

„Der Mensch denkt und Gott lenkt.“ Vor wenigen Stunden habe ich von dem braven General Schreckenstein den Abschied genommen. Wer weiß, ob und wann ich ihn wiedersehe. Er ist durch einen Brief des Minister-Präsidenten plötzlich nach Berlin berufen worden, weßhalb, war nicht gesagt, wahrscheinlich um das Kriegsministerium zu übernehmen. Gott gebe ihm die nötigen Kräfte und stärke seine schwache Gesundheit, denn an Mut und Einsicht fehlt es ihm nicht: davon könnte er Manchen ohne Schaden abgeben. . . — . . Er entschloß sich sehr ungern und erst nachdem mir der Oberpräsident, bei dem wir schlendernd angekommen waren, zu Hülfe gekommen. Es ist allerdings ein schwerer Entschluß, im gegenwärtigen Augenblick mit einer geschwächten Gesundheit in ein, wenn auch noch nicht untergehendes, so doch von schweren Stürmen geschaukeltes Schiff zu steigen, wenn man sich damit zugleich von einem Posten entfernen muß, dem man völlig gewachsen zu sein das Bewußtsein hat. Für uns ist diese Schickung gleichfalls nicht leicht, namentlich für mich. Denn wenn ich hier als erster und verantwortlicher Ratgeber etwa neben einem schwachen und unfähigen alten Mann fungiren soll, so riskire ich, mit ihm zugleich um Ehre und Reputation zu kommen. — — Der beabsichtigte Pfingst-Krawall, der auf heute auch für Coblenz auf das Bestimmteste angesagt war, scheint nicht zu Stande gekommen zu sein. . . Der Oberpräsident war noch um 6 Uhr so sehr von dem Stattfinden des Spektakels überzeugt, daß er sich von mir mit den Worten trennte: „Nun auf Wiedersehen bis zum Abend!“ und jetzt ist es fast 11 Uhr und die Stadt fast todtenstill. — —

Gestern schrieb ich einen Aufsatz für die Stettiner Zeitung, den ich morgen abschicken will. Es handelt sich darin um die nun für Sträflinge und gemeine Verbrecher abgeschaffte und nur noch für die Vertreter der Königlichen u. Volks-Majestät, d. h. für Minister und Abgeordnete beibehaltene Strafe der körperlichen Züchtigung und um die politischen Folgen dieser am 9ten in Berlin beliebten Maßregel; ich hoffe übrigens, daß man in den Provinzen die kräftigsten Proteste dagegen in Bewegung bringen wird. — — —“

den 18. Abends.

„— — In den letzten Tagen war ich durch verschiedene Abhaltungen, theils auch durch einen freilich überflüssigen Aufsatz politischen Inhalts an der Fortsetzung dieser Zeilen verhindert. Überflüssig nenne ich den Aufsatz, weil meine Feder nicht Schritt zu halten vermocht hat mit den Ereignissen, die sich von Tag zu Tag mehr überstürzen, so daß wir nun nächstens ganz auf dem Rücken liegen werden. Wie mir das Herz blutet bei den Berliner Zuständen, die täg-

lich entsetzlicher werden, vermag ich nicht auszudrücken. Gestern war ich wirklich ganz muthlos; mein höchster Wunsch war ein baldiger, ehrlicher Tod. Durch Gottes Gnade bin ich heute wieder etwas aufgerichteter; der Mann soll und darf ja nicht verzweifeln, und das Gewehr wegzuwerfen ist eine Feigheit. Es ist immerhin demüthigend, so an sich selbst zu erfahren, wie schwache Augenblicke man haben kann. Unsere Heimsuchung ist in der That nicht leicht. . . . Aber genug mit diesen wenigen Worten über eine Stimmung, die ich Dir nicht verhehlen mochte, wenngleich ich mich ihrer schäme. — —

Was wir befürchteten, ist eingetreten: General Schreckenstein ist für uns hier in Coblenz verloren. Er hat heute geschrieben, daß er sich bereit erklärt, das Kriegsministerium einstweilen zu übernehmen. Gott weiß, ob er mehr Glück damit haben wird als seine Vorgänger; mehr Zeug hat er dazu. Wenn er aber dennoch an der Schwierigkeit der Verhältnisse scheitern sollte, so ist der Verlust ein doppelter, denn wir haben dann nicht bloß einen Kriegsminister verloren, zu dem man Vertrauen haben konnte, sondern auch hier einen kommandirenden General, wie er nicht besser gewünscht werden konnte. — — —

Am 14. machte ich einen Besuch bei Moltke und beim Oberpräsidenten, den Abend brachte ich ganz gemüthlich bei Höpfner's zu, die mich mit Freundlichkeit überhäufen. — — Den gestrigen sehr heißen Nachmittag brachte ich im sehr schönen Garten des General-Kommando's zu . . . und soupirte dann mit Harry Arnim, den ich auf der Rheinbrücke getroffen und der im Begriff ist nach Frankfurt a. M. überzusiedeln, wo er eine diplomatische Stellung erhalten hat. Es gesellte sich der von den früheren Landtagen bekannte Herr v. Mylius zu uns, der nach den Pfingstferien nach Frankfurt a. M. zurückkehrt, wo er beim Reichstage mitwirkt. Er hatte von den dortigen Zuständen eine tröstliche Vorstellung und hofft, daß dort Gutes zu Stande kommen werde; die Berliner Verhältnisse sah er aber gleichfalls im düsteren Lichte, indem er die Unentschlossenheit und Thatenlosigkeit des Ministeriums tadelte, dessen Abtreten oder Veränderung er nach der letzten Abstimmung der National-Versammlung als nahe bevorstehend betrachtete. Anneken und Gotschalk, die rheinischen Führer der communistisch-republikanischen Partei, sind, nach seiner Aussage, mit Anderen ihres Gelichters von Frankfurt, wohin sie sich zu einem Kongreß begeben, nach Berlin gegangen, weil sie dort mehr Lohn für ihre Umtriebe zu finden hoffen als in Frankfurt. — —"

Coblenz, den 26. Juni, Morgens.

„— — Die Nachrichten aus Paris sind fortwährend ebenso unbestimmt als beunruhigend. Man schlägt sich seit mehreren Tagen in den Straßen; aber man weiß nicht genau, wofür; ich glaube nicht zu irren, wenn ich meine: für das Eigenthum, wenngleich die gegen den Besitz oder vielmehr gegen die jetzige Besitzvertheilung streitende canaille ohne Zweifel irgend ein beschönigendes Schlagwort auf ihren Fahnen haben wird. Louis Napoleon und die Polacken, besonders diese letzteren, agiren ganz gewiß hinter der Gardine. Ein Sieg des Pöbels in Paris würde natürlich die republikanisch-communistische Partei in Deutschland,

namentlich in Berlin und Cöln, neu befeuern und stärken und daher mit oder ohne Kampf zur Herrschaft oder zum Untergange führen. Ich habe es immer als unvermeidlich angesehen, daß es so kommen wird; es schreckt mich nicht, wenngleich ich auf Seiten der Ordnungsliebenden noch immer viel von der alten Mattheit und Lauheit, auf der andern dagegen Zusammenhang und Energie bemerke; denn die Energie wird sich, wie ich hoffe, bei jenen ganz plötzlich finden: in dem Augenblicke, wo man Hand an ihre Geldsäcke legt, und dann haben sie doch auch immer noch die Armee und die Majorität für sich. Gewiß hängen die Pariser Kämpfe wieder genau zusammen mit den Regungen unserer Umsturz-Partei in Cöln ꝛc. Wir haben daher höchst wahrscheinlich Krawalle vollauf, sobald das Resultat der Pariser neuen Bluthochzeit bekannt sein wird. Ja, in der That! Die Polen haben es begriffen, daß sie den Kampf um ihre sogenannte Freiheit nicht in ihrem Vaterlande zu führen brauchen. Aber ich hoffe, sie werden die Pariser Schlacht ebenso gut verlieren, wie sie die Prager verloren haben. Und dies schädliche Ungeziefer haben wir wiederholt freigelassen! —“

R. v. D.

(Fortsetzung folgt.)

In schwerer Bö.

Erzählung

von

Hans Nagel von Brawe.

(Schluß.)

Dankern kehrte zurück und fand seine Frau wortkarg und mißlaunig. Welches Thema er auch berühren mochte, er begegnete keinem Interesse.

„Wenn du heute so ungern zuhause bleibst, mein Kind, so werde ich unser Kommen wieder anmelden,“ äußerte er im Laufe des Nachmittags.

„Nein nein, nun ist's einmal geschehen,“ antwortete Lizzie.

Der Nachmittag verging und der Abend, Lizzie blieb einsilbig und übellaunig, und Dankern suchte vergebens, sie umzustimmen.

Auf seinen Vorschlag, ihr vorzulesen, antwortete sie mit kaum unterdrücktem Gähnen:

„Nur heute nicht deine Gelehrsamkeit.“

„Wie du willst, mein Kind,“ sagte er und nahm ein Buch.

Seine Augen aber sahen nicht auf das Buch, sie waren mit trübem Ausdrucke auf die gerichtet, die er so ernst, so treu und wahr liebte und die glücklich zu wissen sein höchstes Ziel war.

Dann begegneten sich ihre Blicke. Und Lizzies Augen, vorher so matt, so teilnahmslos, sie fingen an, sich zu beleben. Voll Sehnen hingen sie an dem

Gatten. Es war, als ob plötzlich eine andere Seele in sie gezogen. Aller Mißmut war verschwunden, mit stürmischer Leidenschaft warf sie sich an die Brust ihres Mannes. Sie küßte seinen Mund, seine Hände und dann kniete sie vor ihm und umschlang seinen Hals, als er sie aufheben wollte, und zog ihn zu sich hinab an die klopfende Brust. „Du liebst mich nicht, Ulrich“ rief sie in höchster Leidenschaft, „du fühlst nicht, was in meinem Herzen brennt, welche verzehrende Glut! Sag', bist du denn glücklich? Ich ertrage nicht deine Ruhe, deinen Ernst! O, sage mir, daß du mich liebst, mich verstehst — fühle mein ungestilltes Sehnen, — Ulrich, begreife mich! — Lösche sie nicht aus, die lodernde Flamme, nein, nein, du kannst sie nicht ersticken wollen! — Sie soll dir ja leuchten — nur dir, du Einziger, du mein lieber Mann!“

Sie sah zu ihm hinauf. Ihre Augen leuchteten in feuchtem Glanze, so flehend, so hingebend, und er — verstand nicht dies leidenschaftliche Herz.

„Wie kannst du an meiner Liebe zweifeln, meine Lizzie, an meiner tiefen, ernsten Liebe?“ antwortete er mit vollem, überzeugendem und ernstem Brusttone. „Soll es mich aber nicht traurig stimmen, wenn ich sehe, wie du dich immer mehr den Interessen entfremdest, in denen wir einst gemeinsam Freude fanden, in denen wir uns zu veredeln und unser Wissen zu bereichern suchten? Kann es mich unberührt lassen, wenn du so ganz deinen Schwerpunkt in der Oberflächlichkeit des Salonlebens suchst, wenn du besondere Genüge findest in der Konversation mit gerade solchen Menschen, welche — am wenigsten mir deines Zutrauens würdig erscheinen?“

Sie aber erschrak vor diesem Tone. „Mein Gott, ist das seine Antwort auf die Worte alle, die mein heißes Herz mich ihm zurufen ließ? Habe ich ihn denn nicht gekannt, ist es wahr? Ist sein Empfinden anders wie meines? Führen denn wirklich unsere Charaktere uns auf verschiedene Bahnen, weit auseinander laufend — und immer weiter? Ist denn das Liebe, was mir geboten wird? Waren denn die Tage, die Monate hinter uns nur ein Trug, nur ein Traum?“

So jagte es in wilden Fragen durch Lizzies Gehirn, — dann schlug ihr Puls ruhiger, immer ruhiger! Und noch während ihr Haupt an Dankerns Brust ruhte, während er die Lippen liebevoll auf den dunklen Scheitel drückte, — da erloschen die wildlodernden Flammen der Leidenschaft in der Brust der jungen Frau, — sie fanden nicht Nahrung im belebenden Geist des Verständnisses, — des Verstandenseins! —

X.

„Herr von Krall war gestern Nachmittag hier, wie mir Tom sagt, meine liebe Lizzie,“ warf Dankern am folgenden Morgen während des Frühstückes wie beiläufig hin.

„Er wollte dich auffordern, dennoch den gestrigen Ball zu besuchen!“

„Ich bin ihm sehr dankbar, denke aber, daß ihm an meiner Gegenwart wohl nicht gar zu viel gelegen sein dürfte. Krall ist kein Mann, der sich in Gesellschaft von Herren, — von Männern — gefällt, und ich füge hinzu, auch er gefällt dort nicht. Sein Erscheinen wirkt wie der Mehltau auf die Frucht.

Die sonst arglosesten Männer können sich von dem Gefühle nicht frei machen. Und dann ist er doch oft geradezu unliebenswürdig in seinen sarkastisch-realistischen Einwürfen."

„Dein Urteil ist mir unverständlich, Ulrich. Er besitzt vortreffliche Formen und chevalereske Manieren." —

„Die er nur unter Damen zur Geltung bringt!"

„Nun, ich habe sie niemals bei ihm entbehrt. Seine außerordentliche Gewandtheit, körperliche wie geistige, die wird und kann ihm doch niemand abstreiten. Seine Menschenkenntnis und Beobachtungsgabe, sowie die Schlagfertigkeit in der Rede, machen ihn im Salon gern gesehen und — ich leugne es nicht, wir Frauen halten ihn für den interessantesten Kavalier der Gesellschaft, ganz abgesehen von seinem bestechenden Äußeren."

„Eben jene Schlagfertigkeit, jenes geistige Jongleurtum, läßt seine Begabung überschätzen. Er ist nach meiner Ansicht ein Charakter, der nur an der sichtbaren Oberfläche gleichsam vergoldet ist — ohne Tiefen, ohne Würde."

„Besser vergoldet wie rostig!" rief sie in heiterem Tone, dem Gespräche eine andere Wendung gebend. „Wie kannst du nur so einseitig urteilen, Ulrich, so hart? Wenn alle Männer so wären wie du, dann würde am Ende das Lachen ganz abgeschafft werden."

„Ich will dich weder in deinem Urteile noch in deinen Handlungen unnötig einengen, meine liebe Frau. Vielleicht wirst du selbst einst einsehen, wie recht ich hatte."

„Nun, über das „einst" werde wenigstens ich mir die Gegenwart nicht verkümmern!"

* * *

Die Gesellschaft Washingtons hatte sich zu einem offiziellen Rout beim belgischen Generalkonsul vereint. Der Karneval nahte dem Ende, und wer nicht dringend verhindert wurde, war heute erschienen.

Es war ein Wogen, ein Durcheinander, wie es eben eine solche Gesellschaftsform mit sich bringt.

„Man sucht oder meidet auch diesen und jenen, man macht kurze Phrasen aus Höflichkeit und ist sehr beschäftigt, oder man spricht eingehend und leise in einer Fensternische, wenn Interessen mitspielen — und dann hat man Zeit, viele Zeit. Keine Miene aber darf verraten, was der Mund spricht, das lehrt die Praxis für die Salon-Konversation!" So lautete die Erklärung, die einst Krall gab, als Lizzie ihn fragte, wie er sich den Begriff „rout" präzisiere. —

Umgeben von einer Gesellschaft von Herren der Diplomatie saß Missis Dankern in einer laubenartigen Nische des Greenhouse. Sie hatte sich in einen Fauteuil niedergelassen. Die kleinen Füße, über einander gelegt, ruhten auf einer Fußbank, oder eigentlich ruhten sie nicht, denn im Bewegen der Fußspitze sprach sich eine gewisse nervöse Unruhe aus. Mit spielender Gewandtheit handhabte sie einen Schildplatt-Fächer, in der stahlgrauen Farbe der Atlasrobe garniert.

„Hörten Sie schon von der neuentdeckten wunderbaren Begabung des „clearsighted man," welche nach dem Balle im weißen Hause zum Vorschein kam?" fragte Jonkheer van der Gracht.

„Wer ist Ihr „clearsighted?" Ich war an dem Abend zuhause."

„Wer anders wie der german exmariner," warf ein blasiert aussehender junger Attaché ein. „Er hat eine Vorstellung im Hellsehen gegeben, die in ihren Resultaten allerdings die Vollberechtigung für die Erteilung des eben erwähnten Titels kennzeichnet, aber auch —"

„Nun hören Sie einmal auf mit Ihrem turmartigen Satzbau und seien Sie logisch in sicherer Rede. Sagen Sie mir zuerst, von wem ist die Rede?"

„Also: Mister Krall half einer Dame den widerstrebenden Handschuhknopf schließen, und als er dabei einen Teil der Linien der Handfläche gewahrte, schien er plötzlich erschrocken und prallte zurück. Natürlich fragte Mrs. Yuker, diese war es, nach der Ursache, und Krall erklärte, er habe wunderbares in ihrer Hand gelesen — unerwartetes.

Mrs. Yuker war natürlich nun — vom Wissensdrange beseelt und bestand auf näherer Erklärung. Krall studierte lange und genau die Linien ihrer Hand und flüsterte ihr dann einige Worte in das Ohr, die sie blaß werden ließen und unwillkürlich und erschreckt ausrufen machten: „He is a clearsighted!"

„Und dann?"

„Dann hatte ein unbefugter Lauscher unter den wenigen Worten den Namen Slide erhorcht und —"

„Nun? Weiter!"

„Und heute weiß die ganze Koterie, daß Mr. Slide und Mrs. Yuker in" — er sah sich vorsichtig um — „doch da kommt er ja selbst, der Hellseher, ich habe die Ehre, mich zu empfehlen, Baronin." —

Mit respektvoller Verbeugung trat eben Herr von Krall heran.

„Ich bin glücklich, Sie hier zu treffen, nachdem ich am Nachmittage vergebens versucht habe, Sie zu finden."

„Ich war mit meinem Manne ausgefahren. — Setzen Sie sich her, hier auf den Sessel neben mich, Sie sollen mir erzählen, was das ist mit Ihrer Hellseherei."

„Auch zu Ihnen gelangte schon die Fama? Nun denn, die Sache ist leicht erklärt. Mir ward eben die Gabe — ja zu meinem Bedauern ward sie mir, — durch die Hand in das Herz sehen zu können, ich gehöre zu jenen intuitiven Charakteren, die in ungewolltem Beobachten sich hinein fühlen in das Denken der Mitmenschen, nicht in spiritistischem Sinne, sondern mehr magnetisch oder instinktiv, wenn Sie wollen. Die Hand und das Auge, das sind die Spalten, durch die man ins Herz sieht."

Er hatte immer leiser gesprochen und Lizzies gespannte Aufmerksamkeit aus deren Blicken erkannt. Wohl ein unbewußtes Ahnen hatte nach und nach die übrigen Anwesenden veranlaßt, unter irgend einem Vorwande sich zu entfernen.

Lizzie und Krall waren bald allein.

„Wollen oder können Sie auch mir durch die Hand in das Herz sehen?“ fragte Lizzie halb zweifelnd, halb neugierig, indem sie die langen schwedischen Handschuhe, Knopf für Knopf, zu lösen begann.

„Wenn Sie wirklich hören wollen, was die Linien sagen, wenn ich alles lesen darf, was darin steht, dann gern!“

Er nahm die schmale, weiße Hand, und es durchrieselte seinen Körper, während er sich in die Fältchen und Linien zu vertiefen schien.

Es entging Lizzie nicht, daß die sonst blassen Wangen sich in tiefem Rot färbten und daß dann seine Stimme vor innerer Erregung zitterte, als er begann:

„Wie wunderbar kraus sie durcheinander laufen, die Furchen dieser schönen Hand! — Die Linie des Glückes, hier am Ringfinger beginnend, wie läuft sie anfangs breit und gerade dahin, um dann zu verschmälern, zu verschwinden, immer mehr! Sie wird durchschnitten, — hier, sehen Sie selbst — von einer starken Falte — das ist die Linie der Enttäuschung! — Und nun jene schmale, hin und her springende Furche, sie zweigt sich ab vom Wege der Liebe — hier! Sie sucht, sie findet nicht! — Das ist die Leidenschaft! Wie nahe liegt ihr — hier — die breite Straße der Erfüllung, hinabreichend bis ans Ende — sehen Sie, bis zur Handwurzel. Wie kurz nur ist der Sprung vom engen Pfade suchender Leidenschaft bis zum breiten Wege der Erfüllung! — Und dann, was sehe ich hier? Das ist die Bahn des Charakters, des Willens. Woher kommt denn hier eine Linie fremder Selbstsucht, die solchen Willen durchschneiden, die Wege des Charakters unterbrechen möchte? Doch nein, es gelingt nicht, hier läuft sie weiter, die Falte, sie hat sich nicht verlegen lassen. Hier, an der zweiten Querlinie, da treffen Wille und Erfüllung zusammen in einen dritten Arm — das ist der Strom glühender Liebe, Ihnen entgegengebracht, — und hier tritt die Leidenschaft hinzu — hier schlagen die Flammen zusammen, wer kann sie trennen? — Mrs. Dankern! Lizzie, wie wenigen Frauen sind so wunderbare Fügungen vorgezeichnet für den Lebensweg! —“

Niemand war in der Nähe.

Krall fühlte Lizzies Hand erzittern. Er drückte die heißen Lippen auf die Linien, in denen er soeben zu lesen vorgegeben hatte. Fragend begegneten sich die Augen, und die Pulse schlugen sich entgegen.

Da tönten Damenstimmen durch den Raum: „Wo ist Mr. Krall? Haben Sie Mr. Krall nicht gesehen?“

Jetzt wurde er bemerkt.

„O, Mr. Krall, bitte bitte,“ schallte es ihm aus drei, vier jugendlichen Kehlen entgegen, „singen Sie uns einige Ihrer köstlichen Lieder! Ja, ja singen Sie „Nelly Grey!““

„Oder „Glory Hallelujah!““

„Oder wahrsagen Sie uns!“

„Wir haben Sie überall gesucht, und Miß Mary hat uns gesagt, es wäre alles wahr, was Sie aus den Händen lesen.“

Krall hatte sich bei diesem allgemeinen Ansturm erhoben. In einem stummen, verständnisvollen Blicke begegnete er Lizzie.

„In so jugendlichen Händchen, da steht noch nichts zu lesen," wandte er sich dann an die Damen, „aber singen will ich Ihnen, wenn's gewünscht wird, alles, was Sie wollen."

Er folgte der forteilenden fröhlichen Schar in das Musikzimmer. Keine Spur verriet die Leidenschaft, die noch eben sein Blut wallen ließ. Lizzie blieb zurück.

„Glühende Liebe, Ihnen entgegengebracht! — Ich fühle die Gewalt, welche dieser Mann über mich ausübt, mehr und mehr, und doch — nein, ich liebe ihn nicht, ich will, ich darf ihn nicht lieben. Ulrich, Ulrich, so hilf mir doch!" Sie sprang auf und — that, was ihr die warnende Stimme aus ihrem Herzen zugerufen, — sie suchte ihren Mann.

Dankern war vertieft in ein politisches Gespräch, als Lizzie herantrat.

Er bemerkte nicht die geröteten Wangen, und als sie ihn bat, mit ihr hinüber zu kommen in den Musiksalon, da antwortete er, offenbar zerstreut:

„Gleich, gleich, mein liebes Herz, gehe einstweilen voran. Es handelt sich um die Blockade internationaler Häfen!"

Lizzie ging. „O, er will mich nicht schützen, er kennt, er liebt mich nicht. Nicht mich, ihn trifft die Schuld, wenn —" Sie schwieg. Noch wollte sie sich nicht sagen, wollte nicht zu Ende denken, wofür ihn die Schuld treffen sollte. —

Der größte Teil der Gesellschaft, die jungen Damen ausnahmslos, hatte sich um den Flügel versammelt. Zum Entzücken sang er Kouplets, der „Clearsighted", und einen wahren Sturm von Heiterkeit riefen seine Refrains hervor. Wenn auch die Stimme nicht weich und nicht sympathisch klang, so genügte sie doch für diese Art von „Musik" und wurde durch eine außerordentliche Technik im Klavierspiel unterstützt.

„Er kann alles, dieser Mann," hörte Lizzie eine Stimme neben sich sagen, „er ist nicht nur der beste Tänzer, sondern auch ein kühner Reiter und Schwimmer, und in seinem Zimmer sollen die seltensten Jagdtrophäen zu finden sein, sogar prächtige Decken vom Jaguar und Grizzly."

„Und wie er schreibt! Ich lese seine Berichte für die Kölnische Zeitung. Zu schade, daß sie stets vier Wochen alt sind, wenn wir sie erhalten, man könnte sonst daraus lernen, wie es bei uns zugeht. Na, Sie hätten lesen sollen, was er über die Hochzeit der Miß Harcot —"

Lizzie wurde bemerkt.

Man bestürmte eben Mr. Krall, sich als Wahrsager zu produzieren. Er weigerte sich aber standhaft.

„Dazu fehlt mir heute die Tendenz," sagte er, ein neues Lied beginnend, um weiteren Bitten zu entgehen.

Dem heiteren Kouplet folgte wiederum ein allgemeines, unverhaltenes Gelächter.

Eben trat Dankern in den Salon und blieb mit Stirnrunzeln stehen, als er seine Frau inmitten der lauten, ausgelassenen Gesellschaft bemerkte. Sie sah ihn

nicht, denn ihre Blicke waren unverwandt auf Krall gerichtet und begegneten den seinen, während er ein heiteres Nachspiel zu seinem etwas zweideutig gehaltenen Vortrage improvisierte.

Es wurde aufgebrochen.

Auf der Heimfahrt schien Ulrich verstimmt, und Lizzie fand keine Veranlassung, das Schweigen zu unterbrechen.

„Mein liebes Kind," begann endlich Dankern, zu Hause angekommen, „ich sehe es nicht gern, wenn du mitten unter einer so unziemlich die Heiterkeit äußernden Gesellschaft dich aufhältst. Empörend, geradezu empörend fand ich es für die jüngeren Damen, einem solchen Gesange zuzuhören, wie ihn das letzte, von mir gehörte Lied repräsentierte! — Und dann noch zu lachen!"

„Willst du etwa die übrigen Damen auch zur Askese heranziehen, wie Du es mit mir versuchst? Du scheinst Dir zur Aufgabe gemacht zu haben, mir die Freude an jedem froh verlebten Abend nachträglich zu vergällen." Sie setzte sich nieder, und Thränen standen nun in ihren Augen, als sie fortfuhr: „O Ulrich, ich fühle es täglich mehr, wie wahr es ist, daß man sich doch erst kennen lernt nach der Hochzeit!"

„Verzeihe, mein Herz, wenn ich eine Belehrung für nötig hielt. Du weißt, was ich sagte, ich sagte es aus Liebe."

„Aus Liebe?" rief sie, während das Blut plötzlich die Röte des Unmutes über ihr Gesicht zog. Und fast zornig die Augen auf ihn richtend, wiederholte sie: „Aus Liebe? Nun freilich, in deiner Heimat mag sich die Liebe auch in dieser Form zeigen. Ich aber wurde dein Weib nach eigener, freier Wahl und bin nicht gesonnen, mir meine Freiheit verkümmern oder verkürzen zu lassen. Du wirst mir nicht wehren wollen, meine Freude im Kreise der Frohen zu finden und meinen Umgebungskreis selbst zu wählen. Beschränke ich doch auch nicht deine Wahl. Ich muß eben auswärts suchen, was ich bei dir nicht finde — Verständnis!"

Die im Zorne gesprochenen Worte verstummten vor dem ernsten, vorwurfsvollen, traurigen Blicke, dem sie begegnete.

Dieser Blick blieb Ulrichs einzige Antwort, und was vielleicht keine Worte vermocht hätten, das bewirkte sein Schweigen.

Lizzies Unmut schmolz dahin, und ihre so schnell wechselnde Stimmung fand den warmen, vertraulichen Ton der Herzlichkeit wieder, als sie nach wenigen Minuten schon schmeichelnd sagte:

„Sei gut, mein böser Bär, laß mir meine Freude und meine Freiheit, wie ich doch deinen Wünschen nicht entgegen trete. Zum Erzogenwerden bin ich zu alt und — Charaktere lassen sich nun einmal nicht mit Gewalt zusammen biegen in eine und dieselbe Bahn."

Sie setzte sich auf sein Knie und legte den Kopf an seinen Nacken, Ulrich aber, eben noch entschlossen, seinen Willen durchzusetzen und Lizzies Eigensinn zu brechen, er drückte sie an seine Brust und sagte:

„Ich meinte es wahrlich gut, mein Weib. Wenn ich dir unrecht that, dann verzeihe deinem Bären."

Der große, starke Mann, im Berufsleben voll Thatkraft und Initiative, — es ging ihm, wie den Neufundländer Hunden. Ein Kind darf sie zerren und schlagen, — sie beißen nicht.

XI.

Die „Season“ war vorüber gerauscht, und mit Freuden begrüßte Dankern deren Ende.

Freundlich trat er am Aschermittwoch — Lizzie hatte bis nach Mitternacht getanzt — an seine Frau heran, drückte ihr mit Wärme die Hand und küßte ihre Stirn.

„Nicht wahr, mein Liebling, nun wirst du dich wieder auch meinen Interessen zuwenden? Ich werde dir vorlesen wie damals, als wir verlobt waren, und wir werden in gemeinsamen Studien unsere Kenntnisse bereichern. Glaube mir, darin werden wir mehr inneres Genüge finden als in dem nun ja beendeten Karnevals-Treiben.“

„Aber Ulrich, wozu das?“ antwortete Lizzie mit matter Betonung. „Was eine Frau wissen muß, das weiß ich und — sei nicht böse — aber verschone mich mit deiner Wissenschaft, mit der Belehrung. Wenn ich mich einigermaßen von den Anstrengungen der Geselligkeit erholt habe, dann habe ich vor, Unterricht im Malen zu nehmen. Herr von Krall, der ja auch darin Meister ist, hat mir gesagt, bei einigem Talente käme man bald vorwärts, und er selbst hat sich freundlich erboten, mein Lehrer zu sein.“

„Mein Kind, ich komme nochmals darauf zurück, ich halte den Mann weder für fähig, dem Herzen noch dem Verstande durch seinen Umgang Gewinn zu bringen. Alles an ihm ist oberflächlich, von seinen musikalischen Leistungen bis zu seinen litterarischen Produkten. Sein Gemüt erscheint mir so unzuverlässig, wie sein Charakter zweifelhaft ist. Und wie um seine Musik, wird's auch wohl um seine Malerei bestellt sein.“

„Unsere Ansichten divergieren nun einmal immer, das bin ich ja schon gewohnt. Der Versuch, ein Talent in mir zu erwecken, wird aber doch wohl deinen Widerspruch nicht herausfordern,“ antwortete Lizzie, und wieder traten die Thränen, diesmal des Mißmuts, in ihre Augen.

Mit gutmütigem Lächeln strich Ulrich über ihr Haar.

„Mir ist der ganze Mann nicht von so genügender Bedeutung, daß ich deine Augen über ihn gerötet sehen möchte. So lange dir seine Aperçus und Spöttereien, seine Scherze und Einfälle Freude machen, werde ich ihn — ertragen. Lange wirst du daran kein Genüge finden. Und nun laß uns gehen, die nötigen Einkäufe für die Malerei zu machen.“

Freudig erregt warf sich Lizzie an seine Brust.

Die Malstunde aber ließ Krall fast täglich in Lizzies Salon erscheinen. Dankern brachte das Opfer, diesen Unterrichtsstunden stets beizuwohnen.

Das Erwachen der Natur zog auch das junge Paar hinaus ins Freie. Es wurden Fahrten und Spazierritte unternommen, aber Befriedigung fand Lizzie dabei nicht. Seit der Malunterricht unterbrochen war — Krall weilte für mehrere

Wochen in St. Louis — sank die Stimmung der jungen Frau fast bis zur erklärten Langweile herab.

„Auch die Natur bietet nur ein einziges Einerlei, jahraus, jahrein, ich weiß nicht, wie man sich dafür begeistern kann, es sei denn, daß der erste Funke unsere Begeisterung entzünde!“ erklärte sie einst in solcher Stimmung.

So gingen Wochen dahin. Immer stiller, immer einsamer wurden im Dankern'schen Hause die Tage, die Abende. Auch Mr. Harcot fiel eine Veränderung im Wesen seiner Tochter auf.

Er bemerkte wohl, wie Ulrich seine ganze Liebe einsetzte, um das Herz seiner Frau zu fesseln. Daß jener den Weg nicht fand, blieb auch ihm nicht verborgen.

Erst als Herr von Krall zurückkehrte, zog wieder mehr Leben und Heiterkeit ein, und Lizzie fand auch ihrem Mann gegenüber eine freudigere Stimmung.

Da bekam Dankern aus Berlin den Befehl, einer Flottenübung beizuwohnen, welche an der Westküste von Florida abgehalten werden sollte.

Einer plötzlichen Regung folgend bat Lizzie:

„Nimm mich mit, laß mich nicht allein!“

„Es geht nicht, es ist unmöglich!“ mußte Dankern antworten. „Ich bin genötigt, den größesten Teil meiner Zeit an Bord des Admiral-Schiffes zuzubringen, um meine Mission erfüllen zu können.“

Seit langer Zeit war Lizzie nicht so hingebend freundlich für ihren Mann gewesen wie jetzt, nun sie sich von ihm trennen sollte — zum ersten Male.

Die Tage vor der Abreise vergingen in geschäftlichen Vorbereitungen, während Lizzie selbst mit Sorgfalt das Packen der Koffer überwachte. Ohne Ulrichs Wissen hatte sie noch eine große Photographie anfertigen lassen und mit verpackt. Am letzten Abend bat sie Ulrich, ihr eines seiner Lieblingslieder zu singen — das hatte sie seit vielen Wochen nicht mehr gethan.

Dankern sang mit seiner herrlichen, weichen und doch so metallischen Stimme das „Zwielicht“ von Schumann. Es klang fast wie ein Angstschrei durch die Melodie hindurch, als es im Texte hieß:

Hast du einen Freund hinieden,
Trau ihm nicht zu dieser Stunde!
Freundlich wohl mit Aug' und Munde
Sinnt er Krieg im tück'schen Frieden.

— — Als er am andern Morgen Abschied nahm, da fühlte sie, daß er noch einen Wunsch, eine Bitte auf dem Herzen habe, — aber er sprach diese Bitte nicht aus. Es waren die Schlußworte des Schumann'schen Liedes, die er ihr noch im Scheiden zurief:

„Hüte dich, sei wach und munter!“

* * *

Still und anscheinend teilnahmlos saß Dankern in die Ecke des Salonwagens gedrückt, — in Gedanken versunken — und diese Gedanken bewegten sich um Lizzie, um ihre und seine Zukunft.

„Ratlos sinne ich auf die Mittel, um dieses ungezügelt wechselnde Temperament in die richtigen Bahnen zu lenken! Sie kennt nicht die Klippen im Menschenleben, die so schnell das Schiff des Glückes, der Ehre zum Sinken bringen! Gerade sie bedarf des Steuers, welches ihr in meiner tiefen Liebe geboten wird. Sie weist diese Liebe zurück und sucht nach der Leidenschaft. Ich habe sie gewarnt vor den lodernden Flammen, die den schönen, gediegenen Kern in ihr verzehren — sie versteht mich nicht, und immer näher umkreist sie das Feuer im ahnungslosen Fluge! Wird sie die Gefahr spüren, ehe es zu spät? — Ja, ich hätte hart sein sollen, meinen Willen durchsetzen! Aber kann denn Gewalt einem Frauenherzen abgewinnen, was treue, unendliche Liebe nicht zu erringen vermochte? Noch ist in ihrem Herzen die Flamme innigen, wahren Gefühles nicht erloschen, ich habe es gefühlt beim Scheiden! Noch darf ich hoffen, daß sie einst mir folgen wird auf dem sicheren Wege, welchen mir die Fügung vorgezeichnet. Ich will und werde ihr die Stütze bieten, deren sie bedarf — Gott weiß, wie gut, wie ernst, wie treu ich es meine!"

Er gewahrte nicht das Treiben um ihn, sah nichts von den wunderbaren Naturschönheiten, an denen der Expreßzug vorüber brauste, — unaufhaltsam, — nach Süden.

* *
*

Noch lange saß Lizzie nach der Abreise ihres Mannes allein im Boudoir.

„Hüte Dich, sei wach und munter!" wiederholte sie die Abschiedsworte Dankerns. „Wie macht mich seine Warnung erschrecken! Das kann nur auf Krall Bezug haben. Stehe ich denn nicht rein und tadellos da vor meinem Gewissen? Warum denn dieses Mißtrauen?"

Sie nahm Ulrichs Bild vom Tische und betrachtete es lange.

„Wie ernst, wie streng er ist! Wie ganz anders hatte ich mir das Glück der Ehe gedacht, damals, als ich ihn wählte. Wo blieb die glühende Liebe, die ich glaubte erwecken zu können? Was soll mir eine Liebe, die mich erstarren macht? O Gott, welche Leere gähnt mir entgegen, welche Zukunft!"

Sie durchmaß mit hastigen Schritten den Raum. Dann nahm sie von neuem das eben fortgelegte Bild. „Ja, lieb habe ich ihn doch, den schönen, starken Mann — wenn er mich nur etwas verstehen wollte! Vielleicht lernt er's in der langen, langen Trennung! — Es wird schrecklich langweilig werden, so allein. Aber sehen will ich niemanden. O, er soll zufrieden sein, soll erfahren, daß ich „wach und munter"!"

Sie drückte die Glocke und Tom trat ein.

„Ich will fahren — die Rappen! — Nein, die Senta will ich reiten, und Du wirst mich begleiten auf der Duscha. In einer Viertelstunde vorführen! — Ich werde versuchen, mich zu beruhigen," fügte sie für sich hinzu.

Sie ritt hinaus in die Höhen von Arlington, am Ufer des Potomak entlang — sie fand keine Freude an der herrlichen Natur, keine Ruhe für ihr erregtes Herz.

Mit schaumbedecktem Pferde kam sie zurück. Mit dem ernsten Vorsatze zu lesen, nahm sie ‚Treitschkes neunzehntes Jahrhundert,‘ — Ulrich hatte das Buch für sie hergelegt. — Sie konnte ihre Gedanken nicht konzentrieren. Auch der Versuch, beim Vater Zerstreuung zu finden, mißlang, — er war ausgefahren.

„Noch fast zwei Stunden bis zu Tische und dann der langweilige Sommerabend!“ rief sie eben verzweifelt aus, als Tom den Besuch des Herrn von Krall anmeldete.

Fast erschrocken empfing Lizzie diese Meldung. „O mein Gott, ich wollte ja niemanden annehmen während Ulrichs Abwesenheit! Aber soll ich ihn abweisen? Kann ich das? Muß er das nicht übel nehmen? Was liegt denn schließlich auch für ein Grund vor, den Besuch des fast täglichen Gastes abzulehnen? Ich werde ihn annehmen und selbst bitten, vorläufig, d. h. während ich allein bin, seine Besuche einzustellen — der Menschen wegen.“ So gingen die Gedanken in scheinbar logischer Folge durch ihren Kopf, und beruhigt über ihre Logik sagte sie:

„Ich lasse Mr. Krall bitten!“

Hatte der Neger in ihren Mienen gelesen oder war es die Freude über den Golddollar, den Krall ihm soeben in die Hand gelegt, was sein schwarzes Gesicht zu verständnisvollem Grinsen veranlaßte? —

„Ich komme, Baronin, mich nach der einsamen Strohwitwe meines Freundes umzusehen,“ führte sich Krall ein, und bewundernd sah er auf die herrliche Gestalt der jungen Frau, welche sich nur durch eine kleine Neigung aus ihrer bequemen Lage erhob.

„Ich danke Ihnen für Ihre Teilnahme! Ach, es ist recht einsam — so allein zuhause — setzen Sie sich zu mir.“

Sie deutete auf einen Sessel.

„Ich werde versuchen, Ihnen die Zeit der Einsamkeit zu verkürzen, Baronin.“

In harmlosester Form erzählte nun Krall eine ganze Reihe von Tagesneuigkeiten, die Fehler seiner Mitmenschen in pikanter Würze ausnutzend. Seine Erzählungen klangen so treuherzig und unschuldig, und doch waren sie voll schleichenden Giftes.

Die Stunden flogen dahin. Als Lizzie zum Abschied ihre Hand fester an die Lippen gedrückt fühlte, wie das üblich ist, als seine dunklen Augen geradeso glänzten wie — damals, da rief ihr wiederum eine innere Stimme zu:

„Hüte dich, sei wach und munter!“

Und dennoch, als Krall so freundlich, in so bittendem Tone fragte:

„Darf ich morgen wiederkommen?“ da mochte wohl ihr gutes Herz sie hindern, seine Bitte zu versagen.

„Morgen nicht.“

Lizzie konnte so schwer etwas abschlagen — was sie wünschte!

„Aber übermorgen!“

„Sie machen mich wahrhaft glücklich, Baronin. Ich werde stolz sein, wenn es mir gelingt, einer Frau die Zeit verkürzen zu dürfen, welche durch den Umgang mit ihrem geistvollen Gemahl immerhin verwöhnt ist.“

„Ich werde sehen, was Sie vermögen," antwortete Lizzie etwas kokett. Aufmerksam verfolgten ihn ihre Augen, als er ging.

„War das Ernst oder war es Sarkasmus, was er über Ulrich sagte?" Dann fiel ihr wieder Ulrichs Abschiedswort ein. „Ich hätte ihn abweisen sollen! Aber ich habe ja nichts versprochen, gar nichts!"

Einen Augenblick stand sie nachdenkend da und warf dann nach kurzem Zweifeln leicht hin: „Die Stunden vergehen schnell und angenehm in seiner Unterhaltung und — du reste — wem kann's schaden, wenn er mir ein wenig die Cour macht?"

Krall kam wieder — und er kam täglich wieder. Längst waren jene warnenden Worte verklungen — vergessen.

Eines abends aber — da wußte Lizzie, daß die Furchen ihrer Hand wahr gesprochen — daß es gar nicht weit sei von der Linie der Leidenschaft bis zur Falte der Erfüllung! —

Zu ihren Füßen lag der Mann, der sie vergessen machte — alles — alles!

In wilder Leidenschaft umschlang er ihre Knie, zog sie an seine Brust, und stürmisch schlugen die Herzen gegen einander, die Lippen fanden sich in langem Kusse. —

„Jetzt weiß ich erst, was Liebe, was Glück ist, du hast es mich gelehrt, du lieber Lieber! In deinem Herzen lodert das göttliche Feuer, du läßt mich seine Glut empfinden! So muß die Brust fühlen, die zum ersten Male freie Luft atmet, von den Strahlen der Sonne sich wonnig erwärmen läßt nach langem, dumpfem Kerker! Paul, mein Paul, du hast meine Seele befreit, dein will ich sein, dein, nur dein, du Mann!"

„Lizzie, mein Liebling, so fühlst du, wie meine Pulse schlagen, wie es mich mit tausend Banden an dich fesselt, wie ich dir gehöre, mit Leib und Seele, du meine Wonne?"

Dann schlang er den Arm um ihren Nacken und sog begierig den süßen Duft ein, der sie umwehte, und drückte die Lippen in ihr seidenes Haar, und Lizzie sah zu ihm auf — dankbar — glücklich!

„So will, so muß ich geliebt werden, wie du mich liebst, Paul, so ahnte ich die Liebe! — O, es ist nicht wahr, wenn man mich lehren wollte, es gäbe eine Liebe ohne Leidenschaft! Was ist die Sonne ohne Wärme, was die Blüte ohne Duft? Es war ein Zerrbild, was ich bisher gekannt, was ich für Liebe hielt! Ich will vergessen, was gewesen ist! Nur dich will ich — leben — denken, nur dich! O, du verläßt mich nicht, Paul! Niemals?"

Seine Küsse sagten, daß er ihr gehöre — ganz — —.

* * *

Die Sonne stand hoch am Himmel, als Krall am folgenden Tage erwachte. Mechanisch kleidete er sich an, in Gedanken vertieft. In seinen Zügen war aber nichts zu lesen von den Erinnerungen an den süßen Rausch, an die Stunden der Wonne. Es war wohl eine ernste Gedankenarbeit, die seine Stirn in Falten legte, seine Augen so unheimlich leuchten ließ!

„Das war mehr, als ich erwartete, mehr und schneller! Die zweite Rate habe ich ihm heimgezahlt und wahrlich nicht ungern!“ Er lachte höhnisch auf. „Das war für den „Ausschluß des Spielers von dem Avancement!“ Ist gern geschehen, und billig bezahlt für die Erfüllung Ihrer Pflicht, mein Herr von Dankern! Ha ha! die Ehre seiner Frau opfert man ja gern dafür, daß man einst einen Kameraden zum Kentern bringen durfte, — aus Pflicht!“

Er goß sich aus einer auf dem Tische stehenden Flasche ein Glas Sherry ein und stürzte es hinunter.

„Aber quitt ist die Rechnung noch nicht,“ fuhr er dann fort. „Vielleicht läßt sich aus dem Geschäfte noch ein Posten für mich gewinnen. Was will auch der „Temperenzler“ mit den Millionen? Nun, das Fahrwasser einmal gefunden, kann ich auch weiter gehen. Hol's der Teufel, daß mir seine lieben Engel das nun erst eingeben! — Die Frau wird mir keine Schwierigkeiten machen. Sie liebt mich und ich — nun ich liebe sie auch! Sie ist wunderbar! Nebenbei keine üble Zugabe zu den Millionen — wenigstens fürs Erste, und „kommt Zeit, kommt Rat.“ Immerhin, keine Übereilung! Die Zeit des Wartens wird mir ja vorläufig nicht lang werden, und wenn man Geld hat, kommt man hier zu Lande schon nicht um. Also, abwarten und vorläufig sondieren, und vor allem heißes Blut und kaltes Herz.“

Das waren Tage — wunderbar — köstlich — die nun folgten.

Lizzie lebte in einem seligen Traume — sie träumte von Glück und glaubte sich glücklich. Nur selten trat ihr die Wirklichkeit vor Augen und dann — nur auf kurze Minuten.

Wohl sagte sie an einem der ersten Tage in einer kurzen Anwandlung von Rene:

„O mein Gott, thue ich nicht unrecht, trotz meiner großen Liebe?“ Sie legte dabei den Kopf an die Brust des Geliebten und blickte ihn ängstlich fragend an.

Paul strich mit der Hand über ihr Haupt.

„Kannst du den Gesetzen der Natur entgegentreten? Kannst du den Tropfen verbieten, zusammen zu fließen, wenn sie sich berühren? Einen sich nicht unsere Seelen zu einem Gedanken? Und dieser Gedanke, ist er nicht Liebe, heiße, glühende Liebe?

„Geschrieben steht am Sternenzelt
Du wärest mein!
Was fragt die Liebe nach der Welt
Und ihrem Schein!“

Du sollst des Augenblickes denken, die Stunden sind kurz und die Gegenwart ist so wonnevoll.“

„O Paul, sage, was wird aber sein, wenn sie vorüber sind, die kurzen Stunden. Ich beschwöre dich, sage mir, was dann sein wird? — Ich kann, ich mag nicht daran denken — mir graut vor dem Gedanken, daß er — o Gott, es ist furchtbar, ich kann es nicht wiedersehen, sein trauriges Gesicht, so verzweiflungsvoll — Paul — Geliebter, was wird werden?“

„Nichts wird uns mehr trennen, wenn du entschlossen bist, mir zu folgen, mir anzugehören für das ganze Leben. Auf Händen will ich dich tragen und selbst darben und arbeiten. Längst hätte ich die erforderlichen Schritte gethan, wenn —"

„Was ist es, was dich drückt, sage es mir?"

„Nicht heute, Liebling, nicht heute."

„Nein, ich lasse dich nicht, bis ich weiß, was dir Sorgen macht, was dich bekümmert."

„Nicht um mich sorge ich, um dich kümmert sich mein Herz."

„Um mich, du Lieber?"

„Um deine Zukunft. Wie soll ich dir dauernd ein Heim begründen da draußen, deiner würdig — ich, dessen ganzer Reichtum meine große Liebe?"

Lizzie sah ihn fragend an.

„Bin ich nicht reich? Ich weiß es nicht, ich habe nie danach gefragt, aber wissen will ich es — ja schon morgen."

„Sei vorsichtig, Liebling. Werde nicht zum Verräter an dir selbst. Was du fragen willst und unternehmen, laß es mich wissen zuvor. Sieh, ich werde dein Berater sein."

„Ich danke dir, du Lieber. Sieh, ich bin so unerfahren — Mr. Taylor ist unser Lawyer — er könnte Auskunft geben. Aber wozu denn? Wie gern will ich Entbehrungen tragen mit dir — du mein Paul!"

* * *

In der Treasury-street, im Eckhause der zweiten Avenue, einem vierstöckigen unschönen Bau, befanden sich die Geschäftsräume des Mr. Taylor. Das Büreau des Chefs lag zu ebener Erde, und eben betrat Herr von Krall den mit puritanischer Einfachheit ausgestatteten Raum, von einem alten Herrn, einem Sechziger wohl, in artiger Weise begrüßt. Mr. Taylor examinierte seinen Klienten mit einem scharfen Blicke und fragte dann kurz: „Was steht zu Diensten, mein Herr?"

Anstatt der Antwort überreichte Krall, neben seiner eigenen Karte, ein versiegeltes Billet.

Mr. Taylor erbrach es und durchlas es flüchtig, — dann noch einmal, und Erstaunen malte sich in seinem faltigen Gesichte.

„Mrs. Dankern fordert mich auf, Ihnen, mein Herr, rückhaltlos diejenigen Fragen zu beantworten, welche Sie in Bezug auf die Vermögensverhältnisse der Dame und ihres Vaters an mich richten würden. Das Ansinnen ist für mich, den Notar und Freund des ehrenwerten Mister Harcot, etwas heikler Art, doch, erfüllen Sie immerhin den Auftrag der Mrs. Dankern. So weit keine Geheimnisse vorliegen, werde ich antworten, Mr. Krall, um so mehr, als mir, neben Ihrem Namen, auch die Thatsache bekannt ist, daß Sie in regem Verkehr mit meinem Freunde stehen, — mir bekannt durch diesen selbst."

„Es handelt sich," sagte nun Krall mit großer Ruhe, „um eine vertrauliche Angelegenheit, den Gemahl der Mistreß Dankern betreffend. Also zuerst wünscht diese Dame zu wissen, — natürlich unter Versicherung ihrer und meiner Dis-

kretion, — ob und in welchem Sinne ihr Vater seinen letzten Willen ausgesprochen respektive niedergelegt habe, zugleich auch, ob sie als alleinige Erbin darin aufgeführt sei."

Mister Taylor holte ein Handbuch riesigen Umfanges aus einem Treasure und schlug darin nach. Dann sagte er, Krall mit seinen klugen Augen festhaltend:

„Ich erkenne keinen Grund, Ihnen die Antwort auf Ihre dreifache Frage vorzuenthalten. Mister Harcot hat nach der Verheiratung seiner Tochter dem früher deponierten Testamente ein Kodizill hinzugefügt, wonach diese und deren Gemahl gemeinsam als Erben aufgeführt werden, unter der Klausel, daß keiner der Komparenten einzeln über einen Teil der Erbschaft verfügen könnte. — Nun, mit Gottes Hilfe kommt die Angelegenheit auf lange Jahre hinaus noch nicht in Frage, Mr. Harcot ist um 10 Jahre jünger wie ich.

„Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem frischen Aussehen, Mr. Taylor."

„Ich danke Ihnen. Aber was wünschte Mrs. Dankern weiter zu wissen?"

„Über welche Kapitalien würde diese Dame schon jetzt frei verfügen können?"

Wiederum wurde das Buch zu Rate gezogen. Dann sagte Mr. Taylor:

„Es finden sich verschiedene kleinere Posten, wohl Erbschafts-Objekte auf den Namen der Miß Lizzie Harcot. Da ist: Erstens eine Hypothek über 10000 Dollar zu $4\frac{1}{2}$%, ferner eine solche über 8500 Dollar zu 4%, dann sind in der Bank deponiert an $3\frac{1}{2}$% kündbaren Bonds 30000 Dollar. Außerdem finden sich nur noch geringere Posten. Frau von Dankern würde also über die Summe von etwa 50000 Dollar selbständig verfügen können, unter Vorbehalt einer innezuhaltenden einmonatlichen Kündigungsfrist für die Hypotheken, wogegen die Bonds nach dem Kurse verwertbar sind."

Krall machte die erforderlichen Notizen und empfahl sich.

Mr. Taylor aber zeigte ein äußerst überlegenes Gesicht, als er murmelte: „Aha, der junge Ehemann wird alte Bären loszubinden haben, wir kennen das! Ich werde aber doch Mr. Harcot gelegentlich avertieren!" —

Krall ging nachdenkend seiner Wohnung zu.

„Der alte Harcot hat doch klarere Augen für seine Tochter, als ich erwartet hatte. 60000 Dollar! Das würde gerade der Mühe lohnen! Indessen kann's immerhin nicht schaden, wenn Lizzie das Kapital in die Hände bekommt, für alle Fälle. Man kann niemals morgens wissen, ob nicht abends die See hoch geht."

* *
*

„Du hast mich heut warten lassen, mein Paul, und — solch' ernste Miene? Mann, Liebling, was ist dir? Ist dir unangenehmes begegnet?" rief Lizzie, sich an seine Schulter lehnend, während sie sanft die Hand über seine Wangen gleiten ließ.

„Ich war für dich thätig, meine Lizzie, und bringe keine guten Nachrichten!"

„Du erschreckst mich, Paul!"

„O nicht doch, meine einzige Liebe," sagte er schmeichelnd. „Nicht unsere Herzen, nicht unsere Liebe berühren meine Mitteilungen — nur äußere, materielle Fragen — und doch müssen sie erwogen werden — um deinetwegen."

„Du warst bei Mr. Taylor? Sag', o sag', was hat er dir mitgeteilt?"

„Nichts Günstiges für dich, Lizzie! die Kapitalien, über die du verfügst, sind unbedeutend, doch immerhin ausreichend, um in der Ferne deine Freiheit — deine Scheidung, erwarten zu können. Wenn du mir durch Mr. Taylor Vollmacht erteilen wirst, werde ich versuchen, die Kündigungsfristen zu verkürzen, und wir bereiten inzwischen alles zur Reise vor, um noch vor Dankerns Rückkehr Washington verlassen zu können. — Aber sag', Lizzie, du zitterst, was ist dir? du bist leidend!"

Eine fahle Blässe hatte sich bei der Erwähnung der Scheidung über die Züge der jungen Frau gelegt. Die ganze Größe und Verantwortung ihrer Handlungsweise trat ihr plötzlich vor Augen, nun sie das entscheidende Wort hörte.

„O mein Gott, kann ich es denn?" rief sie leidenschaftlich, „werde ich nicht zur Mörderin — an meinem Vater! Ist es nicht Sünde, schwere, schwere Sünde, was ich da vorhabe, nicht Unrecht, was ich that? O Paul, ich bin so voll von Zweifeln!"

„Ist das deine Liebe, deine große Liebe? Lizzie, du verzagst? Möchtest du sein, wie du warst? Vergaßest du, daß uns Tage — Nächte gegönnt waren, die eine Ewigkeit aufwiegen? Möchtest du die Stunden wieder zurückhaben, die — uns gehörten?"

Der fast innige Gefühlsausdruck, in welchem Pauls Stimme leicht vibrierte, verfehlte seinen Eindruck nicht auf die tief erregte Frau. „O, mein Geliebter, nein, nein! — Keine, keine!" — —

Die Lippen fanden sich! Die schwache Stimme der Reue war verstummt. Der Abend schwand dahin und — die Nacht! —

* *
*

Eben verließ Krall wiederum das Geschäftslokal des Mr. Taylor. Mit Lizzies Vollmacht versehen, hatte er die kleinen Kapitalien gekündigt, welche dieser zur Verfügung standen. Langsam ging er dem Park zu.

„Das wäre erledigt! Nun werde ich mit Mr. Yards & Cie. wegen der Verwertung in Verbindung treten. Einen Verlust werde ich mir gefallen lassen müssen, aber noch stehen mir 14 Tage fast zur Verfügung, daher keine Übereilung. — So ist es am besten. Wer nicht da ist, dem wird der Kopf nicht gewaschen. Ich gehe dem Scheidungsprozesse aus dem Wege. — Für die nächste Zukunft ist gesorgt, und später wird der alte Harcot schon sein einziges Kind nicht darben lassen. Väter vergessen stets, was einzige Töchter einmal verfahen und — wir werden ihn dann schon überzeugen, daß unsere grenzenlose Liebe uns hinriß — daß wir ja darben wollten? Ha ha, darben, das klingt anders, wie's schmeckt. „Der Hunger ist der Liebe erster Feind."" —

Er wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn, — er war erregt, — und in den Wegen des White house-Parkes Kühlung suchend, ließ er seinen Gedanken freien Spielraum.

„Am liebsten suchte ich schon heute das Weite, wenn nur die Weitläufigkeiten mit den Hypotheken nicht wären! Diese Anfälle von akuter Reue könnten einen chronischen Charakter annehmen, und dann — „fahr' wohl, mein Lieb, fahrt wohl, Millionen!“ Sind wir einmal über die Berge, dann führt kein Weg mehr zurück und bis dahin — noch liebt sie mich, noch folgte dem Rausche nicht der Jammer. — Ausbleiben wird er freilich nicht, aber hol's der Satan, wenn ich ihn nicht hinhalte bis nach der Katastrophe. Und leicht wird mir's gemacht! Beim Teufel, sie ist schöner, wie ich je ein Weib begehrt, und hat mehr Feuer in einem Blutstropfen, wie der Tropf, ihr verschlossener Mann, ihr zurückgeben könnte, und wenn er auch ein Säkulum an ihr Lager gefesselt würde! Nun, der „Pflichterfüllung“ werden wir ihn überheben.“

Er sah auf die Uhr.

„Schon vier Uhr,“ rief er aus und ging beschleunigten Schrittes der Leasenstreet zu. Dort trat er in ein Haus, welches am Glockenschilde die Aufschrift trug: Yards & Co. Banking-House.

* *
*

Lizzie saß um dieselbe Zeit in ihrem Schlafzimmer.

Ein Brief Ulrichs hatte sie gewaltsam aufgerüttelt aus ihren Paradiesesträumen.

„Deine Briefe, meine teure Frau,“ so schrieb er, „werden nicht nur seltener, sondern auch, — glaube mir, ich fühle das, — immer gezwungener. Wenn mich meine Dienstpflicht nicht fesselte, dann würde ich zu dir eilen, und du würdest mir sagen, was deine Liebe zu mir beeinträchtigt. Wohl kann nichts meinen Glauben an dich erschüttern, und doch, mein Weib, meine Lizzie, macht mich der Gedanke erzittern, du bedürfest meines ruhigen Verstandes, meiner thatkräftigen Hand!“ —

„O Ulrich, du glaubst an mich und ich — ich betrog dich!“ rief sie in dem ersten Ansturme der Reue aus, welche Dankerns ernste Worte hervorgerufen hatten.

„Mein Gott, kann ich denn noch zurück, bin ich denn noch nicht verloren? Wie eine Schreckensgestalt steigt mein eigenes Bild vor mir auf! Was ist aus mir geworden?“

Schluchzend warf sie sich auf das Bett, den Kopf in die Kissen vergraben, um dann wieder aufzuspringen in grenzenloser, leidenschaftlicher Erregung.

„Ulrich, vergieb mir — vergieb mir, ich will dir dienen wie eine Magd, nur vergieb mir!“ Wie verzweifelt rang sie die Hände. „Nein, nicht schlecht war ich! Ich ließ mich hinreißen und fesseln durch seine Liebe! — Liebe? Liebt er mich denn, darf er mich lieben? Warum ließest du mich allein, du großer, treuer Mann?“

Auch jetzt, in der Empfindung der Reue, in dem Gefühle des eigenen Unrechts, brach sich Lizzies Temperament mit Ungestüm Bahn. Dann folgte dem stürmischen Branden das ruhigere Wogen der Dünung.

„Was ich ihm nahm, er weiß es nicht, aber tausendfach will ich gut machen, was ich gesündigt! Noch ist Zeit zur Umkehr!"

Sie setzte sich an den Schreibtisch, und es war eine ernstgefühlte, gute Regung, in welcher sie schrieb:

„Ja, Ulrich, meine Herzensliebe, sie blieb dir, du fühlst das, weißt, wie ich dich achte und verehre in allen deinen vortrefflichen Eigenschaften. Verständest du doch auch mein Herz in seinem stürmischen Drange!

Weißt du, was du mir am Tage deiner Abreise gesungen?

„Hast ein Reh du lieb vor andern,
Laß es nicht alleine grasen!"

Ulrich, wärest du doch schon zurück! Wie viele Tage liegen noch zwischen heute und — dem Wiedersehen! Ulrich, komm'!"

Lizzies Brief an Ulrich war abgegangen, und dann blieb sie den Tag über in ihrem Schlafzimmer. Sie hatte so viel zu denken, — Ulrichs Schreiben lag vor ihr und — sein Bild. Auch für die folgenden Tage ließ sie sich verleugnen. Nur ihr Vater hatte Zutritt. Sie hatte Migräne.

Wiederum saß Mr. Harcot neben der Chaiselongue seiner Tochter. Sie war blaß und sah angegriffen aus Eben hatte ihr der Vater eine Fahrt ins Freie angeraten und wie beiläufig fügte er im Fortgehen hinzu:

„Mr. Taylor hat mir mitgeteilt, daß du deine sämtlichen Hypotheken gekündigt hast. Du hättest das nicht nötig gehabt, ein Wort an mich hätte genügt. Es seien alte Verbindlichkeiten für deinen Mann zu decken, sagte mir Taylor. Nun, du weißt ja, wie gern ich gerade ihm gefällig bin. Laß mich die Sache mit ihm selbst abmachen nach seiner Rückkehr. Du verstehst dergleichen Geschäfte nicht, das beweist mir die ganz unzeitgemäße Kündigung der Hypotheken." Mit freundlichem „good-bye" verließ er Lizzie.

Eine tiefe Röte legte sich auf Mrs. Dankerns Wangen bei der Mitteilung des Vaters.

„Ich muß es Paul sagen, daß er nichts mehr zu hoffen hat, ich bin es ihm schuldig," sagte sie dann. „Es wird ihm das Herz brechen, dem armen, lieben Freunde, ich weiß es! O, er hat ein so warmes, fühlendes Herz, und — hat mich so lieb — so glühend lieb!"

Lange saß sie sinnend am Schreibtische. Dann schrieb sie, — um das Geschriebene wieder zu zerreißen.

Dann starrte sie auf die wenigen Worte, die endlich dastanden:

„Paul, verzeihe mir — ich weiß, wie weh ich dir thue — aber ich kann nicht anders. Ich kehre zur Pflicht zurück — zur Pflicht! Ich kann es nicht bereuen, daß ich dich liebte, und meinem Herzen wirst du ewig nahe bleiben, aber ich kann nicht anders — es ist vorüber! Gedenke auch du in freudiger Erinnerung der wunderbaren Tage, die uns in innigem Verständnis vereinten, im Vollgefühle seligen Glückes. Du lehrtest mich kennen, was es heißt, ‚glücklich sein,' dir bleibt ewig, ewig dankbar

deine L."

„Nun ist's geschehen," sagte sie, den Brief in ein Kouvert legend. Dann drückte sie die Glocke. Tom trat ein. „Trage diesen Brief sogleich zum Mr. Krall."

„Well M'am!"

Regungslos lag Lizzie auf ihrem gewohnten Platze. In ihrer Phantasie aber, da malte sie mit satten Farben alle die Seelenschmerzen aus, die jetzt ihr Freund um sie dulden müsse.

„Wie ich ihm weh gethan habe, ihm, dem Manne, der mich so grenzenlos liebt, der mich versteht! Und doch konnte ich nicht anders!"

Plötzlich sprang sie erschrocken auf und schlug sich mit den Händen vor die Stirn.

„O mein Gott," rief sie laut, „wenn er sich ein Leides anthäte in der Verzweiflung — er, dem jede Faser meines Herzens gehörte — noch gehört!"

Noch schlugen ihre Pulse in der Erregung furchtbarer Angst, als sich die Thür öffnete und Tom ein Billet überreichte.

„Du kannst gehen," bedeutete sie den Diener. Sie hatte Kralls Schriftzüge erkannt.

Hastig erbrach sie das Siegel. Dann las sie:

> „Um es zu glauben, laß es mich hören aus Deinem Munde, — mein Todesurteil. Versag' mir nicht diese letzte Bitte. Ich folge dem Boten auf dem Fuße.
>
> Paul."

„Ich kann ihn nicht sehen, ich darf es nicht. Ulrich, warum bist du nicht bei mir? — Mein Gott, er wird sich töten — töten um mich — aus Liebe! — Ich will mich verleugnen lassen, ich kann ihn jetzt nicht annehmen, jetzt nicht!"

Von wahnsinniger Herzensangst getrieben, stürzte sie eben zur Glocke, als Tom eintrat und Mr. Krall meldete.

Ohne die Antwort abzuwarten, war er aber selbst eingetreten.

Mit tiefer Verbeugung ging er auf sie zu. Als aber die Thür geschlossen war, da kniete er zu den Füßen der fast Ohnmächtigen und umklammerte ihre Knie.

„Töte mich, Lizzie, töte mich, aber verlaß mich nicht!"

Ganz, ganz leise sprach er die wenigen Worte, aber ein Aufschrei namenloser Verzweiflung klang aus den fast zischenden Lauten.

Mit flehenden Blicken suchte er ihre Augen und dann fand er sie.

Lizzie weinte, weinte in voller Erregung, und Paul küßte ihre Thränen von ihren Augen. —

Sie aber ließ es geschehen.

„Ich habe es versucht — ich habe es nicht gekonnt — es war stärker wie ich! Ich habe mich versündigen wollen an unserer Liebe, Paul, um der Pflicht zu folgen, der kalten Pflicht. Ich habe gekämpft — gerungen! Mehr konnte ich nicht."

„Sag', Liebling, wer wollte dich fortreißen von meiner Brust, dich, die mein ganzes Glück, meine Seligkeit? Denkst du, ich könnte noch leben ohne dich?"

„Paul, wenn du wüßtest, was ich ertragen! Nun kann ich nicht mehr — es ist vorüber, meine Seele muß Ruhe haben."

„Das soll sie, du Engel. Alles ist vorbereitet zur Flucht. Nur die nötigen Sachen wirst du, in eine unscheinbare Kiste verpackt, morgen zu mir schicken; der Mitternachtzug wird uns nach Baltimore bringen, wo ich das Erforderliche bestellte. Bis morgen Abend werde ich, dank deiner Vollmacht, die erforderlichen Mittel für dich erheben können, und in der Dämmerung komme ich her, um dich abzuholen."

„O Gott, mein Vater."

„Du wirst ihn bald wiedersehen. Er wird dich aufsuchen, und wenn die Förmlichkeiten der Scheidung beendet sind, dann kommen wir hierher zurück oder gehen, wohin du willst."

„O, Paul, mich quält eine furchtbare Angst — Paul — was wird aus — ihm?"

„Der Mann ohne Herz, ohne Liebe, ohne Verständnis für dich? Ach, glaub' mir, er wird sich bald beruhigen in seinem Pflichtgefühle."

„Sprich nicht so von ihm, Paul, thue es nicht, wenn du mich lieb hast."

Sie schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn, und sie waren glücklich — glaubten es zu sein. —

Es war nach Mitternacht, als Krall in sein Zimmer trat. Ueberall waren bereits die Vorbereitungen zur Abreise zu erkennen. Die Koffer standen teilweise gepackt, zerrissene Papiere lagen umhergerstreut — kurz, es herrschte jene Unordnung, die entsteht, wenn man plötzlich mitten aus einer derartigen Arbeit, wie es das Packen ist, abgerufen wird.

Krall ließ seine Blicke mit einem gewissen Behagen über dieses Chaos gleiten, nachdem er die Gasflamme entzündet. Er drehte dann eine Zigarette, und während er die blauen Wolkenringe hinaus blies, sagte er im Tone einer gewissen Selbstzufriedenheit:

„Der Leck ist noch einmal rechtzeitig gestopft. Fehlte nicht viel, so wäre mir die schöne Klipper-Yacht[1]) gesunken mit Mann und Maus und mit der ganzen Goldladung! Da liegt noch der Brief! Da soll man sich nur auf Weiber verlassen. Springen um, wie der Wind. Diesmal habe ich die Angelegenheit noch richtig über Stag gebracht.[2]) Nun aber ‚Hand am Ruder.' Morgen um diese Zeit werden wir die Grillen von Washington nicht mehr pfeifen hören. Schade, daß die Silberflotte vor morgen nicht verfügbar, würde sonst am liebsten schon heute Anker auf gegangen sein. Es wäre mir doch verteufelt nahe gegangen, wenn ich im letzten Augenblicke noch das Nachsehen gehabt hätte! Von Erinnerungen wird man nicht satt, und neben den Millionen würde ich doch auch die Frau entbehren. Etwas unbändig und unzuverlässig, aber das wird schon besser werden, ich werde sie schon in Trimm[3]) bringen."

* * *

[1]) Schlankes Lustfahrzeug.
[2]) Über Stag bringen = wenden.
[3]) Trimm = Ordnung.

In eine ernste Arbeit vertieft, über Seekarten und umfangreiche Berichte gebeugt, saß Ulrich, als der Postbote bei ihm eintrat.

„Corvetten-Capitän Baron von Dankern?" fragte er.

„Well, der bin ich."

„Ein Eilbrief," sagte der Bote, und die Handschrift seiner Frau erkennend, öffnete Ulrich den Brief.

„Endlich," rief er aus und überflog Lizzies Zeilen. Das Blut wich aus seinen Wangen, und immer von neuem las er die Worte, die ihn in Angst und Aufregung versetzten.

„Ist das ein Hilferuf? Hat mich mein Ahnen nicht betrogen?" ‚Hüte dich, sei wach und munter!' rief er sich nun selbst die Strophe des Schumann'schen Liedes zu.

Und doch erschrak er vor seinem Mißtrauen.

„Nein nein, sie kann nicht schlecht, nicht treulos sein. In dem ungebändigten Temperamente steckt immerhin ein guter Kern. Es läßt mich nicht mehr hier," sprach er dann, „ich werde meine Berichte zuhause beenden, ich muß wissen, warum sie mich ruft, — mich ruft, ohne es in Worten zu sagen!"

Die nötigen Meldungen und Formalitäten waren bald erledigt.

Eine namenlose Unruhe trieb ihn fort, und klopfenden Herzens bestieg er den Zug, welcher ihn vom Fort Cedar Keys über Savannah und Charleston nach Washington führen sollte.

„Kaum 7 Monate sind vergangen, seit ich mit Lizzie durch dieselben Staaten fuhr! Nichts könnte jemals mein Glück trüben, so glaubte ich damals! Wie kurz ist's gewesen — und was werde ich finden?" Es war eine recht trübe, düstere Fahrt, trotz Sonnenschein und Palmen.

* * *

Den ganzen Tag war Lizzie mit allerhand Arbeiten in ihren Räumen beschäftigt. Es war Zoë aufgefallen, daß sie die Thüren verschlossen hielt, und als sie Tom ihr Erstaunen darüber aussprach, da machte Tom ein außerordentlich schlaues Gesicht und äußerte seine Ansicht in den Worten:

„Nicht alles in Ordnung, Zoë, armer Master nicht glücklich, guter Master!" daraus konnte nun Zoë allerdings wenig entnehmen, denn Zoë war nichts weniger wie eine Pythia. Aber daß nicht alles in Ordnung, glaubte auch sie.

Als dann Tom eine große Kiste „mit Büchern" zu Herrn von Krall schaffen mußte, da lächelte sie ihm verständnisvoll zu aus ihren schwarzen Zügen.

Über Lizzies Züge aber schlich sich kein Lächeln den ganzen Tag über. Wohl niemals hatte sie so viele Thränen vergossen wie heute, und Mr. Harcot sah sie voll Sorge an, als sie, ohne zu essen, mit trüben Augen und blassen Wangen ihm gegenüber saß beim Diner.

„Noch wenige Tage, mein Kind," sagte er, „dann kommt Ulrich zurück, und was dir Sorgen macht, wir werden es dann gemeinsam beseitigen. Etwas Unrechtes kann nicht an seinen Schulden kleben — bei ihm nicht, dafür stehe ich ein."

Lizzie schwieg. „O Gott, was wird er sagen, mein guter Vater, wenn er die Wahrheit erfährt?“

Wieder brach sie in Thränen aus. Und als sie dann allein war, trat Ulrichs Bild vor ihr geistiges Auge. Es war ihr, als ob er auf sie blickte, so traurig — so sterbend traurig!

„O, stürbe ich doch,“ dachte sie, „dann wäre mir und ihm geholfen. Meinen Tod würde er ertragen — eher, wie meinen Treubruch —! — Käme nur schon Paul! An seinem Herzen, in seiner Liebe will ich Ruhe suchen, Kraft für den Schritt, der mir bevorsteht in dieser Nacht. — Er will es, und was er will, das muß ich thun — unwiderstehlich — ihm muß ich folgen, wohin es auch sei. O Paul, Paul, was hast du aus mir gemacht!“ —

Die Theestunde war längst vorüber, und der Abend war niedergesunken, als endlich Krall gemeldet wurde, so lange angstvoll erwartet. In großer Erregung trat er auf Lizzie zu. Er sah sich vorsichtig um, als ob er Lauscher fürchte. Der jungen Frau Hand ergreifend, sprach er dann leise und hastig:

„Auf unerhörte Weise sind unsere Reisepläne, wenigstens für heute, gestört. Alles war bereit, und nur noch die von dir gekündigten Kapitalien waren zu heben. Die Zeit sogar war mit Yards u. Co. abgemacht, und um 6 Uhr sollte ich die betreffenden Summen in Empfang nehmen. Zur festgesetzten Stunde die Vollmacht vorzeigend, erfahre ich zu meinem Entsetzen, daß dein Vater, Mr. Harcot, schon vor mehreren Tagen die Kündigung deiner sämtlichen Kapitalien rückgängig gemacht hat. Es ist mir nicht mehr möglich gewesen, die erforderlichen Mittel zur Reise anderweit aufzutreiben. Vielleicht gelingt es dir bis morgen, durch deinen Vater die Gründe seines Eingreifens zu erfahren, vielleicht wird es uns morgen noch möglich sein, die Freiheit zu erringen!“

„O, Paul, hat es so sein sollen? Ist es ein Fingerzeig von oben? Jetzt erklären sich die Reden meines Vaters über unzeitgemäße Kündigung. Er glaubt, es handele sich um die Bezahlung von Ulrichs Schulden, und will nun mit diesem die Angelegenheit nach dessen Rückkehr ordnen.“

„Wieder ist es Dankern, der mir in den Weg tritt, wenn auch diesmal unbewußt!“ murmelte Krall.

Dann wandte er sich an Lizzie:

„Dennoch wollen wir unseren Plan nicht aufgeben, nur verschieben — auf morgen. Ich werde schon die Wege finden zum Zwecke! O Lizzie, ich kann ja nicht von dir lassen, du liebe, schöne Frau!“

Sie ruhte in seinen Armen, und die Lippen fanden sich, aber es ging wie ein angstvolles Zittern durch ihren Körper, als sie ihn mit fast flehenden Blicken ansah und dann sprach:

„Paul, mein Liebling du, mir ist so entsetzlich bange heute — um dich, um die Zukunft! Was wird werden, Paul, was werden die nächsten Tage bringen?“

„Die Freiheit werden sie bringen, wie sie uns heute noch die Liebe bieten, die freie Liebe! Heute noch gehören wir uns! — Warum die gewisse Gegenwart vergessen, über der ungewissen Zukunft? Noch habe ich dich, noch halte ich dich!

'Versink, vergiß im Wonnerausch der Erde Zeit!
Gieb für den Augenblick im Tausch die Ewigkeit.' —

Und sie vergaßen, — vergaßen! —

XII.

Mit dumpfem Brausen fuhr der Nachtzug aus dem Süden in die weite Halle des Bahnhofes von Washington. Es war derselbe Zug, welchen Krall hatte benutzen wollen.

Unter den Ankommenden befand sich ein Reisender von großer Gestalt, in einen dunklen Staubmantel gehüllt. Er gab sein Handgepäck an einen Portier und ging langsam der Stadt zu. Als er die Pensilvania Avenue erreichte, hielt er geflissentlich den Schatten der nördlichen Häuserreihe.

Der Mond verbreitete fast Tageshelle, und in scharfen Umrissen trat das Kapitol mit seiner hohen Kuppel aus dem Hintergrunde hervor.

In der Avenue herrschte um diese Stunde absolute Ruhe. Nur hie und da sah man noch einen einsamen Lichtstrahl sich durch die geschlossenen Vorhänge drängen.

Es war ein Uhr nach Mitternacht.

Mr. Harcots Hause gegenüber blieb der nächtliche Wanderer stehen.

Eine verspätete Equipage fuhr vorüber. Die Strahlen der Laterne beleuchteten einen Augenblick den Fremden. Sie fielen auf Dankerns blasse Züge.

Er faßte an seine Brust, als ob ihn da etwas schmerze.

„Ich will erst Ruhe finden, ehe ich öffnen lasse. Mit wahnsinniger Sehnsucht zog es mich hierher und nun — warum zögere ich? Warum erschrecke ich vor einem Gebilde meiner eigenen erregten Phantasie? —

Sie wird mein Kommen hören, wird mir sagen, was sie gefürchtet! Fällt nicht ein matter Lichtschein durch die Persiennen ihres Schlafzimmers oder täuscht mich das Mondlicht?"

Noch stand er da im tiefen Schatten — unentschlossen — nach Ruhe ringend, als seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen wurde.

Er sah, wie die Thür des Hauses ihm gegenüber vorsichtig geöffnet wurde — unhörbar fast.

Eine dunkle Männergestalt trat heraus und verschloß ebenso vorsichtig, wie sie geöffnet.

„Wer geht ungeleitet und ohne Licht in unserm Hause aus und ein um diese Stunde?"

Noch suchte sein Gehirn in fieberhafter Erregung nach der Lösung dieser Frage, noch war er unentschlossen, ob er zuspringen und die Antwort mit Gewalt suchen sollte, als sich die schwarze Gestalt wandte.

Das Mondlicht fiel voll und hell auf das Gesicht.

„Krall!" —

In wahnsinniger Erregung stürzte Dankern aus seinem Versteck. Dann standen sie sich dicht gegenüber und sahen sich in die Augen.

„Woher kommen Sie?" fragte Ulrich mit heiser vibrierender Stimme kaum hörbar.

Er sah, wie sein Gegner mühsam nach Fassung und Atem rang; dem redegewandten, schlagfertigen Krall fehlte es in diesem Augenblicke sogar an einer billigen Lüge.

„Wer giebt Ihnen ein Recht, einen Gast des Mr. Harcot in diesem Tone zu befragen?" stieß er endlich hervor.

Er wandte sich und ging die Avenue hinab.

Einen Augenblick schien Ulrich ihm nachstürzen, ihn zermalmen zu wollen. Gewaltsam beherrschte er sich und ihm nachsehend, ballte er krampfhaft die Faust,

„Schurke!" —

* * *

Lange stand er, unbeweglich fast, da, überwältigt von dem Eindrucke der Ereignisse, welche seine bösen, trüben Ahnungen nun fast zur Überzeugung gemacht hatten.

„Nun ist's vorbei," sagte er endlich, „nun bleibt mir nur noch ein Schritt zu thun übrig — und der ist schwer! — Ich will Gewißheit haben, will es hören aus ihrem Munde, daß ich elend, namenlos elend bin! O mein Gott, wenn es eine Verkettung der Umstände, eine Zufälligkeit wäre!"

Er glaubte selbst nicht daran! — der kleine Schlüssel, welchen er an goldener Kette stets bei sich trug, öffnete die Thür.

Es war wohl ein schwacher Schein von Hoffnung, welcher ihn zuerst leise hinaufsteigen ließ zu Tom.

„Hat Mr. Harcot gestern Abend Besuch gehabt?" fragte er den Erwachenden.

„O nein, Mr. Dankern, um 10 Uhr ist Mr. Harcot schlafen gegangen, ich habe ihm selbst beim Entkleiden geholfen."

Er stieg die Stufen hinab. Seine Kniee schienen gelähmt, als er den Gemächern seiner Frau nahte. Die Pulse flogen wie im Fieber, und doch zeigten die Strahlen der Gasflamme im Flur, daß er bleich, — totenbleich.

„Es muß sein, Gott stehe mir bei! Ich werde wissen, ob ich alles verlor."

Gewaltsam richtete er sich auf, als er Lizzies Boudoir betrat.

Noch brannte eine rosaumschleierte Gasflamme, noch erfüllte den Raum jener betäubende Wohlgeruch, welcher am Abend berauscht, am Morgen — anwidert.

Cigarettenasche und Rosenblätter waren umhergestreut. Auch eine elegante Reisetasche lag noch auf einem Sessel.

Einige Minuten blieb Dankern stehen, mit unbewußtem Blicke das alles anstarrend, dann öffnete er die Tapetenthür zum Schlafzimmer.

Lizzie richtete sich bei Ulrichs Eintreten von ihrem Lager auf.

Die Flammen des Lüsters beleuchteten ihre herrliche Gestalt. Sie hatte offenbar noch nicht geschlafen, und doch blickte sie, wie schlaftrunken, zu ihm hinauf. Dann aber kam es wie ein jäher Schrecken über sie. Die etwas geröteten Augen öffneten sich übernatürlich, wie bei großen Gemütsaffektionen, und eine fahle

Blässe ließ die dunklen Ränder unter den Augen scharf hervortreten. Wild und unordentlich hob sich das schwarze Haar von den weißen Kissen ab.

„Ulrich, du bist es?“ stieß sie mit zitternder Stimme in schreckenvoller Erregung hervor.

„Du hast mich erschreckt, Ulrich, du kamst so unerwartet, unangemeldet!“ fügte sie dann, die Fassung wiedergewinnend, hinzu. „Sag', woher kamst du? Wann kamst du?“ Und als er schwieg, fragte sie im Ausdrucke des Erstaunens:

„Was siehst du mich so ernst, so vorwurfsvoll, so kalt an, Ulrich — sag', was hast du?“

„Laß den Mummenschanz beiseite, Lizzie, die Sache ist zu ernst dazu,“ antwortete Ulrich in scheinbarer Ruhe. „Ich habe dir einige Fragen vorzulegen, die du mir genau der Wahrheit gemäß und rückhaltlos beantworten sollst!“

Er hatte seine mächtige Gestalt hoch aufgerichtet, und sein Blick ruhte jetzt fest und sicher auf der jungen Frau.

In Lizzies Wangen aber kehrte plötzlich das Blut zurück, sie erhob den Oberkörper und neigte sich vor. Mit dem Ausdruck höchsten Erstaunens betrachtete sie ihren Mann, als sie ausrief:

„Das klingt ja wie ein Verhör! Ist das deine Begrüßung? Äußert sich so deine Liebe? — doch frage!“

Dankerns Stimme vibrierte leicht, als er dann, jedes Wort betonend, begann:

„War Herr von Krall diesen Abend bis nach Mitternacht bei dir und wart ihr allein?“

Nur einen Augenblick zögerte Lizzie, dann antwortete sie zuversichtlich:

„Gewiß war er da, und ich finde in diesem Besuche keine Veranlassung zu solcher Inquisition.“

„Höre mich weiter! Stehst du mit Krall in Beziehungen, welche — meine Ehre — meine Rechte als Ehemann verletzen?“

Wie Zornesblitze leuchtete es aus Lizzies Augen, als sie, hoch aufgerichtet, mit äußerster Empörung ausrief:

„Wer giebt dir ein Recht, mich so zu fragen? Wer machte mich zur Sklavin? Glaubst du, mich durch Brutalität zu fesseln, glaubst du mit Gewalt wieder zu erringen, was du nicht achtetest, so lange es dein war? Ich verweigere die Antwort auf solche Fragen und werde den Weg finden, ihnen in Zukunft auszuweichen.“

Ulrichs Fassung schmolz immer mehr vor dem unerhörten Auftreten seiner Frau. Seine Stirnadern schwollen, und mit rauhem Tone rief er, seiner kaum noch mächtig:

„Das Recht gebe ich mir — ich! Du sollst, du mußt antworten, ob du mich betrogen um Glück und Ehre! — Antworte!“

Mit eiserner Gewalt umspannten seine Finger Lizzies Handgelenk, als diese die Faust drohend gegen ihn erhob.

„Du wagst es, eine Frau anzugreifen, Feigling?“ rief sie im Tone tiefsten Hasses. „Nun — so wisse es denn — ja und nochmals ja! Ich gab mich einem

Anderen, der mich liebt, mich versteht, mich lehrte, was Liebe ist. Töte mich, wenn du den Mut dazu hast, — die Gewalt hast du ja! Nimmer aber werde ich beklagen, daß ich — glücklich war, nimmermehr!"

Dankern ließ ihre Hand los. Sein Zorn, sein Unmut waren verflogen vor dem Jammer in seiner Seele. Er ging — ein gebrochener Mann.

Lizzie warf sich zurück in die Kissen und weinte — Thränen des Zornes, der Empörung. Und dann — Stunden waren darüber vergangen — dann kam doch die Reue: „Mein Gott, was habe ich gethan!"

* * *

Es war 1/2 2 Uhr, als Ulrich die Treppe hinabstieg, seine Gedanken zu sammeln unter freiem Himmel. Ruhelos wanderte er hinab an den Potomak und sah doch nichts von den schroffen, wilden Felsen, die der Mond so weiß erscheinen ließ. Er sah nicht die Höhen von Arlington, die er so oft an Lizzies Seite durchstreift hatte. Er hörte nicht das Brausen der „Fälle" über dem Sturm, der im eigenen Herzen brauste.

„Wo die Leidenschaft siegt, da muß die Liebe sterben!" rief er fast klagend aus.

Dann zogen Wolken auf im Westen, und der Mond verdunkelte sich.

Er fühlte kaum die schweren Tropfen des Gewitterregens. Nur für ein Wort hatte er Raum in seinen Gedanken, nur ein Wort drängte sich über seine Lippen: „Schurke!"

Durchnäßt kehrte er um 7 Uhr früh in sein Zimmer zurück. Noch ehe er sich umzog, schrieb er ein kurzes Billet. An Herrn van der Gracht war es gerichtet und lautete:

Mein Herr!

Wann finde ich Sie im Laufe des Frühmorgens zu einer vertraulichen Besprechung bereit?

Ihr aufrichtiger

Freiherr von Dankern.

Washington, den *. Juli 188*.

Das Billet war Tom übergeben, und Ulrich benutzte die nächsten Stunden, seine Briefschaften und dienstlichen Akten zu ordnen.

Um 10 Uhr betrat er die Wohnung des jungen Diplomaten. Eine halbe Stunde nur dauerten die unter vier Augen stattfindenden Beratungen, und als dann Ulrich dem Attaché in der Thür zum Abschied die Hand reichte, da sprach er, wie wiederholend:

„Und bald, recht bald, wenn's möglich ist und — keine unnützen Sühneversuche, die aufhalten könnten. Adieu und freundschaftlichen Dank."

Jonkheer van der Gracht fand dann Veranlassung, in Begleitung eines Freundes einen Besuch in der Wohnung des Herrn von Krall zu machen. — —

* * *

„Sie waren ja wohl Sekundant bei dem unglücklichen Duell zwischen den beiden preußischen Edelleuten", redete Graf Balasch, Attaché bei der k. k. österreichischen Gesandtschaft den Herrn van der Gracht an, „erzählen Sie, mir, bitte über den Vorgang."

„Der ist in seinen Ursachen auch mir schleierhaft geblieben. Baron Dankern erwies mir die Ehre, mich zu seinem Kartellträger zu wählen, mich und den kleinen Mr. David, Sie wissen, von der Firma Hoboken &. Cie.

Herr von Krall, welchen wir aufsuchten, nannte uns Herrn Fortambeau und Mr. Mancriff als seine Freunde, und da Dankern die Bedingungen für sein Teil selbst begrenzt hatte und Krall sofort einverstanden war, so war die Angelegenheit knapp besprochen.

Schon am Frühmorgen des folgenden Tages fuhren wir, d. h. David und ich in Begleitung des Dr. Balf, bei Dankern vor, welcher uns schon an der Thür erwartete.

Der geschlossene Wagen brachte uns über die Kettenbrücke nach dem Sandy-Hill, einem kleinen Wäldchen, welches als Rendezvous ausgemacht war. Es schlug eben 7, als wir den Wagen verließen. Noch sehe ich das schöne, ernste und doch so böse Gesicht des Mr. Krall, welcher mit seinen Freunden bereits eingetroffen war. Bewegungslos stand er da, während die nötigen Vorbereitungen getroffen wurden. Auch Mr. Dankern zeigte absolute Ruhe, wandte aber sein Gesicht geflissentlich vom Gegner ab. Monsieur Fortambeau und mich traf das Los, Licht und Platz zu verteilen.

Zehn Schritt Barriere und unbegrenzter Kugelwechsel, lautete die Forderung. Dann wurden die Pistolen verlost und geladen und dann — aber lassen Sie mich aufhören, es hat mich doch tief ergriffen."

„Nein, erzählen Sie weiter, ich habe ihn so gut gekannt, den armen Krall, den Liebling aller jungen Mädchen, nun ist er hin! — aber bitte, weiter!"

„Die Plätze waren eingenommen, und es war ausgemacht, daß auf mein „Los" erst die Waffen gehoben werden durften, dann aber jeder Gegner das Recht habe zu schießen, wann er wolle.

Beim ersten Gange fielen beide Schüsse fast a tempo unmittelbar nach meinem Avertissement, also auf noch 20 Schritt Entfernung.

Im zweiten Kugelwechsel schoß Herr von Dankern zuerst. Er fehlte, und ruhig trat Krall an die Barriere, hob die Pistole und gab seinen Schuß. Dankern zuckte heftig zusammen, und sein Hemd färbte sich auf der linken Brust.

„Es ist nichts," sagte er dann, zu mir gewandt, „ich werde weiter schießen."

Während die Pistolen von neuem geladen wurden, untersuchte der Arzt die Lage der Wunde. Sein Rat, Dankern möge sich zuvor verbinden lassen, wurde von diesem abgelehnt. Ich sah, wie er schwankte, als zum dritten Male die Plätze eingenommen wurden.

Uns allen war klar, daß diesmal kein ungezielter Schuß fallen würde. Auf mein Kommando gingen beide Gegner rasch und gleichzeitig vor. Eben hob Herr von Krall den Arm mit der Waffe, als ihn Dankerns Kugel traf, mitten in das Herz. Lautlos brach er zusammen, und als die Ärzte ihn aufnahmen — da war's bereits geschehen.

Der große Blutverlust hatte aber auch Dankerns letzte Kraft verbraucht. Wir trugen ihn in den Wagen und brachten ihn in das City-Hospital. Er selbst hatte vorher den Wunsch geäußert, dorthin gebracht zu werden."

„Und Krall?"

„Den haben wir mit Ehren bestattet. Es ist schade um den Mann mit einem solchen Löwenherzen."

„Nun, ich muß Dankern noch mehr bewundern — schwer verwundet, und dann noch weiter schießen, das ist doch!"

„Gott bewahre mich, ihn herabsetzen zu wollen, aber Sie wissen, die Toten haben Recht, im Gegensatze zu den Anwesenden. Besuchten Sie Dankern schon?"

„Noch nicht! Aber noch eine Frage. Wissen Sie wirklich nichts über die Ursache? Man spricht von einer Eifersuchts-Szene!"

„Man ist begreiflicherweise immer bei der Hand, solchen traurigen Fällen eine pikante Unterlage zu geben. Ich kann aber nicht annehmen, daß ein Mann von Kralls Charakter einem so gediegenen Geiste, wie Dankern, das Gefühl der Eifersucht bereiten könnte. Doch immerhin, wer kann's wissen! Frauen sind unberechenbar in ihrem Geschmacke, ganz unberechenbar! — Aber nun adieu! Vielleicht treffen wir uns demnächst bei Dankern, ich werde ihn auch aufsuchen!"

XIII.

Im City-Hospital lag Ulrich von Dankern als Rekonvaleszent. Nach langem, schwerem Wundfieber und großen Schmerzen war er heute zum ersten Male aufgestanden, — fast zwei Monate nach dem Tage der unglücklichen Katastrophe.

Er saß im Lehnstuhl am geöffneten Fenster. Er schaute hinab in das Laubgrün des Parkes unter ihm.

Die ganze Natur schien sich des Sonnenlichtes zu erfreuen, während ein matter Hauch aus Westen linde Kühlung brachte.

„Welch' schöner Tag! Wer sich doch auch noch der Natur, noch des Lebens erfreuen könnte!"

Kaum hörbar klangen die Worte, die er, wie aus tiefem Nachsinnen erwachend, hinhauchte. Seine Wangen waren eingesunken, und die Augen, weit zurückliegend in den Höhlen, blickten gegenstandslos in das Grün und doch — grenzenlos traurig. Wieder bewegten sich die schmalen, farblosen Lippen.

„Warum durchschlug das Blei nicht mein Herz! — Wozu lebe ich noch? — Ich habe alles, alles verloren! — Mein Glück, mein Weib, mein Hoffen, meinen Lebenszweck! —

Nur ein nagendes Gewissen ist mir geblieben. Ich war schwach der gegenüber, die ich hätte stützen und schützen sollen in starkem Willen. — Das Unkraut wucherte, und die guten Keime starben! — Es war zu spät, als ich es erkannte. — Die Leidenschaft erstickte die Liebe — ich ließ es geschehen! — — Mich aber verfolgt das Bild des Toten, dem sie meine Ehre verkaufte!" —

Aus den trüben, schweren Gedanken rüttelte ihn die Meldung des Krankenwärters.

„Es ist Besuch für Sie, ein alter Herr, er will sich nicht abweisen lassen und auch seinen Namen nicht nennen. Er war alle Tage hier, der alte Herr, und heute hat der Arzt seinen Besuch erlaubt — aber nur kurze Zeit, nicht wahr. Herr Kapitän?"

„Lassen Sie den Herrn eintreten," sagte Dankern. „Wem kann nur daran liegen mich zu sehen — wer mag nur täglich nach mir gefragt haben?"

Mühsam erhob er sich aus dem Stuhle, als sich die Thür öffnete.

„Mister Harcot! Sie?" Er sank in den Stuhl zurück.

„Ja mein lieber, lieber Ulrich, ich! Wie habe ich mich gesehnt nach dem erklärenden Worte! Heute zum ersten Male hat mir der Arzt erlaubt. Sie aufzusuchen."

Er rückte einen Stuhl neben den Kranken und nahm dessen Hand zwischen die seinen.

„Wie gerade Ihre Teilnahme mir wohlthut, Mr. Harcot!"

„Die doch wohl am allernatürlichsten ist! Sie wissen, daß Sie meine volle Achtung und Liebe besitzen, stets besaßen, und nichts ist geschehen, was Ihnen diese hätte rauben können."

Er sah Ulrich voll und ehrlich an mit seinen klugen, grauen Augen. Seine Züge aber waren matt und alt geworden in den wenigen Wochen, seit jener ihn zuletzt sah. Es war ein Schatten von Schwermut über das Antlitz des thatkräftigen Mannes gefallen.

„Ich danke Ihnen, Mr. Harcot, für Ihre Worte, für Ihr Wohlwollen!" erwiderte Dankern mit matter Stimme. „Und doch sind durch mich nur Schrecken, nur Sorgen in Ihr Haus gekommen! — Ich habe das Beste erstrebt und das Schlimme erzielt!"

„Sie öffnen mir den Weg zu einer Aussprache, die mir unendlich peinlich, aber doch unvermeidlich ist. Sind Sie kräftig genug, mich anzuhören, auch wenn es Trauriges ist, was ich zu erörtern habe?"

„Ich fühle mich durchaus kräftig! — Wenn auch der Körper noch matt ist, mein Herz hat sich gewöhnt an das Tragen von Schmerzen! Und was könnte auch mir noch Trauriges übrig geblieben sein?"

„Mein armer, armer Freund, wir dulden beide," sprach er wehmütig. „Aber auch dies muß ertragen werden! So hören Sie denn:

Ich weiß genau, was vorgekommen, auch das, was sich der Welt entzieht. Meine Tochter hat mir nichts verschwiegen — nichts. Sie allein ist schuldig und sucht auch nach keinerlei Auswegen, um sich den Folgen ihrer Handlungsweise zu entziehen. Sie weiß wie ich, daß von einem Ausgleiche niemals die Rede sein kann!"

Er wischte die Schweißtropfen von der durchfurchten Stirn.

„Ich glaube nun," sprach er, wie mit schwerer Überwindung, — „ich glaube in Ihrem Interesse und in Ihren Intentionen gehandelt zu haben, als ich die unvermeidlichen und einleitenden Schritte für — die Ehescheidung that."

Seine Stimme zitterte bei den letzten Worten.

Dankern erwiderte mit tiefem Gefühle: „Ich stehe am Grabe meines Glückes."

„Und doch müssen wir die Toten begraben — es muß sein! Ich habe daher eine kurze, eine unvermeidliche Frage an Sie zu richten: Wollen Sie das Arrangement der Vermögensverhältnisse vertrauensvoll in meine Hand legen? Ich hoffe dadurch allen juristischen Spaltereien aus dem Wege zu gehen, und Sie können versichert sein —"

„Mr. Harcot!"

Eine jähe Röte zog über Dankerns eingefallene Wangen.

„Mr. Harcot, diese Frage hatte ich nicht erwartet, — nicht von Ihnen wenigstens. Ich habe um Lizzies Hand gebeten, weil ich sie liebte, weil ich glauben mußte — sie liebe auch mich! Ich wollte sie glücklich machen, — ich habe die wilde, leidenschaftliche Natur weder an mich zu fesseln noch zu bezwingen verstanden. Sie begriff meine Liebe so wenig, wie ich — ihre Leidenschaft. — Nun räume ich das Feld, auf dem ich keinen Sieg erringen konnte. — Ich werde gehen, wie ich kam — arm. Mein Beruf giebt mir mehr, als ich bedarf. Wollen Sie mir aber die peinlichen Verhandlungen ersparen, so werde ich allen den aufrichtigen Gefühlen, die hier in meinem Herzen für Sie wohnen, auch noch das des Dankes, innigen Dankes hinzufügen." Er seufzte schwer auf und schloß dann: „Nun kennen Sie meinen unumstößlichen Willen. Wollen Sie den ausführen helfen?"

„Sie sind ein guter, selbstloser Mann, Mr. Dankern! Ja, ich will! Ich danke Gott, daß er mich in ein so edles Herz blicken ließ. —"

Mit festen Zügen unterschrieb Ulrich die erforderliche Vollmacht, und dann fragte Mr. Harcot:

„Wollen Sie mir, als wahrem Freunde, anvertrauen, wie Sie Ihre Zukunft gestalten werden?"

„Ich habe meine Abberufung erbeten, um in Deutschland mein kriegsgerichtliches Urteil zu erwarten. Ich darf hoffen, nach zweijähriger Festungsstrafe in die Marine zurück zu kommen, wenn — nun, wenn ich dann noch bin!"

„Mein lieber, guter Ulrich, könnten Sie doch jenseits des Oceans wieder gewinnen, was Sie hier verloren. — Eins nehmen Sie mit, — meine Freundschaft! Die bleibt Ihnen, bis ich ins Grab steige. Lange wird es nicht mehr währen, — ich bin ein alter, gebrochener Mann!"

Er reichte Ulrich die Hand.

„Gott behüte, Gott schütze Sie, Mr. Dankern, auf allen Wegen!"

Dann schieden sie.

XIV.

Am 1. Juli 1883 traf Prinz Friedrich Karl auf seinem Tuskulum bei Saßnitz ein. Die einfachen, schwedischen Holzhäuschen, auf einem buchenbewaldeten Felsvorsprunge erbaut, ließen in ihrer absoluten Anspruchslosigkeit den Besitzer nicht erraten. Doch gerade darin gefiel sich der königliche Feldherr.

„Uskan" hatte der Prinz diesen Ort genannt nach einer alten heidnischen Opferstätte.

Der Wanderer würde an den vier kleinen Holzgebäuden vorüber gegangen sein, ohne sie zu beachten, wenn nicht — hoch über Häusern und Bäumen — an einem sachgemäß aufgetakelten Flaggenmast die prinzliche Standarte von der Anwesenheit des hohen Besitzers Kenntnis gegeben hätte.

Vom Fußwege aus, welcher im Holzrande, dicht am Strande, unter dem Uskan-Felsen entlang führt, ließen sich die mächtigen Opfersteine erkennen, die kleine Kolonie dahinter aber blieb versteckt im Waldesgrün, bis man die halbe Höhe des jähen Abhanges auf Stufen erstiegen hatte.

Von oben blickte man hinab auf die brandende Ostsee und auf den Boothafen. Das Jagdschloß von Branitz, fern an der anderen Seite der Prorer Bucht, sah man über die Waldungen hervorragen.

Von des Prinzen eigener Hand waren durch Ausschneiden der Äste Veduten geschaffen, und das grüne Buchengezweig bildete die natürlichen Rahmen für herrliche Seebilder, — immer dieselben und doch immer neu, wie das Meer selbst da unten. Zahlreiche Küstenfahrzeuge belebten die Rhede und wurden von dort oben einer genauen Prüfung nach Takelung und Bauart unterzogen.

An den Uskansteinen, unmittelbar vor der prinzlichen Wohnung, waren in der Nachmittagsstunde des 2. Juli des Prinzen Gäste vereinigt, — alle im bürgerlichen Kleide. — Doch ließ die Haltung der Mehrzahl unschwer erraten, daß sie gewohnt, im Waffenrocke oder wohl gar im „eisernen Wams“ sich zu bewegen.

Eben trat der Prinz selbst auf die überdachte Veranda seiner Wohnung, von den Gästen mit tiefer Verbeugung und entblößten Häuptern begrüßt.

Er trug, wie fast immer, wo er nicht offiziell erschien, den einfachen, grauen, steierischen Jagdrock, und nur bei Tische sah man ihn im schwarzen Überrock, oder wenn „Fremde“ kamen, auch wohl in Uniform.

Mit freundlichem Gruße trat der Prinz unter die Anwesenden, — es mochten deren acht sein, — und wandte sich dann an einen großen, wettergebräunten Herrn mit soldatischem Aussehen und einer auffallend stark markierten Sonnenlinie auf der Stirn, von der schirmlosen Pelzmütze der Husaren herrührend.

„Das wird Sie wohl am meisten interessieren, Wedde, eben kommt die telegraphische Meldung aus Swinemünde, daß die „Libelle“ heute morgen bei 2 Glas — also 9 Uhr,“ fügte er für die anderen Herren hinzu, „Anker auf und unter Segel ging. Sie kann — es ist jetzt 4 — in einer Stunde auf der Rhede zu Anker gehen.“ Der Prinz steckte die höchst einfache Campagneuhr, in drei Feldzügen geführt und an einem kurzen Lederriemen getragen, in die Hosentasche zurück, sah einen Augenblick scharf über den Horizont und fuhr dann fort: „Geben Sie etwas Obacht, Wedde, und wenn Sie die ungeteilten Marssegel [1]) erkennen, bitte ich, uns zu „wahrschauen“.

„Sie müssen nämlich wissen, Exzellenz,“ fügte der hohe Herr, an den erst heute eingetroffenen General von Zobel gewandt, heiter und launig hinzu, „der

[1]) Nur bei Kriegsschiffen geführt, Kauffahrer führen die Marssegel in zwei Teilen.

Oberst von Wedde ist nicht nur hervorragender Barde — Sie hörten ihn ja in Dreilinden als Belsazar! — sondern auch großer Seefahrer und Befahrer aller Berliner und Brandenburger Binnenozeane, ferner Kommandant über das vortreffliche Boot „Piccolo", welches Sie da unten in den Davids hängen sehen, und verantwortlicher Leiter des Signalwesens."

Er deutete beim letzten Worte lächelnd auf den Flaggenmast. Dann sich an alle Anwesenden richtend, fuhr er fort: „Der Kommandant der „Libelle" ist der Kapitän zur See Freiherr von Dankern, ein höchst sympathischer Herr. Er war vor Jahren in Berlin und hat meine Gäste in Glienicke und Dreilinden vielfach durch seine schöne Stimme und seinen ansprechenden Vortrag erfreut. Wedde wird in ihm einen Konkurrenten finden."

„Ist Eurer Königlichen Hoheit bekannt, daß er während seines Kommandos in Washington einen Ehrenhandel hatte, welcher Aufsehen erregte?" fragte der Professor Schloßmeyer.

„Ein Handel, aus welchem er höchst ehrenvoll hervorging," entgegnete der Prinz. „Seine Majestät hat daher auch die zuerkannte Festungshaft bereits nach einem Monate aufgehoben." —

„Eurer Königlichen Hoheit melde ich, daß in der Richtung auf die Greifswalder-Oie die Toppen eines großen Fahrzeuges in der Kimmung erscheinen. Es muß die Libelle sein, die Luft ist aber zu diesig, um schon genau erkennen zu können," meldete Wedde.

Der Prinz nahm das ihm gereichte Fernrohr.

„Dort — Süd-Süd-Ost" — gab Wedde die Richtung. „Richtig, kein Zweifel, Sie fährt unter allen Segeln!"

Die Aufmerksamkeit war nun ausschließlich auf das Schiff gerichtet. Immer näher kam die Korvette, und immer deutlicher traten die Umrisse hervor. Genau anderthalb Stunden waren seit Weddes Meldung vergangen, als der zu Lande stehende Wind die Kommandos von Bord vollkommen verständlich herüber trug. „Ruder in Lee! — Klar beim Anker! — Aus der Kette — Boje über Bord! — Fallen Anker!"

Die Kette rauschte durch die Klüsen, und die Korvette lag genau Uskan gegenüber, 1 ½ Seemeile vom Strande.

Von Uskan aus wurde das Festmachen der Segel, das Vierkantbraffen, genau beobachtet und den Laien erklärt.

„Warum nur kein Salut erfolgt?" fragte Exzellenz Zobel.

Wedde sah nach dem Flaggenmaste. „Ah, die Standarte hat sich in der Flaggleine gefangen!"

Jetzt wehte das Wahrzeichen des Hohenzollernhauses wieder frei hinaus. Unmittelbar darauf löften sich die weißen Wolkenringe vom Bord der Korvette, und dumpf rollte der Donner der Geschütze über die See in einundzwanzig Schüssen.

Dann sah man, wie die Boote zu Wasser gebracht und an die Backspiere festgemacht wurden. Die Jolle mit der Brieforbonnanz fuhr zu Lande, und jetzt

trennte sich ein schlankes, weißes Boot vom Schiffe. In langen Ruderschlägen wurde es durch das Wasser gezogen und dem prinzlichen Boothafen zugesteuert.

„Da kommt schon der Kapitän, ich erkenne den Stander im Bug und die Flagge im Heck der Gig," sagte der Prinz durch den „Kicker" schauend.

Fünf Minuten später stieg der Kommandant die Felsenstufen hinan, vom Prinzen in huldvollster Weise begrüßt, nachdem er den üblichen Rapport erstattet.

„Sie sehen fast unverändert aus, mein Teuerster, nur die Haare sind etwas grau geworden an den Schläfen, und durch den Bart ziehen sich auch schon einige wenige Silberfäden! — Wissen Sie, daß wir uns sehr auf Ihren Gesang freuen? — Sie haben doch Noten?"

„Wenn Eure Königliche Hoheit befehlen, schicke ich meine gigs-crew, Noten von Bord zu holen. Ich sehe mit Freuden, daß mein treuer und unübertrefflicher „Akkompagnateur" auch hier ist."

Er begleitete seine Worte mit einer freundlich-kordialen Handbewegung gegen des Prinzen persönlichen Adjutanten, Major von Fresenborg.

Nach allgemeiner Begrüßung und Vorstellung sagte der Prinz, Dankern eine Zigarre bietend:

„Und nun legen Sie Hut und Degen ab und künftig kommen Sie im Überrock. Ich hoffe, Sie recht oft hier zu sehen."

In lebhafter Unterhaltung vergingen die Stunden bis zum Souper.

Der Kapitän erzählte viel und gut und fand aufmerksame Zuhörer. „Wer lauschte nicht gern, wo der Seemann aus den Erlebnissen seines gefahrvollen und anregenden Berufes mitteilt?" sagte der Prinz, als Dankern die Befürchtung laut werden ließ, zu lange die Aufmerksamkeit beansprucht zu haben.

Dann wurde musiziert. Prinz Friedrich Karl liebte den Gesang und wurde auch heute nicht satt, der kraftvollen Männerstimme zuzuhören.

Erst spät Abends brach man auf. Durch die stille Nacht hörte man die Ruderschläge und den Anruf der Posten, als die Gig der Libelle nahte, bis hinauf nach Uskan.

Baron Dankern war von nun an fast täglicher Gast des Prinzen und fand in dessen Umgebung eine Reihe von Männern, die entweder Geist, Witz, Verstand oder eine Wissenschaft in hervorragender Weise repräsentierten. Jede dieser Eigenschaften verstand der hohe Herr gelegentlich zu verwerten. Fast täglich erschien er am Vormittage an Bord der Korvette und folgte mit großem Interesse den Segelmanövern. In den Kenntnissen der Seemannschaft war er durchaus orientiert.

Tage waren vergangen.

Da wohnte Dankern zufällig einem Gespräche bei, welches seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Ich habe heute das seltene Glück gehabt," sagte Herr von Fresenborg, während des Diners, „der wunderbaren Schwedin zu begegnen, die sich hier seit zehn Tagen aufhält. Sie ist wirklich eine ganz auffallende Erscheinung. Sie hat

nicht nur eine ideale, schöne Gestalt, sondern zeigt auch einen wahrhaft reizenden Gesichtsausdruck."

„Wer ist Ihre Schwedin?" fragte der Prinz den Sprecher.

„Sie soll eine Gräfin Ahlström sein, Königliche Hoheit. Sie erscheint stets am Arm eines ältlichen, krank aussehenden Mannes, wenn sie sich überhaupt sehen läßt. Man sagt, sie habe keine anderen Interessen wie die Pflege des alternden Gemahls."

„Und ganz Saßnitz findet eine willkommene Unterhaltung darin, das Paar zu beobachten, wo es sich nur sehen läßt. Man spricht von dem enormen Reichtume und von den sonderbaren Launen des alten Herrn. Er soll besonders zu nächtlichen Spaziergängen neigen, und der Oberkellner aus Fahrenbergs Hotel hat gesehen, wie die junge Gräfin ihren Gatten eigenhändig einschloß," vervollständigte Herr von Wedde.

Niemand hatte bemerkt, wie für einen Augenblick das Blut aus Dankerns Wangen gewichen war.

Abends vom Prinzen entlassen, eilte er mit langen Schritten nach Saßnitz hinauf. Er ließ sich im Hotel die Fremdenliste vorlegen.

Die ersten Seiten durchblätterte er hastig. Dann fand er, was er suchte. Da stand es:

„Graf und Gräfin Ahlström mit Dienerschaft aus Schloß Terborg in Schweden."

Dem Zartgefühle des Kapitäns widerstrebte es, vom Oberkellner nähere Mitteilungen zu fordern.

Es war ja auch kein Zweifel — die Gräfin Ahlström war Adda! —

Weshalb Dankerns Pulse lebhafter schlugen bei dem Gedanken an die Nähe einer Frau, die er vor Jahren flüchtig gesehen, so flüchtig, daß sie seine Liebe nicht einmal erkannt hatte, daß sie so bald die Hand eines Anderen nahm, — dafür fehlte ihm selbst die Erklärung.

Und doch war es so.

Er ging am Strande, seinen Gedanken nachhängend, auf und ab. Die Giggs-Gäste mußten aber heute lange warten an der Mole, und der alte Obermaat fand Zeit, ein Garn zu spinnen über Seeräuber und Kannibalen, und er fand aufmerksame Lauscher in seiner crew.

* * *

Täglich besuchte Dankern die Strandpromenade, täglich von neuem hegte er die Hoffnung, Adda zu begegnen. Wohl fragte er sich: „Wozu?" kam aber doch wieder. — Vergebens!

Eines Abends hatte die Soiree beim Prinzen ausnahmsweise früh ihr Ende erreicht.

Die Gig war noch nicht eingetroffen, als der Kommandant den Bootshafen erreichte. Er gab einen lauten Signalpfiff, und unmittelbar ertönte von Bord die Antwort.

Langsam, in Gedanken versunken, schritt er, dem dunklen Strandweg folgend, dem Dorfe zu. Er hatte ja eine gute Viertelstunde bis zum Eintreffen des Bootes zu warten.

Dort, wo der Wald sein Ende erreicht und der Pfad ins Freie führt, blieb er stehen. Es war eine sonderbare Erscheinung, welche seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Im hellen Mondscheine gewahrte er einen Mann, welcher mit raschen Schritten im Uferkies auf und ab lief, als ob er etwas suche.

Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und schlug die Hände wie ein Verzweifelnder an die Brust und gegen die Stirn.

Dankern war eben im Begriff, dem Suchenden seinen Beistand anzubieten, als dieser, wie nach plötzlichem Entschlusse, einen Steg betrat, welcher das Ufer mit einem aus dem Wasser ragenden enormen erratischen Blocke verbindet.

Der Kommandant verließ eben den Schatten, um den nächtlichen Sonderling weiter zu beobachten, als dieser, mit einem heiseren Aufschrei, vom Felsen in das Meer stürzte.

Rock und Säbel von sich werfend, lief Dankern der Brücke zu. Er spähte einen Augenblick hinab in die Flut. Noch kräuselte sich die Oberfläche vom Sturz des Unglücklichen — von diesem selbst erblickte er nicht die Spur.

Doch da! Da sah er Blasen auffsteigen, nur wenige Schritte vom Felsen! Mit mächtigem Kopfsprunge tauchte er hinab in die See.

Nur wenige Sekunden waren vergangen, da erschien Dankerns Kopf an der Oberfläche. Mit kraftvoller Bewegung teilte er das Wasser, den Körper des Geretteten mit sich ziehend.

Jetzt faßte er festen Fuß und legte den Leblosen auf den Strand.

Unmittelbar aber begann er, in sachverständiger Weise, die Lungen des Armen wieder in Thätigkeit zu bringen. In gleichmäßigen Bewegungen hob er dessen Arme und legte sie dann wieder neben den Körper.

Jetzt hörte er, mit geschärftem Sinne lauschend, die ersten schwachen Atemzüge.

„Allmächtiger Gott, ich danke dir! Ein Menschenleben ist gerettet, ich bin gesühnt — fand Vergebung!" murmelte Dankern. —

Da stürzte ein Weib den Strandweg entlang, bange Rufe ausstoßend in unverständlicher Sprache.

Als sie Dankern bemerkte, eilte sie über Geröll und Steine dem Strande zu. Mit einem Verzweiflungsschrei warf sie sich über den Leblosen, auf dessen Antlitz die Strahlen des Mondes fielen. Sie zeigten die Züge eines alten Mannes mit grauem Haar und grauem Barte.

„Warum hast du mir das gethan?" rief die vom verzweiflungsvollen Laufe fast erschöpfte Frau. Sie ergriff die kalten, nassen Hände des Ohnmächtigen, strich über seine triefenden Haare, und dann erstickten die Thränen fast die Worte: „Nun hast auch du mich verlassen!"

Plötzlich warf sie sich nieder, legte das Ohr an seinen Mund, und wie ein Jubelschrei klang der Ausruf: „Er lebt, barmherziger Himmel, er lebt!"

Sie küßte seine Stirn, seine Hände und hob sein Haupt. Dann wieder horchte sie und fühlte seinen Atem.

„Er lebt, er atmet — o, Sie haben ihn gerettet!"

Dankern, dem die letzten Worte galten, trat eben mit den Mannschaften seiner Gig, welche sein langer, schriller Pfiff gerufen, an die Gruppe heran und mit Umsicht und Ruhe erteilte er die erforderlichen Befehle.

Die Matrosen luden den alten Mann auf die starken Arme und „Wohin?" fragte dann der Kapitain.

„Hotel Farenberg," lautete die kaum hörbare Antwort der fast erschöpften Frau.

„Bootsmannsmaat, stützen Sie die Frau, ich selbst bin durchnäßt," befahl Dankern.

Jetzt wandte diese sich dem Mondlichte zu. Ulrichs Brust krampfte sich zusammen — die Frau war Adda. —

Der Zug setzte sich in Bewegung. Als letzter ging Dankern.

„Sie soll mich nicht erkennen, soll niemals erfahren, daß ich es war, der ihren Gemahl errettete," murmelte er. „Wie ich sie nur nicht gleich erkannte?"

Langsam und vorsichtig wurden die steilen Strandtreppen erstiegen, dann die Anhöhe.

Im Hotel, dicht am Waldsaume gelegen, war von dem Vorfall noch nichts bekannt, als der noch immer Besinnungslose die Treppen hinauf getragen wurde zum ersten Stock. Man legte ihn vorsichtig auf das Bett, und Ulrich selbst fing an ihn zu entkleiden, während Adda gegangen war, erwärmte Decken und belebenden Thee zu besorgen.

Als nun der Kranke die Augen öffnete, befahl Dankern leise dem Maat:

„Ich gehe voraus, meinen Rock, Säbel und Mütze holen. Sie sagen nicht, wer ich bin, Sie kennen mich gar nicht — ich gehöre nicht zu Ihnen! Verstanden?"

„Befehlen, Herr Kapitän," antwortete dieser ebenfalls leise.

Das ganze Hotel war inzwischen auf den Beinen, und niemand hatte in dem Trubel Ulrichs Verschwinden bemerkt.

Unruhig ging dieser jetzt, seine Gigs-Gäste erwartend, am Strande auf und ab und ließ die Ereignisse der letzten Stunde an sich vorüber gehen.

„Welch' wunderbare Fügung, daß gerade ich es sein mußte, dem Adda das Leben ihres Gemahls verdankt. Sie soll es nie erfahren, man soll überhaupt mich nicht nennen bei der ganzen Affaire! Niemand hat mich erkannt wie meine eigenen Matrosen, und die werden schon schweigen!

Was mag nur den alten Mann zum Selbstmorde, — zur Verzweiflung getrieben haben? — Sie liebt ihn, das zeigte sich ja klar, und häusliche Differenzen können ihn nicht in den Tod gejagt haben. Und doch folgte sie ihm auf dem Fuße, mußte die Ursache seines Entsetzens kennen!"

„Die Gig ist klar, alle Hände zur Stelle!“ meldete der Bootsmannsmaat, und ‚Auf Riemen‘ — ‚Ruder an — überall‘ ertönte bald das Kommando des Kommandanten.

Als das Boot auf freiem Wasser war, kommandierte er aber ‚Auf Riemen‘, und während damit momentan das Geräusch des Ruderns aufhörte, sagt er:

„Ich verbiete jedem von euch, bei 10 Tagen Bord-Arrest, über das zu sprechen, was heute Abend geschehen!“

„Ruder an — überall!“ —

Von der Korvette ertönte das „Boot-Ahoi!“ und „Libelle“ antwortete Dankern, als Zeichen, daß der Kommandant selbst im Boot.[1])

Während Dankern das Fallreep betrat, sagte der Bootsmannsmaat leise:

„Unser Kommandant ist ein ganzer Kerl, und wenn's auch Bordarrest giebt, — der Prinz soll's doch wissen!“

XV.

Und der Prinz erfuhr es!

Als Dankern am folgenden Abend auf Uskan zum Souper erschien, trugen die Züge des hohen Herrn den ihm so eigenen, wohlwollenden Ausdruck, welchen er vor der Welt so selten zeigte. Und doch spiegelten sich sein eigentliches Denken und sein tiefes Gefühl gerade in solchen Augenblicken am wahrsten in seinen treuen, ernsten Blicken!

„Sie haben gehandelt, mein Teuerster,“ sprach er, Ulrich die Hand reichend, „wie ein entschlossener Mann handeln muß, und daß Sie Ihre That verschwiegen wissen wollten, erhöht noch deren Wert!“

In fröhlichster Stimmung saß dann die Tafelrunde bis gegen Mitternacht am Uskanstein. Der Mond leuchtete auch heute, und manch silberner Becher duftender Erdbeerbowle wurde dem kühnen Taucher zu Ehren geleert. Dankern hatte gesungen und spielte entzückend die Zither. Er bemühte sich, auch an der wechselnden und anregenden Konversation teilzunehmen. Und doch war wohl keinem entgangen, daß seine Gedanken häufig abwesend waren.

„Wenn ich in seiner Stelle wäre,“ äußerte der Major Graf Kressenstein, ein eleganter Garde du Korps-Offizier, nach Dankerns Fortgehen, „ich würde die Gelegenheit wahrnehmen, die schöne blonde Frau kennen zu lernen, und würde ihr einmal in die meerblauen Augen sehen — vielleicht auch ins Herz! Aber der Kommandant, was hat er gethan? Er ist sogar dem Dankesworte aus dem Wege gegangen, und heute Morgen hat in Saßnitz noch niemand geahnt, wer der Mann in den Hemdärmeln gewesen, der den Grafen Ahlström rettete.“

„Aber Graf,“ sagte der Professor, „denken Sie das Unglück, wenn Sie einen Sturm angefacht hätten in dem blauen Meere — Sie, ein Ehemann!“

„Wissen Sie, Professor, das kennen Sie nicht! Wenn man über drei Ströme passiert ist, dann ist man immer Junggeselle, das ist alte Soldatenregel.“

---

[1]) Andere Offiziere antworten „Ja, ja!“, Nichtoffiziere „Nein, nein!“

„Und da gilt bei Ihnen die Panke wohl auch als Strom?“ warf Fresenborg ein. —

Dankern war an Bord zurückgekehrt. Auf seinem Schreibtische fand er einen Brief mit dem Poststempel Saßnitz. Die Adresse war mit zitternder Hand in großen lateinischen Buchstaben geschrieben, und der Verschluß trug ein Monogramm in den Buchstaben E. A. mit einer Grafenkrone. Er öffnete und las:

Hochverehrter Baron Dankern!

Erst in dieser Stunde weiß ich, wem ich die Erhaltung meines Lebens verdanke. Ich bin noch zu schwach, um zu Ihnen gehen zu können, und doch sehne ich mich danach, die Hand zu drücken, welche sich einem Unglücklichen so opferfreudig darbot. Ich bitte Sie, mich aufsuchen zu wollen und zu glauben an die nie endende Dankbarkeit

Ihres
Erik Graf von Ahlström-Terborg.

Hotel Fahrenberg, 15. VII. 83.

Lange blieb Ulrich, auf den Tisch gestützt, in tiefem Nachdenken stehen.

„Ich habe gefühlt, daß die Flammen nicht erloschen! Soll ich mir neue Qualen aufladen, soll ich noch einmal durchempfinden, was es heißt, „verlieren“, ehe man noch gewonnen? Bin ich stark genug, ganz ruhig zu bleiben? Sie darf es nie erfahren, daß sie durch Jahre mein ganzes Herz erfüllte.

Sie ist die Frau eines Anderen! Was schlagen da denn meine Pulse rascher? Schon das ist unrecht, sündhaft! — doch ich muß, — ich werde gehen, — vielleicht erkennt sie mich nicht! —“

Am folgenden Nachmittage stieg Dankern langsam den schattenlosen Weg zum Fahrenberg hinauf. Kein Windhauch kühlte die Luft, und niemand war sichtbar rings umher. Er betrat die weinumrankte Veranda und blieb einen Augenblick stehen, um Atem zu schöpfen.

Eben wollte er dann den Griff der Glocke erfassen, um sich anmelden zu lassen, da öffnete sich die Thür und — Adda stand ihm gegenüber.

„Baron Dankern, lieber Baron Dankern, ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie glücklich es mich macht, daß ich Ihnen, gerade Ihnen und Ihrer Opferfreudigkeit die Erhaltung des Besten danke, was die Welt für mich trägt.“

Sie hatte ihm beide Hände entgegengestreckt, so natürlich, so vertrauensvoll und kindlich, daß Ulrich unwillkürlich alle seine Bedenken vergaß.

„O, ich wußte es,“ fuhr sie fort, „wußte es, daß Sie ein edelmütiges Herz haben! Wie glücklich machte es uns, als wir erfuhren, wer der selbstlose Retter gewesen!“

Sie sah ihm dankbar, freundlich und klar in die Augen, ganz so, wie damals.

„Sie überschätzen den einfachen Akt einer allgemeinen Menschenpflicht. Was ich that, hätte jeder Mann an meiner Stelle gethan,“ sagte er ernst. Dann fuhr er fast in freudigem Tone fort:

„Wie es mich freut, Ihnen zu begegnen, Gräfin — so zu begegnen, so freundlich und gütig, wie einst — und — seitdem sind Jahre vergangen — Jahre, die Ihnen, Gräfin, die Jugendfrische erhielten und mich alt machten!“

Er hatte die letzten Worte sehr ernst gesprochen.

„Doch davon nicht jetzt! Noch habe ich mich über der Freude des Wiedersehens nicht nach dem Kranken erkundigt!“

„Ja, kommen Sie hinauf, Sie werden mit Sehnsucht erwartet, und unsere Dankbarkeit wird Ihnen immer, immer bleiben.“

Adda schritt voraus. Sie war noch schöner geworden. Die große, schlanke Gestalt war zur völligen Entfaltung gekommen und fast zu jungfräulich erschien sie Dankern für eine Frau, zu graziös in ihren Bewegungen.

Sie betraten das Zimmer des Grafen. Es war ein schöner, großer, alter Mann, der Ulrich entgegenkam, ihm die zitternde Hand bot.

„Sie waren mein Retter, Baron Dankern, nun seien Sie auch mein Freund,“ sagte er, und seine grauen Augen waren mit seltsam treuem Ausdrucke auf den Kommandanten gerichtet. „Adda hat mir Ihren Namen so oft genannt, so viel Gutes über Sie gesagt, daß ich Sie fast als alten Bekannten betrachten möchte, um so mehr, als auch mein verstorbener Schwager Angelholm mir von Ihnen erzählt hat.“

Stumm erwiderte Ulrich den Händedruck des Grafen. Dann fuhr dieser fort:

„Setzen Sie sich zu mir, mein lieber Freund. Ich bin Ihnen eine Erklärung über den Vorfall schuldig, dem ich nur mit dem Leben entging, weil ich in Ihnen einen beherzten und selbstlosen Retter fand. Gerade von Ihnen möchte ich nicht falsch beurteilt werden.“

Er unterbrach seine Rede einen Augenblick, während Adda das Zimmer verließ.

„So hören Sie!“ fuhr er dann fort.

„Es war vor 40 Jahren, als ich in Upsala ein flottes Studentenleben führte. Ich war ein leichtsinniger Bursche und hatte die Mittel, mir die Erfüllung jeden Wunsches, jeder Laune gewähren zu können.

Ein Leichtsinn war es auch, als ich um die Liebe eines Bürgermädchens warb, ohne vorher zu bedenken, daß die Ehre und der Ruf des armen Wesens durch mich untergraben würden.

Einer meiner Kommilitonen, ein Ehrenmann, forderte Rechenschaft von mir. Mein Leichtsinn war gestraft, als er mir eine Pistolenkugel in die Brust schoß, welche ich nun 40 Jahre bei mir trage.

Mit dem Schusse aber war über meine Zukunft entschieden.

Immer quälender und schmerzhafter wurden meine Beschwerden, von denen mich keine Operation befreien kann.

In freien Stunden erschreckt mich der grause Gedanke, daß die Schmerzen mich — unzurechnungsfähig machen, wenn die Kugel auf das Zwerchfell drückt.

In einem solchen Augenblicke der Verzweiflung handelte ich auch vorgestern Abend, während Adda mich nur auf wenige Minuten verlassen hatte. Ich selbst wußte nichts von meinen Handlungen.“

Dankern ergriff seine Hand.

„Armer, armer Graf," sagte er leise. Teilnehmend ruhten seine Augen auf den edlen Zügen.

„Ja, urteilen Sie milde über mich, denn mein Schicksal ist furchtbar. Seit vielen Jahren schon bedarf ich der Aufsicht, und als meine liebe, treue Schwester zur Ewigkeit hinüberging, war ich auf fremde Hände angewiesen.

Da starb plötzlich mein Schwager, der Oberst von Angelholm, seine alleinstehende Tochter zurücklassend.

Ich machte Adda den Vorschlag, bei mir zu bleiben, — und so wurde sie meine Adoptivtochter!

„Mein Gott, Ihre Tochter?" stieß Dankern in höchster Erregung hervor.

„Meine Adoptivtochter! Sie gewährte mir die Bitte, dem Namen des Vaters den der Mutter vorauszusetzen.

Seit jener Zeit kenne ich die volle Wohlthat sorgsamer weiblicher Pflege. Meine Adda ist der Trost und die Stütze für meine alten Tage!" —

Adda hatte den Salon wieder betreten. In gewohnter Sorge legte sie dem Vater die Kissen zurecht und wandte sich dann mit der Frage an Dankern:

„Nicht wahr, Sie leisten uns doch Gesellschaft und nehmen den Thee bei uns?"

Fast erschrak sie vor dem tief traurigen, wunderbar fragenden Blicke des Barons.

Dieser suchte seine Fassung wieder zu gewinnen.

„Mit Dank nehme ich Ihre Einladung an, Komtesse und — lassen Sie mich sogleich Ihre Verzeihung erbitten! Ich habe mich durch den Namenwechsel täuschen lassen — schon damals, als man mir in Washington mitteilte, Sie seien jetzt Gräfin Ahlström — seit Jahren glaubte ich Sie verheiratet."

„Nun, einen Mann habe ich ja auch, meinen lieben, einzigen, guten Papa," rief sie, dem alten Herrn die Stirn küssend, — das neckische Lachen wollte aber nicht recht gelingen, denn wieder waren sich die Augen begegnet und diesmal — ruhten sie in einander im gegenseitigen Bewußtsein des Erinnerns.

„Und Sie, Herr von Dankern, sind verheiratet, nicht wahr?" fragte der Graf.

Eine fahle Blässe zeigte sich auf seinem Gesichte, als er jetzt offen und rückhaltlos, aber im Tone namenloser Trauer sagte:

„Ich war es — ich bin geschieden! — Herr Graf, alle die Schmerzen, die Sie in 40 Jahren so geduldig ertragen haben, ich würde sie mit Freuden hinnehmen, um damit die Seelenschmerzen aus meiner Vergangenheit löschen zu können, die in 7 kurzen Monaten über mich dahin zogen!"

Keine Frage erfolgte. Der Schmerzesruf, der durch die Worte tönte, sagte ja so viel.

Als spät abends Dankern aufbrach, da wußte er, daß er die Freundschaft des alten Grafen gewonnen habe.

Adda reichte ihm die Hand, und ihr treuer Blick sagte ihm, daß sie ihn verstand, als er leise sprach:

„Der Name Ahlström hat mich einst in grenzenloses Leid getrieben, hat mir den Glauben an mich und an — das genommen, was ich für das Beste, Edelste hielt. Und nun —“

„Nun werden Sie sich hoffentlich mit dem Namen auch wieder aussöhnen!“ Sie wollte das in heiterem Tone sagen — und nun klang es doch fast wie der Nachhall eines Schmerzrufes.

Langsam stieg Ulrich durch die noch fröhlich belebten, abschüssigen Straßen des Fischerdorfes dem Strande zu.

„Mein Gott, wie furchtbar hat das Schicksal die Glieder meiner Lebenskette verwirrt durch jenen Dämon, der mich zum Mörder werden ließ. — Nur eines Engels Hand kann sie entwirren!“

XVI.

Wiederum hatte der Prinz seine Gäste um sich vereint. Auf dem kleinen Rasenplatze der Plattform waren bequeme Korbstühle im Halbkreise aufgestellt, und eben wurden der duftende Mokka und die „diesjährige Ernte“ präsentiert. Das Meer lag unten so still und blau, und in der Mitte des Buchen-Rahmens, da sah man die stolze Libelle — wie ein Bild. Es herrschte ruhige Heiterkeit, denn wenn auch nicht die Geister, so ruhten doch die Körper aller Anwesenden aus von den Anstrengungen des heutigen Ausfluges nach Stubbenkammer.

Man sprach von den Eindrücken, welche die herrliche, vom grünen Walde überragte Felsenküste, vom Meere aus betrachtet, hervorbringt.

„Ich kann es nicht leugnen, daß mir diese durchklüftete, seedurchschnittene, meerumspülte Insel immer von neuem wieder sympathische Stimmungen hervorruft.

Wenn ich die scharfen, weißen Kreidenadeln der Wissower Kalinken emporsteigen sehe in ihrer edlen, natürlichen, schlanken Form, dann ist mir oft schon der Gedanke gekommen, wie wohl der Mailänder Dom erscheinen würde in seiner Marmorpracht neben diesem weißen Naturdome mit grünem Buchenlaub-Dache. — Ist nicht der Königstuhl von Stubbenkammer unendlich viel schöner als die graue, vielbewunderte Felsenwand von Monte Carlo? — Für Ihre Zwecke sind die 400 Fuß senkrechter Kreide-Felswand allerdings eine Taschenausgabe,“ wandte sich der Prinz an den kürzlich eingetroffenen berühmten Bergsteiger und Amerika-Reisenden Dr. Paul Gießbach. „Wollen Sie nicht den Herren Ihre Besteigung des Aconcagua erzählen? Es war eine so eminent anstrengende und gefahrvolle Tour, daß ich immer wieder davon hören mag, je öfter, je lieber — etwa wie man einen guten Freund immer lieber hat, je näher man ihn kennen lernt!“

Dr. Gießbach räusperte sich und wollte eben beginnen, über das beregte Thema zu sprechen, — er sprach vortrefflich und hervorragend interessant, der Doktor! — da unterbrach ihn der Prinz.

„Nein, warten Sie, dabei muß unser Kommandant zugegen sein. Ich begreife nicht, wo er bleibt, er ist sonst stets so präzise. Er muß wichtigen Dienst haben.“

„Auf die Gefahr hin, indiskret zu sein, kann ich melden, daß ich ihn heute Nachmittag am Herthasee traf. Er führte seinen geretteten Grafen am Arme, und die schöne Gräfin war auch dabei," erklärte Graf Nesselstein.

„Aha!" rief unwillkürlich Herr von Wedde aus.

„Irren Sie nicht," warf der Professor ein, „ich halte den Kommandanten für keinen Kourmacher — und ich kenne ihn lange. Er ist viel zu edeldenkend, um der Frau eines Anderen nahe zu treten und dann, — die Erfahrung hat ihn ja auch das Verwerfliche solchen Handelns kennen gelehrt."

„Es hat mit dem alten Grafen seine besondere Bewandnis, Königliche Hoheit," sagte Fresenborg, „Dankern hat es mir erzählt. Er trug eine Kugel bei sich, die ihn sehr quälte. Bei seinem neulichen Nachtbade ist nun durch die heftige Bewegung wohl, eine Änderung in der Lage eingetreten, und es soll völlige Herstellung zu erwarten sein."

Schon begann die Abendsonne sich hinter dem Buchenwalde zu verstecken, die Korvette lag aber noch im vollen Lichte der Strahlen.

Mit dem Glase hinüber spähend, sagte eben der Prinz:

„Ich sehe die Gig noch immer nicht kommen," und Kressenstein erklärte dann:

„Königliche Hoheit, die Kommandanten-Gig liegt schon seit 4 Uhr am Landungsstege, und die Crew [1]) schlief, als ich vorhin unten war," — als rasche Schritte auf dem Kies der Gartenwege die Aufmerksamkeit erregten.

„Ah, da kommt er ja von der Landseite! Nun, mein Herr Kommandant, warum so unpräzise und über den Achtersteven, d. h. von rückwärts?"

„Eure Königliche Hoheit bitte ich um gnädige Nachsicht! Ich hatte ganz unerwartet wichtige Geschäfte zu erledigen."

„Dann werden Sie uns ein Lied außer der Zahl pro poena singen müssen."

„Gern, und das Beste, was ich habe! — Ich komme mit neuer Auflage," sprach er leise zu Fresenborg gewendet. —

Kammerdiener Hermann meldete, daß serviert sei.

„Was nur dem Dankern in die Krone gefahren ist? Er macht ein so strahlendes Gesicht wie das frisch vergoldete Gallion der ‚Libelle'," äußerte Wedde, und Fresenberg antwortete schlagfertig, in die forcierte Seemannssprache des Pseudo-Schiffers einstimmend:

„Ja, Gott weiß, was ihn ‚über Kreuz getoppt' hat. —

Bei Tische herrschte eine besonders heitere Stimmung am heutigen Abend.

General von Ritter sprach in echtestem österreichischem Dialekte über seine Erlebnisse aus der Bundesfestung Mainz, und die etwas aufschneiderische Erzählung von der Ordonnanz, welche durch des Generals Papagei mit „Schafskopf" angerufen wurde und dann, an das Bauer herantretend, meldete: ‚Verzeihen's Euer Exzellenz, i hab Euer Exzellenz für ein Vogel gehalten!' — erregte durch die vortreffliche Art des Vortrages freudige Heiterkeit.

---

[1]) Crew = Bootsbemannung.

Unendlich komisch war es dann, als Braun-Pascha, der berühmte Ägyptologe, den Tanz der Fellah-Mädchen von Assuan pantomimisch dazustellen versuchte.

Inzwischen war das Souper beendet, und man blieb am abgeräumten Tische sitzen — bei der Erdbeer-Bowle. Das Tuskulum hatte nur einen größeren Raum, der als Musik-, Eß-, Wohn- und Empfangssalon diente.

„Nun zur Musik," wandte sich der Prinz an die lebhaft conversierende Gesellschaft. „Womit werden Sie beginnen?" fragte er Dankern.

„Wenn ich darf, werde ich zuerst einige kleine Variationen auf der Zither vortragen."

Mit absoluter Stille wurde den zarten Klängen des einschmeichelnden Instrumentes gelauscht. Dankern spielte heute meisterhaft. Er war auf den langen Seereisen gewohnt geworden, auf der Zither alle seine frohen und trüben Gedanken zum Ausdruck zu bringen. ‚Mein Hausgott' pflegte er sie zu nennen.

Dann wurde gesungen. Mit solchem Verve, solcher Stimme hatte Dankern seit seinem Hiersein noch niemals „gearbeitet."

„Der hat was in petto," sagte Wedde dem Pascha leise in das Ohr. „Am Ende ist der Spaziergang am Herthasee doch nicht so aussichtslos gewesen! Der Mann soll ja sehr alt sein?" — Eben sagte der Prinz:

„Und nun noch, mein Herr Kommandant, — Sie wissen, was ich meine!"

„Das ‚Frühlingslied von Fesca'," flüsterte Ulrich seinem Begleiter Fresenborg leise in das Ohr. „Aber lassen Sie sich nicht irre machen, ich habe heute einen anderen Text."

„Nur immer zu," sprach jener, ebenfalls leise, „die Sache wird schon schief gehen!"

Nach des Prinzen Lieblingsmelodie sang nun Dankern mit voller Wärme:

Es spiegelt in der Ostsee Fluten
Sich grün das Inselland!
Es ruh'n der Abendsonne Gluten
Auf Uskans Felsenwand!

Die Wogen an den Klippen branden,
Vom Buchwald überdacht;
Im Porte Fischerboote landen,
Und dämmernd — sinkt die Nacht.

Am Uferhange, traumversunken,
Lehn' ich im Moose weich!
Die Seele rastet wonnetrunken
In diesem Zauberreich!

Wie ist's so wohl im Laubgedränge,
Die See zu Füßen mir,
Als ob im Wellenrauschen klänge,
Ein Liebesgruß von dir!

Mit freudigem Erstaunen war der Prinz dem für Saßnitz berechneten Texte gefolgt. — Das Frühlingslied hatte er Dankern einst selbst gelehrt.

„Ach, das ist hübsch! Wer hat Sie aber zu solcher Poesie begeistert, mein Herr Kommandant?"

„Eure Königliche Hoheit," begann Dankern mit einer bei ihm übrigens unbekannter Verlegenheit, „ich sprach einer Dame von dem Lieblingsliede Eurer Königlichen Hoheit, und sie schrieb mir die eben vorgetragenen Verse."

„Darf man wissen, wer diese poesiebegnadete Dame ist?" fragte der Prinz.

„Es ist Gräfin Adda Ahlström, die Adoptivtochter und Nichte des Grafen Ahlström — meine Braut!" fügte er fast verlegen hinzu.

„Das ist ja eine neue, eine freudige Überraschung, nehmen Sie meinen allerherzlichsten Glückwunsch!" Der Prinz drückte Dankern die Hand, und dann begann ein wahrer Sturm von ernsten und neckischen Gratulationen. Man fragte, klärte auf und — schließlich hatten alle schon vorher eine Ahnung gehabt. Wedde aber, welcher sich Dankern näher angeschlossen hatte, — sie waren ja beide Sänger und beide „Seeleute"! — legte die Hand auf dessen Schulter und sagte:

„Ihnen kann's nicht fehlen! Der heilige Swantewitt hat selbst seinen Segen gegeben — da am stillen See — und St. Hertha wird gern der Aufforderung folgen, Brautjungfer zu werden, ganz abgesehen von anderen Dingen, die ihr bevorstehen könnten." —

Als der Prinz am folgenden Mittage den Besuch des Grafen Ahlström annahm, als er ihm die Hand drückte und sagte:

„Ich kann Ihnen, mein Herr Graf, nur in voller Überzeugung meinen aufrichtigsten Glückwunsch aussprechen, ich weiß, daß Herr von Dankern ein Ehrenmann im Sinne des Wortes ist," da fühlte der alte Herr ein Glück erstehen in seinem eigenen Herzen, welches er seit 40 Jahren nicht mehr erhofft hatte.

XVI.

Zwei Jahre hatte Adda an Ulrichs Seite verlebt, Jahre vollsten, reinsten Glückes. Keine Enttäuschung, kein Mißverständnis störte eine Ehe, auf der Grundlage fester, tiefer Liebe erbaut.

Oft sprach Dankern über seine trübe Vergangenheit. Nichts blieb Adda verschwiegen. „Ich habe vieles gut zu machen," sagte sie wohl, „denn ich selbst trug die Schuld an deinem Unglück. Du mußtest mich für treulos halten. Ich hätte dir schreiben sollen über den Wechsel meines Namens, aber ich war eben ein Kind damals." —

Ein Kommando zur Admiralität wies dem jungen Paare Berlin als Domizil an.

Im Sommer aber verlebte Adda mehrere Monate in Terborg, während der nun vollständig hergestellte Graf Ahlström den Winter in Berlin zubrachte. Er war ein so lieber, anspruchsloser Gast, und doch hatte er seinen Besuch bei der Tochter an eine Bedingung geknüpft:

„Reicht mir, so lange ich bei euch bin, meinen Trunk stets im „Hertha-Becher", damit ich des gütigen Gebers gedenke, für den mein Herz in warmer Erinnerung schlägt."

Der „Hertha-Becher“ aber war ein silberner Pokal, in kunstreicher Arbeit mit dem Bilde der altgermanischen Göttin verziert, ein Hochzeitgeschenk des Königlichen Prinzen, um den gerade jetzt — es war im Sommer 1885, — eine ganze Nation trauerte, des Prinzen, der von allen, die ihn kannten, so unbegrenzt geliebt wurde. —

Eines Tages, — Dankern war wenige Tage vorher in Terborg bei den Seinigen angekommen, — traf durch Vermittelung der deutschen Gesandtschaft ein Paket ein, an den Freiherrn Ulrich von Dankern adressiert und durch die amerikanische Gesandtschaft übergeben.

Neben verschiedenen Urkunden und einer amtlich ausgestellten Testaments-Abschrift enthielt es einen Brief, der nach dem Datum der Unterschrift über drei Jahre alt war. Er lautete wie folgt:

„Mein teurer Ulrich Wenn dieser Brief in Ihre Hände kommt, bin ich nicht mehr unter den Lebenden. Er liegt meinem letzten Willen bei, welcher Sie zu meinem Universalerben einsetzt.

Ich habe keine näheren Verwandten, seit die unglückliche, arme Lizzie im vorigen Herbste einem schweren Gehirnleiden erlag.

Für Sie hat meine arme Tochter, aus ihrer Verirrung zu ernster Buße sich wendend, nur Anerkennung und Achtung im Herzen getragen und hat das Ihnen zugefügte Unrecht wahrhaft und bitter bereut.

Nun steht meinem Herzen kein Mensch mehr so nahe wie Sie. Wenn ich auch weiß, daß ich Ihnen bei Lebzeiten keinerlei weltliche Vorteile bieten darf, so hoffe ich doch, daß Sie den letzten Willen eines Mannes anerkennen, der noch im Sterben Gottes Segen für Sie erbitten wird. Möge er Sie all das schwere Leid vergessen lassen, welches Sie hier erfuhren. Bis zum Tode bleibe ich in treuer Liebe

Washington, den 10. Juli 1882. Arthur Harcot.

Graf Robilant.

Nur wenige Monate war Graf Robilant, der ehemalige italienische Minister des Äußeren, jetzt italienischer Botschafter in London, in seiner neuen Stellung thätig gewesen — in der Heimat, in den menschenerfüllten Straßen des ewigen Rom erschollen gerade die begeisterten Jubelrufe für einen geehrten und geliebten Gast, den jungen deutschen Kaiser — als plötzlich und unerwartet die Nachricht eintraf, der Vertreter seines Landes an der Themse sei am 27. Oktober 1888 einer kurzen Krankheit erlegen.

Die feierliche Zusammenkunft der beiden Monarchen, beides Nachkommen von edlen und ruhmreichen Herrschergeschlechtern, die das Bündnis ihrer gleich-

gesinnten Völker durch persönlichen Verkehr besiegeln wollten, hatte alle italienischen Politiker mit großer Freude und Begeisterung erfüllt, und umsomehr erinnerte man sich der heftigen Angriffe, die gerade der jetzt verewigte edle Mann seiner Zeit wegen seiner deutschfreundlichen Politik zu erfahren hatte; war er es doch gewesen, der mit großem Mute mitten in einer schwierigen und langwierigen Krisis und angesichts der parlamentarischen Opposition das deutsch-italienische Bündnis nicht nur gerettet, sondern auch auf weitere fünf Jahre aufrecht erhalten hat. Jetzt, als er dahinschied, begann man in Italien die ersten süßen Früchte von dem Baum des Dreibundes zu pflücken, welchen Robilant mit so viel Sorge und Mühe gepflegt hatte.

Dem verdienten Manne, dessen Name in den Unternehmungen des jungen Italien stets makellos und ruhmvoll glänzte, und der dem Vaterlande so schnell entrissen wurde, mußte jede fühlende italienische Seele ein warmes und schmerzvolles Lebewohl sagen; jeder fühlte, daß Italien in ihm eine seiner edelsten Stützen verloren hatte, daß es das edelste Herz auf der Welt war, welches jetzt nicht mehr schlug.

* * *

Graf Carlo Felice Nicolis von Robilant und Cereaglio ist am 8. August 1826 in Turin geboren, ein Sprosse eines jener piemontesischen Adelsgeschlechter, welche sich durch ernstes Pflichtbewußtsein, ritterliche Königstreue und glühenden Patriotismus zu allen Zeiten rühmlichst hervorgethan haben. Die Neigung zum Militärleben vererbte sich bei den Robilants vom Vater zum Sohne, und die Familie hat eine stattliche und ununterbrochene Reihe von Generalen aufzuweisen, welche sich in allen Kriegen Piemonts hervorgethan haben. Ihr Name stammt von dem kleinen Orte Robilant in der Provinz Cuneo, welchen die Familie von den savoyischen Königen zu Lehen hatte. Die Mutter des Grafen Carlo Felice war eine geborene Gräfin von Truchseß-Waldburg, eine Tochter des damaligen preußischen Gesandten in Turin; sein Vater, Graf Maurizio, war General und Flügeladjutant des Königs Karl Albert.

Graf Carlo Felice beendete am 20. September 1845 den Kursus der königlichen Militärakademie und wurde am 18. August 1848 zum Unterleutnant der Artillerie ernannt; als solcher nahm er an den Kriegen der Jahre 1848 und 1849 teil und wurde für seine Thätigkeit bei Sommacampagna sowie bei Novara durch eine goldene Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet. Bei Novara übernahm Robilant das Kommando über eine Batterie, welche ihren Hauptmann verloren hatte, und bot den andringenden Feinden mutig und fest die Stirn. Bei dieser Gelegenheit zerschmetterte ihm eine Kanonenkugel die linke Hand, aber er ertrug diese Verletzung mit bewunderungswürdiger Unerschrockenheit. Hierüber erzählt ein Augenzeuge, der Hauptmann Talleyrand-Périgord, Herzog van Dino, Flügeladjutant des Königs Karl Albert, in seinem Buche „Souvenirs de la guerre de Lombardie pendant les années 1848 et 1849“ folgendes:

„In dem Augenblicke, als der König sich gerade anschickte, in die Stadt Novara einzuziehen, ging ein junger Artillerie-Offizier an ihm vorbei und rief:

„Es lebe der König“. Darauf näherte sich der junge Mann dem Grafen Maurizio Robilant (welcher sich als Adjutant in der Begleitung des Königs befand) und fragte ihn mit fester Stimme: „Vater, bist du verwundet?“ — „Nein, mein Sohn, und du?“ — „Mir ist die Hand zerschmettert worden.“ — Beim Anhören dieser Worte erbleichte Graf Maurizio; aber gleich darauf richtete er sich fest im Sattel auf und sagte zu seinem Sohne in tröstender Weise: „Nur mutig, lieber Carlo, du hast deine Pflicht gethan.“ — Eine Stunde später wurde dem Verwundeten die linke Hand abgenommen, was ihn aber nicht hinderte, im Dienste treu auszuharren“.

Vier Jahre später, am 14. Mai 1853, wurde Carlo Robilant zum Hauptmann in der Artillerie befördert und kurze Zeit darauf, nachdem seine Wunde endlich ganz ausgeheilt war, zum Flügeladjutanten des Königs Viktor Emanuel ernannt. Dieses ehrenvolle Kommando verhinderte ihn an der Teilnahme am Krimkriege, aber der Feldzug von 1859 gab ihm wieder Gelegenheit, seine Tapferkeit und militärische Begabung zu zeigen und trug ihm den Mauritius-Orden und den Orden der Ehrenlegion ein.

Im folgenden Jahre wurde Graf Carlo Felice zum Major befördert und von der Front in den Generalstab versetzt; und so nahm er unter dem Oberbefehl des Generals Fanti an den Feldzügen von Ancona und in Unteritalien teil und erwarb sich bei Mola di Gaeta den savoyischen Militär-Verdienstorden, den Orden pour le mérite Italiens. Einige Tage später wurde er infolge des günstigen Avancements, welches den befähigten Offizieren durch die neue Heeresorganisation eröffnet war, bereits zum Oberstleutnant und nach Beendigung des Feldzuges in Unteritalien zum Obersten ernannt, in welcher Eigenschaft er in verschiedenen Abteilungen des Generalstabs und zuletzt bei der ersten Abteilung unter der Leitung des Generals della Rocca thätig war. Seit dem 6. Januar 1865 kommandierte er das fünfte Grenadierregiment, wo er von seinen Mannschaften vergöttert wurde, aber kurz vor dem Beginn des österreichischen Krieges berief ihn der General della Rocca, welcher schon in Turin seine Begabung kennen gelernt hatte, wieder aus dem Frontdienst zurück und ließ ihn zum Chef des Stabes des dritten Armeekorps ernennen. Als solcher nahm Robilant an der Schlacht von Custozza am 25. Juni 1866 teil und wurde dafür mit dem Komthurkreuz des savoyischen Verdienstordens geschmückt. In dem Dekret heißt es „als besondere Auszeichnung für die bewiesene Tapferkeit und die trefflichen Maßregeln, die er während des ganzen Feldzuges mit seiner wohlbekannten Einsicht und Klugheit getroffen hat.“

Am 20. August 1866 wurde Robilant Generalmajor und erhielt auf einige Zeit das Kommando über die Grenadierbrigade, aber schon kurz darauf finden wir ihn an der Spitze der soeben in Turin begründeten Kriegsschule, deren erster Kommandant und Schöpfer er war und durch welche er die italienische Armee um ein höchst wichtiges Institut bereichert hat.

Diese letzte Ernennung und der nach Custozza erteilte hohe Orden sind genügende Beweise dafür, daß Robilant es versucht hat, während der unglücklichen Schlacht dem Befehlshaber des dritten Armeekorps gegenüber kluge und zweck-

mäßige Ratschläge zur Geltung zu bringen. Der Mangel an Initiative auf seiten dieses Befehlshabers war an dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bekanntlich schuld. Hätte er die ihm erteilten Instruktionen weniger engherzig aufgefaßt und hätte er zur Unterstützung seiner beiden auf den Hügeln von Custozza vom Feinde bedrängten Divisionen die beiden andern herangezogen, welche auf der Ebene von Villafranca mehrere Stunden hindurch unthätig lagen, so hätten die Italiener auf der entscheidenden Stelle das Übergewicht gehabt.

Drei Jahre lang blieb Robilant an der Spitze der von ihm musterhaft eingerichteten Kriegsschule, wobei er dem Vertrauen, welches die Regierung in ihn setzte, vollkommen entsprach.

Schon zeitig hatte er, auch abgesehen von seiner Tapferkeit und seinen übrigen kriegerischen Tugenden, in weiten Kreisen den Ruf eines entschlossenen, einsichtsvollen und vertrauenswürdigen Mannes erworben. Dieser Ruf wurde durch die letzte Thätigkeit noch mehr befestigt und verbreitet und gab so den Anstoß zur ersten Verwendung Robilants auf politischem Gebiete. Am 22. März 1870 erhielt er von der damaligen streng konservativen Regierung Lanza-Sella-Venosta die telegraphische Anweisung, sich sofort nach Ravenna zu begeben und die Leitung der Provinzialverwaltung und den Oberbefehl über die Truppen zu übernehmen.

* * *

Die Zustände in der Romagna waren damals schwierig; die Republikaner und Sozialisten übten über das ganze Land einen Terrorismus aus, dem gegenüber die Behörden keine Macht und kein Ansehen hatten; die öffentliche Sicherheit war zum Märchen geworden, und zu einer Bestrafung kam es nur selten, da die Angst und die Furcht vor den Übelthätern im ganzen Volke verbreitet waren. General Escoffier, ein energischer und erfahrener Mann, welcher dort die ganze Zivil- und Militärgewalt in seiner Hand vereinigt hatte, war aus politischen Gründen von Meuchelmördern in seinem eigenen Hause überfallen und niedergemacht worden. Verschiedene Anzeichen ließen befürchten, daß infolge der Anzettelungen der revolutionären Elemente in allernächster Zeit schwere Unordnungen entstehen würden; die Aufgabe des neuen Statthalters war also keine leichte, wenn auch leichter, als er erwartet hatte; denn als er seine telegraphische Abberufung bekam, glaubte er, es handle sich darum, einen bewaffneten Aufstand niederzuwerfen; aber als er in aller Eile an seinem Bestimmungsorte anlangte, zeigte sich, daß die Dinge in der Provinz Ravenna doch noch nicht so schlimm lagen, und er konnte sich damit begnügen, seine Ankunft durch eine Bekanntmachung an die Bevölkerung anzuzeigen; er sagte in derselben folgendes: „Meine Sendung wird um so kürzer dauern, je bereitwilliger mir die Bürgerschaft ihre Mitwirkung leiht. Ich werde nur das Bindeglied zwischen der Verwaltung des Generals Escoffier und der des Zivilbeamten sein, den die Regierung ehestens hiehersenden muß. Auf alle Fälle werde ich der erste sein, der in der Beobachtung der Gesetze ein gutes Beispiel giebt." Diese in freisinnigem Geiste verfaßte Bekanntmachung erwarb dem General sogleich die Zuneigung der Bevölkerung: den Volkscharakter der

Romagnolen hatte er richtig erkannt; durch seinen feinen Gerechtigkeitssinn, durch seine gewissenhafte Beobachtung der Gesetze, durch sein leutseliges, einnehmendes Wesen und durch die herzlichen Beziehungen, welche er mit der ruhigen und besonneneren Mehrheit anzubahnen wußte, erreichte er in kurzer Zeit so große Erfolge, daß seine Ablösung durch einen Zivilbeamten nicht lange auf sich warten ließ. Die Ravennaten hatten von dem Militär-Statthalter, der mit unbeschränkter Macht ausgestattet zu ihnen gesandt war, zunächst nichts als ein scharfes Vorgehen und Ausnahmemaßregeln erwartet, und nun sahen sie mit Erstaunen, wie der Gefürchtete allein und ohne Begleitung innerhalb und außerhalb der Stadt umherging und bei jeder Gelegenheit seinem Vertrauen gegen die ihm unterstellte Provinz Ausdruck zu geben suchte.

Anfang Juli 1870 kam Robilant aus Ravenna nach Turin zurück und übernahm hier wieder die Leitung der Kriegsschule, aber nur für kurze Zeit; denn bald darauf hörte seine militärische Laufbahn ganz auf. Ohne daß er formell aus der Armee ausgetreten wäre, in der er vielmehr bis zu seinem Lebensende verblieb und später (am 17. Mai 1877) die Beförderung zum Generalleutnant erlebte, wurde Graf Robilant von demselben Ministerium, welches ihn als Statthalter nach Ravenna gesandt hatte, zu dem höheren Posten eines italienischen Gesandten bei einer europäischen Großmacht erhoben.

* * *

Die Ernennung des Grafen zum Gesandten am Wiener Hofe hängt mit den großen politischen Veränderungen zusammen, die der Sturz des zweiten französischen Kaiserreichs und die Beseitigung der weltlichen Macht des Papstes im Gefolge hatten. Die bisherigen Beziehungen zwischen den europäischen Staaten waren geändert, neue Interessen und alte, lang bewährte Bande gelöst worden. Viele Jahre hindurch hatte in Europa das Napoleonische Kaisertum die Hegemonie ausgeübt, an deren Stelle war jetzt die deutsche Hegemonie getreten, und die Besetzung Roms brachte den italienischen Staat gegenüber der katholischen Welt und besonders gegenüber Frankreich und Österreich in eine sehr heikle Lage. Wenn das junge Königreich Italien sich gegen die möglichen Folgen des eben in Rom vollzogenen kühnen Schrittes sicher stellen wollte, so mußte es sich an Stelle der früheren Freundschaften neue sichern und seiner Politik neue Stützpunkte verschaffen. Von selbst bot sich den Staatsmännern die Idee eines engen Anschlusses an das gleichfalls neue deutsche Reich; zugleich aber erhellte auch die Notwendigkeit, das Wohlwollen der katholischen österreichischen Monarchie zu erlangen, um so mehr, als die letztere mit dem deutschen Reiche damals noch nicht verbündet war, sondern ihm ziemlich wenig freundlich gegenüber stand. Es war daher Italiens Aufgabe, sich durch geschicktes diplomatisches Verhalten die Freundschaft beider Nachbarreiche zu sichern, und zur Lösung dieser schweren Aufgabe wurde Graf Robilant berufen.

Er war übrigens auf dem Gebiete der Diplomatie kein Neuling mehr; denn in den Jahren 1853 bis 1860 hatte er als Flügeladjutant König Victor Emanuels öfters Gelegenheit zur Teilnahme an diplomatischen Sendungen. So

hatte er im Jahre 1858 den General della Rocca nach Paris begleitet, als derselbe dem Kaiser Napoleon gelegentlich des Orsini'schen Attentats ein Handschreiben König Victor Emanuels zu überbringen hatte. In demselben Jahre war er als Begleiter des Generals d'Angrogna zur Teilnahme an den russischen Manövern nach Warschau gereist. Auf der Rückreise hatte er sich in Berlin aufgehalten und den schmeichelhaften Empfang mit erlebt, welcher dem General d'Angrogna von seiten des preußischen Hofes bereitet wurde. Während des Krieges von 1859 war Robilant vielfach als Unterhändler zwischen Kaiser Napoleon und König Victor Emanuel thätig gewesen und hatte dann in Verona die Verhandlungen wegen des Austausches der Kriegsgefangenen geführt, wobei Kaiser Franz Joseph die Gelegenheit nahm, ihn mit besonderer Liebenswürdigkeit zu empfangen. Endlich hatte er bei den Verhandlungen in Villafranca gemeinsam mit General della Rocca den Staat Piemont vertreten.

Bei allen diesen Gelegenheiten muß Graf Robilant seiner Aufgabe vollkommen gerecht geworden sein, denn er fand nicht nur auf seiten seiner eigenen Regierung warme Anerkennung, sondern er wußte sich auch das Wohlwollen Kaiser Napoleons in hervorragender Weise zu erwerben. Mit Rücksicht hierauf gab Graf Cavour im November 1860, als die Bewegungen der italienischen Streitkräfte bei Gaëta durch die französische Flotte behindert wurden, dem Könige den Rat, Graf Robilant mit einem Handschreiben an Kaiser Napoleon zu senden, um den letzteren zur Rückberufung der französischen Flotte aus Gaëta zu bewegen. An demselben Tage schrieb Cavour an den Minister Farini, er möge doch den König inständig darum bitten, daß er den Grafen Robilant mit dem Handschreiben nach Paris sende. Wenn Cavour auf die Wahl des Boten so inständig drang, so müssen wir annehmen, daß er gerade zu diesem besonderes Vertrauen hatte. Um keinen Verdacht zu erregen, zog der König aber bei dieser Gelegenheit die Absendung des Obersten Vimercati vor.

Im Jahre 1876 endlich leitete Robilant die Arbeiten der italienischen Kommission, welche gemeinsam mit einer österreichischen die neue Grenze zwischen beiden Ländern festzusetzen hatte.

Somit war er mit den diplomatischen Gebräuchen schon einigermaßen vertraut, als er seine Stellung in Wien übernahm. Seine feine Bildung, seine ausgedehnten Sprachkenntnisse, sein vornehmes, loyales Wesen, seine martialische Erscheinung und die Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit seiner Umgangsformen trugen im übrigen vieles zur Erleichterung seiner schweren Aufgabe bei. Desgleichen kam ihm seine Verbindung mit der Tochter des österreichischen Fürsten und Herrenhausmitgliedes Edmund von Clary und Aldringen (geschlossen am 26. August 1867) bei der Beförderung des guten Einvernehmens zwischen den beiden Nachbarstaaten sehr zu statten. So kam es denn, daß die Beziehungen zwischen Italien und Österreich trotz der frischen Erinnerung an die beiden blutigen Kriege und trotz des geringen Wohlwollens, welches das demokratische italienische Königtum in Wien genoß, durch Robilants Bemühungen allmählich immer wärmer und endlich sogar herzlich wurden.

Seine persönliche Würde, seine unerschütterliche Energie, seine Redlichkeit, sein patriotischer Stolz und seine Persönlichkeit haben viel dazu beigetragen, daß Italien jetzt in einem so schönen Verhältnis zu dem deutschen Reiche und Österreich steht. Denn das Vertrauen, welches er durch seinen lauteren und ehrenvollen Charakter zunächst für seine Person erwarb, übertrug sich nach und nach auf die von ihm vertretene Politik: in kurzer Zeit hatte er sich sowohl am Hofe wie in den Kreisen des Wiener Adels beliebt gemacht, und die hohe, einarmige Gestalt des italienischen Gesandten war in ganz Wien populär geworden.

Schon im Jahre 1873 konnte König Viktor Emanuel infolge der Sympathien, welche das junge Italien im Deutschen Reiche und Österreich erworben hatte, es wagen, seine Reise nach Wien nnd Berlin zu unternehmen, und in der österreichischen Hauptstadt wurde der frühere Feind nicht nur freundlich, sondern geradezu mit Begeisterung empfangen. Nach dieser Reise wurde die österreichische Gesandtschaft in Wien im Jahre 1876 zum Range einer Botschaft erhoben.

In demselben Jahre aber trat in den herzlichen Beziehungen zwischen Italien und Österreich eine Veränderung ein. Die Partei der sogenannten historischen Rechten, aus welcher viele bedeutende und erfolgreiche Staatsmänner hervorgegangen waren, war am Ende dieses Jahres von der jüngeren Partei der sogenannten historischen Linken überwunden worden, und hiermit begann für die italienische Politik eine neue Ära. Die Politiker der siegreichen Partei hatten sich während ihres sechzehnjährigen heftigen Kampfes gegen die verschiedenen konservativen Ministerien jedes erdenklichen Kampfmittels bedient und sogar den irredentistischen Verschwörungen Vorschub geleistet. Jetzt, nachdem sie zur Regierung gelangt waren, schlugen sie den Zentralmächten gegenüber eine zweideutige Politik ein. Ihre unerwiderte Liebe für das republikanische Frankreich, gepaart mit sentimentalem Doktrinarismus und mit Unkenntnis der großen Weltlage, trieben sie zu einer Politik, welche für Italien verhängnisvoll war.

Dieser Sachlage gegenüber nahm in Wien die Unzufriedenheit mit der italienischen Nation täglich zu und sie erreichte ihre höchste Spitze und steigerte sich zur förmlichen Erbitterung, als nach dem berliner Kongreß von 1878, in welchem Italien leer ausgegangen war, ein großer Teil der italienischen Presse einen Feldzug gegen die Besetzung Bosniens durch die Österreicher unternahm. Die Kriegsgefahr zwischen beiden Ländern war akut geworden, und Österreich hatte sogar, wie der Abgeordnete Cavalletto in der italienischen Kammer einmal offen bekannte, mit einem Einfall in Venetien gedroht. Glücklicher Weise indessen wirkte Robilant damals in Wien beschwichtigend, und auch in Italien hatte er infolge der hohen Achtung, welche die damaligen leitenden Staatsmänner für ihn empfanden, Erfolg mit seinen Bemühungen, zu versöhnen und zu beruhigen. Inzwischen hatte der Ministerpräsident Cairoli nach der Besetzung Tunesiens durch Frankreich gegenüber der allgemeinen Entrüstung des Landes freiwillig sein Amt niedergelegt, und Mancini die Leitung der äußeren Politik übernommen; kurze Zeit darauf schlossen das Deutsche Reich und Österreich auf unbestimmte Zeit ihr Friedensbündnis. Da nun in Italien die Besorgnis vor weiteren fran-

zösischen Übergriffen fortdauerte und so lebhaft war, daß selbst ein Angriff auf Sardinien befürchtet wurde, und da das Land sich infolgedessen aus der traurigen Alleinstellung, in welche es geraten war, hinaussehnte, so mußte bei den Unterthanen König Humberts der Gedanke an den Beitritt zu dem deutsch-österreichischen Bunde, welcher Italien in den Stand setzen konnte, gegebenenfalls den eigenen Feinden siegreich die Stirn zu bieten, immer zahlreichere Anhänger finden. Ja dieses Zusammengehen mit den konservativen Zentralmächten war bei der damaligen Lage der Dinge eine eiserne Notwendigkeit für Italien geworden, und auch Graf Robilant befürwortete diese Politik in seinen Berichten an die Regierung mit Eifer und Entschiedenheit; hierbei ließ er sich aber nicht im mindesten durch eine etwaige Vorliebe für die Regierungsform der beiden Staaten oder durch persönliche Sympathien leiten. Denn wie er selbst später einmal in der Kammer erklärt hat, betrachtete er die Bündnispolitik als reine Interessensache, welche mit Gefühlen oder Grundsätzen nichts zu thun habe. Dieser Ausspruch, ein Grundsatz einer Thatsachenpolitik, wie er einer Großmacht durchaus angemessen war, versetzte den politischen Dilettanten mit ihren langen und hohlen Deklamationen einen heftigen Schlag ins Gesicht und wurde dem Grafen Robilant von den unverbesserlichen Prinzipienreitern und Doktrinariern, an welchen in Italien leider kein Mangel ist, als ein schweres Unrecht vorgeworfen; aber Robilant ließ sich bei seinen Handlungen und seinen Worten niemals von dem Wunsche nach Popularität beeinflussen; es genügte ihm, wenn die besser unterrichteten und ruhiger denkenden Männer seine äußere Politik billigten; was die Menge von ihm dachte, kümmerte ihn wenig oder garnicht. Jedenfalls aber ist das erstrebte Ziel erreicht worden: das Friedensbündnis, Robilant's Werk, wurde unterschrieben.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob es auf Grund einer Anregung des Grafen Robilant geschehen sei, daß der Minister Mancini dem König Humbert im Jahre 1883 die Reise nach Wien angeraten hat? Hierauf wird aber von Personen, welche den Grafen persönlich kannten und von ihm einige Aufschlüsse über die Lage der Dinge erhalten haben, mit einem entschiedenen Nein geantwortet. Vielmehr scheint es im Gegenteile sicher zu sein, daß Robilant dem damaligen Minister des Äußeren in der dringendsten Weise geraten hat, dem Könige einen solchen Besuch nicht eher zu empfehlen, als von Wien das bestimmte Versprechen der Erwiderung gegeben sei. Und es war Mancini allein, der in übermütiger Zuversicht alle Schwierigkeiten übersah, welche sich dem Gegenbesuche später in den Weg legen mußten, und dieses Versehen ist nun später dem Grafen Robilant von seinen schlecht unterrichteten oder böswilligen Gegnern zur Last gelegt worden.

Ebenso ist es mit der Massauah-Angelegenheit geschehen, obwohl es bekannt war, daß Robilant stets ein entschiedener Gegner der militärischen Unternehmungen in Afrika gewesen ist, und obgleich er seiner Umgebung gegenüber seiner lebhaften Unzufriedenheit Worte gegeben hat, als er die erste Nachricht von Mancini's Schritten in Afrika empfing.

Dagegen fand die Richtung, welche Mancini der äußeren Politik Italiens infolge des Bündnisses mit dem Deutschen Reiche und Österreich gab, jederzeit

die entschiedenste Billigung Robilant's, welcher ja selbst in hohem Grade dazu beigetragen hat, daß diese Richtung eingeschlagen worden ist. Als Mancini infolge des planlosen afrikanischen Abenteuers seine Stellung hatte aufgeben müssen, hielten es sowohl der König selbst als auch der Präsident des Ministerrats und vorläufige Minister des Äußeren, Depretis, für höchst erwünscht, daß Robilant das Portefeuille des Äußeren übernehme; erschien doch im Interesse des Zusammenhanges in der Politik, mit Rücksicht auf die bevorstehenden neuen Abmachungen und überhaupt nach der ganzen Lage der Dinge der Wiener Botschafter geradezu als der geborene Nachfolger Mancini's; und so bot Depretis alles auf, um ihn zum Eintritt in sein Ministerium zu bewegen. Ein solcher Versuch war schon während Mancini's Ministerthätigkeit mehrere Male gemacht worden, aber immer umsonst, und auch diesmal setzte der Berufene den Einladungen des Ministerpräsidenten einige Monate lang den entschiedensten Widerstand entgegen, bis ihm endlich der König selbst zu einer persönlichen Unterredung nach Monza berief und ihn hier durch einen lebhaften Appell an seine Vaterlandsliebe dazu veranlaßte, die Leitung der äußeren Politik zu übernehmen. Am 6. Oktober 1885 wurde Robilant Minister des Äußeren.

* * *

Der Widerwille gegen den Eintritt in das Kabinet, welchen Robilant empfunden hatte, läßt sich wohl daraus erklären, daß das Ministerium Depretis nach den zahlreichen, nur mit Not überstandenen Krisen sehr schwach geworden war und von den besten und bewährtesten italienischen Politikern nicht mehr unterstützt wurde. Das geringe Ansehen, dessen sich die heimatliche Regierung erfreute, erschien dem Grafen besonders angesichts der ernsten und gefahrvollen Lage ganz Europas infolge der orientalischen Wirren unverträglich mit jeder energischen Führung der äußeren Politik. Denn schon mehrere Jahre hatte sich Depretis mit kleinen Kompromissen und anderen Auskunftsmitteln in einem kümmerlichen ministeriellen Leben gehalten und dabei die Landesverwaltung mehr und mehr der Vernachlässigung und der Bestechlichkeit verfallen lassen. Der von ihm eingeleitete und von den italienischen Politikern in der ersten Zeit auch mit Begeisterung aufgenommene Transformismus der Parteien war schon wieder in ärgerlicher Weise entartet und zum Gegenstande allseitiger heftiger Angriffe geworden. Der Widerwillen gegen die von Depretis vertretene Advokatenregierung und die von ihr betriebenen Mißbräuche bemächtigte sich immer weiterer Kreise im Lande, und es widersprach dem redlichen Charakter Robilant's, einer solchen Regierung zur Stütze zu dienen; besonders unangenehm war es für ihn auch, daß er durch den Antritt der Mancini'schen Erbschaft auch dessen afrikanische Politik auf seine Schultern nehmen mußte. Trotz alledem entschloß er sich dazu, als Minister des Äußeren in Depretis' Kabinet einzutreten, aber nur weil es ihm zu kleinmütig vorgekommen wäre, wenn er sich in einem für die äußere Stellung Italiens so schweren und wichtigen Augenblicke im Hintergrunde gehalten hätte. Dem Könige und dem Vaterlande opferte er seine Botschafterstelle, um sich in das Wespennest des parlamentarischen Lebens zu begeben.

Bis dahin hatte Robilant niemals Gelegenheit gehabt, als Redner öffentlich aufzutreten. Er war zwar schon mit dem Jahre 1883 Senator, aber seine Thätigkeit als Botschafter hatte ihn bisher daran verhindert, an den Debatten des Hauses teilzunehmen. Seine erste Kammerrede hielt er somit als Minister am 5. Dezember 1885 und er zeigte sich schon gleich als klarer, eleganter und wirkungsvoller Redner. Die militärische Schlichtheit und Freimütigkeit seiner Erklärungen, die von der Schwülstigkeit seines Vorgängers auffallend abstach, machten auf die Kammer den besten Eindruck. Die musterhafte Pünktlichkeit, mit welcher er der Kammer diplomatische Grünbücher vorlegte, die Bereitwilligkeit und Höflichkeit, mit welcher er alle an ihn gerichteten Interpellationen beantwortete, der feine Humor, den er in seinen Reden mit großem Erfolge anzuwenden wußte, die kluge, streng diplomatische Form der von ihm abgegebenen Erklärungen, alles dies wirkte zusammen, um dem neuen Minister das Wohlwollen der Kammer im vollen Maße zu gewinnen. Nur die kleine, lärmende Schar der äußersten Linken blieb ihm beständig feindlich gesinnt, und in ihrem trivialen Widerstreit gegen jede Regierung betrachtete sie den durch österreichische Geschosse bei Novara verwundeten Robilant als zu deutsch gesinnt. Der Haß dieser Volksvertreter zeigte sich am deutlichsten, als einer ihrer Angehörigen, ein Politiker, der, nebenbei bemerkt, später Minister geworden ist und die Dreibundspolitik tapfer verteidigt hat, sich in einer verhältnismäßig ruhigen Sitzung plötzlich mit zorniger Miene gegen die Ministerbank wandte und den Ministern ein lautes „Schämt Euch!“ zurief. Robilant, welcher sich durch dies unbegreifliche Vorgehen auf das Höchste beleidigt fühlte, erhob sich als Verteidiger Depretis' und rief mit gereizter Stimme: „Quest' è troppo!“ (Das lasse ich mir nicht gefallen). In demselben Augenblicke verließen alle Mitglieder der radikalen Bergpartei ihre Plätze, stürzten auf Robilant los und überhäuften den tapferen Minister mit den unglaublichsten und gröblichsten Schmähreden. Als der deutsche Reichskanzler sich in gleicher Lage befand, konnte er das von freisinniger Seite ausgestoßene „Pfui!“ durch ein barsches „Unverschämt!“ abfertigen und infolge der strengeren deutschen parlamentarischen Sitten erfreute er sich dabei des Beifalls des Reichstages wie der öffentlichen Meinung. In Italien aber scheuten die oppositionellen und darum am weitesten verbreiteten Blätter sich nicht, das unanständige und ungerechtfertigte Vorgehen der radikalen Gesinnungsgenossen noch zu verherrlichen. Indessen wurde dieser unangenehme Vorfall bald genug vergessen und hinderte den Minister nicht daran, weitere Lorbeeren auf dem parlamentarischen Gebiete zu ernten. Seinen größten Erfolg erreichte er, als er am 26. November 1886 unter allgemeinem, ungeheurem Beifalle der Sympathie Italiens für Bulgarien und seiner Teilnahme für das unverdiente Schicksal des Fürsten Alexander beredten Ausdruck gab. Der im Grunde seines Herzens großmütige Italiener, der sich immer gern für die Idee der Völkerbefreiung erwärmen läßt, war durch die wohlwollende Haltung seiner Regierung für die junge bulgarische Nation sehr angenehm berührt worden, und Robilant war infolge seiner Bulgarophilie für einige Zeit wahrhaft populär geworden. Sein energisches Vorgehen gegen Griechenland zur Zeit der Küstenblokade, wel-

ches zwar vom diplomatischen Standpunkt aus wohlbedacht und durchaus notwendig war, aber viel sentimentale Seelen in Italien grausam berührte und zahlreiche aufrichtige und erkünstelte Protestkundgebungen hervorgerufen hatte, war vergessen, und man beglückwünschte sich in vollem Ernst zu der Bekehrung des Grafen Robilant zu einer „freisinnigen" äußeren Politik nach den klassischen Überlieferungen Mazzini's und Garibaldi's.

Mitten in diese idyllische Zeit, als die Interessen Italiens sich mit den idealen Bestrebungen der sogenannten öffentlichen Meinung glücklich vereinigten, traf die Unglücksbotschaft aus Afrika, daß eine zum Entsatze von Saati entsandte Kompagnie von 450 italienischen Soldaten von den Abessiniern überfallen und vernichtet worden sei. Ein Sturm der Entrüstung entstand auf der ganzen Halbinsel. Die parlamentarische Opposition benutzte diese Gelegenheit, um einen entscheidenden Ansturm gegen das Ministerium zu versuchen, und die rhetorische Manie mit allen ihren Übertreibungen und Ungereimtheiten feierte in Italien ihre schlimmsten Orgien. Man verurteilte die Regierung, die Kammer, das ganze parlamentarische System. Robilant war einige Tage vorher wegen der von Ras Alula unternommenenen Feindseligkeiten interpelliert worden und hatte sich über diesen „Räuberhauptmann" mit scherzhaften Worten geäußert, und infolgedessen wurde er jetzt die Zielscheibe der heftigsten Angriffe sowohl in der Kammer als auch in der Presse. Denn die äußerste radikale Partei, welche von französischen Intrigen unterstützt war, ergriff jede Waffe, die sie fand, und verschmähte selbst die schlechtesten und widrigsten Ausreden nicht, um den Mann zu stürzen, in welchem sie eine der festesten Stützen der konservativ-patriotischen Partei erblickte; und auch die anderen zogen nicht in Berücksichtigung, daß ein Mann, der an sechs schweren Feldzügen gegen europäische Gegner teil genommen hatte, dem Angriffe einer ohne Geschütze kämpfenden afrikanischen Horde gegen Plätze, welche nach europäischem Systeme befestigt waren, nicht mit tragischer und besorgnisvoller Miene entgegensehen konnte, ja nicht einmal eine solche Miene machen durfte, weil gerade damals die Verhandlungen wegen der Erneuerung des Dreibundes schwebten, und es somit für die italienische Regierung unvorteilhaft gewesen wäre, wenn Robilant die Lage in Afrika hätte düster oder gefährdet erscheinen lassen.

General Gené, der Befehlshaber der Truppen in Massauah, genoß das Vertrauen des Kriegsministers und des Ministers des Äußern mit Recht, aber eine unerklärliche Kopfverwirrung ließ ihn den Fehler begehen, beim Herannahen Ras Alulas eine Truppenabteilung in Saati exponiert zu lassen, obwohl er wissen konnte und mußte, daß der Platz nur kurze Zeit zu halten war. Wenn er z. B. seine Streitkräfte in Monkullo, einem Platze in der Nähe Massauahs, zusammengezogen hätte, so würde auch Ras Alula entweder an dieser starken und für Abessinier uneinnehmbaren Festung den Kopf gebrochen haben, oder er wäre wieder abgezogen, ohne einen Angriff zu machen. Denn auf der dürren Ebene vor Massauah hätten sich die Abessinier aus Mangel an Proviant nicht länger als einige Tage halten können, und wenn Ras Alula auch vor seinem Abzuge eine kleine abessinische Besatzung zurückgelassen hätte, so hätten die im italienischen

Solde stehende Baschi-Bozuks sie später mit leichter Mühe wieder vertrieben. Es mag billig dahingestellt bleiben, ob der Kriegsminister Ricotti für die strategische Sünde des Generals Gené verantwortlich gemacht werden konnte; aber es war im höchsten Grade ungerecht, die Vorgänge dem Minister des Äußeren zur Last zur legen.

Während dessen nahm die der Regierung günstige Majorität in der Kammer so schnell ab, daß ein baldiger, entschiedener Sieg der oppositionellen Partei zu besorgen war. Um diesem für die Bündnisverhandlungen vielleicht verhängnisvollen Falle vorzubeugen und um Italien, wenn es möglich wäre, bei den schwebenden Verhandlungen durch eine festere und stärkere Regierung vertreten zu lassen, hielt es Graf Robilant für angewiesen, eine Kabinetskrisis zu provozieren. Robilant bekam vom Könige den Auftrag, ein neues Kabinet zu bilden und wandte sich zu diesem Zwecke zunächst an seinen persönlichen Freund Nicotera, einen ernsten, energischen und trotz seines Anschlusses an die oppositionelle Pentarchie konservativ gesinnten Mann. Aber Nicotera hatte nicht den Mut, seine übrigen pentarchischen Kollegen, den gemeinsamen feierlichen Abreden zuwider, im Stiche zu lassen. So blieb Robilant nur noch ein Versuch mit der alten Rechten übrig, welche sich aber nach dem Tode Minghetti's leider dessen sehr entkräftet hatte und keine vorzüglich befähigten Staatsmänner mehr aufweisen konnte. Dieser Versuch gelang also auch nicht. Die vom populären Winde emporgetragene historische Linke harrte mit Ungeduld an der Thür des ersehnten Regierungs-Edens; aber es erschien Robilant unmöglich, sich mit Männern zu vereinigen, welche weder in der innern noch in der äußeren Politik mit ihm übereinstimmten. Seine Freunde, der König an der Spitze, baten ihn zwar in der dringendsten Weise, sich nicht zurückzuziehen, sondern alles aufzubieten, um zu bleiben, aber mit großer Selbstlosigkeit und festem Willen lehnte er den an ihn ergangenen Auftrag ab und überließ es dem wegen seiner parlamentarischen Alchemie berüchtigten Depretis, seine Experimente zu erneuern, obwohl er es in seiner Macht hatte, denselben zu stürzen. Die Krisis zog sich ungewöhnlich in die Länge, so daß Robilant die schwindende Zeit benutzen konnte, um den Dreibund zu erneuern. Nachdem dies geschehen war und nachdem Depretis seinem Kabinette durch die Aufnahme zweier radikaler Häuptlinge etwas frisches Blut eingeflößt hatte, trat Robilant von der politischen Schaubühne ab und nahm das Bewußtsein mit sich, ein glänzendes Beispiel politischer Konsequenz, Tüchtigkeit und Folgerichtigkeit gegeben zu haben.

Mit dem Anschluß an den Dreibund, seinem ureigensten Werke, hat Robilant Italien so hoch gehoben, wie es nur Cavour gekonnt hätte. Denn sowohl der Bund mit Deutschland und Österreich als auch der Vertrag mit England sind Dinge, die sein Vaterlande nur ihm verdankt. Deshalb schrieben die „Times“ in den ersten Tagen nach seinem Rücktritt, derselbe sei „ganz unglaublich, gerade in dem Augenblicke, da er seinem Vaterlande den größten aller Dienste erwiesen hat, da auch das Deutsche Reich sich des hohen Wertes des Mannes bewußt geworden und ihn mit dem hohen Orden des schwarzen Adlers geschmückt.“ Für-

wahr, Robilant hätte sich nicht entfernen, sein Vaterland es nicht erlauben sollen.

* * *

Die großen Fragen, welche Robilant während seiner Ministerthätigkeit zu lösen hatte, scheiden sich deutlich in zwei Gruppen, die außereuropäischen und die europäischen. In die erste Kategorie gehören die Streitfälle der italienischen Regierung mit verschiedenen südamerikanischen Staaten infolge von Belästigungen, welche diese sich gegen italienische Unterthanen erlaubt hatten, sowie die Massauahfrage. In die zweite Kategorie gehören die bulgarische und griechische Frage sowie die Dreibundpolitik.

Obwohl die außereuropäischen Fragen für Italien keineswegs dieselbe Bedeutung hatten wie die europäischen, so setzte sich doch Graf Robilant gleich nach seiner Ankunft im Consultapalast eifrig ans Werk, um diese zum Teil eingerosteten und lästig gewordenen Angelegenheiten bald zur Entwickelung zu bringen und dadurch den Boden und die Aufmerksamkeit für die wichtigeren Dinge freimachen zu können. Daher gab er den Verhandlungen, welche mit den südamerikanischen Republiken schwebten, sogleich einen kräftigen Anstoß, indem er sich dabei bemühte, Italien Genugthuung zu verschaffen, ohne das Land in abenteuerliche Konflikte zu verwickeln. Insbesondere wurde der lange und ziemlich ernsthafte Streitfall mit Columbien durch Robilant's Energie und durch die von Spanien angebotene Vermittelung in schnellster Weise beigelegt und in einem für Italien günstigen Sinne gelöst. Auch die Zwistigkeiten mit Chile, Peru und Bolivia wurden glücklich entschieden und überall zur Wahrung der Interessen der dort angesessenen Italiener günstige Vereinbarungen getroffen. Den vielen italienischen Kolonien, welche in allen amerikanischen Staaten, besonders aber in Argentinien, durch freiwillige Auswanderung entstanden waren, sollten nach Robilant's Auffassung eine aufmerksame und liebevolle Fürsorge seitens der vaterländischen Regierung zu teil werden; das war die einzige Kolonialpolitik, welche er als empfehlenswert betrachten konnte; denn da noch so weite unkolonisierte Gebiete in Italien selbst bestehen, hielt er es für widersinnig, in der Welt nach leeren Stellen zu suchen, um italienische Truppen dahin zu entsenden. In diesem Sinne hatte er schon als Botschafter in Wien seiner Regierung von der Besetzung Assabs dringend abgeraten und in gleichem Sinne hatte er sich später vertraulich geäußert, als es sich um die Besetzung Massauahs handelte. Und selbst als das Gladstone'sche Kabinett im Jahre 1882 der italienischen Regierung eine gemeinsame Intervention in Ägypten vorschlug, erklärte sich Robilant in seinen Depeschen an die Regierung dagegen. Der Verzicht Italiens auf jedes Zusammenwirken mit England in Ägypten wird von dem Senator Jacini in seiner kürzlich erschienenen Broschüre „Pensieri della politica Italiana," in welcher er die italienische Politik wegen ihrer Megalomanie in rücksichtsloser Weise geißelt, als eine lobenswerte und kluge That der italienischen Regierung bezeichnet. Jacini geht dabei von der Ansicht aus, daß im Mittelmeere Italien mit England immer verbündet sein werde, bis einmal das Schicksal dem ersteren Lande den Rang einer herrschenden Macht

verleihen werde, und diese Erwägung und die Besorgnis vor einem eventuellen englisch-französischen Übereinkommen sollen nach seiner Ansicht die freilich von den Megalomanen heftig bekämpfte Haltung Mancini's und Robilant's bestimmt haben.

Wenn Mancini in der ägyptischen Frage in Übereinstimmung mit dem Grafen Robilant handelte, so ließ er sich doch von seinen Plänen inbetreff Assabs und Massauahs durch die Ratschläge des andern nicht abbringen. Assab wurde in eine Staatskolonie verwandelt, und mit leichtem Herzen wurde die Besetzung der dürren Halbinsel Massauah vollzogen.

An eine Zurückziehung der italienischen Truppen aus Massauah konnte aber trotz der vielen Enttäuschungen, welche der erste koloniale Versuch dem Lande gebracht hatte, nicht gedacht werden. Eine junge aufstrebende Nation wie Italien durfte vor den ersten kolonialen Schwierigkeiten nicht feige zurückweichen, und ein solches beschämendes Bekenntnis der Schwäche würde auf der ganzen Halbinsel eine schwere Unzufriedenheit hervorgerufen haben. Robilant mußte dies berücksichtigen und er handelte so, daß er auf der einen Seite das lebhafte nationale Ehrgefühl der Italiener schonte und auf der andern Seite die Stellung Italiens in Massauah zu vereinfachen und die großen, mit der Besetzung verbundenen Opfer nach und nach zu vermindern suchte. Trotzdem hat die Nation es nur Robilant zu verdanken, daß keine neue Flagge mehr neben der italienischen in Massauah weht. Dem General Gené, welcher den Oberbefehl über die Streitkraft im Roten Meere und zugleich die Oberaufsicht über die Zivilverwaltung in Massauah inne hatte, erteilte er seine Instruktionen in dem Sinne, daß er sich mit großer Vorsicht zu benehmen und zugleich darauf zu sehen habe, wie er mit Abessinien gute Nachbarschaftsbeziehungen herstellen könne. General Saletta hatte kurze Zeit nach der Besetzung Massauahs, unter Depretis als vorläufigem Minister des Äußeren, den Fehler begangen, daß er den Statthalter der angrenzenden abessinischen Provinz, Ras Alula, um die Einwilligung zur Besetzung Saatis bat, obwohl dieses kleine und unbedeutende Dorf an der abessinischen Grenze niemals zu Abessinien gehört hatte. Diese Anfrage hatte dem Ras Alula Gelegenheit gegeben, durch eine abschlägige Antwort seine Abneigung gegen die italienische Besetzung der von den Abessiniern selbst seit langer Zeit ersehnten Hafenstadt Massauah zu betonen. Indessen hätte der Widerwille Ras Alula's gegen die Befestigung Saatis durch die italienischen Truppen, eine zur Sicherung des Karawanenhandels nach Massauah für die Italiener unbedingt notwendige Maßregel, zweifellos mit der Zeit nachgelassen[1], wenn nicht die französischen Intrigen den abessinischen Häuptling argwöhnisch gegen die Absichten Italiens gemacht und seinen Haß gegen dieselben angefacht hätten. Die Haltung Ras Alula's und des Königs Johannes gegenüber dem Generalkommando in Massauah wurden daher immer zweideutiger und unfreundlicher; deshalb versuchte Robilant die von Piano, Salombeni und Savoiroux geplante Privatexpedition nach Abessinien zu verhindern, indem er den Anstoß zu derartigen Unternehmungen ausdrücklich der Regierung vorbehielt. Die bewunderungswürdige, aber diesmal höchst unge-

legene Kühnheit der sonst ausgezeichneten und verdienten Afrikaforscher setzte sich trotzdem über diese Bedenklichkeiten der Regierung hinweg, und es wurde eine Reise unternommen, welche sowohl für die Teilnehmer als auch für die heimatliche Regierung später zu einer Quelle höchst unangenehmer Verlegenheiten werden sollte. Depretis hatte noch nach der abschlägigen Antwort Ras Alula's sowohl diesem wie dem Negus bekannt gemacht, er wolle eine feierliche Gesandtschaft nach Abessinien entsenden. Da aber der König die Meldung von der bevorstehenden Abreise der Mission mit einer zur Schau getragenen Gleichgiltigkeit und Unfreundlichkeit aufnahm, so machte Robilant das Unternehmen aus Gründen der Vorsicht wieder rückgängig.

Überaus unbequem und schädlich war es für die italienische Verwaltung in Massauah, daß ein ägyptischer Statthalter und ägyptische Beamte auch nach der Besitznahme durch die Italiener fortdauernd anwesend waren. Robilant benutzte die Gelegenheit eines Streites, welcher zwischen dem italienischen Generalkommando und ägyptischen Behörden ausgebrochen war, um dem Übelstande abzuhelfen. Die Beseitigung der ägyptischen Flagge aus Massauah veranlaßte die Türkei zwar zu einer Protestnote, aber die infolgedessen eingeleiteten Verhandlungen mit Ägypten und der Pforte wurden auf Robilant's Seite mit solchem Takte und solcher Geschicklichkeit geführt, daß der Sultan sich nicht nur ohne Murren in die neue Sachlage fügte, sondern dem italienischen Minister sogar eine hohe Auszeichnung zukommen ließ.

Robilant suchte mit der größten Ängstlichkeit jede Gefahr zu beseitigen, durch welche Italien in nutzlose Abenteuer hätte hineingezogen werden können; denn er glaubte, daß Italien alle seine Kräfte für den Fall eines großen europäischen Krieges unversehrt aufsparen müsse. Deswegen ließ er sich nicht einmal nach dem traurigen Schicksale des Grafen Porro in Harrar zu einem Feldzuge gegen den dortigen Emir verleiten, sondern er begnügte sich damit, die Rache für Porro's Ermordung dem mit Italien verbündeten König Menelik von Schoa zu überlassen. Die jetzige Wendung der abessinischen Dinge zeigt, wie glücklich der Gedanke Robilant's gewesen ist, in dieser Weise zur Kräftigung und Befestigung des Königtums in Schoa beizutragen.

* * *

Die Rolle, welche Robilant während seiner kurzen Ministerthätigkeit auf dem Gebiete der europäischen Politik gespielt hat, steht noch überall in frischer Erinnerung. Er ist der edlen und menschenfreundlichen Aufgabe, welche das junge Italien sich auferlegt hat, er ist der Politik des europäischen Friedens immer treu geblieben. Der Ernst und die Würde, mit denen er stets nach außen aufgetreten ist, haben ihm sogar bei den politischen Gegnern Italiens Achtung verschafft. Vermöge seines durchaus loyalen Charakters hat Robilant mit den verbündeten Staaten stets in bester Übereinstimmung und auf dem Fuße des vollkommensten gegenseitigen Vertrauens verkehrt und dem Vorkommen mißliebiger Kundgebungen, welche mit dem gemeinsamen Friedensbunde in Wider-

streit standen, hat er durch kluge Vorsichtsmaßregeln jederzeit vorgebeugt. Die Bereitwilligkeit, mit welcher sich das italienische Kabinett dem gemeinsamen Vorgehen der Mächte gegen die unzeitigen kriegerischen Anwandlungen Griechenlands anschloß, sowie die Energie, welche Graf Robilant bei dieser Gelegenheit im Interesse des europäischen Friedens entfaltete, trugen dazu bei, die Beziehungen zwischen Italien und England noch herzlicher zu gestalten und das spätere Übereinkommen wegen der Wahrung des politischen Gleichgewichts im Mittelmeere anzubahnen. Während des serbisch-bulgarischen Krieges sowie nach der Thronentsagung des Fürsten Alexander von Bulgarien suchte Italien, Seite an Seite mit Österreich und England, die gemeinsamen europäischen Kulturinteressen zu fördern, und erhob mit Erfolg seine Stimme zu Gunsten der bestehenden Verträge und der Selbständigkeit der Balkanvölker. Ein großes Verdienst hat Robilant sich auch um das freundschaftliche Verhältnis zwischen Italien und Österreich erworben, denn er hat es nicht nur in einer gefahrvollen und bewegten Zeit vor lärmhaften und schädlichen Bekämpfungen bewahrt, sondern es gelang ihm, in einem entscheidenden Augenblicke die freie und ausdrückliche Zustimmung der großen Majorität der Nation zu diesem Bündnisse mit dem sonst so wenig populären Nachbarstaate herbeizuführen.

Nach den Erklärungen, welche Robilant am 23. Januar 1886 in der Kammer abgegeben hat, betrachtete er als das Ziel seiner äußeren Politik, in erster Linie alle möglichen Ursachen einer europäischen Konflagration zu beseitigen, oder wenigstens den Ausbruch derselben aufzuschieben; und zweitens dem Lande Italien eine solche Stellung im europäischen Konzerte zu verschaffen, daß es für den Fall, daß die europäische Konflagration trotz aller Mühe nicht zu verhindern wäre, zur kräftigen Wahrung seiner Interessen in jedem Augenblick imstande sei.

Um dieses doppelte Ziel zu erreichen, hielt er es für notwendig, die italienischen Rüstungen nach Kräften zu vervollständigen und zu vervollkommnen, jede abenteuerliche Unternehmung in fremden Ländern zu unterlassen und bei der freundschaftlichen Politik gegen die beiden konservativen Zentralmächte zu verharren.

Das im Jahre 1882 geschlossene Schutzbündnis verbürgte nach der weitestverbreiteten Annahme für Italien die thätige Unterstützung seitens des Deutschen Reiches für den Fall eines Angriffes durch Frankreich und sicherte dafür dem Deutschen Reiche im gleichen Falle die Mitwirkung der Italiener zu. Diesem Bündnisse eine für Italien günstigere Form zu geben und die Last der von Italien im Falle eines Krieges zu bringenden Opfer möglichst zu erleichtern, war Robilant's hauptsächlichste Bestrebung. Als am Ende des Jahres 1886 die Verhandlungen wegen der Erneuerung des Dreibundes ihren Anfang nahmen, war die Haltung Italiens, besonders durch die kluge und ernste Politik Robilant's, so vertrauenswürdig, seine Friedensliebe so über alle Zweifel erhaben, und seine Stellung so deutlich geworden, daß die Erneuerung des Bundes auf der alten Grundlage nicht mehr unbedingt notwendig für das Königreich war, umsomehr,

als die Beziehungen zwischen den beiden Schwesternationen ganz leidlich waren. Es handelte sich also darum, dem Deutsch-Italienischen Bündnisvertrage entweder durch Hineinziehung der Mittelmeerfrage eine weitere Grundlage zu schaffen und zugleich von England das Versprechen thätiger Unterstützung zum Schutze der italienischen Westküste gegen Frankreich zu erlangen, oder denselben überhaupt nicht zu erneuern. Von der Erfüllung dieser Bedingung machte Graf Robilant, wie es scheint, die Erneuerung dieses Bundes mit dem Deutschen Reiche abhängig. Er erreichte es auch, sein Vaterland durch besondere Abreden mit dem Deutschen Reiche gegen eventuelle weitere Eingriffe Frankreichs in Nord-Afrika zu sichern und mit England die vielbesprochenen Vereinbarungen über die Mitwirkung der englischen Flotte im Tyrrhenischen Meere für den Fall eines italienisch-deutschen Verteidigungskrieges gegen Frankreich abzuschließen. Er hatte die Rolle Italiens für den Fall eines solchen Krieges erleichtert und der früher befürchteten Möglichkeit, daß die französische Flotte die Städte der italienischen Westküste zerstören könne, kräftig gesteuert; und nunmehr trug er kein Bedenken, den Dreibund zu erneuern und dem Könige zur Bestätigung zu unterbreiten. Daß die zur Erneuerung des Dreibundes unternommenen diplomatischen Schritte in der vorgeschilderten Weise geschehen sind, läßt sich aus offiziösen Andeutungen, aus Erklärungen von kompetenter Seite und insbesondere aus der Art und Weise, wie sich gewisse politische Ereignisse der letzten Zeit abgespielt haben, mit ziemlicher Sicherheit schließen. Die Thatsache, daß nach der Unterzeichnung des Bündnis-Vertrages dem Grafen Robilant durch den hochseligen Kaiser Wilhelm I. der hohe Orden vom schwarzen Adler verliehen worden ist, und die ganz außergewöhnliche Form, in welcher diese Verleihung stattfand, sind Zeichen der Befriedigung, mit welcher der deutsche Kaiser den neuen, für beide Teile vorteilhaften und eine lange Dauer versprechenden Vertrag betrachtete. Für den Wert der Bündnisse zeugt auch die Thatsache, das Crispi, welcher das Verhältnis Italiens zu den Zentralmächten früher lebhaft bekämpft hatte, nunmehr, nachdem er als Minister in den von Robilant abgeschlossenen Vertrag Einsicht nehmen konnte, ein ausgesprochener Anhänger der deutschfreundlichen Politik geworden ist und sogar offen ausgesprochen hat, daß er als Minister der auswärtigen Angelegenheiten ganz und gar in die Fußstapfen Robilant's trete. Auch die Ernennung des letzteren zum Botschafter in London durch den jetzigen Ministerpräsidenten ist ein nicht zu unterschätzender Beweis der Achtung, welche Crispi für seinen früheren politischen Gegner empfand.

Wenn man die vielfache Thätigkeit betrachtet, welche Robilant ohne Lärm und Prahlerei zum Vorteil und Ansehen seines Vaterlandes entwickelt hat, so erkennt man, wie grundlos die in gewissen, schlecht unterrichteten Kreisen gehegte Meinung ist, als wenn die Erlebnisse seiner Ministerperiode den diplomatischen und politischen Ruhm des Grafen Robilant beeinträchtigt hätten. Denn er hat vielmehr die verhältnismäßig kurze Zeit, welche er in dem Consulta-Palast zubrachte, verwerten können, um seinem diplomatischen Werke die prächtigste Krone aufzusetzen und seinem Vaterlande eine hohe und beneidenswerte Stellung unter

den Nationen zu verschaffen. An dem ziemlich dunklen Firmamente der Staatsmänner der letzten Zeit ist er ein leuchtender und wohlthätiger Stern gewesen, und vielleicht ist es keine Übertreibung, wenn ich behaupte, daß Robilant für die politische Größe des Königreiches, für seinen moralischen Einfluß und für sein Ansehen im Konzerte der Großmächte dasselbe gethan hat, was Cavour für das materielle Gebiet Italiens. Und auf alle Fälle kann man Robilant mit vollem Recht das bündige militärische Zeugnis ausstellen: „Er hat seine Pflicht gethan!“

So wie es sein beständiges Streben war, den allgemeinen Frieden durch das Bündnis mit dem Deutschen Reiche und Österreich und mit England zu sichern, so bemühte er sich auch, im guten Einverständnis mit den Nachbarstaaten, Frankreich eingeschlossen, zu leben. Dies beweist ein Brief, den er im Jahre 1888 an einen Bekannten schrieb, und der seiner Zeit im Pariser Temps veröffentlicht worden ist. Der Brief hatte zum Zwecke, die gegen den früheren Minister des Äußern in Italien erhobenen Anschuldigungen wegen der durch ihn geschehenen Kündigung des französisch-italienischen Handelvertrages vom Jahre 1888 zu widerlegen. Der Brief enthält einige beachtenswerte politische Bekenntnisse, welche zugleich als Beweise für die edle und friedfertige Gesinnung des Grafen und für sein weises internationales Programm dienen können. Er lautet:

„Wenn man aus mir einen Feind Frankreichs macht (und was für einen Feind?), so ist dies der reine Spaß. Ich habe für Frankreich und für alle Franzosen, welche nicht Feinde meines Vaterlandes sind, stets ein aufrichtiges Wohlwollen empfunden. Die Politik, welche ich stets befolgt habe, ist die Sicherung des allgemeinen Friedens, die Anbahnung und Unterhaltung herzlicher Beziehungen zu den Nachbarstaaten. Wenn man mir wegen der Kündigung des Handelsvertrags mit Frankreich Machiavellische Grundsätze unterlegen will, so ist das kindisch.

„Die Staatsmänner beider Länder wissen sehr gut, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten bei dem Abschluß von Handelsverträgen nur eine Nebenrolle spielt. In Wahrheit ist er nur der Weg, über welchen die Verhandlungen von beiden Seiten geleitet werden.

„Ich könnte noch vieles anführen, um nachzuweisen, welche Thoheit in den boshaften Zumutungen liegt, die man mir macht. Aber wozu?

„So lange ich noch Minister war, konnten sich alle Blätter über mich ergehen, wie sie wollten. Ich habe mir nicht ein einziges Mal die Mühe gemacht, eine Richtigstellung zu veranlassen.

„Danach können Sie sich vorstellen, ob ich heute große Lust zu solchem Vorgehen habe oder nicht. Wollte ich jetzt eine Polemik anschüren, so würde ich nur die öffentliche Aufmerksamkeit in einer mir sehr lästigen Weise auf mich ziehen. Wenn eine Zeitung sich herausnehmen will, mich zum Feinde Frankreichs zu machen, so kann das weder in dem einen noch in dem andern ernst genommen werden.“

Die Worte erscheinen überzeugend und ergeben, daß Robilant ein Feind Frankreichs niemals gewesen ist. Was aber die deutsche Nation betrifft, so hat sie in ihm sogar stets einen verständnisvollen Freund gehabt. Möge sie seiner mit Dankbarkeit und Wohlwollen gedenken!

Die Christen in Indien.

Von

Emil Schlagintweit.

(Schluß.)

Ein indisches Dorf ist ungleich mehr ein abgeschlossenes, sich selbst unterhaltendes Gemeinwesen als anderwärts. Die Rohprodukte zur Nahrung, zur Kleidung und zum Häuserbau liefert die Flur; die Hausindustrie besorgt das Spinnen und Weben der Baumwolle, das Gerben der Häute, die Anfertigung der einfachen Geräte für das Haus und den Landbau. Der Priester wohnt im Dorfe, den Arzt vermißt man noch nicht; nur für Salz, Gewürze, die besseren Feiertagskleider und das gemünzte Geld, in welcher die englische Regierung, der Sirkar, die Steuern verlangt, ist die Gemeinde auf die Außenwelt angewiesen. Der Wohlhabende kleidet sich etwas besser, seine Frau trägt kostbares Geschmeide, seine Familie wohnt in einem geräumigen Hause, die Außenwände mit Darstellungen aus der Göttermythologie in herzlich schlechten Gemälden oder mit Schnitzerei verziert. Ist der Hausbesitzer als Oberherr des Dorfes auf den Kreistagen oder als Kaufherr durch sein Geschäft mit Europäern und Strebern unter seinen Landsleuten öfter zusammengekommen, so ist ein Prunkzimmer eingerichtet und sind darin europäische Möbel, Glaslüstres, Nippgegenstände, ein Bild der Kaiserin und des Prinzen von Wales, auch des Provinz-Gouverneurs aufgestapelt; aber die ganze Einteilung verrät nicht den geringsten Geschmack und macht den Eindruck eines Möbelmagazins, wenn nicht den schlimmeren eines Trödelkrams[1]). Kennzeichen einer solchen Haushaltung ist ein großer Troß unnützer, fauler Diener; vergeblich sucht man die in solchen Häusern in Europa eigene wohlthuende Behaglichkeit und Reinlichkeit; auch auf die Großen des Landes paßt der Ausspruch der anglo-indischen Medizinalbehörde, daß der Indier in Schmutz geboren wird, darin aufwächst und durch ihn ein vorzeitiges Ende findet. Von der herrschenden Unreinlichkeit giebt ein Rundgang durch Haranhalli die zahlreichsten Beweise.

Der Dorfbrunnen ist ein großes, unbedecktes Bassin. Die Äste der umgebenden Bäume sind dicht besetzt von Krähen und Affen; letztere schütteln

[1]) Die Diamanten der Kaiserin Eugenie fanden ihre endgiltigen Käufer im Maharadscha von Patiala (Provinz Pandschab) und waren zu dem Staatskleid angelegt, das ohne die Steine zu 15 Lakh (à 100000) Rupien gewertet war, in welchem sich der Fürst am 24. Dezember 1875 in Kalkutta dem Prinzen von Wales vorstellte.

die Äste kräftig beim Ansichtigwerden der vielen Menschen, und Blätter wie Tier-Kot fallen in das Wasser. Von der Straße führt eine breite, gut im Stand gehaltene Treppe zum Wasser hinab. Die unterste Stufe war besetzt mit großen irdenen Krügen, daneben Frauen, die mit einem Schöpfer Wasser einfüllten; hierzu war aber die Öffnung der Krüge mit einem Tuche umbunden, das als Filter dienen sollte, selbst aber von Schmutz strotzte. Hart nebenbei standen ein Dutzend Männer im Wasser; einige wuschen sich und verunreinigten dabei das Wasser durch Ausspucken oder noch schlimmere Entleerungen; andere beschäftigen sich mit Waschen. Inzwischen kam der Dorfhirte mit einer Herde von Kühen, Büffeln und Ziegen an; eine große Staubwolke wälzte sich vor ihnen her und legte sich auf das Wasser, in das dann die Tiere eingetrieben wurden; bekanntlich uriniert das Rind, während es trinkt! Nach diesen Wahrnehmungen, die noch durch die bedenkliche Mitteilung ergänzt wurden, daß die Denkmäler unter den Häusern am Raude des Teiches Grabsteine sind von Sanyasis oder Hindu-Asceten des Siwa-Kultus, die verlangen in sitzender Stellung begraben zu werden, wurde den Ortsvorständen der Plan unterbreitet, nach welchem die Regierung für ihre öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten, Kasernen u. s. w. gesunde Brunnen herstellt und doch dem Bedürfnis nach einem offenen Wasserbehälter Rechnung trägt: in 4—6 m Entfernung vom Teich wird ein Stollen tiefer als die Sohle des Teiches getrieben, das hier sich sammelnde Wasser ist während des Durchsickerns auf natürlichem Wege filtriert und vor Vermengung mit Oberwasser geschützt durch Verkleidung des oberen Teiles des Schachtes mit einer undurchlässigen Schicht. Über diesen Brunnen ist ein Dach gesetzt, und durch ein einfaches Schöpfwerk wird das Trinkwasser heraufgehoben. Der Brahmane wandte wohl ein, die Eindeckung des Brunnens sei gegen die Religion, und der Schullehrer machte schüchtern auf die Arbeit des Schöpfens aufmerksam. Anderwärts hatten aber Ausgrabungen herausgestellt, daß die alten Hindus ihre Brunnen überwölbten, und da ein eisernes, leicht arbeitendes Paternosterwerk als Schöpfmaschine in Indien jetzt so billig zu haben ist wie in Europa, so verordnet eine Verfügung vom 29. März 1886 der Regierung von Bombay allgemein die Herstellung von Brunnen nach dem angegebenen Plane, und der Kommissär gab schließlich den Auftrag, in kürzester Zeit hiernach zu verfahren. — Von hier ging es zum Milchlieferanten. Die Tiere waren in einen stinkenden Stall eingepferdht und Frauen eben beschäftigt, die Milch mit einer Pfuhl, nicht aber Wasser gleichenden Flüssigkeit zu verwässern. Der Besuch des den Aussätzigen überwiesenen Viertels zeigte, daß für die Absonderung dieser Unglücklichen gar nichts geschehen ist, ja ihre Kinder schließen sogar Heiraten und verpflanzen dadurch den Giftstoff weiter. Arge Verstöße gegen Führung der Sterberegister kamen in der Dharamsala oder dem Unterkunftshause für Reisende heraus. Tags zuvor war ein Mann gestorben, seine Leiche wurde eben zum Verbrennungsplatze gebracht und zwar mit unbedecktem Gesichte, wie dies hier landesüblich ist. Der Todesfall war in den Registern nicht gebucht. Auf Vorhalt entschuldigte sich der Kulkarni mit Unterlassung der Anzeige seitens des Wäschers; im Kreuzverhör ergab sich aber, daß Sterbefälle niemals sofort

Aufzeichnung erfahren, sondern 1—2 Mal im Monat in Konferenzen mit dem Patel summarisch festgestellt und eingetragen werden! Vor der Tschavdi oder dem Gemeindehause sind sämtliche Impfkinder dieses Jahres aufgestellt, um die Listenführung des Impfarztes zu untersuchen; unser Missionär verabschiedet sich hier und begiebt sich auf den Bazar, um dem Volke die Heilswahrheiten zu verkünden.

Der Bazar ist überall eine vom Mittelpunkte des Ortes ausgehende Straße, in der sich in jedem Hause Geschäftsläden befinden. Die Verkaufsstellen sind nach der Straße zu offen; nachts werden die schließenden Planken, die als Schutz gegen die Sonne nach aufwärts geklappt waren, herabgelassen und ein höchst einfaches Vorhängeschloß angelegt; auf den Vorstoßbrettern, auf denen die Waren ausgelegt waren, schläft jetzt, eingehüllt in seine Kambli oder Wollendecke, der Diener des Hauses. Geöffnet stehen die Gegenstände des täglichen Bedarfes, vorn die seitlichen Abteilungen, die mitunter Vogelnestern gleichen, beherbergen neben Statuetten der Götter und bildlichen Darstellungen aus dem heiligen Epos Ramayana englische Rumflaschen, Brillen, schwedische Streichhölzer und zahlreiche andere, dem Indier zum Bedürfnisse gewordene europäische Kurzwaren. Am Eckhaus gegen den Platz vor der Tschavdi hatte ein Gemüsehändler seinen Stand aufgeschlagen und die Hälfte der Straße mit seinen Körben verlegt; an ihrem Inhalte that sich ein fetter Brahmini-Stier gütlich, ohne daran selbst vom Besitzer gestört zu werden, so sehr dieser auch händeringend vor seiner Ware stand. Der Stier ist Reittier von Gott Siwa, dem zeugenden wie zerstörenden Gott; nach indischer Anschauung ist jede Faser am Stier Tugend, sein Schweif endet, wo Adharma, das Unrecht, beginnt. Jedem Siwa-Tempel sind Stiere geweiht und heißen die Tiere davon Brahmini; niemand berührt sie, außer um sie zu waschen und zu zieren, und der Stier hätte hier den ganzen Laden zerstören dürfen, so wäre niemand eingeschritten. Die Tiere sind aber sehr gutmütig, und der Bania-Kaufmann lohnte den Sahib mit einem dankbaren Blick, als er den Stier vertrieb, um selbst unter dem Schatten des Eckhauses auf den geleerten Planken zur Predigt sich aufzustellen.

Das englische Strafgesetz von 1860 (neue Fassung 1870) gestattet den Bekennern einer jeden Religion die Verkündigung ihrer Lehren selbst unter freiem Himmel unter dem einzigen Vorbehalt, daß die Predigt „die religiösen Gefühle Andersgläubiger nicht verletze“ (Art 298). In Untergerichten, mit Eingeborenen besetzt, fand dieser Gesetzesartikel wiederholt Anwendung unter Verurteilung des Predigers; Europäer sind hierbei noch nicht zu Schaden gekommen, um so häufiger aber ihre Katecheten, die aus Eingeborenen hervorgehen. Selbst Europäer müssen jedoch äußerst würdig und besonnen auftreten, soll eine Straßenpredigt nicht zu Beleidigungen, ja Thätlichkeiten führen. Während dreißigjähriger Arbeit sind Ermordungen von Missionären in Ausübung ihres Berufes nur ein bis zwei Mal in ganz Indien zu verzeichnen; aber Zusammenrottungen, Straßenskandale, Beschimpfungen, selbst Bedrohungen sind nichts Seltenes; so schreibt der zum Priester geweihte Imam Schah aus Peschawar 1875: „Einst nach einer Bazar-

Predigt näherte sich mir ein Pathan, schwang sein Messer und sagte: „Ich hasse Euch und möchte Euch töten; sicherlich würde ich gehängt [1]), aber ich würde dann von den Meinigen als Schahid (d. i. Märtyrer) vergöttert." Die Polizei verbietet öffentliche Predigten, wo immer sie davon Erregungen und Störungen der öffentlichen Ruhe befürchtet, und die Missionäre selbst kommen neuerdings von Straßenpredigten zurück. Wirksamer erweist sich Auftreten in geschlossenen Räumen und fortgesetzte Missionseinwirkung auf einen kleinen Kreis nach festem, wohldurchdachtem Plane.

Als Begleiter des im Dorfe amtierenden Bara Sahibs oder hohen Beamten hatte der Missionär nicht zu fürchten, verhöhnt oder hinterher zum Patel geführt zu werden, um sich hier von der Anschuldigung zu reinigen, die gegnerischen Religionen verspottet zu haben. Der Missionär sprach über Christus als Menschwerdung Gottes; durch seine Vergleiche zeigte er, daß er in die Denkungsart des Indiers sich eingelebt habe; seinem Vortrage fehlte es deswegen nicht an aufmerksamen Hörern, und es bewies den Eindruck seiner Rede, daß ein Brahmane rief: „Traut ihm nicht, er ist ein Diener des Sirkars (der Regierung)." Der Vortrag schloß mit Verteilung eines Traktates und der Einladung zu einem Besuche in der über 30 km entfernten Missionsstation Dschanam Basur.

Dschanam Basur liegt in der Ebene, die sich in nördlicher Richtung vor dem Gebirge ausbreitet. Der Patel hatte ein Mietpferd besorgt, gegen Abend erfolgte die Abreise. Es war die Zeit unmittelbar vor dem Einsetzen der Südmonsunregen; es herrschte gespannte, drückende Hitze, das Thermometer zeigte 38° C. (30° R.) im Schatten. In der Ebene ging es nur langsam vorwärts; der Boden bestand aus Laterit, einem zelligen, eisenhaltigen, mehr oder weniger verhärteten Lehm, dessen Oberfläche in dieser Jahreszeit Ziegelstaub gleicht. Wo dieser Laterit von der schwarzen Erde, den vom Gebirge herabgeflossenen Zersetzungsprodukten von Trapp, überlagert ist, gehört der Boden zu den fruchtbarsten Erdarten der Welt; in Indien ist dieses Gebiet der beste Standort für Baumwolle, nirgends gedeiht Mississippi-Samen so gut als im südlichen Dekhan, den die Dharwar genannte Sorte in den Handel bringt. Die Wasserläufe sind in diesem dem Löß sich nähernden Lehmboden tief eingeschnitten; für Dorfverbindungswege kennt man aber in Indien Brücken noch nicht, stets mußte deshalb zur Bachsohle hinabgestiegen und jenseits wieder ein Pfad gesucht werden. Erst in der Dunkelheit wurde Basur erreicht. Der einstige Wall war niedergelegt, dafür aber eine undurchdringliche Hecke aus Karavi oder der Milchstaude (Ophioxilon serpentinum) herumgezogen mit nur wenigen Eingängen. Den Eingeborenen gilt ein Absud von der Wurzel des Strauches als untrügliches Mittel gegen Schlangenbiß, die europäische Wissenschaft dagegen hat dieses Gegengift als unwirksam verworfen. Das Missions-Gehöft war am Südwestende des Städtchens in der Nähe eines größeren Teiches angelegt worden, um für gewerbliche Zwecke Wasser

[1]) Die Todesstrafe wird nach dem indischen Strafgesetze Art. 321 durch Hängen vollzogen. Wo die Behörden erwarten können, daß am Leichnam Kundgebungen fanatischer Art stattfinden, wird er verbrannt, und die Asche verstreut.

zur Hand zu haben. Die Kapelle wurde 1845 eingeweiht und ist 23 m lang bei 13 m Breite; der Turm hat eine Höhe von 12 m. Verglichen mit den Kirchen, welche neuerdings die englische Regierung für die Garnisonen ihrer Regimenter in gothischem Stil unter Anwendung von Hausteinen baut, ist das Kirchlein ärmlich, aber es entspricht seinem Zwecke. Hart an der Mission steht den Hindu-Tempel, und darin bildet einen Hauptgegenstand der Verehrung eine große Glocke, welche um 1740 von der Seeküste heraufgeführt wurde und einer portugiesischen Kirche angehört hatte; vergeblich baten die Missionäre um Überlassung der Glocke. Zur Kapelle gehört das Wohnhaus der Missionäre (zur Zeit zwei) mit ihren Familien, ein Schulhaus und der christliche Friedhof; die neugebauten Hütten in der Nähe sind von Christen erbaut und sind sämtlich mit Zuschüssen der Mission entstanden.

Ein Besuch der Schule führt uns die großen Unterschiede und Schwierigkeiten vor Augen, mit denen in Indien die christlichen Missionen jeden Glaubens zu kämpfen haben. Viele Geräte sind für eine Schule nicht nötig; unsere Schultafel ist ersetzt durch eine Holztafel von der Größe eines ausgeschlagenen Papierbogens, rot, schwarz, gelb oder grün gefärbt; darauf schreibt der Lehrer mit einem in Wasserfarbe getauchten Rohre die Zahlen und Buchstaben vor. Anschauungstafeln fehlen, Bänke kennt man nicht; die Schüler sitzen auf Matten, die von zuhause mitgebracht und auf dem Boden ausgebreitet werden. Von den Eingeborenen-Dorfschulen unterscheidet sich ein Missions-Lehrsaal durch den Tisch und Stuhl für den Lehrer und das Christus- oder Heiligenbild an der Wand. Schreibmaterial für die Kinder ist im Süden das getrocknete, rechtwinklich geschnittene Blatt der Palmyra-Fächer-Palme, Borassus flabelliformis, in welches die Buchstaben mit einem Stifte geritzt werden. Sonst schreiben die Kinder auf Pappe aus Pflanzenpapier, die sich der Indier durch Zusammenkleistern mehrer Lagen Blätter selbst darstellt und mit einem Grünspan-Präparat überstreicht; auf solcher Tafel läßt sich dann mit Wasserfarben schreiben, die abgewaschen werden.

Der Indier zieht die Missionsschulen vor, weil der Hauptlehrer jederzeit ein Europäer ist; man hat dafür im nordwestlichen Indien folgende hübsche Erklärung. Die Engländer konnten ihre Armeen zum Siege über die unsrigen führen, weil die Offiziere den Truppen zuriefen: „Ao“ (komme) und vor der Front standen, während unsere Fürsten ihren Milizen zuriefen: „Dschao“ (gehe voran), selbst aber hinter der Front blieben. Ebenso wisse ein europäischer Lehrer die Kinder anzueifern, wie es einem Indier niemals gegeben sei. Die Missionäre nehmen auch die Andersgläubigen gerne auf, weil die Schule das Mittel sein soll, Grundsätze der christlichen Moral schon auf das jugendliche Gemüt einwirken zu lassen; selbst in den älteren Gründungen zählen Hindus und Moslims nach Dutzenden, die Christenkinder nach Einheiten; erst mit Mehrung der christlichen Gemeindeglieder ändert sich das Verhältnis. Kein Indier besserer Kaste duldet, daß sein Sohn mit einem Knaben aus einer Kaste, dessen Vater unreine oder verachtete Arbeit verrichtet, in Berührung kommt; ein Setzen nach Fähigkeiten ist dadurch

in den Schulen unmöglich, doch bringt dies noch nicht große Beschwerde, denn die Zahl der Besucher aus höheren Kasten ist noch verschwindend klein. Für Politiker ist von Interesse, daß Dhalip Singh, der letzte Sprosse aus dem Geschlechte der Sikhkönige des Pandschab, im Jahre 1856 zur englischen Hochkirche übertrat und 1864 sich mit einer Deutschen, namens Müller, zu Alexandrien in Ägypten vermählte. Dieser Prinz ist derselbe, der im Sommer 1887 St. Petersburg besuchte und damals die Absicht hegte, dort sich die Erlaubnis zu gewappnetem Einfall in Kaschmir oder Afghanistan zu erholen Wie sehr Dhalip sich durch seinen Übertritt zum Christentum die indischen einflußreichen Gesellschaftskreise verfeindete, hat sich bereits 1863 beim Tode seiner in Lahor verstorbenen Mutter Ram Tschinda gezeigt. In ihrer Jugend ob ihrer Schönheit besungen, im Alter hochgeehrt als Witwe des letzten Sikh-Königs Randschit Singh, schloß sich der herkömmlichen Begleitung der Leiche zum Verbrennungsplatze im Gefolge des Sohnes kein Sikh-Notabler an, und 1883 hatte sich der Haß gegen Dhalip noch so wenig gelegt, daß er auf einen günstigen Empfang nicht zu rechnen wagte. Durch die Aufforderung seiner Landsleute zum Aufruhr (1889) verschloß sich der Prinz die Heimat für immer.

Annahme des Christentums hat Verlust der Kaste zur Folge; die heutige Kaste ist aber eine Erwerbszunft geworden und hat als solche die Rolle übernommen, welche im deutschen Mittelalter die städtischen Gilden spielten. Den Städten kommt in der indischen Geschichte nicht die Bedeutung zu wie in Deutschland, der Schwerpunkt lag in Indien jederzeit im Grundbesitze; wie selbstbewußt aber die Kasten und die größeren Verbände, zu denen sie sich heutzutage einigen, auftreten, mag ein Vorfall aus der Gegenwart zeigen. In Morvi, Hauptstadt von 12872 Einwohnern eines gleichnamigen Duodezstaates auf der Halbinsel Kathiawar, hatten 1881 berüchtigte Wucherer ihren Hindu-Glauben aus Habgier so sehr verleugnet, daß sie dem Schuldner eine Kuh und einen Büffel wegnahmen, diese töteten und die Häute durch den Gerber bearbeiten ließen. Die Ortspolizei wollte nichts herausbringen können, und man munkelte Bestechung; da schlossen sämtliche Geldbarleiher und Kaufherren ihre Läden, und binnen drei Tagen hatte die Polizei die Thäter dingfest gemacht, um nicht selbst abgesetzt zu werden.

Gegenüber einem abtrünnig gewordenen Genossen bietet die Kaste alles auf, um den jungen Christen brotlos zu machen. In der Schwierigkeit für die Christen, die anererbte Beschäftigung fortzusetzen und in der gewohnten Kundschaft Verdienst zu finden, liegt noch ein Haupthindernis für die Ausbreitung des Christentums. Die ältere portugiesische Periode zeichnet Duldung der Kaste in so hohem Grade aus, daß der hochgebildete Papst Benedikt XIV. 1742 dagegen einschritt; noch heute sind im Gebiete der damaligen Diözesen die Christen in Kasten gespalten geblieben. Die deutschen lutherischen Missionäre des 18. Jahrhunderts, an ihrer Spitze der unermüdliche Christian Schwartz aus Sonneburg im Regierungsbezirke Frankfurt an der Oder, drangen von Anfang an auf vollständige Ableugnung der Kaste, und in den protestantischen Kirchen sieht man allerlei Volk und Kasten sich mischen; es hieße aber die Verhältnisse günstiger darstellen, als

sie sind, würde verhehlt werden, daß die Missionäre selbst alle Besucher als zuverlässig betrachten: „zur Zeit der Anfechtung fallen sie ab." Der Islam befindet sich neuen Anhängern gegenüber in derselben Lage wie das Christentum; er hat aber diese Schwierigkeit dadurch zu überwinden vermocht, daß er bei den niederen, bedrückten Kasten, die ihm — gleich den christlichen Missionen — am meisten sich zuneigen, die Befreiung von beengenden Kastenvorschriften, geringere Beschränkung in der Wahl der Nahrung, weniger drückende und kostspielige Einmengung des Priesters in das häusliche Leben und ein gewisses Emporsteigen in der gesellschaftlichen Stellung als Anziehungskraft wirken zu lassen verstand. Wo immer der Islam in einer Kaste Wurzel faßte, zieht er bald alle Mitglieder nach und ruht jedenfalls nicht eher, als bis er den Hindus das Geschäft aus den Händen gewunden hat; er erreicht dies nicht etwa durch bessere Arbeit, im Gegenteil, der Hindu ist fleißiger und als Arbeiter genauer, sondern durch ein Zusammenstehen, das schließlich dazu führt, die Andersgläubigen kleinlaut zu machen und aus dem Sattel zu heben.

Äußerst günstige Erfolge weisen die deutschen Missionen an der Malabarküste und im Süden Indiens auf. Die Versuche, Christen vorzugsweise Aufnahme in mechanischen Spinnereien zu sichern, schlug fehl, da es sich bei allem Entgegenkommen der Besitzer — Europäer und Parsis — unmöglich erwies, die Christen Sonntags von der Arbeit zu entbinden. Der Indier kennt nur Jahresfeste, und wie in alter Zeit sind sie in die Regenzeit (Juni bis Oktober) zusammengedrängt; im übrigen Teil des Jahres arbeitet der Indier wochen-, ja monatelang ohne Unterbrechung durch. Die Basler Mission ging nun daran, zur Beschäftigung ihrer Anhänger eigene Werkstätten und zum Vertrieb ihrer Produkte ein kaufmännisches Bureau einzurichten; das Unternehmen glückte über alle Maßen, und es trägt dazu auch die umsichtige Wahl der hergestellten Gegenstände bei. Von Handweberei konnte nicht abgesehen werden. Die Weber bilden die höchste gesellschaftliche Gruppe, in welche sich der einer verachteten Kaste Angehörige emporzuschwingen vermag. Sie sind im Äußeren, an der Trunksucht und in anderen Fehlern als eine starke Mischrasse mit Urbewohnern zu erkennen; sie bilden einen sehr erheblichen Bestandteil der Christen in den Dörfern. Ein neuer Industriezweig wurde durch Anlage von Ringöfen mit Dampfbetrieb zur Herstellung deutscher Falzziegel eingeführt, und nach hunderten zählen bereits die darin Beschäftigten, so daß für alle weniger lohnenden Arbeiten noch Nichtchristen verwendet werden müssen. So vortreffliche Ziegel der Indier, Zeuge seiner staunenswerten Prachtbauten, herzustellen imstande ist, so wird doch für die gewöhnliche Ware der Bodensatz der Teiche für genügend erachtet und auf vollen Brand nicht geachtet; hat dann die Sonne das Dach spröde gemacht oder eine Affenschar es zu seinem Tummelplatz gewählt, so erweicht der erste Sommerregen die morschen Ziegel.

Ein erfreuliches Verhältnis zwischen den beiden großen Konfessionen, die an der Christianisierung Indiens arbeiten, tritt uns in dem Lebensgange der Familie Kandekar nicht entgegen; auch der Verkehr unter den verschiedenen protestantischen Bekenntnissen ist nicht befriedigend. Die Basler Mission hält mit Recht an dem

Grundsatze fest, niemals eine Gemeinde an einem Orte zu gründen, an welchem sich bereits eine andere protestantische Gesellschaft niedergelassen hat. Den anderen Gesellschaften stehen jetzt ebenfalls langjährige Erfahrungen zur Seite, und die früheren Mißgriffe bei Gründung von Missionen verschwinden zusehends.

Die portugiesischen Priester hatten ihre Gründungen stets mitten unter die Eingeborenen verlegt und daran auch dort festgehalten, wo sich in den Trägern der Mission die politische Gewalt nicht verkörperte wie in Agra, wo die Niederlassung unter Kaiser Akbar erfolgte. Der Grundsatz bewährte sich auch bei Wiedergewinnung der Ende des vorigen Jahrhunderts verloren gegangenen katholischen Gemeinden auf der Südostspitze Indiens, in Tinnevelli, Madura; dabei zeichnet diese Missionäre größte Anspruchslosigkeit aus. Für protestantische Missionen war bis in die jüngsten Jahrzehnte die Aufbringung der Mittel und Gewinnung des Bauplatzes nur denkbar in enger Anlehnung an die angloindischen Garnisonen. An solchen Orten stehen die Bureaux und die Wohnhäuser der Europäer beisammen und abseits der Stadt der Eingeborenen; sie bilden das Fort, die Station, amtlich das Kantonnement. Schon Bartholomäus Ziegenbalg, der Begründer der modernen protestantischen Missionen, mußte seine „Neue Jerusalems-Kirche“, zu deren Bau in seinem deutschen Vaterlande die namhafte Summe von 6000 Thalern gesammelt werden konnte, in Tranquebar in das Fort legen. Das Meer hat die Stelle, an welcher diese Kirche erbaut war, unterspült; das Gotteshaus wurde an sicherer Stelle wieder aufgeführt und steht heute noch unter der Leitung der Leipziger evangelisch-lutherischen Mission als ein Wahrzeichen deutscher ausdauernder Arbeit in Indien.

Neuerdings bricht sich auch unter den protestantischen Missionen die Erkenntnis Bahn, daß die Kantonnements nicht der richtige Ort sind, von welchem aus die Christianisierung der Bevölkerung zu erreichen ist; die Behörden trachten Missionen aus sanitären Gründungen aus dem europäischen Viertel zu entfernen; einem amtlichen Bericht aus dem Jahre 1885 entnehme ich über diese Frage folgendes: „In der Entstehung eines Dorfes christlicher Indier unter den Bureaux und Wohnungen der verschiedenen Zivil- und Militärstellen liegt die Gefahr der Verschleppung ansteckender Krankheiten; der Indier hat selbst für die einfachsten Regeln der Reinlichkeit kein Verständnis. Sodann ist durch die Niederlassung außerhalb der Eingeborenen-Stadt dem Missionswerke entgegengearbeitet. Orthodoxe meiden die Kantonnements aus Kastenvorurteil, und die angesiedelten Christen verlassen sich viel zu sehr auf ihre fremden Lehrmeister, statt selbst für sich zu sorgen. Die Missionäre fanden es für ratsam, die jungen, noch unerprobten Christen um sich zu sammeln, um sie nicht den Versuchungen und Anfechtungen in der dicht bevölkerten Eingeborenen-Stadt auszusetzen. Dadurch wird aber das gute Beispiel, das eine christliche Gemeinde unter Eingeborenen geben kann, diesen nicht vor Augen geführt. Das jetzige System, die Christen innerhalb unseres Schutzzaunes zu behalten und von ihrem Stamme abzusondern, hat die christlichen Gemeinwesen geschwächt; wenn irgendwo, so gilt hier der Satz: der Hirte sei, wo die Schafe weiden. Die Mission gehört in Städten in das Eingeborenen-Viertel, in Dörfern

in die Umwallung, nicht außerhalb davon. Der Wohnsitz mitten in dem Geschäftsviertel befähigt den Missionär zur Arbeit in unmittelbarem Verkehr mit den Eingeborenen; statt eines gelegentlichen Besuchers wird er Nachbar, Freund und Ratgeber in allen Nöten des Lebens; er kann zu jeder Stunde des Tages besucht werden, zaghafte können nachts eintreten."

Im Einklang mit dieser Äußerung aus Laienkreisen steht die vom Metropoliten der englischen Hochkirche über Indien mit dem Sitze in Kalkutta ausgegebene Vorschrift. Die Pfarrei ist an passendem Orte zu errichten mit einem oder mehreren Europäern an der Spitze, unterstützt von Katecheten aus den Kreisen der Eingeborenen, einem Native Doctor und Frauen der Mission als Lehrerinnen des weiblichen Geschlechtes. Alle Mitglieder haben nach einheitlichem Plane zu arbeiten und zunächst am Sitze der Pfarrei Vertrauen zu gewinnen. Dann ist die Umgegend aufzusuchen, mit Gründung von Filialen aber erst vorzugehen, wenn ein Stamm ständiger Besucher der Morgen- und Abendandachten wie der Schule gesichert ist. Diese Außenposten müssen vermehrt und schließlich mit Pfarrern ausgestattet werden; der ganze pastorale Stab aber muß aus den eigenen Anhängern gewonnen werden, und es ist streng darauf zu halten, daß die neuen Christen für die Gemeinde Interesse gewinnen. Mit der Zeit wird sich das Bedürfnis herausstellen, für die sämtlichen Pfarrgemeinden und Filialen einen Mittelpunkt zu gründen; dies muß der distriktive Pfarrverband sein, zu welchem jede Gemeinde einen oder mehrere weltliche Mitglieder absendet. Hat die Bewegung später weiter um sich gegriffen, was bei ernster Arbeit unausbleiblich ist, so kommt es zur Synode aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern für jede Provinz.

Nach diesen Grundsätzen wird jetzt mit Erfolg gearbeitet. Es war das erste Mal im Jahre 1875, daß die Christen sich als „Kaum" oder als besondere Abteilung der indischen Völker fühlten. Den Anlaß hatte die Rundreise gegeben, welche der Prinz von Wales durch ganz Indien machte. Überall hatten die christlichen Gemeinden sich unter dem Zeichen des Kreuzes um den Thronerben geschart; der künftige Landesherr stellte sich auf Seite des Christentums und nannte die Christen Unterthanen, „wie sie die Königin von England als Kaiserin über Indien anhänglicher und treuer nicht sich wünschen könne". Bis 1813 wurden Missionäre an der Landung und Niederlassung im britischen Indien gehindert; bis Ende der zwanziger Jahre bildete englisches Militär Ehrenbezeugungen beim Umhertragen indischer Götter, bis 1840 erhebt die Regierung eine Pilgertaxe an dem Hindu-Schrein in Puri. Der Sipahi-Aufstand (1857—58) legte dann klar, daß die Verbreitung von Schulbildung, das Erscheinen von Dampfern auf indischen Binnenflüssen, die Durchquerung des Landes auf Eisenbahnen und die Verbindung aller Orte mit Telegraphen, die Entsetzung unfähiger Fürsten und die tiefgreifenden Änderungen in der alten Ortsverwaltung die Bevölkerung mit Schrecken vor der sich vollziehenden wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und dynastischen Umwälzung erfüllt hatten. Erregung durch Übertreibung übt auf das orientalische Gemüt dieselbe Wirkung aus wie

geistige Getränke auf den erhitzten europäischen Pöbel und führte hier zum blutigen Aufstand in den Gangesländern. Die Befürchtung der Aufnötigung des Christentums war nicht bestimmend für die Bewegung gewesen. Die Gleichberechtigung der Religionen bildete jederzeit einen Grundpfeiler des anglo-indischen Staatsrechtes; von selbst und ganz unabweisbar hat jedoch die Führung der Geschäfte durch eine christliche Regierung zur Einbürgerung christlicher Grundsätze in Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung geführt. Dem Indier gereicht dieser Wandel zum größten Vorteil; in keinem Abschnitte seiner Geschichte geschah zur Hebung der Lage der Bedrückten und in Gewährung der Selbstbestimmung der Einzelnen so viel wie in der Gegenwart. Der belebende Einfluß der Führung der Herrschaft im christlichen Sinne durch eine hochentwickelte europäische Nation macht sich in Indien allmählich in allem und jeglichem geltend.

Die Stellung der Missionäre zum Volke hat sich vollständig geändert. Der gebildete Indier muß zugeben, daß auch sein Priester die Herkunft vom Hinduismus oder Islam nicht abzuschütteln vermag, und der Nation im ganzen ist der christliche Missionär ein Wohlthäter geworden; am meisten erkennt dies die weibliche Bevölkerung an, ihren Bedürfnissen sind die Zenana-Missionen angepaßt. Zenana, genauer Zanana, ist das Frauengemach, in welchem die Weiber der fürstlichen Hindus wie Moslims abgesondert von den Männern ihr Dasein vertrauern, nur zeitweise verschönert durch den Besuch des gemeinsamen Mannes. Schon bei Wohlhabenden ersetzt in der Öffentlichkeit ein Schleier die begleitenden Aufseher; unterm Volke ist das Familienleben auf der Herrschaft einer einzigen Hausmutter aufgebaut, und die Weiber sind sogar erwerbsamer als in Europa. So ergaben die letzten Volkszählungen auf 10000 Weibliche, daß davon in den dichtest bevölkerten Ackerbaudistrikten Indiens 389, in England dagegen nur sechs als selbständige Tagelöhnerinnen sich einschrieben. Das Wort Zenana ist nun von denjenigen Gesellschaften angenommen, die sich die Verbesserung des Loses der indischen Frauen zur Aufgabe setzen. Trägerin der Reformbestrebungen war Jahrzehnte lang Fräulein Marie Carpenter, geb. 1807 als Tochter des Physiologen W. B. Carpenter; heute arbeiten hunderte von englischen Damen und Hindus im Dienste dieser Missionen. Nach einem amtlichen Berichte aus dem Jahre 1884 sind „die Zenanamissionen zur Zeit die einzige erfolgreiche Einrichtung zur Erziehung des weiblichen Geschlechtes; alles, was hierin erreicht wurde, ist ihr Werk und das der christlichen Missionen, von denen sie ein Teil sind. Ihre Unterweisung behandelt auch weltliche Gegenstände; die Anpreisung der christlichen Religion tritt jedoch in den Vordergrund der Lehre, wo immer sich Empfänglichkeit hierfür zeigt. Bisher hielten die Frauen mit dem ihnen angeborenen Hang zur religiösen Schwärmerei auf die Religion ihrer Heimstätte; jetzt werden sie mit derselben Leidenschaftlichkeit, die sie früher zu Verfolgern der Männer machte, die den neuen Schuleindrücken nachlebten, zu eifrigen Mitarbeitern für die Grundsätze der neuen Moral. Am meisten Erfolg weisen solche Vereine auf, in deren Kreisen, — wie in den Missionen überhaupt

— einige Engländerinnen mit einem Stabe angelernter junger Indierinnen oder Halbbluteuropäerinnen zusammen arbeiten." —

Die Bedeutung der Familienmission wird veranschaulichen, daß in Indien der Sohn mit seiner Verehelichung aus der Gesamtfamilie nicht ausscheidet, sondern der Gewalt des Vaters unterstellt bleibt, der zugleich Hausherr ist und Gebieter für alle Blutsverwandte bis ins vierte und fünfte Glied der absteigenden wie Seitenlinien. Alle Einnahmen der jüngeren Familienglieder empfängt der Hausvater, verwendet sie für den allgemeinen Haushalt, als Aussteuer für die jüngeren weiblichen Angehörigen u. s. w. Eine solche Gesamtfamilie zählt ein halbes Dutzend und mehr Einzelfamilien; ein Eindringen in diese patriarchalischen Organisationen kommt demnach in der Wirkung gleich dem Gelangen zu Einfluß in einem Gemeinwesen. Welchen Sturm nationaler Erregung Bekehrungen durch das Wirken der Zenanamission erregen können, bewies 1883 der Fall Ramabai.

Ramabai wurde 1858 in einer Einsiedelei im Walde Ganghe Mal in den Westghats geboren. Ihr Vater hieß Wyasa und war von der Tschitpavan-Abteilung Brahmanen, die sich vornehmlich unter Marathen niederließ und an Höfen dieser Fürsten noch heute großen Einfluß besitzt. Wyasa war Pandit, d. i. Sprachgelehrter, und seine Frau Draupadi machte für ihr Geschlecht eine Ausnahme und widmete sich ebenfalls eifrig den Sprachen; um von ihren Studien nicht abgezogen zu werden, hatte sich das Paar in die Waldeinsamkeit zurückgezogen. Ramabai eignete sich hier spielend ihre Muttersprache Marathi und Kanaresisch an; mit 9 Jahren hatte sie noch Hindostani und Bengali bemeistert und wurde nunmehr im Sanskrit unterrichtet. „Meine Eltern warfen mich nicht in den Brunnen der Unwissenschaft und gaben mich nicht schon im Kindesalter zur Ehe; ich widmete mich unter ihrer Leitung meinen Studien. 16 Jahr alt geworden, erkrankte zuerst der Vater, dann die Mutter, binnen sechs Wochen hatte ich sie beide beerdigt. Auf mich angewiesen, beschloß ich, die Unterweisung im Sanskrit als Beruf zu übernehmen, und bereiste unter dem Schutze meines inzwischen herangereiften Bruders, der bisher das Nötige für den Haushalt herbeigeschafft hatte, Zentral-Indien, Bengalen und Assam. Überall hielt ich öffentliche Vorträge und betonte darin auf das stärkste die Notwendigkeit der Mädchen-Erziehung." In diesem Abschnitte ihres Lebens wurde Ramabai mehr als ein Wundermädchen angestaunt denn als Trägerin eines Reformgedankens; gelehrte Pandits fanden zwar ihre grammatikalischen Kenntnisse lückenhaft. Ihr Mut, sich vom Banne zu befreien, der in der indischen Gesellschaft auf einem unverheirateten, heiratsfähigen Mädchen lastet, erregte Bewunderung bei den Eingeborenen, und ihre Art des Auftretens wohlwollende Beurteilung bei den Europäern. „Mein Bruder starb, allein stehend wählte ich mir einen Mann. Harisbari Dai war ein gesuchter Rechtsanwalt und hatte sich auf der Universität zu Kalkutta den Grad als Doktor der Rechte geholt." Mit ihrem Gatten verlebte Ramabai glückliche Tage; im 16. Monat ihrer Ehe starb Dai, und Ramabai befand sich nun mit ihrem Töchterchen in der peinlichen Lage einer indischen Witwe. Sie machte sich los von den Anforderungen der Sitte, welche der Witwe verschreibt, ihr Leben

als Wartefrau kleiner Kinder und als Zielscheibe aller Ränke in der Gesamtfamilie zu vertrauern; sie nahm ihren alten Beruf auf, stieß aber auf größten Widerstand und verlebte Jahre voll Entbehrungen. Da erstand ihr im Fürsten über Dschunagad auf der Halbinsel Kathiawar, einem Moslim, ein Beschützer, der für ihren Unterhalt sorgte. Ramabai trat jetzt mit Takt und großem Verständnis als Reformatorin auf und zog die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf sich; selbst Königin Viktoria zeichnete sie durch ein Handschreiben aus.

Die Tagesblätter in den Landessprachen füllten sich mit langen Spalten über die Pandita Ramabai Sanskrita, und die Anhänger der Hindu-Reform-Sekte, die Brahmo Somadsch, schicken sich an, die gelehrte Frau für ihre Zwecke zu gewinnen; da verkündete sie ihren Abgesandten, sie habe sich dem Christentum zugewandt. Seither bereiste Ramabai England und Amerika und schrieb ein bereits in zehnter Auflage erschienenes Buch über die Maßregeln zur Besserung der Lage der indischen Frauen; ein ausgezeichneter kleiner Traktat in Marathi, von ihrem Beichtvater Goreh verfaßt, dem Vorsitzenden der Johannis-Bruderschaft in Puna, hat seither mehr Gutes gestiftet als die mißlungenen Versuche, die Abwendung dieser gebildeten Indierin von der angeborenen Religion als ein unbedeutendes Ereignis zu brandmarken.

Die Statistik zeigt eine reißende Zunahme der Zahl der eingeborenen Christen in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts; nachstehende Tabelle bringt die Ziffern, die sich für 1881 auf genaue Volkszählungen, für die Vorjahre auf mehr oder weniger verläßliche Schätzungen stützen.

	1852	1861	1871	1881
Syrische Christen	116483	?	295770	304400
Römisch-Katholische				
a) Malabar-Diozöse	209123	252748	1169000	1356037
b) die neuen Gemeinden	650000	760623		
Protestanten	91092	213182	286882	492882
Sa.	1066698		1751652	2153319

Am stärksten ist der Zugang, wo Eingeborene nicht nur als Katecheten und Mitglieder der Zenana-Mission wirken, sondern auch den verantwortungsreichen Posten des Pfarrers inne haben. Es schließt außerordentlich große Gefahren ein, wenn Europäer bei Orientalen fortgesetzt als Lehrer wirken; die Sammlung der Jung-Indier in einer von Europäern nach heimatlichen Mustern geleiteten Kirche mußte bei den Indiern zum Verlust ihres durch Herkunft, Geschichte und Sitte herausgebildeten nationalen Charakters führen. Dieser Umwälzung ist begegnet, wenn sich die Mission auf Heranbildung von Indiern zu Verkündern der christlichen Lehren als Katecheten und Pastoren beschränken kann und diese mit der Aufgabe betraut, unter Überwachung und Leitung von Europäern als Lehrer und Verkünder der Heilswahrheiten unter dem Volke zu wirken. Am weitesten durchgeführt ist dieser Grundsatz unter Protestanten, besonders in der Provinz

Pandschab, in welcher sich die Beamten von Anfang an auf Seite des Christentums und der Missionen stellten, dann in Südindien. Die Sprache ist in Indien keine einheitliche, die einzelnen Sprachgebiete gehören verschiedenen Familien an, schon die Nachbarn wissen sich oft nicht verständlich zu machen. Ganz unzweifelhaft bilden sich dereinst so viele christliche Kirchenprovinzen, als es Hauptsprachen giebt, so daß wir eine Tamil-, eine Bengali-, Pandschabi- u. s. w. Kirchenprovinz zu erwarten haben, gleichwie auch die Grenzen der politischen Provinzen und Kreise an die Sprachgrenzen angeschlossen sind.

Die Zeit seit Gründung selbständiger christlicher Gemeinden ist noch zu kurz, als daß die Mitglieder einen völlig befriedigenden christlichen Lebenswandel führen. Für den Übertritt war nur zu häufig die Hoffnung auf einen regelmäßigen Wochenlohn bestimmend gewesen; Fälle, wie sie im Priester Imad uddin vorliegen, welcher eifrig den Koran gelesen hatte und Fakir geworden war, dann den Brahmanen zuhörte, schließlich aber bei protestantischen Missionären zur Unterweisung in der christlichen Religion aus Überzeugung sich meldete, gehören zu den großen Seltenheiten. Die Regel ist Festhalten der Christen an Hindugebräuchen. So wird im Mariabilde häufig eine Form der Gemahlin von Siwa verehrt, und das Missionsfest, der Kirtan, artet in den Familien zur Hindufeier aus, mit dem einzigen Unterschiede, daß Christus statt des Dorfgottes gepriesen wird. So betrübende Vorkommnisse wie der Skandal im Janur 1838 in Bandel bei Kalkutta, wo die Katholiken unzufrieden mit der ihnen gewordenen Ermahnung zu besserem Lebenswandel die Kapelle stürmten und ihre alten Götter auf dem Altare aufstellten, sind heute unmöglich, weil das Laienelement in der Seelsorge schon zu zahlreich wirkt. Dagegen wird in allen neuen Gemeinden über schlechten Besuch des Gotteshauses geklagt. Hoch erfreulich ist dafür die Mehrung der Beiträge der Gemeindeglieder zur Kirchenkasse. Die Einzelbeträge sind wohl winzig klein, bestehen auch oft in Marktware, wie Reis; von dem niedrigen Arbeitsverdienste läßt sich nicht viel erübrigen. Allein das Interesse an Kirche, Gemeinde und Schule nimmt hierdurch zu; Pfarreien, in denen es zu regelmäßigen Wochen- oder Monatsspenden kam, zeigen überall die größte Mehrung der Gläubigen und ein wachsendes Interesse an allen Maßnahmen der Vorsteher. Selbst mohammedanische Kreise zeigen sich empfänglicher für die christliche Moral, so sehr den Moslim sonst der Mangel streng sittlicher Haltung und blinde Voreingenommenheit für seine Religion auszeichnet, deren Priester ihm tiefen Haß gegen Andersgläubige beibringen. Es fiel mit Recht auf, daß die fremden Khans aus Belutschistan und Afghanistan bei den verschiedenen Darbars oder Staatsempfängen, zu denen sie zeitweise in das indische Grenzgebiet entboten werden, von einer christlichen Kirche gehört hatten und den Wunsch äußerten, einem Gottesdienste anzuwohnen. Verhöhnung von Moslims, die in Bureaux und Schulen das Englische erlernt hatten und mit Europäern verkehrten, als von Ungläubigen hat schon längst aufgehört, und jeder Missionär oder Katechet, der in der Landessprache vorträgt, kann jetzt auch unter Moslims eines aufmerksamen Hörerkreises sicher sein.

Der Erfolg der Arbeiten zur Christianisierung Indiens darf nicht mehr nur nach den Ziffern der Christen unter den Eingeborenen beurteilt werden. Der Asiate ist nicht weniger begabt als der Europäer, und für die heutigen Indier ist ihre gleiche Befähigung an hervorragenden Männern in Wissenschaft und Staatskunst erwiesen. Der Bildungsgang im Volke entbehrt noch jener Anerziehung zu ausdauernder Arbeit, unbeirrt durch Zwischenfälle und Mißerfolge, welche den Europäer kennzeichnet; dafür sind aber Hinduismus wie Islam in ihrer gegenwärtigen verderbten Form mangels einer Stütze bei der herrschenden Partei die alten gefährlichen Gegner nicht mehr, und die beigebrachten Beispiele aus dem Leben zeigen, unter welchen äußeren, nicht ungünstig gelagerten Verhältnissen an der ferneren Christianisierung gearbeitet werden kann.

Das Deutsche Reich und Holland.

Von

A. Rogalla von Bieberstein.

Das Bedürfnis Deutschlands, Kolonien zu besitzen, ist durch die neuerdings inaugurierte Kolonial-Politik des Reichskanzlers mit der Erwerbung der Küstengebiete von Zansibar, Kamerun, Togo- und Witulaud, des südwestafrikanischen Distrikts und mit derjenigen der Marschallinseln, des Bismarckarchipels, eines Teiles der Salomon-Inselgruppe und von Kaiser-Wilhelmsland auf Neu-Guinea thatsächlich in umfassendem Maße anerkannt worden.

Die Politik des Fürsten Bismarck hat sich dabei nicht auf die Etablierung einer kleinen Versuchsstation beschränkt, sondern ist sofort, nachdem einmal der Kolonisationsgedanke zur Annahme gelangt war, zur raschen und gleichzeitigen Erwerbung ausgedehnter Gebiete in zwei Weltteilen geschritten. —

Die jährlich nach Abrechnung von über 100000 Auswanderern etwa um 400000 Seelen zunehmende Bevölkerung des heute ungefähr $48^1/_2$ Mill. Einwohner zählenden Deutschen Reiches, der zunehmende Handel und die mächtig aufblühende Industrie desselben verlangten den in Betracht kommenden anderen Mächten gegenüber gebieterisch die Erwerbung von Kolonialgebieten und die Eröffnung neuer Absatzwege und Stapelplätze.

Vom Standpunkte reiner Interessen-Politik aus sei es daher gestattet, sich die Frage vorzulegen, ob Deutschland nicht durch die Annexion eines innerhalb seiner Machtsphäre liegenden, ihm stammverwandten Landes, welches ausgedehnte, reiche und ausgezeichnet verwaltete Kolonien besitzt, wie beispielsweise die Niederlande, in anbetracht der gewaltigen Schwierigkeiten, welche für die Nutzbarmachung seiner afrikanischen und australischen Schutzgebiete zweifellos noch überwunden werden müssen, großen Gewinn haben würde. —

Wenn Napoleon I. in seinem berüchtigten Dekret vom 9. Juli 1810 die Niederlande in geographischer Hinsicht als „une alluvion de fleuves français“ bezeichnete und mit diesem aus der Luft gegriffenen Umstande ihre Einverleibung in das französische Kaiserreich motivierte, so könnte man, da der Rhein neben der Maas, letztere früher Deutschlands Grenze, vorzugsweise die Niederlande durchfließenden Ströme bilden, wenn dieser Umstand auch keineswegs einen Anspruch auf den Besitz Hollands zu begründen vermag, die Niederlande mit weit größerem Rechte als das Mündungs- und Deltagebiet des Hauptstroms des westlichen Deutschland, des Rheins, bezeichnen, denn thatsächlich ist Rotterdam der erste Seehafenplatz des Rheins, und Amsterdam verspricht mit der Vollendung des projektierten Amsterdamer Rheinkanals der zweite Seehafen dieses Stromes zu werden.

Es ist ferner Thatsache, daß die Nordsee oder das „deutsche Meer“ die Küsten der Niederlande umspült, daß ein ursprünglich deutsches Fürstengeschlecht, das Haus Nassau-Oranien, seit 3 Jahrhunderten die Niederlande beherrscht, und daß dieses Land, welches bis ins 10. Jahrhundert und dann abermals unter dem Hause Habsburg fast ein Jahrhundert zum Deutschen Reiche gehörte, bereits zu wiederholten Malen durch die deutschen Waffen, so 1787 und 1813 von fremder und einheimischer Zwingherrschaft befreit wurde. —

In historischer sowohl wie in geographischer Hinsicht steht dasselbe daher zu Deutschland in einer gewissen Zusammengehörigkeit, und auch in kommerzieller Hinsicht besteht ein naher Zusammenhang zwischen beiden Ländern, da ein lebhafter Handel das westliche Deutschland mit den Niederlanden verbindet.

Das Königreich der Niederlande ist exkl. seiner Kolonien 33000 □km groß und hat eine Bevölkerung von $4^1/_2$ Millionen Einwohner, und es wohnen in ihm 135 Einwohner auf dem □km. Es gehört daher zu den bevölkertsten Ländern der Erde. Sein Handel ist, obgleich nicht mehr auf der gewaltigen, fast ohne ebenbürtige Nebenbuhler dastehenden Höhe früherer Jahrhunderte, in denen die Republik Holland mit ihren Flotten neben der spanischen und englischen die Meere beherrschte, und beide wiederholt, wie 1628 die spanische unter Wegnahme der Silberflotte, und 1652 die englische bei den Dünen, sowie 1666 und 1673 schlug, und Spanien und Großbritannien zu demütigenden, wenn auch betreffs Englands nicht sehr ergebnisreichen Friedenschlüssen nötigte. — Dieser Handel des ehemals seekriegsgewaltigen Landes ist immer noch, besonders der seiner Kolonien, sehr bedeutend. Die Handelsflotte beträgt etwa 2000 Fahrzeuge, darunter über 100 Dampfer, und eine Ansammlung großer Kapital-Vermögen ruht in dem seit dem Frieden von Utrecht, d. h. über anderthalb Jahrhunderte, wenn auch nicht von kurzen feindlichen Invasionen und Unruhen, so doch von anhaltenden verheerenden Kriegen verschont gebliebenen Lande, wie sie sonst nirgends auf dem Kontinent und nur noch in England anzutreffen sein durfte.

Trotzdem ist die Finanzlage des Königreichs der Niederlande zur Zeit keine besonders glänzende, eine Erscheinung, die ihren Grund in den inneren Unruhen von 1786, in der Verschwendung Ludwig Bonapartes, den napoleonischen Kriegen,

in welchen die Niederlande dem Imperator Heerfolge leisten mußten, und dem Umstande hat, daß Napoleon I. das Land bei der Einverleibung in das französische Kaiserreich durch Herabsetzung der enorm angeschwollenen Staatsschuld auf ein Drittel ihrer Betrages gewissermaßen für bankerot erklärt hatte. Eine geregelte Finanzverwaltung und die nach der belgischen Revolution eintretenden ruhigen Zustände haben zwar in den letzten Jahrzehnten zu einer besseren Finanzlage des Staates geführt, aber die Staatsschuld beträgt immer noch 1 Milliarde und 72 Millionen Gulden, und das Budget von 1888 weist gegenüber 13 ; Millionen Ausgabe nur 119 Millionen Einnahme für die Niederlande exkl. der Kolonien auf. Die Verwaltung der Kolonien ergiebt dagegen, wie wir später näher anführen werden, jährliche Überschüsse. Allein in anbetracht der Thatsache, daß die Staatsschuld vom Jahre 1815, wo dieselbe über 2¹/₄ Milliarden Gulden betrug, bis heute auf weitüber die Hälfte zurückgegangen ist, läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß die Finanzen des reichen Landes sich rasch erheblich verbessern werden. Die Hauptentlastung derselben resultiert aus den vortrefflich verwalteten, äußerst wertvollen, ausgedehnten Kolonien.

Dieser Kolonialbesitz ist 1 979 939 □km groß, zählt 30 Mill. Einwohner und umfaßt in Asien die Insel Java, die Molukken, den größten Teil von Sumatra, mehrere der kleinen Sunda-Inseln, Makassar und die Nordostküste der Celebes, Banda und verschiedene Niederlassungen auf Borneo, Inseln in Australien, mehrere Etablissements auf der Westküste von Neu-Guinea; in Amerika die westindischen Inseln Curacao, St. Eustache, Saba und einen Teil von St. Martin, auf dem Festlande aber das niederländische Guayana oder Surinam. Die wichtigste dieser Besitzungen ist die Insel Java.

Java mit der zu ihr gehörigen Insel Madura ist 131 733□km groß und zählt 21¹/₂ Mill. Einwohner, von denen 21¹/₅ Mill. Eingeborene Malayen sind. Die nicht eingeborene Bevölkerung setzt sich aus 40 600 Europäern (exkl. Militär) 222 000 Chinesen, 11 500 Arabern und 3000 Hindus zusammen. Die Hauptstadt Batavia hat 96 000 Einwohner, Samarang hat 70 000, Surabaya 12 600 Einwohner.

Java ist die kleinste der großen Sunda-Inseln, aber die wichtigste derselben und des niederländischen Ostindiens. Es ist eins der schönsten und ergiebigsten Länder der Erde; die Insel ist 143 Meilen lang und 9 bis 28 Meilen breit, also etwa so groß wie das frühere Königreich Preußen. Java ist im wesentlichen ein vulkanisches Gebirgsland. Längs seiner ganzen nördlichen und zum Teil auch seiner östlichen Küste zieht sich ein 2—14 km breiter Streifen niedrigen, zum Teil selbst morastigen, durch Anspülung des Meeres und zahlreicher Flüsse immer breiter werdenden Alluviallandes.

Von den Mündungen des Solo, des Kali Mas, des Porrong und den beiden unteren Delta-Armen des Brantas erstreckt sich ein die Flußgebiete bildendes Flachland bis fast über ein Drittel der Insel hinein. Die West- und Südküsten haben Steil-Ufer ohne Landungsplatz. Zahlreiche, 500—1000 m hohe Gebirgsketten von tertiärem Kalkgestein durchsetzen die Insel von Westen nach Osten. Diese Ge-

birge sind die vulkanreichsten der Erde und tragen 45 Vulkane, von denen 28 thätig sind. Vulkanischer Auswurf, Solfataren, Salse, Mofetten und heiße Mineralquellen finden sich häufig auf der Insel. Heftige Erdbeben sind jedoch selten. Das große Erdbeben vom 26. und 27. August 1883 bildete eine Ausnahme.

Das Klima im Innern Javas ist im Gegensatz zu den darüber im allgemeinen herrschenden Annahmen angenehm und gesund, obgleich die Insel zwischen dem 5. und 8. Grad südlicher Breite liegt und das Fieber bei unregelmäßiger Lebensweise häufig vorkommt. Weniger gesund sind die niedrigen Gegenden der Nordküste, namentlich in der Region der Strandmoräste und ausgedehnten Reisfelder. Am ungesundesten ist Batavia und seine Umgebung. Die tropische Hitze wird jedoch durch periodische Seewinde sehr gemäßigt. Von Mitte Oktober bis Mitte April herrschen der Nordwest Monsun und die Regenzeit.

Von den zahlreichen Flüssen sind nur der Brantas und der Solo für flache Fahrzeuge auf weitere Strecken schiffbar. Java besitzt keine besonderen Mineralschätze, nur einiges Eisen und Flußgold, in den Vulkanen hingegen Schwefel und Schwefelarsenik, sowie etwas Petroleum. Die Flora Javas ist dagegen außerordentlich reich und schön. Zahllose Pflanzen entsprechen allen ökonomischen und technischen Bedürfnissen, und der Kaffeestrauch, die Tabaks-Pflanze, der Zimmtbaum, der Theestrauch und der Chinabaum gedeihen vortrefflich. Ferner der Reis, das Zuckerrohr, die Indigopflanze, das Pfefferrohr und verschiedene Palmenarten. Java zeitigt die herrlichsten Früchte der Erde, Bananen, Manganen, Mangustanen, Anonen &c., die Ananas wächst dort fast wild.

Etwa drei Viertel des Areals befindet sich im Kulturzustande; ein Fünftel ist mit üppigem, an vortrefflichen Holzarten reichem Urwalde bestanden. In neuerer Zeit sind die ausgedehnten Teakbaumwälder einer geregelten Forstkultur unterworfen worden.

Die Fauna Javas ist reich an allen Arten. Die Pferde sind klein, aber stark und ausdauernd. Der Büffel zählt hier wegen seiner großen Nützlichkeit für den Landbau zu den Haustieren. Rindvieh wird wegen seines Fleisches gezüchtet. Das Meer ist an der javanischen Küste außerordentlich fischreich.

Die Bewohner Javas treiben vorzugsweise Landbau und werden in der Anlage bewässerter Reisfelder weder von den Chinesen noch von den Japanern übertroffen; sie gehören dem Islam bis auf 4000 Bramanen und 2000 Beduis an.

Das heute im wesentlichen noch gültige Kultursystem Javas wurde durch den Generalgouverneur von den Bosch 1830—33 eingeführt. Dasselbe macht den Staat zum Produzenten auf allen nicht im Privatbesitz befindlichen Ländereien und zugleich zum Verkäufer der genannten Bodenerzeugnisse in Holland, und zwar durch Vermittelung der Niederländischen Handelsgesellschaft, deren Privilegien zuletzt durch Königliches Dekret vom 21. Dezember 1871 für den Zeitraum von 1875 bis 1899 erneuert wurden. Die Grundlage dieses Systems bildet die gezwungene Arbeit der Bevölkerung gegen einen von der Regierung festgesetzten verhältnismäßig geringen Lohn. Dasselbe bedeutet streng genommen eine gemäßigte Sklaverei und Frohndienste. Die Niederlande verdanken diesem System

Erträgnisse von vielen hundert Millionen Gulden und nach Deckung ihrer sämtlichen, durch die Ost- und Westindischen Besitzungen verursachten Unkosten einen baren Überschuß von 40—60 Millionen Gulden jährlich. In den beiden letzten Dezennien haben sich jedoch in den Niederlanden wie in Java immer lautere Stimmen gegen das Kultursystem erhoben, und die Regierung war genötigt, dasselbe auf Kaffee, Zucker und Chinarinde einzuschränken.

Java ist in 22 Residenzschaften oder Provinzen eingeteilt. Eine Residentschaft für sich bildet die zu Java gehörige Insel Madura.

Der Sitz des Generalgouverneurs und der allerhöchsten Verwaltungsbehörden befindet sich in Batavia. Java ist von vortrefflichen Straßen durchzogen. Das Postwesen ist gut geregelt. An Eisenbahnen sind über 1290 km im Betriebe, und zwar von Samarang nach Fort Willem und nach Djokjakarta, von Batavia nach Buitenzorg, von Surabaya nach Pasuruan, von Bangil nach Malang, von Sidhardjo nach Sukabumi und von Batavia nach Tandjong Priok.

An Telegraphenleitungen besitzt Java über 3800 km und ist durch solche mit Sumatra, Singapore und Australien verbunden. Ungefähr 30 Dampfer der Niederländischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft vermitteln die regelmäßige Verbindung zwischen Java und den übrigen Teilen des Niederländisch-indischen Archipels sowie mit Singapore. Die Verbindung zwischen Java und Holland wird durch die Schiffe der Dampfschiffahrtsgesellschaft Niederland und durch die Schiffe der Kompagnie des Messageries maritimes zwischen Batavia, Neapel und Marseille, ferner durch die Gesellschaft Bubattino & Co. zwischen Batavia und Genua und durch den Rotterdamer Lloyd zwischen Batavia und Rotterdam bewerkstelligt. Eine regelmäßige Dampfschiffahrtsverbindung besteht auch zwischen Java und Australien. Den östlichen Teil des Niederländisch-ostindischen Inselbereiches bilden die Molukken, etwa 53000 □ km groß mit ½ Million Einwohner (Haraforas). Einige hundert Europäer leiten den ergiebigen Handel von Gewürznelken und Muskatnüssen, deren Heimat die Molukken sind. Sumatra, die größte der niederländischen Besitzungen in Ostindien, zählt 421000 □ km; ihre Bevölkerung besteht fast durchweg aus Malayen, ferner aus etwa 20000 Chinesen und einigen 1000 Europäern und Orientalen, sie wird auf 4 Millionen geschätzt. Sumatra erzeugt für den eigenen Bedarf und die Ausfuhr Reis, Zucker, Tabak, Indigo, Baumwolle, Kautschuk, Kampfer, ferner Kaffee, Muskatnüsse rc. An Metallen werden Gold, Eisen, Kupfer, Blei und Zinn gewonnen, ferner Steinkohlen. Das Land ist in Residentschaften eingeteilt und ähnlich wie Java gut verwaltet. Die übrigen eingangs erwähnten niederländischen Besitzungen in Ostindien und Australien haben keine hervorragende Bedeutung. Unter ihnen besitzt Makassar auf Celebes den bedeutendsten Handel mit Reis, Kaffee, Gummi, Guttapercha, Häuten, Kokosnüssen und Kokosöl.

Von den amerikanischen Kolonien der Niederlande ist Curaçao, St. Eustache, Saba und die Hälfte von St. Martin bemerkenswert. Die Kolonie Curaçao ist 1130 □ km groß und hat etwa 45000 Einwohner, von denen 5—6000 ehemalige Sklaven sind. Sie produziert Zucker, Tabak, Mais, Feigen, Kakao, Kokos-

nüsse, Citronen und Pomeranzen. Einen Hauptartikel derselben bilden die Cochenille und das Seesalz. Die Insel Curaçao besitzt in der Santanabai einen guten Hafen.

Von weit größerer Bedeutung und lange Zeit hindurch eine der bedeutendsten Kolonien der Holländer ist das niederländische Guyana oder Surinam. Dasselbe umfaßt 12 000 □ km mit etwa 75000 Einwohnern, von denen etwa 1000 Europäer, 4500 Kulis und 17000 Indianer und Buschneger sind. Das Land ist in 16 Distrikte geteilt. Seine Bevölkerung ist eine verhältnismäßig sehr schwache. Der Anbau erstreckt sich nur in der Ausdehnung von etwa 550 □ km am unteren Ufer des Surinamflusses. Hier ist das Land von blühenden Pflanzungen bedeckt, einem Garten ähnlich, und von vielen Kanälen durchschnitten. Das übrige Gebiet Guyanas ist größtenteils von Urwald bestanden. Die Hauptausfuhrprodukte Surinams bestehen in Zucker, Kaffee, Baumwolle und Kakao.

Die Produktion Surinams geht seit der 1883 erfolgten Freilassung der Neger zurück, da dieselben entweder gar nicht oder unregelmäßig arbeiten. Surinam ist die Staatskolonie par excellence der Niederlande, etwa 29000 seiner Bewohner stehen unter Staatsaufsicht.

Das Klima ist ein völlig äquatoriales und in den sumpfigen Küstengegenden ungesund; die Temperatur steigt bis 54° C. und beträgt in den trockenen Jahreszeit 25—30° C. Die inneren Landstriche sind thatsächlich von den Niederländern noch nicht in Besitz genommen. Die Hauptstadt Paramaribo zählt 23000 Einwohner und besitzt einen guten, für Schiffe von 6 m Tiefgang jederzeit, für größere jedoch nur mit der Springflut erreichbaren Hafen. —

Wie wir sahen, leben in allen diesen ausgedehnten, mit 30 Millionen bevölkerten Besitzungen der Niederländer nur einige 40 000 Europäer, welche deren Produktion und Handel leiten und in Händen halten. In Surinam und auf Curaçao genügen etwa 2000 Mann Truppen zur Aufrechterhaltung der Autorität der Regierung. In den weiten Gebieten Ostindiens jedoch bedarf es der von der niederländischen Armee völlig getrennten ostindischen Armee, um die Herrschaft der Niederlande zu stützen. Die ostindische Armee ist 1400 Offiziere und 30 000 Mann stark. Sie besteht aus 14000 Europäern, geworbenen Freiwilligen und 16 000 Eingeborenen. Neben derselben bestehen Schutteryen und bewaffnete indische Korps in einer Gesamtstärke von ca. 9000 Mann.

Zur Beurteilung der Bedeutung des ausgedehnten Handels, welchen die niederländischen Kolonien und das Mutterland betreiben, erscheinen einige statistische Angaben unerläßlich.

Der Wert der Einfuhr zum Verbrauch sowie der Ausfuhr einheimischer Produkte betrug 1886 in den Niederlanden für Europa: 881 884 000 fl. bezw. 852 524 000 fl.; für fremde Kontinente: 128 Millionen bezw. 49 Millionen. In den niederländischen Kolonien für Java 90 188 000 fl. bezw. 44 826 000 fl.; in niederländisch Westindien 2 302 000 fl. bzw. 2 798 000 fl. Der Transithandel wurde 1885 mit 2 233 675 479 kg und für 1886 mit 2 170 043 097 kg berechnet.

Der Handel der ostindischen Besitzungen betrug 1885 an Einfuhr an Waren 123369000 fl., an Kontanten 15499600 fl., in Summa 138868000 fl. An Ausfuhr: an Waren 185129000 fl., an Kontanten 2842000 fl.; in Summa 188072000 fl. Die Hauptausfuhrprodukte waren 1885 an Kaffee 29709000 fl., an Zucker 84079000 fl., an Zinn 7167000 fl., an Indigo 3708000 fl., an Häuten 2190000 fl., an Gewürznelken und Muskatnüssen 2040000 fl., an Reis 2923000 fl., an Tabak 20715000 fl., an Thon 1696000 fl., an Gambir 2209000 fl., an Guttaperche 229300 fl., an Gummi 4425000 fl., an Pfeffer 4272000 fl., an Rotang 3084000 fl.

Der Schiffsverkehr des Mutterlandes betrug 1887 an eingelaufenen Segelschiffen 2060 mit 1751858 □m. Fracht an ausgelaufenen Segelschiffen 1481 mit 266004 □m Fracht; an eingelaufenen Dampfern: 6029 mit 11269718 □m Fracht; an ausgelaufenen Dampfern 4232 mit 7130327 □m Fracht. Der Schiffsverkehr der ostindischen Häfen wies 1885 auf: an eingelaufenen Schiffen 9966 mit 4786892 □m Fracht; an ausgelaufenen Schiffen 9731 Schiffe mit 4693618 □m Fracht. Die ostindische Handelsflotte betrug 1885 1927 Schiffe, welche eine Fracht von 259159 □m trugen. Der Stand der niederländischen Kriegsflotte betrug im Jahre 1888 24 Panzerfahrzeuge und zwar 6 Widderturmschiffe, 2 Widdermonitors 1. Klasse, 5 Widdermonitors 2. Klasse, 5 Monitors 2. Klasse und 6 Stromverteidigungsfahrzeuge. 28 Kreuzer, 8 Raddampfer, 30 Kanonenboote zur Küstenverteidigung, 31 Torpedefahrzeuge, 5 Stationsschiffe; 1 Dampfer und 1 Segelgonletta; 4 Hafenfahrzeuge, 11 Schulschiffe verschiedener Gattung für den hydrographischen Dienst, im ganzen 147 Fahrzeuge. Für den Dienst in Ostindien ist außerdem eine gewisse Zahl von armierten Dampfern und Segelschiffen für den Polizeidienst vorhanden.

Die vorstehende kurze Schilderung der materiellen Mittel, besonders der Kolonien der Niederlande, erschien für eine motivierte Beantwortung der von uns gestellten Frage unerläßlich, und es bedarf keiner umfangreichen Erörterungen, daß die Annexion eines mit einem derartigen Kolonialbesitz und derartigen materiellen Hilfsmitteln ausgestatteten Landes für das ihm stammesverwandte Deutschland, dessen in seinen nördlichen Gegenden gesprochenes plattdeutsches Idiom sich sogar die Sprache der Niederlande, das Holländische, beträchtlich nähert, ein hoher Gewinn sein würde. Das, was Deutschland mit voraussichtlich großen materiellen und personellen Opfern mit seiner neu inaugurierten Kolonialpolitik zu erreichen bestrebt ist, nämlich ertragreiche, gut verwaltete Kolonien, die seinem Überschuß an Intelligenz, That und Produktionskraft ein Feld der Thätigkeit eröffnen, zu gewinnen, würde mit der Annexion der Niederlande mit einem Schlage vollendete Thatsache sein.

Die Bevölkerung der niederländischen Kolonien steht überdies keineswegs auf der niedrigen Kulturstufe der Somantos, Usegaras und Usamlakas ꝛc., denen Kulturbedürfnisse erst anerzogen werden und die an die Kulturarbeit erst gewöhnt werden müssen. Ein Reich von 30 Millionen Einwohnern wie das niederländisch-ostindische, welche seit über zwei Jahrhunderten an Landbau und die Produktion von

Handelsartikeln gewöhnt sind, würde ein weites Absatzgebiet für die deutsche Industrie und den deutschen Handel bieten und seine Bevölkerung überdies voraussichtlich durch Hebung und Erleichterung ihrer Lage verhältnismäßig leicht für die deutsche Herrschaft gewonnen werden können. Java und Sumatra sind, wenn auch gut, so doch nicht übermäßig bevölkert, und in Surinam finden sich weite, der Boden- und Forstkultur unschwer zugänglich zu machende Gebiete, in welche der jährlich über 100 000 Menschen betragende Strom der deutschen Auswanderung vorzugsweise gelenkt zu werden vermöchte.

Die 147 Schiffe starke niederländische Flotte, von denen 24 Panzerfahrzeuge sind, würden der Flotte des Deutschen Reiches einen sehr willkommenen, dem Reiche große Kosten ersparenden Zuwachs bieten.

Auf einen Punkt aber würde Deutschland bei einer Annexion der Niederlande, erfolge dieselbe nun auf dem Wege der Personal-Union oder einem anderen, ganz besonders Rücksicht zu nehmen haben, auf die trotz der neuerdings in Holland geplanten Einführung der allgemeinen Wehrpflicht noch sehr allgemein verbreitete Abneigung der Niederländer gegen den deutschen Militärdienst. Man müßte den Niederländern den Militärdienst durch ein für sie besonders weit ausgedehntes Freiwilligensystem so leicht als möglich machen.

Allein nicht nur vor den deutschen Militärverhältnissen, sondern vor Deutschlands Macht überhaupt herrscht, wie Schreiber dieses bei wiederholtem längerem Aufenthalte in Holland erkannte, eine lebhafte Furcht. Sein Oheim, der bejahrte Baron von Bieberstein, Alterspräsident der 1. Kammer der Generalstaaten, sagte ihm bei einem dieser Besuche: „Ich erlebe es nicht mehr, aber in 50 Jahren da habt ihr uns.“ —

Was die militärische Widerstandsfähigkeit der Niederlande Deutschland gegenüber betrifft, so bedarf es keiner eingehenden Darlegung, daß dieselbe trotz der neuen holländischen Wasserlinie von Utrecht und trotz der starken, bereits einmal nach einem Feldzug von 21 Tagen in deutsche Hände gefallenen Stellung von Amsterdam, und ungeachtet der Möglichkeit, einen großen Teil des Landes unter Wasser zu setzen, eine nur sehr geringe ist. In 8—10 Tagen nach vollendeter Mobilmachung können 3 deutsche Armeekorps vor Amsterdam stehen. —

Allein es fragt sich, ob Deutschland aus reiner Interessenpolitik einen Konflikt mit einem durch die Verträge und das eifersüchtige Interesse der anderen Großmächte in seiner Neutralität und Unabhängigkeit geschützten Lande in Szene setzen soll, der zu einem Kampfe mit diesem Lande und dessen Verbündeten und zur Annexion desselben führen könnte!

Ein derartiger Konflikt und Kampf würde, einer jeden berechtigten Grundlage entbehrend, das Ergebnis einer Raub- und Eroberungspolitik sein, wie wir sie beispielsweise an Ludwigs XIV. Raubkriegen und an Napoleon I. perhorreszieren. Er würde im vollen Gegensatz mit der vom Deutschen Reiche sorgfältig kultivierten Friedenspolitik stehen, demselben in der gesamten Welt neue Gegner erwecken und ihm trotz aller Sprach- und Stammesverwandtschaft der Niederlande, so wünschenswert für Deutschland auch der Besitz der niederländischen Kolonien

wäre, ein fremdes Element hinzuführen, dessen Eintritt in das Reich zur Konsolidierung desselben keineswegs beizutragen vermöchte, ein Volk, von dem wir nicht vergessen dürfen, daß es seiner Zeit in einem an Hartnäckigkeit beispiellos dastehenden 80 jährigen Kriege glorreich und mit Erfolg für seine Freiheit und Unabhängigkeit gekämpft hat, und welches daher an Zähigkeit und Konsequenz seines politischen Widerstandes der ihm aufgedrungenen Herrschaft gegenüber voraussichtlich seinesgleichen suchen würde.

Britisch' Seekriegspiel.

Von

Vizeadmiral **Batsch**.

(Schluß.)[1]

III

Die Folgerungen, die man aus Friedensübungen zu ziehen hat, sind häufig nur mittelbar zu verwenden. In ihrer Darstellung liegt manches, was dem Seekrieg ähnlich, es liegt aber auch vieles darin, was ihm nur scheinbar ähnlich ist und leicht zu Trugschlüssen Anlaß giebt.

Die deutsche Sprache hat keinen recht passenden Ausdruck für einen Begriff, der bei Erörterungen über Kriegswesen häufig zur Sprache kommt; sie bedient sich dazu eines Fremdwortes; das ist der Begriff der „Imponderabilien." Der erste Napoleon pflegte bei Vergleich der Streitkräfte einen Mann des einen Staates gegen so und so viele des anderen abzuwägen. Was bei dem einen mehr in die Wagschale fiel, waren jene „Imponderabilien," teils fand er sie in rein äußerlichen Dingen, wie Eigenschaften körperlicher Art, zum größeren Teil aber in Dingen mehr seelischer Natur. Vaterlandsliebe, gute Zucht des Gemeinsinnes, Übung der Verstandeskraft und des Willens zu weitgefaßten, werktüchtigen Zwecken, Abhärtung und Übung der Kräfte, des Geistes nicht minder wie des Körpers, so wie sie sich in den Sitten und Gebräuchen eines Volkes spiegeln, sind jene „unwägbaren Stoffe" auf der einen, Mangel oder das Widerspiel derselben ist es auf der anderen Seite.

Neben den guten „Unwägbarkeiten" bedürfen auch die nicht guten der Erwähnung; namentlich im Kriegsgebrauch spielen sie eine fast ebenso bedeutende Rolle, es sind die Leidenschaften böser Art, Fanatismus, Habgier und Eigennutz. Ihre Entfesselung und ihr rücksichtsloser Gebrauch wird häufig als wirksames Treibmittel angewendet. Die Wirkung wird, wenn sie rücksichtslos benutzt werden, nur selten verfehlt.

---

[1]) Anm. d. Verf. Durch einen in der Druckerei begangenen Irrtum ist im Novemberheft S. 231 anstatt des Namens „Bruix" der Name „Bruèyes" gesetzt worden. Da der Admiral letzteren Namens bei Abukir gefallen, mithin 1799 nicht mehr am Leben war, so wird der sachkundige Leser den Fehler wohl selbst berichtigt haben. B.

Wenn man dem ersten Napoleon eine gewisse Meisterschaft in der Anwendung beider Arten nachsagt, so kann man zu seiner Entschuldigung anführen, daß, namentlich in früheren Kriegen, ihre Handhabung von niemand gescheut wurde, nur nicht immer mit gleichem Geschick und gleichem Glück, und wo diese fehlten, da hat sich in der Anwendung der bösen Triebe die Wirkung oft gegen das eigene Lager gekehrt.

Für Großbritannien hat der Seekrieg immer in erster Reihe gestanden; und gerade im Seekrieg ist ihm der Besitz jener guten „Unwägbarkeiten“ ganz besonders nützlich gewesen. Widerstandskraft gegen die Härten des seemännischen Handwerks, die Fähigkeit, solche Härten selbst für die Zwecke des Kriegshandwerks günstig auszunützen, sind eine vorwiegend germanische Tugend; auf ihre Verwertung hat sich der Angelsachse am besten verstanden, und die Welt kennt den Erfolg. Aber auch die häßlichen „Unwägbarkeiten“ haben bei diesem Erfolg keine geringe Rolle gespielt; ihre Wirkung war in den Kriegsläuften so unzweifelhaft, daß es nahe lag, ihnen auch in den Friedensübungen einen Raum zu gönnen.

In der Vorspiegelung schaudererregender oder drohender Thatsachen liegt schon im Verkehr der Völker untereinander ein Mittel, welches einschüchternd wirkt. Man bedient sich desselben, um die Leidenschaft zu entflammen, wie denn ganz neuerdings die Nachricht erfunden wurde, ein Kriegsschiff habe das einer anderen Macht an einer entlegenen Stelle der Südsee meuchlings in den Grund gebohrt; bis zur Enthüllung der völligen Unwahrheit mußten Monate vergehen, und die Wirkung auf die gedankenlose Masse ist nicht zu verwischen. Bedient man sich solcher nnd ähnlicher Mittel im eigenen Lager, so ist die Wirkung anscheinend harmloser Art; die Harmlosigkeit ist aber nur scheinbar, und die üble Wirkung ist in jedem Fall von Dauer.

Einschränkung in den Ausgaben des Heeres und der Flotte ist in England immer volkstümlich, und wenn eine Regierung nur schwachen Halt hat, entschließt sie sich ungern zu einer Erhöhung derselben, sie müßte denn mit unverkennbarer Deutlichkeit von der öffentlichen Meinung dazu angeregt werden.

Nur auf diese Weise läßt sich die Einführung des Kaperkriegs in die Friedensübungen erklären; und wenn der unmittelbare Anlaß seit den jüngsten Geldbewilligungen auch fortfiel, so war man doch der Meinung, dem einmal eingeführten Verfahren nun treu bleiben zu müssen. Aus jedem anderen Gesichtspunkt betrachtet, ist es eine Sache, die sich ernsthaft nicht rechtfertigen läßt.

Es ist dies vorausgeschickt worden, weil es in den mancherlei ernsten Lehren der neuesten Flottenübungen eine Ausnahme macht, und es wird nicht nötig sein, darauf zurückzukommen. Im allgemeinen genüge der Hinweis, daß das Verhältnis der Gekaperten zu den Kaperschiffen sich im wirklichen Kriege ganz anders gestaltet, als es sich im Frieden darstellt. Der bei weitem größere Teil der Handelsschiffahrt wird im Kriege nicht mehr nötig haben, sich so leidend zu verhalten wie früher, denn die Segelschiffahrt wird sich bald nach Ausbruch der Feindseligkeiten brachlegen, und die Dampfschiffahrt wird sich ihre Freiheit der

Bewegung zu nutze machen und sich dem Raubzeug nicht so willenlos in die Hände liefern, wie das bei der Segelei der Fall war.

Nächst der Kaperei wird auch die Brandschatzung fernerhin unberührt bleiben, weil die Wirkung, die man scheinbar erreichte, für eine ernsthafte Beurteilung sich kaum eignet. Es mag wohl richtig sein, daß es, um auf britische Nerven einzuwirken, starker Mittel bedarf; wenn nichts Anderes, so beweisen es die Schauderstücke der englischen Provinzial-Bühnen; ein Provinzler fand es in Deutschland unbegreiflich, wie man „Maria Stuart" zu den Tragödien rechnen könne, wo die wirklich tragischen Handlungen doch garnicht vorgeführt würden. Wo ein Zuschauerkreis sich aus einer Mehrheit solcher Anschauungen zusammmensetzt, da ist es wohl verführerisch, zur „Einschüchterung" zu greifen; schon die Erwähnung der großen Brandschatzungssummen verfehlt in den Zeitungen nicht ihre Wirkung, aber es ist nicht zu verwechseln mit Übung des Kriegshandwerks, es ist nicht einmal „magnifique," geschweige denn „la guerre."

In dem Vorhergesagten liegt, soweit es die Vorjahre betrifft, kein Vorwurf für die ausführenden Admirale, denn es lag in der Aufgabestellung und sollte einen Hauptgegenstand der Übungen enthalten. Nicht so in diesem Jahr. Soweit bekannt, ist die Darstellung und Ausübung des Kaperkriegs nicht buchstäblich zur Aufgabe gemacht worden, die Ausübung hat aber im großen und kleinen Maßstabe von beiden Seiten stattgefunden; von den „Gekaperten" ist sie — bis auf einen Fall — wohl meistens als guter Scherz angesehen worden, und nur die Brandschatzung der Küstenstädte hat zu Streit Anlaß gegeben; das wird viel Druckerschwärze kosten, vor einem wirklichen Krieg aber nicht geschlichtet werden. Von mitgegebenen Schiedsrichtern ist in diesem Jahr wenig die Rede gewesen, vielleicht, weil man einsah, daß die ihnen zufallende Aufgabe entweder zu groß oder zu klein war. Auch der Blick des unbefangensten Schiedsrichters ist begrenzt durch die Bordwand und den Horizont des Schiffes, auf dem er sich befindet, des Geschwaders, dem das Schiff angehört; sein Urteil ist abhängig von Verhältnissen, die ihn beherrschen, und von deren Einwirkung er sich nur schwer befreien kann. Nirgend gedeiht Kameradschaft besser als im Rahmen der Bordwände eines Schiffes; ist schon geteilte Freude ein starker Kitt, so ist es geteiltes Leid in noch höherem Maße, und selbst die besten Schwärmer für Seemanns-Handwerk haben doch eine Neigung, die Unbill der Elemente zu geteiltem Leid zu rechnen. Kein Wunder, wenn daraus hier und da Parteilichkeit entsteht; und wenn es nicht gelingt, die Unparteiischen in einem Ballon über dem Ganzen schweben zu lassen, wird auch die Gefahr der Parteilichkeit nicht zu vermeiden sein.

Es war notwendig, auch dies vorauszuschicken, weil es ganz wie das vorher besprochene „Imponderabile" ein Punkt ist, der die daran geknüpften Erwartungen nicht rechtfertigt, und dem die Wichtigkeit nicht beiwohnt, die man ihm beizulegen geneigt ist.

Die Flottenübungen dieses Jahres sind in ihren Lehren sehr ergebnisreich, und desto notwendiger war es, alles das vorauszuschicken, weil die Erkenntnis der Lehren durch jene Dinge leicht getrübt werden könnte.

Der Versuch einer Mobilmachung der Flotte, die Gestalt des Seekriegs und die des Küstenkriegs waren der ausgesprochene Zweck der Übungen, natürlich nur, soweit es sich mit dem Friedensfuß vereinigen läßt. Schon für das Landheer stößt der Versuch einer Mobilmachung im Frieden auf Schwierigkeiten, die ihren Wert zweifelhaft machen. Die Ergänzung der Truppen, ihre Ausrüstung für den Krieg und ihre Fortbewegung sind nur beschränkt ausführbar, denn das Land wird in Mitleidenschaft gesetzt, und deshalb bedarf es triftiger politischer Ursachen, ihre Hebel in Gang zu setzen. Eine Mobilmachung der Flotte vollzieht sich nur in den Kriegshäfen, die damit verknüpfte Ergänzung liegt in der Hauptsache in vorhandenen Fahrzeugen aller Art, und nur eine umfassende Personen-Ergänzung ist ausgeschlossen. Alles Übrige geschieht wie bei einer ausgedehnteren Indienststellung im Frieden, so namentlich das, was man bei einem Heere den Aufmarsch nennt, und was bei diesem außerordentliche und weitgreifende Vorbereitungen erfordert. Aber auch die Personen-Ergänzung unterliegt nicht denselben Schwierigkeiten, denn in der Hauptsache beansprucht man seemännische Bevölkerung; diese bleibt in ihrem Beruf, und es ist leicht, ihrer Inanspruchnahme da eine Grenze zu setzen, wo die Schädigung privater Interessen anfängt.

Anders verhält es sich, wenn man die Bedeutung der Mobilmachung eines Heeres mit der einer Flotte vergleicht. Die schon erwähnten, triftigen politischen Ursachen wirken auf die Thätigkeit einer Flotte in ganz anderer Weise. Schürzt sich im tiefsten Frieden durch ein unvorhergesehenes Ereignis in Sofia die orientalische Frage, so entsteht fast unbewußt und ohne ausgesprochene Absicht ein reges Leben fast gleichzeitig in Toulon, in Spezzia, in Pola, in Stambul und in Malta. Niemand fragt nach Gründen, und wer fragt, erhält keine Antwort, denn kein Beteiligter vermag zunächst seinen Gründen Ausdruck zu geben. Trifft es sich, daß eine gleiche Unruhe auch in Sebastopol und Nikolajeff entsteht, so ist es fast unausbleiblich, daß der Pulsschlag sich bis auf den englischen Kanal erstreckt, und daß Cherbourg, Brest, Plymouth und Portsmouth das Gefühl der Unruhe teilen. Wer den Verkehr zwischen Mittelmeer und Kanal beobachtet, entdeckt bald wachsende Regsamkeit, und wer bald darauf nach Malta kommt, findet, daß das britische Mittelmeergeschwader in aller Stille sich fast verdoppelt hat. Und wenn nicht eine Verdoppelung, so ist eine dem nahe kommende Verstärkung in allen britischen Kriegshäfen bemerkbar, denn Großbritannien weiß, daß es auf seine Flotte und nur mit seiner Flotte zu rechnen hat, möge die etwa auftauchende Kriegs-Gruppierung sein, welche sie wolle.

Möge man nun solche und ähnliche „Aufwallungen“ und die damit verbundenen Rüstungen nennen, wie man wolle, so tragen sie die volle Bedeutung der Mobilmachungen in sich. Sie sind es nur insoweit nicht, als man dabei das ausgesprochene Wort vermißt. Während dies das Ende der Kriegsvorbereitung bedeutet, sind sie der erste Schritt des Anfanges; und wie das Pferdeausfuhrverbot der erste Vorläufer einer Mobilmachung zu Lande, so etwa ist das Embargo auf die Privatschiffahrt der erste Nachfolger einer solchen Mobilmachung zur See.

Man muß sich dies vergegenwärtigen, wenn man die Bedeutung der Übungen vom Standpunkt der Mobilmachung beurteilt. Man braucht nur die Geschichte unseres Zeitalters zu überschlagen, um eine ganze Reihe solcher Mobilmachungen zu entdecken, denen eine nur ähnliche Heeresausrüstung niemals zur Seite ging, die weder zum Krieg führten, noch einen solchen verhinderten, noch eine Beteiligung daran zur Folge hatten. Dabei war es bekanntlich nicht ausgeschlossen, daß ohne Kriegszustand große Schlachten geschlagen wurden, oder daß sie sich auf den Zweck nachdrücklicher Weisungen beschränkten; die Namen von Navarino, Dulcigno und Besika können als Beispiel genügen.

Es war notwendig, diese Seite der Flottenmobilmachung besonders zu erwähnen, weil es sich auch bei den Übungen darum handelt, die Darstellung des Krieges in der Hauptsache mit dem Mannschaftsbestand des Friedens herbeizuführen. Das hat manche Unzuträglichkeiten zur Folge, und sie haben sich auch im vorliegenden Fall geltend gemacht.

Die Umstände, auf welche hier hingewiesen wurde, bedurften übrigens auch noch aus einem anderen Grunde der Erwähnung. Bei einer Flotte wie der britischen, die mit festen, entlegenen Standorten zu rechnen hat, ist die Neubildung von Flottenteilen beim Übergang vom Friedens- zum Kriegsfuß sehr beschränkt. Eine Entsendung von Streitkräften nach erfolgtem Kriegsausbruch ist häufigsten Falles eine verspätete Maßregel. Die Entfernungen sind meistens so groß, daß, trotz Dampfes, die Zeit eine Rolle spielt. Beim Heer ist, so beim Freund wie beim Feind, der Aufmarsch an der Landesgrenze eine gegebene Sache, deren Verlauf sich von beiden Seiten beobachten und übersehen, jedenfalls aber berechnen läßt; nicht so für die Streitkräfte zur See. Ihr Aufmarsch muß mit dem Beginn, — nicht des Krieges, sondern der ausgesprochenen Mobilmachung — vollendet sein, oder er kommt zu spät. Für zwei gegenüberstehende Armeen ist das Überschreiten der Landesgrenze der Krieg; dagegen kann eine russische Eskadre vor dem Bosporus, eine englische vor den Dardanellen liegen, und es ist doch noch kein Krieg; denn das Wasser ist überall frei, und selbst die Überschreitung der für das „Flotsam und Jetsom" vereinbarten Zone wird nicht als feindliche Handlung angesehen; der Stärkere wird sich's erlauben, der Schwächere wird es manchmal dulden, wird es auch für widerrechtlich erklären, aber selten Gehör damit finden. Für die Gestalt des Seekriegs in dieser Hinsicht ist das Verfahren bezeichnend, welches Großbritannien so oft eingeschlagen hat. Die Telegraphen-Kabel waren zur Zeit seiner Seekriege noch nicht bekannt, und in den Weisungen, die man über's Meer schickte, mußte den Verhältnissen oft vorgegriffen werden; daher kam es, daß häufig die Kaperei schon in hohem Schwunge war, ehe ein wirkliches Kriegsverhältnis stattfand. Es ist eben eine Eigentümlichkeit des Seeverkehrs, daß auch ohne ein solches feindliche Handlungen sich schon als einfache Vorläufer des Kriegs anwenden lassen und angewendet werden, weil Freund und Feind schon vom Frieden her gewohnt sind, sich auf ein und demselben „Gelände", hier „Gewässer" zu bewegen, und weil die Berührung mit dem zukünftigen Feind sich schon im voraus schärfer ausprägt. Daher das „Embargo" oder die Beschlag-

nahme von Privatbesitz, welches sich unter der Flagge des Gegners in den Häfen befindet.

Es mußte dies angedeutet werden als Hinweis auf die ganz anderen Voraussetzungen, unter welchen eine Kriegsrüstung zur See sich vollzieht. Was hier eine „Mobilmachung" erheischt, darf man mit einer solchen am Lande nicht in eine Reihe stellen, weil es zu Rechenfehlern führt im ganzen Verfahren, und dasselbe dem beabsichtigten Zweck deshalb nicht genügen wird.

Die Ziele des Aufmarsches einer Armee sind die Punkte, an welchen man die Landesgrenze überschreiten, oder deren Überschreitung verhindern will; die Ziele des Aufmarsches einer Flotte sind die Kriegshäfen oder sonstigen Standorte der feindlichen Seestreitkraft. Da man zur Erreichung solchen Zieles den Fuß nicht auf feindlichen Boden zu setzen braucht, so kann man so zeitig da sein, wie man will. Beschränkt ist man darin nur durch das Kraftmaß, über welches man zu gebieten hat. Wer seinen Seeverkehr decken will, muß stark genug sein, dieses Ziel zu erreichen. Er muß auf dem Schauplatz der Entscheidung auftreten können und muß nicht nötig haben, sich diesem zu entziehen, oder in „Strategemen" und allerhand gewandten Scheinbewegungen seine Stärke zu suchen.

Weil nun dem so ist, wird sich von allem, was für eine Armee den Übergang vom Friedens- zum Kriegsfuß bedeutet und mit der Mobilmachung ins Leben tritt, für eine Flotte ein Teil schon mehr oder weniger lange vorher vollzogen haben.

Für England hat das Wort „Mobilmachung" nicht die gleiche Bedeutung wie für Staaten mit Wehrpflicht. Vor der Thatsache der Mobilmachung treten bei letzteren alle anderen Rücksichten in den Hintergrund. Der Staat gewinnt freie Verfügung über die gesamte wehrhafte Bevölkerung, zu Lande wie zu Wasser, und weil diese freie Verfügung in das gesamte Verkehrsleben mächtig eingreift, muß der Akt auf eine Zeit verschoben werden, wo über die vorhandene Kriegsgefahr kein Zweifel mehr ist. Das kann unbehindert geschehen, weil die Friedensvorbereitung in Verbindung mit der Wehrpflicht für jeden zu besetzenden Posten Vorsorge trifft und die Zahl des Ersatzes gesichert ist. An Mannschaft hat England seinen Friedensbestand, der im wesentlichen aus sogenannten „Continuous service-men" besteht, die jung eintreten und nach 12 resp. 20jähriger Dienstzeit mit einer Pension entlassen werden, die „Coast guard" und „Pensioner-Reserve" bilden, und als solche zur Einberufung im Kriegsfall verfügbar sind. Da dies lauter Veteranen sind, so ist ihre Zahl nicht sehr groß; rechnet man den Friedensstand der Flotte auf nicht ganz 50000 Köpfe, so beziffert sich die „Coastguard" auf höchstens 5000 und die „Pensioner-Reserve" auf nicht mehr als 2210. Schon aus diesen geringen Zahlen ergiebt sich, daß sie als Ergänzung nicht sehr ins Gewicht fallen, auch wenn eine Anzahl von etwa 2000 sogenannten „Royal Naval Volunteers" hinzutritt; aber sie bieten den Vorteil, schon vor dem Ausbruch eines Krieges verfügbar zu sein. Der Zahl nach von weit größerer Bedeutung sind dagegen die sogenannten „Royal Naval Reserve"-Leute. Sie beziffern sich auf nahezu 20000, sind aber nur sehr beschränkt verfügbar, denn sie stecken in der Privat-

Schiffahrt und sind über die ganze Welt zerstreut. Für die Zeit, wo sie sich bereit halten, einer Einberufung zum Kriege Folge zu leisten, erhalten sie ein nicht zu hoch bemessenes laufendes Jahrgehalt; dafür haben sie auch die Verpflichtung, gelegentlich ihrer Anwesenheit in der Heimat auf einem der Exerzier-Schiffe einen Monat lang Dienst zu thun. Da im übrigen das Jahrgeld eine willkommene Zulage ist zu ihrem Privatverdienst, so werden sie, wie ein höherer Seeoffizier sich ausdrückte, dafür prämiiert, daß sie im Frieden jedenfalls nicht eintreten, weil Privatverdienst und jene Zulage von der Höhe des Einkommens im aktiven Flottendienst nicht erreicht würden. Und da die kurzen und seltenen Übungsperioden, für die jene Leute verfügbar, nur eine mangelhafte Vorbildung sind, so findet die Einrichtung nicht allgemeinen Anklang.

Von der Friedenskopfzahl, die sich, wie erwähnt, auf rund 50000 beziffert, befinden sich etwa 3/5 auf seegehenden, 2/5 auf Hafenschiffen, und die letzteren kommen für eine besondere Friedensrüstung hauptsächlich in Frage.

Was den Schiffsbestand anbetrifft, so sind im Frieden gegenwärtig immer in Dienst gestellt etwa hundert Schiffe, groß und klein. Davon sind etwa 16 schwere Schlachtschiffe, etwa 50 größere und 40 kleinere Kreuzer. Unmittelbar fertig zur Indienststellung ist etwa die halbe Zahl der im Dienst befindlichen, also 8 Schlachtschiffe und ebensoviel Fahrzeuge kleinerer Art. An nicht sogleich fertigen Schiffen sind noch etwa 16 Schlachtschiffe, 40 Kreuzer, größere und kleinere, und einige ganz kleine Fahrzeuge vorhanden. Für eine plötzliche Mobilmachung kommt diese Gruppe natürlich nicht in Betracht, wohl aber die sogenannten „Coast-defence“ Schiffe, das sind 10 Panzerschiffe teils in heimischen, teils in transozeanischen Häfen und etwa 40 Kanonenboote, letztere meist veralteter Art. Von den 10 Panzerschiffen befinden sich 6 in den heimischen, 4 in auswärtigen Häfen. Und da die Flottenübungen sich in den heimischen Gewässern vollziehen, so kommen die 6 ersteren mit in Rechnung.

In erster Reihe für die Übungen stehen natürlich die in den britischen Gewässern und schon dauernd in Dienst befindlichen Schiffe des sogenannten Kanalgeschwaders, das Reservegeschwader und die soeben genannten „Coastdefence“-Schiffe; die letzteren eingerechnet sind das 18 zum größten Teil vollbemannte Panzerschiffe[1]).

An den Übungen teilgenommen haben 73 Schiffe, es waren also ad hoc noch 44 Schiffe in Dienst zu stellen, mit Mannschaft zu versehen und auszurüsten; davon fielen auf Chatham und Sheerneß 14, auf Portsmouth 16 und auf Plymouth 14; um diese Schiffe und die genannten Werften handelt es sich, wenn man den Mobilmachungsakt als solchen in Auge faßt.

Berücksichtigt man, daß, wie eben erwähnt, dauernd in Dienst befindlich sind etwas über 100 Schiffe, so hat man es hier mit einer augenblicklichen Vermehrung um beinahe 50% zu thun.

[1]) „Invincible“ und „Iron duke“ gehören strenge genommen nicht zur Gruppe der schweren Panzerschiffe, sind aber hier mit eingerechnet, sodann 9 Kreuzer und einige kleinere Fahrzeuge, zusammen 29 bereits fertig in Dienst gestellte Schiffe.

Selbst für Staaten mit allgemeiner Wehrpflicht würde eine solche Vermehrung im Punkte des Personals auf große Schwierigkeit stoßen, weil die Reserven im Frieden nicht verfügbar sind. In England, welches keine Wehrpflicht hat, ist die Schwierigkeit dieselbe, weil ein Teil seiner Reserven zwar verfügbar ist, an Zahl aber nicht ausreicht. Am meisten kommt dies zur Geltung im Maschinenpersonal.

Es ist sicher ein großer Erfolg des vor mehreren Jahren geschaffenen „Intelligence department" der Admiralität, daß die 44 Schiffe in einem Zeitraum von 4 Tagen in Dienst gestellt, bemannt und gerüstet werden konnten. Wollte man annehmen, es wäre geschehen in einer Weise, wie es für den wirklichen Krieg wünschenswert ist, so würde man irren. Auch die Plötzlichkeit des Befehls zur Rüstung für die Arsenale ist nicht als bare Münze zu nehmen: Daß „Coastguard" und Pensioner Reserve" einen großen Teil der Besatzungen lieferte, ist schon erwähnt; hinzuzufügen ist nur, daß zur Ergänzung desselben im übrigen die verschiedenen Schulschiffe des Schiffsjungen-Artillerie- und Maschinenfaches, die sogenannten „Steam-Reserve-Schiffe (das sind Kasernenschiffe für Heizer) und schließlich mit einem nicht zu unterschätzenden Anteil, das Marine-Infanterie-Korps beizutragen hatten. Auch die Besatzungen einiger gerade von fremden Stationen zurückkehrenden Schiffe wurden verwendet.

Das Maschinenpersonal war auf den neu in Dienst gestellten Schiffen nur zu 75% vertreten, ein Mangel, der sich bei den anstrengenden Übungen sehr geltend gemacht hat. Eine ähnliche Lücke wie das Maschinenpersonal zeigt der Bestand an Seeoffizieren. Nach einer amtlichen Angabe würden für eine Kriegsrüstung allein in der Klasse der Leutnants 200 fehlen. Es erwächst daraus der Übelstand, der auch bei diesen Übungen zur Geltung gekommen ist, daß der Offizier-Dienst vielfach von Deckoffizieren wahrgenommen wird. Das geht im Frieden, würde aber im Kriege schwere Bedenken haben und der Disziplin nicht förderlich sein.

Daß die 4 Tage, die man zur Rüstung gab, gut benutzt wurden, ist unzweifelhaft; es mag indes hier und da vorgearbeitet worden sein. Daß die Schiffe nach einer viertägigen Rüstung kriegsfertig und schlagbereit sein konnten, wäre zu viel behauptet. Die Zeiten, wo ein Lord Keppel Portsmouth mit ungeübten Besatzungen verließ und sich damit tröstete, daß er ja den Feind doch erst auf der Höhe von Plymouth zu gewärtigen habe, sind vorüber, und namentlich sind die Schiffe mit ihren Maschinen und ihrer Artillerie andere geworden; eine wirkliche Vorbereitung zum Kriege fordert mehr als das, was in dem hier besprochenen Mobilmachungsfall geboten wurde.

Was dagegen den Anteil betrifft, den die Werften und ihr Personal an der Rüstung hatten, so stach er sehr vorteilhaft ab gegen die Vorjahre; in diesem Punkte hat also ein Fortschritt stattgefunden. Während es früher vorkam, daß für Schiffe mit Vorderladern nur Hinterlader-Munition verabfolgt wurde, daß Torpedos gegeben wurden, die nicht in die Schußröhren paßten, daß man Schiffen mit 300 Mann Besatzung Proviant mitgab für 600, sind solche Klagen in diesem Jahre wenigstens nicht laut geworden. Inventar und Material war auf den

Werften schiffsweise für den Transport eingeteilt und verpackt; es ist aber sehr viel Grund zu der Annahme, daß dies zu irgend einem anderen unvermuteten Termin nicht ganz so gewesen wäre. Auch an Transportkräften und Mitteln hat es auf den Werften nicht gefehlt. Man hatte für die zur Rüstung bestimmten vier Tage eine planmäßige Arbeitsverteilung angeordnet, dieselbe genau befolgt und gefunden, daß im Entwurf derselben in der That nichts vergessen worden war; ein vortreffliches Zeugnis für die Umsicht, die im „Intelligence department" gewaltet hat.

Somit war die ganze Rüstung in ihrem Umfang sowohl wie in der Ausführung eine große und vortreffliche Leistung, aber sie war nicht die Darstellung eines zu jeder Zeit, an jedem Ort und für die Umstände des wirklichen Kriegsfalles ausführbaren Planes, sie war mithin nicht das. was man unter dem Begriff einer Mobilmachung versteht.

Anders verhält es sich mit der darauf folgenden Darstellung des Seekrieges. Ganz wie bei der Mobilmachung legt auch hier das Unwirkliche an der Sache der Darstellung erhebliche Schranken auf. War in jenem Fall die Darstellung unzutreffend, so wäre doch die Annahme unberechtigt, daß ein Mobilmachungs-Plan für den wirklichen Krieg ganz fehlt. Es ist hier nicht der Ort darauf einzugehen, und es genüge, zu sagen, deß er nicht allein vorhanden, sondern auch in einer Weise entworfen ist, die der Umsicht und dem praktischen Blick unserer englischen Vettern alle Ehre macht.

Wenn nun auch das Unwirkliche den Übungen in mancher Beziehung ein falsches Gesicht giebt, so sind doch die Lehren unverkennbar, die man daraus zu ziehen hat. Die Einwirkung des Dampfes auf Strategie und Taktik, des elektrischen Telegraphen auf das Nachrichtenwesen sind in sehr bezeichnender Weise zum Ausdruck gekommen.

Ein Lichtpunkt, der bei den diesjährigen Übungen vorteilhaft zum Ausdruck kommt, ist die Leitung. Die Admiralität hat sich diesmal mit in den Krieg hinein versetzt, was früher nicht geschehen ist. So hatte man im Jahr 1887 ein Kriegstheater im irischen und ein gleiches im englischen Kanal geschaffen, die beide von einander unabhängig waren, sodaß auch ein einheitliches Nachrichtenwesen an der Küste für keins von beiden vorhanden war. 1888 wurde der Fehler ganz getrennter Kriegstheater vermieden, die Kriegführung blieb aber auf die See beschränkt, und die Admiralität bewahrte sich eine gewissermaßen unparteische Stellung; damit setzte sie sich in ein falsches Verhältnis; denn bei einem Kriege an der heimischen Küste ist die Mitwirkung einer einheitlichen Leitung gar nicht zu entbehren. Auch dieser Fehler ist bei den letzten Übungen ganz vermieden worden, und man wird sehen, wie vortrefflich das auf die Strategie eingewirkt hat.

Die englischen Häfen dienten als Standort einer mit A, die irischen einer mit B bezeichneten Flotte, die erstere unter dem Admiral Tryon, die letztere unter Baird. Die Schlachtflotte von A bestand aus 9, die von B aus zwölf Panzerschiffen; dafür hatte A noch fünf auf die englischen Häfen verteilte, aus kleineren, zum Teil gepanzerten Schiffen bestehende Geschwader unter den Bezeichnungen

C D E F und G. Sie sollten als zweite Linie der Verteidigung dienen und ohne Beschränkung ihrer freien Bewegung doch an ihre Hafenbezirke gebunden sein. An Kreuzern für die Kaperei und den Nachrichten-Dienst auf dem Wasser standen der englischen A-Flotte 10, der irischen B-Flotte 15 Schiffe und Fahrzeuge zur Verfügung.

Die Hauptkraft liegt im Seekrieg in den Schlachtflotten, die an eine örtliche Verteidigung nicht gebunden und der freien Bewegung fähig sind. Sie befinden sich in demselben Verhältnis und haben dieselbe Bestimmung wie am Lande die Feldarmee. Ihre Hauptaufgabe besteht darin, sich aufzusuchen und zu schlagen und damit eine Hauptentscheidung herbeizuführen, welcher die Nebenentscheidungen dann folgen. Jenes Aufsuchen erheischt am Lande, der Marsch- und Verpflegungsschwierigkeiten, der Rücksichten des Geländes und der verschiedenen Bewegungsart halber, viel Kunst, und dieser Kunst entspricht die Aufgabestellung und Beurteilung der Herbstübungen einer Armee. Da die Kriegsaufgabe einer Flotte dieselbe ist, so müßte auch die Aufgabe der Übungen dieselbe sein. Das kann sie aber nicht, weil jene „Kunst“, der Einfachheit des Marsches, des Geländes und des Betriebes halber, wegfällt. Ja, man kann nicht einmal sagen, daß sie nur wegfällt, sondern die große Einfachheit, die den Bewegungen eigen ist, führt in der Friedensnachahmung zu Aufgaben, die manches herbeiführen, was man im wirklichen Kriege vermeiden würde. Daher ist es gekommen, daß die Aufgabestellung es zwar den Admiralen überließ, sich, je nach Umständen, in die Angriffs- oder Abwehrstellung zu versetzen, daß aber jeder Angriff dem einfachen Zusammenstoß aus dem Wege ging und sich ein Ziel setzte, dessen Gewinn im günstigen Fall nur mittelbar auf die Entscheidung wirkt. In derselben Richtung wirkten neben der Aufgabestellung auch die Manöverregeln. Dieselben sind der Art, daß eine Beurteilung der Taktik zwischen Schiff und Schiff ausgeschlossen ist und daß „Taktik“ überhaupt nur noch in Betracht kommt zwischen Schiff und Torpedoboot; denn taktisch müssen die Schiffe sich auf große Entfernungen von einander halten, und wirkliche Zusammenstöße finden nur mit den besonders hergerichteten Torpedos statt.

Letztere sind, obgleich ebenso zahlreich vorhanden wie im Vorjahr, diesmal ehr wenig zur Geltung gekommen, und ist deshalb auch nicht weiter davon die Rede. Daß die Torpedoboote vielfach wieder als Kundschafter und Briefträger benützt worden sind, ist ein Mißbrauch, der — wie es scheint — so leicht nicht abzuschaffen ist.

Weil nun die Darstellung einer taktischen Überwältigung, die im Kriege zur Entscheidung führt, nicht ausführbar ist, so nimmt die Aufgabestellung eine andere Richtung, und was im Kriege erst der Hauptentscheidung folgen darf, mithin Nebensache ist, der Landangriff, wird zur Hauptsache. Dadurch entsteht der Fehler, daß solche Land- oder vielmehr Hafenangriffe geplant werden, obgleich die feindliche Hauptkraft noch ungebrochen ist. Um zum Ziele zu gelangen, muß man alle Mittel anwenden, dieser Hauptkraft auszuweichen, und wo im wirklichen Kriege alle Anordnungen sich darauf richten, sie aufzusuchen und ihre

Macht zu brechen, da zielt nun alles darauf hin, Strategeme und geschickte Umwege zu finden, mittelst deren es gelingt, den „Manöver-Regeln" zu genügen.

Nach letzteren ist achtstündiger, unbehelligter Besitz eines Hafens einem Sieg gleich zu achten. Um einen solchen Sieg vor der Themse zu verhindern, ging der englische Admiral, nachdem die irische Flotte seiner Blokade entschlüpft war, mit aller Macht dahin, und mittlerweile wurden hinter seinem Rücken die westlichen Häfen gebrandschatzt. Das war im vorigen Jahr. In diesem Jahr war der irische Admiral nicht blokiert, er hatte freie Bewegung und plante infolgedessen einen Angriff auf die Themse. Da, wenn man einem Gegner ausweichen will, Schnelligkeit zur Hauptsache wird, so behielt er den langsameren Teil seiner Flotte zurück, entsandte nur den schnelleren Teil und ließ auch diesen, um unbemerkt zu bleiben, auf getrennten Wegen gehen. Mochte es nun Zufall oder besonderes Geschick des Gegners sein, jedenfalls stießen die getrennt gehenden Teile auf überlegene Feindesmacht, und drei Schiffe mußten, dem Gebot der Manöverregeln folgend, die Flagge streichen; das war fast die Hälfte des ganzen Angriffs-Geschwaders, das „Strategem" war enthüllt, und der Plan mußte aufgegeben werden. Eine zweite Folge war, daß die irische Flotte, anfangs etwa 25% schwächer als die englische, sich nun durch diesen Verlust um nahezu 43% schwächer fand und sich des Gedankens größerer Pläne nunmehr ganz entschlagen mußte.

Der dem Plan anhaftende Fehler wurde bereits gekennzeichnet, die mißglückte Ausführung des Planes, so wie er war, giebt aber die Lehre, daß man vor der ungebrochenen, gesammelten Kraft des Feindes sich nicht zersplittern, daß man sie nicht unbeachtet lassen soll, und daß einer solchen ungebrochenen Kraft gegenüber Schleichwege ein verwerfliches Hilfsmittel sind.

So war die Wegnahme der Schiffe „Hero", „Camperdown" und „Immortalité" das erste große Hauptereignis dieses Scheinkrieges und namentlich deshalb von Interesse, weil es dem englischen Admiral Tryon Gelegenheit gab zu einer Bewegung, die eine Vereinigung der feindlichen Geschwaderteile verhinderte und seinem Unterbefehlshaber Tracey einen Sieg verschaffte.

Weil nun nach einer solchen Schwächung größere Pläne für den irischen Admiral ausgeschlossen waren, erübrigten nur Hafenangriffe in kleinerem Maßstabe. Der Unterbefehlshaber des irischen Admiral Baird, der Admiral d'Arcy-Ironie, zog mit den beiden Panzerschiffen „Anson" und „Collingwood", denen sich später „Inflexible" anschloß, um den Norden Schottlands an die Ostküste, wo er in Edinburgh, Aberdeen und Peterhead Brandschatzungen ausführte, ein Verfahren, dessen Wert als Übung sehr fraglicher Natur ist. Dagegen führte gerade dieser Zug zu einem Ergebnis, dessen Wert und Lehre gar nicht überschätzt werden kann.

Wenn der Verfasser des Aufsatzes in der Revue des deux mondes über den Seekrieg der Neuzeit mit dem Ausspruch schließt: „Il y a donc une strategie navale", so hätte er zur Bestätigung desselben ein besseres Beispiel nicht finden können als das Schicksal des Admiral d'Arcy-Ironie. Der bekannten Achtstundenregel folgend, hielt er sich vor den heimgesuchten Häfen Peterhead und Aberdeen nicht länger auf, als die Regel ihm zur Vorschrift machte; seine Hauptabsicht war

augenscheinlich auf die Themse gerichtet, und er durfte keine Zeit verlieren, dort einzutreffen. Auf seine Brandbriefe an die städtischen Behörden hat er nicht einmal in jedem Fall die Antwort abgewartet. An einem Sonnabend, den 20. August, befand er sich mit „Anson" und „Collingwood" vor Leith; sein Oberbefehlshaber Baird war in Queenstown, und der Oberbefehlshaber des Feindes, resp. der englischen Flotte kreuzte an der Westküste auf der Höhe von Kap Lizard; derselbe lief indes am gleichen Tag Falmouth an und erfuhr dort die Ankunft des feindlichen Unterbefehlshabers vor Leith. Damit sieht er die Themse bedroht und schickt seinen Unteradmiral Tracey mit 4 Schiffen sogleich nach den Downs an den Eingang der Themse, wo derselbe am Sonntag Nachmittags um 2 Uhr ankommt. In der Meinung, daß sein Gegner d'Arcy-Iroine nur zwei Schlachtschiffe, „Anson" und „Collingwood", bei sich hat, während er selbst über zwei Schlachtschiffe, „Rodney" und „Howe", und zwei schwere Kreuzer, „Undaunted" und „Narcissus", verfügt, geht er ihm entgegen und trifft Montag früh bei Spurnhead ein. Dort erhält er die Nachricht, daß Iroines Geschwader gestern durch „Inflexible" verstärkt ist, das giebt letzterem eine Überlegenheit und veranlaßt Tracey, sich nunmehr wieder auf Aldborough südlich Yarmouth zurückzuziehen, um die Verstärkung herankommen zu lassen, die er unterwegs weiß. Dieselbe ließ ihn auch nicht lange warten, denn „Ajax", „Invincible" und „Shannon" befinden sich schon am Dienstag um 6 Uhr abends vor Deal, und „Ajax" traf schon um $^1/_2$ 10 Uhr denselben Abend bei Tracey ein. Er setzt sich, auf diese Weise verstärkt, sogleich in Bewegung und trifft Mittwoch früh um 11 Uhr bei Scarborough ein. Dort befindet er sich zwar in starkem Nebel, aber er weiß, daß er den Feind dicht vor sich hat, denn die Beobachtungsstationen am Lande halten ihn von dessen Bewegungen fortgesetzt unterrichtet. Wissend, daß er jede Stunde mit dem Feinde zusammentreffen kann, sind alle Kessel seiner Schiffe für die Anwendung hohen Dampfdruckes geheizt, da will es der Zufall, daß der Nebel sich hebt, und — unvorbereitet, d. h. mit nicht genug Dampf zum Entweichen, hat der schwächere Feind sich ihm zu ergeben. Damit ist die Flotte des irischen Admirals im Vergleich mit seinem Gegner nunmehr um die Hälfte geschwächt.

Man muß, um ein Urteil zu gewinnen, auf den allgemeinen Sachverhalt zurückgehen. Mit 12 Schlachtschiffen gegen 9 seines Gegners tritt der irische Admiral in den Krieg. In der Themse-Mündung erblickt er die Hauptschwäche seines Gegners und erachtet sie deshalb als das Hauptziel seines Angriffs. Die Schiffe, in denen er den Kern seiner Streitkraft sieht, glaubt er auf Schleichwegen und ihrer Schnelligkeit vertrauend dorthin bringen zu sollen. Das gelingt nicht, er verliert 2 Schlachtschiffe, und seine Streitkraft verringert sich auf 10; er ist nun also nur noch um 1 Schiff (Schlachtschiff) stärker; nun schickt er den Rest jenes Kernes abermals aus, diesmal um den Norden Schottlands, um das vorhererwähnte Ziel auf diesem Wege zu erreichen, zugleich auch eine Razzia damit zu verbinden. Letztere gelingt, das Ziel wird aber nicht erreicht, denn der verteidigende Admiral liegt an der Südwestküste auf Wacht, wird unterrichtet von dem, was an der Ostküste vorgeht, und schickt überlegene Hilfe, die zeitig genug

mit dem irischen Angriffsgeschwader zusammentrifft und dasselbe vermöge größerer Zahl überwältigt, das feindliche Admiralschiff selbst aber zum Rückzug zwingt. Da „Collingwood“ und „Inflexible“ genommen worden, ist die Schlachtflotte des irischen Admirals nunmehr von 10 auf 8 vermindert, die anfängliche Überlegenheit also in eine Minderheit umgewandelt.

Wie in so vielen Dingen ist man versucht, auch hier nach dem Erfolg zu urteilen, dem irischen Admiral das geringere, dem britischen das größere Geschick zuzuschreiben. Das wäre indes nichts weniger als gerecht. Zunächst ist zu berücksichtigen, daß alles, was geschah, nur zu rechtfertigen ist durch die Friedensnatur der Übungen. Im wirklichen Kriege wäre nur wenig von dem zu rechtfertigen gewesen, was beiderseits geschah. Gerecht wäre jenes Urteil nur, wenn man annehmen müßte, daß Admiral Baird bei seiner Überlegenheit von 12:9 im wirklichen Kriege nicht die Überwältigung der Hauptkraft seines Gegners, sondern die Brandschatzung der Themse für das Hauptziel seines Angriffes gehalten hätte. Eine solche Annahme ist aber ausgeschlossen. Dagegen liegt auf der Hand, daß ein unvermitteltes, unbeirrtes Losgehen auf das Hauptziel, von beiden Seiten mit festem Willen verfolgt, sogleich zur Beendigung des Krieges geführt hätte, und nicht „interessant“ gewesen wäre.

Es sind Stimmen laut geworden, die mit gehobenem Ausdruck betonten, wie sehr nach dem Erfolg jener Übungen der Wert überlegener Schnelligkeit zur Geltung komme. Niemand kann vom Wert derselben überzeugter sein wie der Verfasser dieses Aufsatzes; demungeachtet ist er der Meinung, daß in dem Verlauf der Übungen kein Beweis liegt. Oder aber: es ist den Übungen ein solcher Beweis nur darum zu entnehmen, weil es sich hier um zwei Gegner handelte, von denen der eine niemals angreifen, der andere sich einem Angriff niemals aussetzen wollte; das kann vorkommen, ist aber kein Krieg.

Den berühmtesten englischen Admiral konnte man nicht ungeschickt nennen, weil es ihm zweimal mißlang, der bonapartischen Transportflotte zu begegnen; und dem französischen Admiral, der vom ersten Konsul beauftragt war, der ägyptischen Armee eine Division zur Hilfe zu bringen, dem Admiral Gantheaume, wurde es nicht als besonderes Geschick angerechnet, die ganze Kette von englischen Geschwadern vom Kanal bis Malta dreimal mit Glück zu vermeiden, um schließlich seine Division in Toulon ans Land zu setzen. Die Division war gerettet, aber die ägyptische Armee mußte kapitulieren.

Die Frage der Schnelligkeit verdient nicht die zweifelhafte Beurteilung, der sie jetzt vielfach ausgesetzt ist. Was die geschickte Handhabung des Segeltuches für britische Seeherrschaft gethan hat, das wird der durch Dampf und Maschinenkraft erreichten Schnelligkeit auch gelingen. Nur darf man dem Gedanken nicht Raum geben, daß Schnelligkeit bloß zum Fangen und Entweichen da sei. Es ist schon der absteigende Ast des Krieges, wenn der eine nur auf das Fangen, der andere nur auf das Entweichen sinnt; die wahre Kriegshandlung gipfelt im gegenseitigen Aufsuchen, um sich zu schlagen und auf diesem Wege eine Entscheidung zu suchen. Schnelligkeit ist nicht bloß ein Mittel der Strategie, sie

ist es auch für die Taktik, und sie ist, — wenn nichts Anderes — das einzige Mittel, welches eine Zweikampf bei sonst gleichem gegenseitigen Geschick, die Anwendung des Spornes, möglich macht. Sie ist allein bestimmend für die Wahl des Gefechtsplatzes und der Gefechtsordnung; Schnelligkeit ist Kraft, und Kraft ist Größe; Größe aber bedingt die Tragfähigkeit und mit dieser das Artilleriegewicht und alles, was damit verbunden ist. Und nicht am wenigsten kommt dabei in Betracht die Wirtschaftlichkeit, denn der teuerste Posten im Bau ist der Umfang der Maschinerie, das Verhältnis ihres Umfanges aber zur Gesamtgröße sinkt, wo diese wächst, auch bei steigender Schnelligkeit.

Taktische Schlüsse aus den Übungen zu ziehen, ist nicht wohl angebracht, weil der Anlaß dazu durch die Manöverregeln ausgeschlossen war. Torpedoangriffe, die einzigen, die im Gebiete der Taktik zulässig waren, sind nicht in erheblicherem Umfang vorgekommen, weil feindliche Begegnungen zwischen Schiffen und Geschwadern nur auf hoher See stattfanden. Wo Häfen angegriffen wurden, sind Torpedoboote zur Verteidigung nicht vorhanden gewesen.

So liegt denn das Hauptergebnis auf dem Gebiete der Strategie. Da findet man, um es kurz zusammenzufassen, daß die Hauptziele des Seekrieges keinen anderen Gesichtspunkten unterworfen sind wie die des Krieges überhaupt, daß der Verlauf des Seekrieges in Rüstung, Einleitung und Durchführung sich wesentlich anders gestaltet haben, weil die Bewegungskräfte sowohl wie Angriffs- und Schutzmittel andere geworden sind, und daß es ein niemals straflos bleibender Fehler ist, die ungebrochene Kraft des Gegners zur Erreichung nebensächlicher Zwecke einfach umgehen zu wollen. Darin liegt die hauptsächliche Moral der diesjährigen englischen Flottenübungen.

IV.

Es ist in vorstehendem mehrfach hervorgehoben worden, daß die Übungen, so wie sie sind und waren, ein viel deutlicheres Gepräge des Friedens als des Krieges haben. Sie sind nicht in jeder Richtung dazu angethan, eine Darstellung des letzteren zu geben; unrecht aber wäre es, ihre großen Vorteile zu unterschätzen. In einem Lande, wo die ungebundenste öffentliche Erörterung dem amtlich verschwiegenen Alleinhandel nur wenig Spielraum läßt, bieten sie eine gesunde Unterlage. Es werden so manche Mängel ans Licht und auf den Markt gebracht, die nicht gerade dazu angethan sind, das Selbstgefühl zu erhöhen, denn diese sind willkommene Nahrung für die gegnerische Presse des In- und Auslandes und gewinnen dadurch, namentlich für entfernte Beobachter, ein aufgebauschtes Ansehen. Was bei den Übungen als starke Seite zu Tage tritt, bleibt fast unbemerkt, weil nur der wirkliche Krieg ihm das rechte Licht giebt, und weil man, um ganz gerecht zu sein, sagen muß, daß schäumendes Eigenlob nicht immer zu den britischen Gepflogenheiten zählt.

Unverkennbar sind die Übungen ein Maßstab der Macht und eine Handhabe, die letztere zu beurteilen. Das ist nicht unwichtig zu einer Zeit, wo alle Gewalten der Erde, insbesondere Europas, den Beruf fühlen, ihre Muskeln zu prüfen, und

wo jeder wünscht, daß die Wagschale des Gleichgewichts zu seinen Gunsten neigt. Der militärische Wert eines englischen Bundes ist heute der Gegenstand so mancher Erörterung. Die Meinungen der Diplomaten und Soldaten gehen darin nicht in einem Geleise. Der Staatsmann sieht und fühlt die Wirkung der verborgenen, unsichtbaren Macht, die zuweilen im Widerspruch mit äußerem Anschein in Großbritanniens Einfluß sich geltend macht und, statt zu sinken, zu wachsen scheint; der Soldat mißt jenen militärischen Wert nach dem Maßstab der Form und Anstrengung und des äußeren Kraftaufwandes, den er von sich und seinem eigenen Lande gewohnt ist. Er vermißt die Wehrpflicht, den Drill, die Zahl der Massen und sieht kopfschüttelnd drein, wenn England zu einem seiner kleinen Kriege das ganze Gefüge seiner Wehrhaftigkeit zusammenschüttelt und mühsam ein Armee-Korps zur Stelle schafft. Mit der Seestreitkraft ist es wesentlich anders; ein Schiff läßt sich nicht simulieren wie so manches Bataillon, dessen Reihen jahraus jahrein unausgefüllt bleiben. In dem Betrieb des Schiffes macht fast jede Lücke sich sogleich bemerkbar, und jede Lücke in der Ausrüstung des Schiffes verpflanzt sich unfehlbar auf den Betrieb einer Division, eines Geschwaders und schließlich einer Flotte.

Der Durchschnitts-Engländer glaubt nicht an einen Aufbau kriegerischer Macht in unserem Sinne; die krampfhaften Anstrengungen, die das britische Kriegsamt in solcher Richtung macht, verfallen jedesmal einer rückläufigen Bewegung, und nur erst die zweite Hälfte dieses Jahrzehnts läßt einen etwas nachhaltigen Aufschwung erblicken. „Man erkannte, um mit einer an die ‚Times‘ gerichteten Zuschrift zu reden, „die Thatsache, daß eine Einrichtung für den Krieg gar nicht vorhanden sei, daß die Kavallerie-Regimenter, Infanterie-Bataillone, Batterien und sonstigen taktischen Körper ganz ohne Ordnung, eines nach dem anderen je nach Eingebung des Augenblicks, entstanden seien, daß jeder beliebige Krieg nur ebenso beliebige Zusätze schuf, die mit Friedensschluß — je nach Laune der öffentlichen Meinung — beibehalten oder auch aufgelöst wurden. Von einer einheitlichen Gliederung des Ganzen war nie die Rede, und was den Truppenteilen abging, das vermißte man in noch viel höherem Grade beim Zeug, vom Fuhrwesen gar nicht zu sprechen. Schießbedarf, Wagen und Geschirr, sonstige Vorräte aller Art wurden ganz gelegentlich aufgespeichert, ohne Rücksicht auf Feldgebrauch, bei einigen Überfluß, bei anderen Mangel; die gesammelten Vorräte wurden auch gelegentlich wieder veräußert; aber bei alledem trieb man, was noch schlimmer war, einen ganz unentschuldbaren Luxus in der Bewahrung und Pflege veralteten, unbrauchbaren Zeuges. Man hatte, kurzgesagt, Leute und auch Vorräte, aber es fehlte an jedwedem Gedanken eines ordnungsmäßigen Gebrauchs. Unbegreiflich schien es, daß seit dem Krimkrieg, von dem man annehmen durfte, daß er der öffentlichen Meinung die Augen geöffnet habe, 32 Jahre dahingingen, bis man einsah, daß eine Armee aus etwas Anderem bestehe als solch' ungeregeltem Durcheinander von Bataillonen, Schwadronen und Batterien, und daß solch' ein Zustand nur zu vergleichen ist mit einem Hause, für welches wohl Ziegelsteine und Glasscheiben, im übrigen aber weder Bauplan, noch sonstige Zuthaten

vorhanden sind. Bei jeder herannahenden Gefahr schien der jeweilige Kriegsminister den ihm vorgezeichneten Weg nur darin zu erblicken, daß er das Parlament um die Mittel anging, die sogenannte Armee um 20—30000 Köpfe zu verstärken und eine Million Pfund zur Beschaffung neuer Vorräte und Zeugstücke auszugeben."

Es ist nicht möglich, so etwas im Handumwenden zu ändern, aber man befindet sich stark auf dem Wege der Besserung, nur darf man sich nicht der Hoffnung hingeben, als ob jemals Verhältnisse nach festländischem Muster geschaffen werden könnten oder sollten.

Die Bündnisfähigkeit Englands — militärisch genommen — ruht auf anderer Grundlage. So wenig wie eine doppelte Armee den richtigen Ausgleich bildet für eine halbe Flotte, ebensowenig ersetzt die doppelte Flotte den Mangel oder die Lücken einer Armee. Man kann nicht einmal sagen, daß eins oder das andere von beiden die erste und vorderste Front bildet; denn die Frontwirkung richtet sich in der Reihenfolge nach der jeweiligen politischen und strategischen Lage; von entscheidendem Wert ist nur, ob die Kraftäußerung des einen oder des anderen in näherem Zusammenhange steht mit den Quellen der Staatskraft.

Für Großbritannien ist das der Fall mit der Flotte. Von diesem Gesichtspunkt steht sie in erster Reihe und beansprucht die Beteiligung des Landes in höherem Maße. Man meint — oder viele meinen, England könne, weil Inselland, nur Seekrieg führen. Das ist ein Trugschluß; für irgend ein Land mit Seeküste ist der ausschließliche Landkrieg nur einseitig und kaum ganz entscheidend. Unzweifelhaft giebt es Staatsmänner in England, welche meinen, der Beteiligung an festländischen Sorgen enthoben zu sein; sie sind, wenn sie mit der Bethätigung eines solchen Lehrsatzes anfingen, durch ihr eigenes Verfahren noch immer eines anderen belehrt worden, und die Überzeugung, daß man gerüstet sein müsse, mindestens zwei Armeekorps in die Wagschale zu werfen, bricht sich allmählich Bahn.

In der Nutzanwendung auf Europa steht in der Strategie für England die Seeverbindung voran. Mögen die Mächte sich gruppieren, wie sie wollen, immer handelt es sich für Europa um den Anglo-Baltischen, um den Anglo-Mediterraneischen und um den Anglo-Euxinischen Einfluß. Die Ostsee-Flanke von Mittel-Europa schützen helfen, die Südflanke der Iberischen Halbinsel, Italiens und der Balkanländer militärisch frei machen und für den Osten den Fußpunkt der Dardanellen und des Bosporus festhalten sind Aufgaben, die den Britischen Dreizack reichlich beschäftigen können, und wenn man mit Colonel Maurice annimmt, daß eine Mitwirkung des englischen Geschwaders, von Malta aus, Unteritalien so entlastet, daß eine Armee von 300000 Mann für das Feld frei wird, so sieht man, wie der Friedensbund zu England steht. Und ein „do ut des" Großbritanniens findet in den politischen Möglichkeiten von den Neuen Hebriden nicht minder wie von Kairo und dem Heri Rud ein so vielversprechendes Widerspiel, daß britische Staatsmänner sich des immerhin etwas kleinlauten „fighting alone" Gedankens wohl entschlagen können.

Es ist eine große Sache um das Selbstbewußtsein, nur darf es nicht in Vertrauensseligkeit ausarten. Die Hoffnung, daß das englische Heerwesen alle die Mängel abschüttelt, die ihm nach den Worten der eigenen Fachschriftsteller vom Charakter der „Maskerade" noch anhaften, geht ihrer Verwirklichung entgegen. Der Welt in Waffen ohne Verbündeten gegenüber stehen zu „können", ist ein erhebender Gedanke. Wäre es mit dem Umfang und der Ausdehnung der örtlichen Grenzen und Interessen allein gethan, so könnte man daran glauben. Es ist, wie ein Schriftsteller im Aprilheft der Edinburgh-Review sehr richtig sagt, leichter, sich von der Größe Rußlands einen Begriff zu machen mit seinen von Polen nach Kamtschatka reichenden Länderstrecken, oder von den Vereinigten Staaten Amerikas, wie sie vom Atlantik und Pacifik bespült werden, als von einem in zerstreuten Fetzen den Globus bedeckenden britischen Reich und seinem Wehrbedarf. Die öffentliche Meinung des Festlandes liebt es, britische Macht, soweit es deren Ausübung betrifft, nur kopfschüttelnd zu beurteilen; es ist aber schon mehr als ein halbes Jahrhundert darüber hingegangen, daß der russische Dichter Khomiakoff dem „Threatening monarch of the seas" ein nahes Ende verkündete, anstatt dessen wir nun Wachstum, Blüte und starres, unentwegtes Festhalten an Grundsätzen erblicken, die — wenn auch hie und da eigennützig — doch dem Ganzen zum Besten dienen. Es sind eben jene „Imponderabilien", der Ballast, der dem Gleichgewicht dieses Gemeinwesens seine Stetigkeit giebt, wie der Franzose Laugel sich ausdrückt: „Un certain heroisme froid, une énergie intérieure et toujours tendue, une force qui se contient, une vertu qui dedaigne les apparences et garde quelque chose de farouche", und nicht unberechtigt ist das Selbstbekenntnis, welches Robertson von seinem Vaterlande England in den Worten ablegt: [1])

> „She puts on her shawl very badly, and she is awkward enongh in a concert room, scarcely knowing a Swedish nightingale from a jackdaw; but — blessings long and large upon her! — she knows how to teach her sons to sink like men amongst sharks and billows, without parade, without display, as if duty were the most natural thing in the world, and she never mistakes long an actor for a hero or a hero for an actor."

Zeitbeschwerden.

Die Litteratenpest.

Denjenigen unserer Leser, so da glauben, man müsse jeden Auswuchs, jedes Geschwür am Leibe unseres Jahrhunderts gar nicht oder, der Höflichkeit wegen, höchstens mit zarter schonender Hand berühren, und dem Herrn Unrat und der Frau Unflat die Kosenamen Monsieur sans gêne und Madame Ingénue geben, möchten wir raten, die nachfolgenden Bemerkungen ungelesen zu lassen; denn sie könnten Ärgernis daran nehmen; unser Prinzip lautet

[1]) Colburns United Service Magazine, Aug. 1889.

nicht auf Vertuschung und Verwässerung, wir nennen den Teufel samt Gelichter mit seinem wirklichen Namen; dem Unrat, stamme er nun von gedankenlosen Vierfüßlern oder von denkenden Zweifüßlern, sagen wir Unrat, der Fratze — Fratze; ferner befinden wir uns dermalen ohne Handschuhe; die Wahrheit, überzuckert und in Goldpapier gewickelt, ist keine Wahrheit mehr, so wenig wie ein Tropfen assa foetida in einem Fläschchen Rosenöl noch assa foetida heißen darf — wir wollen aber die Wahrheit, die nackte Wahrheit sagen, wir sind sie der Öffentlichkeit schuldig und ganz besonders, wo es sich um einen weit verbreiteten, jährlich weiter um sich fressenden Krebsschaden der Zeit handelt — die Wahrheit, ohne jede andere Tendenz als die, sie getreu zu konterfeien, ohne Feigenblatt und, was unsere Person betrifft, ohne Hintergedanken, ohne Ziererei. Die Litteratur — wollen wir ihr einen Psalm singen? Ist es nötig, ihr Wesen zu zergliedern und zu sagen, was sie einem jeden Volke sei? Sein Höchstes und Kostbarstes, der Spiegel seines besseren Ich, der Inbegriff seines Denkens und Empfindens, seiner seelischen Regungen und Wallungen und Stimmungen in Freud und Leid, in Lust und Schmerz, und darum auch der Wertmesser seines Wesens? Daß es ferner einer der höchsten und lohnendsten, aber auch schwierigsten Aufgaben sei, dem Volke diesen seinen Spiegel vorzuhalten und nur die Strahlen darin aufzufangen, die in ihrer Gesamtheit und ihrem Zusammenspiel ein schönes, das geistige Auge befriedigendes Bild liefern? Ein Bild, bei dessen Anschauen uns die Ahnung des Schönen durchschauert und die Seele mit Wohlgefallen tränkt? Es dürfen, ja es müssen auch Schatten in dem Bilde sein — ohne Schatten kein Licht! — aber das Licht muß triumphieren; der Gesamteindruck muß ein reiner, befreiender, sühnender sein; die Schlangen, die ein jeder, auch der Frömmste, in seiner Brust trägt, dürfen zischen und die Dämonen sich aufbäumen, aber das Ende muß sein, daß jene eingeschläfert, oder zertreten, diese gebändigt und in den Abgrund gestürzt werden, — wo die Bestie im Menschen Meister wird und ungescheut wie ungestört ihren Gelüsten fröhnt, da kann von keiner Litteratur mehr die Rede sein, sondern nur von einem wüsten Hexensabbat, der das ehrwürdige Mittel der Sprache mißbraucht und entweiht, um in die Erscheinung zu treten! —

Es giebt eine Anzahl großer und kleiner Sünden, welche an dem heiligen Gut der Litteratur begangen werden, und die Sünder, welche sich in ihr Paradies einschleichen, sind sich ihrer Missethat teils bewußt, teils nicht bewußt: Leider ist bis jetzt der Cherub mit dem Flammenschwert noch nicht gefunden, der sie daraus vertreibt. Die kleineren Sünden sind natürlich die „unbewußten“, dafür aber ist ihre Zahl Legion. Es sind die Armen und Schwachen am Geiste, welche vom Baum der Erkenntnis nicht gegessen und ihre Lenden gegürtet haben mit eitel Selbstgefühl und Überschätzung. Die Schlange der Eitelkeit zischelt ihnen ins Ohr: „Ihr seid die Auserwählten des Geistes, darum seid fruchtbar!“ Und sie beißen, glaubensselig, in den Apfel, und es geht nun wie in der Kaninchenhecke: ein Wurf nach dem andern aus der Vollkraft ihrer geistigen Lenden. Es bedarf nur eines pfiffigen Verlegers (welche Figur, beiläufig gesagt in der Bildergalerie der Litteratur auch einen Platz einnimmt), eines Verlegers also, der in dem Werke jener Einbildlinge irgend einen „zeitgemäßen Keim“ entdeckt, welcher für die Spekulation fruchtbar gemacht werden könnte, — und ihr Glück ist gemacht. Für die Welt der Leser bedeutet es ein Unglück. Denn der Schaden, den sie stiften, ist grenzenlos. Sie schaden nämlich nicht bloß direkt durch das, was sie leisten — als Geschmacksverderber, falsche Wegweiser, Breittreter, Wassermänner — sondern auch indirekt durch das, was sie verhindern. Sie sind die Schlagbäume und Wegsperren für die gute und gesunde Litteratur. Erst merken sie's kaum, wodurch sie eigentlich wirken, das heißt zugkräftig werden, und schreiben es ihrem Genie, ihrer schriftstellerischen Größe überhaupt zu, hernach, vom Verleger, der die Witterung hat und das Publikum kennt, aufmerksam gemacht und ermuntert, in dieser oder jener Richtung fortzufahren, merken sie sich den Punkt, wo das Publikum sich gern und mit Wohlbehagen kitzeln läßt und auch gern ein Trinkgeld dafür bezahlt, und fahren nun wirklich fort, diesem Punkt (es können auch deren mehrerer sein) ihre ganz besondere schriftstellerische Sorgfalt zu widmen. Die Sache rentiert, der Verleger reibt sich, wenn er die Bilanz gezogen, seelenvergnügt die Hände und auch der Schriftsteller fühlt die

„blühende, goldene Zeit“ und atmet in vollen Zügen die „Tage der Rosen.“ Erfahrung macht weise. — Der Schriftsteller aber zieht noch eine andere Bilanz aus seiner Erfahrung, nämlich eine moralische; er räsonniert wie folgt: „Wir Schriftsteller sind um des Publikums willen da“ — wahr, sehr wahr und bescheiden zugleich — „folglich müssen wir uns nach seinem Geschmack richten“ — ein verständiges, sittlich angehauchtes Menschenkind macht hier bereits ein großes Fragezeichen, es merkt den heillosen Unfug, der mit dem Wort Publikum getrieben wird, als ob dieses gleichbedeutend wäre mit Krethi und Plethi, das allerdings gern im Sumpfe schwadert und die Mephitis, die aus den quirlenden, platzenden Blasen empordunstet, mit offenen Nüstern wie würzigen Brodem einzieht; es merkt ferner den heillosen Trugschluß, der aus dem Vordersatz: „das Publikum hat seinen Geschmack“ gezogen wird, als ob man diesem Geschmack, auch wenn er noch so roh und unsauber ist, huldigen und Vorschub leisten müsse, statt ihn vielmehr zu züchten und zu veredeln und an gesunde Nahrung zu gewöhnen. Die Logik besagter „Schriftsteller“ (Schriftentsteller sollte man sie nennen, ihr bischen moralisches Gefühl und Gewissen verdampft nach und nach völlig in der Rektor des Erfolges) bringt es nun noch zu folgender Nachgeburt: Weil wir uns in den Dienst unseres Publikums stellen, dessen Ideen auch unsere Ideen sind (natürlich), so können wir nicht genug dafür wirken, daß unsere Gedanken immer weitere Verbreitung finden, immer größere Kreise ziehen; wir brauchen Hilfstruppen, um unsere Position zu verstärken, die Gleichgesinnten müßten sich zusammenfinden, eine „heilige Schar“ bilden zu Schutz und Trutz gegen die altväterischen, verharzten Moralphilister und Stockidealisten. Und siehe da, die schönen, gleichgesinnten Seelen finden sich. Idem velle, idem nolle u. s. w. Die „Koterie“ beginnt ihr Werk unitis viribus. Wer nicht freiwillig und „mit Überzeugung“ dabei sein will, wird mit klingendem Spiel gewonnen. In vorderster Reihe steht natürlich der Verleger, als Mann der „heiligsten Überzeugung.“ Seine Mittel erlauben ihm das. Auf seinen Wink öffnet eine Schar von käuflichen Skribenten, Journalisten und Rezensenten die Schleusen ihres Wissens und die Spalten ihres Blattes; man kann sich denken, welche Objektivität und Wahrheitsliebe aus diesen Spalten hervorquillt!

Und dennoch finden solche Schandreklamen, die von der Spekulation diktiert, von der Kriecherei niedergeschrieben sind, ihr glaubensseliges Publikum. Die deutsche Sprache müßte sich bäumen in gerechtem Ingrimm gegen das schnöde Spiel der Fälschung und Lüge, das mit ihr getrieben wird, gegen diesen Sprühregen von prächtigen Superlativen: sublim, ausgezeichnet, unübertrefflich, unnachahmlich u. s. w., der über die Köpfe der gutmütigen Leser ausgegossen wird — und zwar von allen Seiten her, denn der Herr Verleger hat seine stabilen Beziehungen zu einer Anzahl kritischer Zeitschriften, und sein Schriftsteller hat sich durch sein koulantes Wesen die Herzen und Federn einer Anzahl von Journalisten, Reportern und Redaktoren gewonnen. Gefälligkeit ist ja eine Tugend, warum soll man sie nicht üben, besonders, wenn's nichts kostet, im Gegenteil, etwas einträgt? Der Journalist (die ehrenwerten dieses Standes wissen, daß ich sie nicht meine), bildet einen gar nicht unwichtigen Posten in der Rechnung des genannten Schriftstellers, das Wort „Rechnung“ natürlich im geistigen Sinn, als „Spekulation“ genommen, nicht im materiellen, als Folio so und so des Kassenbuches, obschon es auch vorkommen soll, daß sogar die Kasse ihre jungfräuliche Sprödigkeit vergißt und den „guten Freunden“ ihre Gunst spendet. Der Journalist, den wir im Auge haben, macht in seinem Leben mehrere Metamorphosen durch, er arbeitet sich durch den Larvenzustand des Reporters erst zum Puppenzustand des Redakteurs und dann zum Schmetterling des Schriftstellers empor. In der ersten Phase schüchtern, bescheiden — außer wenn er auf Kommando des Herausgebers scharf schießen muß — lernt er nach und nach die Süßigkeiten des zweiten Standes kennen und wirft lüsterne Blicke auf den bequemen Rotstift und die noch bequemere Scheere und endlich, endlich darf er stolz zu sich sagen: „Du hast's erreicht, Octavio!“ Er ist ein gemachter Mann, nur noch dem Herausgeber dienstbar, sonst aber ein unabhängiger Mann, der die Wonne des Acceptierens und Refüsierens sogar großen Geistern gegenüber schlürfen kann. Letzteres thut er zwar nun nicht, denn große Geister darf man, auch wenn sie einmal ins Dickicht und Dornicht geraten oder in

der Pfütze watscheln oder auf staubiger Landstraße trotten, nicht brüskieren, man nimmt sie unbesehen und honoriert sie unbedenklich. Warum auch nicht? Die dummen Leser sehen ja bloß auf die „Firma"; ob die gelieferte Ware havariert, ob faul, ob gering oder das Gegenteil, das merken sie garnicht. Der Redakteur aber denkt: hm! — das Schriftstellerhandwerk lohnt sich nicht schlecht. Ich kenne jetzt die Handgriffe (das „Übrige" ist ja Nebensache!) — wie wär's, wenn ich . . . ich habe ja Kollegen und Freunde in gleicher Lage, wir arbeiten einander in die Hände, **asinus asinum fricat, clericus clericum non decimat.** Des anderen Tages läßt er Karten drucken mit dem Anhängsel „Schriftsteller." Also einer mehr zu den „tausend Unsterblichen." Ob er selber an seine Unsterblichkeit glaubt oder nicht — einerlei, wenn er nur von seinen Freunden als „Gottbegnadeter" unter das Publikum lanciert wird. Und das geschieht so unfehlbar, als gleich und gleich sich findet und gleiche Ursachen gleiche Wirkungen haben. Übrigens glaubt er selber nicht an seine schwarz auf weiß gedruckte Größe. Wohl weiß er etwas vom wahren Beruf des Schriftstellers, weiß aber auch, daß ihm das Zeug, vielleicht sogar auch der Trieb dazu fehlt. Hat er noch einen Rest von Gewissen, so sucht er ihn mit den angeführten Trugschlüssen zu verkleistern, alle sind sie bloß eine Maske, hinter welcher der nackte, krasse Egoismus grinst.

Und doch — diese Exemplare sind nicht einmal die schlimmsten! Unsere Zeit — ich meine das letzte Jahrzehnt — hat noch eine andere Sorte von Schriftstellern großgezogen, die noch übler hausen im Reiche des Geistes, wenn man ihre Domäne überhaupt noch Geist nennen kann. — Bei ihnen ist wirkliches Talent vorhanden, aber der Mißbrauch desselben scham- und grenzenlos, die Koketterie mit demselben widerlich, der bis zum Genie, zum Heros und gar Heiland sich aufblähende Größenwahn ekelhaft. Sie halten sich in der That für gottbegnadete Apostel, es ist auf ihrem Standpunkt keine Lüge, bloß Wahn, wenn sie im Paroxismus ihrer Eitelkeit sich selber beräuchern und vergöttern, wohl aber ist es Lüge, wenn sie behaupten, ihr Mund verkündige eine neue Heilswissenschaft — während eben dieser Mund von Gier und Brunst, von Gift und Eiter trieft, — wenn sie behaupten, man müsse um der Wahrheit willen das Laster malen, — während es auch neben dem Laster glücklicherweise noch andere „Realitäten" giebt, und zwar solche, welche der Darstellung würdig sind — wenn sie endlich behaupten, sie seien die echten Repräsentanten des echten Schriftstellertums — während auch kein Funke einer edleren selbstlosen Regung in ihnen sichtbar ist und sie sich mit Wollust im Pfuhl niederer Sinnlichkeit und anderer grober Gelüste baden. Hierin liegt ihre Stärke und auch noch auf einem anderen Gebiete: dem Neid, dem Hohn, der Verleumdung gegen überlegenere Geister und solche, die andere Wege gehen und nicht zur Clique gehören. Der moderne Kunstausdruck für diese Geistesthat heißt bei diesen allerjüngsten Epigonen „Vermöbeln". Und es ist so weit gekommen, daß ehrenwerte Männer eingestandener Maßen aus Furcht vor solcher öffentlichen „Vermöbelung", die allerdings zu dem gegen Gassenbuben zu beobachtenden Regime mahnen kann, sich scheuen, gegen das unschöne Treiben jener Brüderschaft öffentlich Front zu machen. Andere haben den Kriminalrichter angerufen und Recht erhalten: Der erste und rasselndste Paukenschläger der neuen Evangelisten hat sogar öffentliche Abbitte thun müssen für seine Ungebühr! Was wohl die Clique sagen wird zu dieser „unerhörten Preßknebelung?" Ich weiß es nicht, aber das weiß ich, daß die redlich Denkenden sie gutheißen werden. Der Unfug wird nicht kleiner, wenn man dem Gegner erst eine Maske über den Kopf wirft, ehe man ihn mit Kot bewirft. Unsere Litteratur ist krank, sie liegt im Argen; das behaupten wir mit diesen Herren — aber wer hat sie krank gemacht? Sie vor allen andern, die vorgeblichen Ärzte und Heilande. Es mag etwas Richtiges sein an der Behauptung, daß unsere Litteratur nach und nach neue Pfade finden müsse — besser gesagt wohl: neue Formen, denn solange das Menschengeschlecht auf seinen von der Natur ihm angewiesenen Pfaden wandelt, sind diese auch die des Spiegelbildes, der Litteratur, und über das rein Menschliche kommt keine Menschenkunst hinaus — wenn aber wirklich die Nacht angebrochen ist über unsere Litteratur, so müssen wir sagen: Wehe, dreimal wehe, wenn diese Vögel mit ihrem Gesang den neuen Tag inaugurieren sollen!

J. M.

Litterarische Revue.

In dem Augenblicke, da wir uns in aller Ruhe anschicken, unsere regelmäßige Rundschau über die neuesten Erscheinungen unsrer belletristischen Litteratur abzuhalten, fliegt uns eine Broschüre auf den Schreibtisch, deren sensationeller, gradezu verblüffender Inhalt uns zwingt, sofort über sie Bericht zu erstatten.

Wir legen deshalb Rudolf Gottschalls neuesten Roman „die Tochter Rübezahls", den wir eben mit lebhaftestem Interesse zu Ende lasen, nebst vielen anderen, der Besprechung harrenden Werken für unsre nächste Rundschau zurück, und wenden uns jener Broschüre zu, welche unter dem Titel: „Alfred Meißner — Franz Hedrich" in diesen Tagen bei Otto Janke in Berlin ausgegeben worden ist. Dieselbe behandelt auf Grundlage der Briefe, die Meißner seit dem Jahre 1854 bis zu seinem Tode — 1885 — an Franz Hedrich geschrieben, die Geschichte des litterarischen Verhältnisses dieser beiden Männer, eines Verhältnisses, von dem man bisher in der litterarischen Welt auch nicht die leiseste Ahnung hatte.

Die Broschüre sucht, unterstützt von anscheinend unwiderlegbaren Dokumenten, den Nachweis zu führen, daß Alfred Meißner gar nicht der Verfasser einer großen Anzahl „seiner Werke" ist — Franz Hedrich hat dieselben geschrieben, und Alfred Meißner hat sie unter seinem Namen auf den Büchermarkt gebracht und weitaus den größten Teil des dafür gezahlten Honorares für sich selbst in Anspruch genommen.

Nur ungenügend wird allerdings in der Schrift die Frage beantwortet: Wie ist ein solches Verhältnis möglich? Was veranlaßte Hedrich zu einer Selbstentsagung und einem Opfermut, wie sie in der Geschichte der Litteratur ohne gleichen sind? Gewiß kommt es vor und ist es oft genug vorgekommen, daß ein Schriftsteller aus irgend welchen Gründen die Autorschaft seiner Arbeiten vor der Oeffentlichkeit einem Strohmann überläßt oder zuschiebt; aber daß jemand nur aus persönlicher Freundschaft durch nahezu dreißig Jahre für einen andern denken, dichten und arbeiten sollte, ohne daß jemals auch nur sein Name genannt würde, oder daß er die entsprechende materielle Entlohnung dafür genösse, — das klingt so ungeheuerlich, daß man den ganzen Vorgang für eine Ausgeburt krankhafter Phantasie halten würde, wenn nicht die Beweisstücke vorlägen.

Und was die Glaubwürdigkeit der Hedrich'schen Behauptungen bestärkt, ist der Umstand, daß seine Broschüre in dem Verlage von Otto Janke erschienen ist, jenem Verlage, dem fast die sämtlichen großen Prosawerke Meißners — es handelt sich nur um diese! — angehören, und der sicherlich kein Interesse daran hat, wenn deren Autorschaft plötzlich von dem berühmten Namen Alfred Meißner auf den gänzlich unbekannten von Franz Hedrich übertragen wird! Hedrich betont mit Recht, daß die dermaligen beiden Inhaber der Firma, die Alfred Meißner wohl gekannt haben und einen ganzen Band seiner Geschäftsbriefe noch besitzen, in jeder Hinsicht vorzugsweise befähigt und kompetent seien, die Echtheit und Authentizität der von ihm bei ihnen hinterlegten dokumentarischen Beweise zu verbürgen.

Doch fassen wir jetzt dies Beweismaterial selbst ins Auge.

Hedrich machte Meißners Bekanntschaft durch Moritz Hartmann 1847 in Prag. Es knüpfte sich bald ein enger Freundschaftsbund, und beide Männer lagen mit Eifer dem dichterischen Schaffen ob. Meißner anerkannte nach Hedrichs Behauptung dessen geistige Ueberlegenheit in überschwenglicher Weise und ließ sich seine Arbeiten von diesem gradezu „umdichten". So schreibt Hedrich:

„Im Monat März 1854 sandte er mir das Manuskript seiner neuesten Tragödie „Warbeck" zur Durchsicht und Feilung ein. Es war eine Schlenderarbeit, keiner Verbesserung wert, noch fähig. Kein Stein konnte auf dem anderen stehen gelassen werden. Ich schrieb ihm das; doch auf sein wiederholtes Zudringen entschloß ich mich endlich, seinem Wunsche zu willfahren und das ganze Drama umzuarbeiten." — Als Hedrich die „Umdichtung" an Meißner eingesandt hatte, schrieb ihm dieser: „Groß, vortrefflich! Wenn nicht schon die Leute wüßten, daß ich einen

Warbeck schreibe, so würde ich vor Sie hinstürzen und sagen: Nein, das darf nicht so hingehen! Nehmen Sie das Werk, es ist ja das Ihrige! Es trägt zu sehr die Signatur des göttlichen Meisters auf der Stirn, als daß ich es als mein nennen dürfte! Gespielt muß es hinreißen! Vollenden Sie das große Liebeswerk, liebster Freund, dem ich ewig dankbar sein muß!"

Hieraus geht allerdings hervor, daß Hedrich an dem Warbeck, der unter dem Titel „der Prätendent von York" gedruckt wurde, einen unleugbaren Anteil hat. Über die „Vortrefflichkeit" des Stückes selbst, die Hedrich wie Meißner gleicherweise bewundern, mag man freilich Zweifel hegen — über die Bühne ist es nur wie ein flüchtiger Schatten gegangen . . . den „Reginald Armstrong" und „das Weib des Urias", die beiden andern Tragödien Meißners, hat Hedrich nur einer Textkorrektur unterzogen.

Dagegen behauptet er nicht allein der Mitarbeiter, sondern der alleinige Erfinder und Verfasser der Romane „Zwischen Fürst und Volk," „Sansara," „Neuer Adel," „Schwarzgelb," „Kinder Roms," „die Prinzessin von Portugal," „Norbert Norson" u. s. w. zu sein. Wir können seine Nachweise hier nicht im einzelnen verfolgen und greifen als Belagstück die Geschichte des Romans „Neuer Adel" heraus. Hedrich schreibt:

„Drei Briefe von Meißner, die an Klarheit Nichts zu wünschen übrig lassen und gleichsam einen Blick in meine geheime Werkstätte gestatten, bezeugen meine Urheberschaft so genau und offen, daß ich es für überflüssig halte, auf die in meinen Händen befindlichen Reste meines Manuskripts, als weiterer Beweise, hinzudeuten. . . . Während ich in Partenkirchen am „Neuen Adel" arbeitete, befand sich Meißner mit seinen Eltern in Karlsbad. Ich sandte ihn dorthin mein Manuskript, auf feinem Papier klein und eng geschrieben, in rekommandierten Briefen stückweise zu, er schrieb es gleich ab oder ließ es vielleicht abschreiben und schickte es sofort in die Druckerei, da Grunow den Druck begonnen hatte, ehe die erste Hälfte des Romans fertig war.

Karlsbad, Juli 1860.

Mein lieber Freund!

Alles richtig da, gestern Kapitel IV. Famos! Famos! Grunow benimmt sich sehr vernünftig. Auf meinen Letzten antwortete er, es könne statt 15. Juli auch der 20. fixirt und statt 10. August der 20. angenommen werden. Ich habe demgemäß noch nicht abgeschickt. Warte noch. Warum auf so feinem Papier? Es verdirbt Ihre Augen. Sie wissen, daß Packete ebenso gut gehen. . . . Meißner.

Karlsbad, 26. August 1860.

Mein lieber Freund!

. . . Ich bin doch bei „Neuer Adel" geblieben. Schön wäre es, wenn ein paar Stellen diesen Titel rechtfertigten. Thun Sie, was da möglich.

. . . Könnte ich doch mithelfen! Meinen Sie, daß es besser wäre, wenn ich Ihnen zuflöge? Ich fürchte, Sie sind schon ganz müde. Sie haben viel, viel gethan, doch die Einsamkeit, einerseits gut, wirkt doch in allzugroßer Dosis nachteilig.

O, schriebe man schon Ende des IV. Bandes! Adieu, Theuerster, Bester, lassen Sie bald etwas von sich hören und melden Sie, wie es mit Ihren Finanzen steht. Ich sende gleich, sobald Sie mir den Auftrag erteilen.

Der Ihrige zeitlebens. Meißner.

Karlsbad, 22. September 1860.

Liebster, Bester!

Erst gestern kam Ihr Brief. Weiß Gott, wie langsam die Briefe gehen! Der IV. Band ist ganz außerordentlich, diese Komplikation, diese unheimlichen Schatten, zuletzt dieser Leidenschaftsausbruch! Ich war tief ergriffen. Möge es möglich sein, vor Ende September zu schließen. — — —

Zeitlebens Ihr treuer Meißner.

„Diese drei Briefe“ fährt Hedrich fort, „stellen meine Urheberschaft des „Neuen Adels“ unerschütterlich fest und haben zugleich unzweifelhaft eine auf alle vorhergehenden Romane rückwirkende Beweiskraft, da es sich hier zum ersten Male auf das Klarste und Deutlichste zeigt, daß Meißner ein Werk, an dem er kein Jota geschrieben, unter seinem Namen veröffentlicht.“

In der That läßt die Beweisführung Hedrichs an Geschlossenheit und Überzeugungskraft nichts zu wünschen übrig, und so schmerzlich es uns um des bisher so guten Namens Alfred Meißners auch ist, müssen wir sagen, daß auch in allen übrigen Fällen auf den Dichter des „Ziska“ und so manchen farbenprächtigen, tief empfundenen Liedes ein schwarzer Schatten fällt, der sein Andenken für immer verdunkelt. Die psychologischen und persönlichen Momente, welche Meißner und Hedrich in ein so seltsames Verhältnis gebracht haben, mag der Leser aus der kleinen Schrift selbst zu erforschen suchen; jedenfalls spielen dabei hinter den Kulissen noch allerlei Familienverhältnisse und sonstige, der Öffentlichkeit entzogene Beziehungen mit.

Merkwürdig und unerhört ist der Vorgang aber jedenfalls, und überdies ist Herrn Hedrich der Vorwurf nicht zu ersparen, daß er, wenn auch aus noch so edlen und menschlich erklärlichen Motiven, zu einer Täuschung des Publikums und des Verlegers die Hand geboten hat, die in keiner Weise schön genannt werden kann. Und überdies, wer die Schriftstellerwelt kennt, wird wissen, daß ein litterarischer Marquis Posa wohl für seinen Freund in den Tod gehen könnte, daß er ihm aber ein Romanmanuskript abtreten sollte, ist der Gipfel der Unwahrscheinlichkeit. Und somit wäre in diesem Falle der alte Ben Akiba endlich einmal Lügen gestraft!

Da wir uns heute ohnehin mit unerfreulichen Dingen zu beschäftigen haben, so möchten wir noch mit einigen Worten auf Gerhart Hauptmanns „soziales“ Drama „Vor Sonnenaufgang“ zu sprechen kommen, dessen neuliche Aufführung durch die „Freie Bühne“ am Residenztheater in Berlin in der Presse so viel Staub aufgewirbelt hat. Wir haben der Aufführung selbst nicht beigewohnt; das Stück liegt uns nur im Druck vor. Der apokryphe Bjarne P. Holmsen spukt auch hier wieder hinein; Herr Gerhardt Hauptmann hat ihm, „dem konsequentesten Realisten,“ dem Verfasser von „Papa Hamlet,“ seine Arbeit mit großer Ostentation gewidmet. Unsere Leser erinnern sich aus unserem Novemberhefte, was es mit diesem ‚Holmsen‘ für eine Bewandnis hat — er ist kein Individuum, sondern eine Art großer Puppe, wie man sie wohl bei Renz oder Salomonski sieht, in deren Innerem eine Anzahl Clowns sich verborgen halten, um plötzlich hervorzubrechen und dem verdutzten Galleriepublikum ihre grotesken Verbeugungen zu machen.

Zu diesen trivialen Spaßmachern gesellt sich also auch Herr Gerhart Hauptmann, und wenn er auch die tragische Maske, mit welcher er auftritt, bis zum Abgang von der Bühne vor dem Gesicht behält, so glauben wir ihm doch nimmer, daß es ihm mit seiner sogenannten Kunst Ernst ist. Die Litteraturgeschichte weiß von vielerlei Maskeraden zu erzählen — von einer solch' kindischen, wie sie ‚Gründeutschland‘ betreibt, ist uns nichts bekannt.

Wir würden uns mit der ganzen verfrühten Karnevalskomödie überhaupt nicht beschäftigen, wenn nicht in dem Falle der „Freien Bühne“ einige ernsthafte Männer beteiligt wären, u. a. der gescheite und geistreiche Theaterkritiker Paul Schlenther und Julius Stettenheim, der trotz der schlechten Witze, die er in seinen „Wespen“ machen muß, uns doch sonstimmerhin als ein Mann von Geschmack erschienen ist. Daß es gerade ihm die „graue Langeweile“ dieses Dramas, welche Karl Frenzel so kurz wie treffend feststellt, angethan hat, ist eine neue Begründung des physikalischen Satzes, daß die entgegengesetzten Pole sich anziehen.

Das Drama selbst ist wieder einmal ein Beleg für den Grundsatz der jüngsten Schule: „Da wir mit unserem Talent und unserer Kunst nicht zu Erfolgen kommen können, so müssen wir uns unseren Weg mit dem Ellenbogen zu bahnen suchen.“ Unsere Regisseure streichen aus Goethes und Schillers Jugendwerken alle jene Kraftstellen, die den gebildeten Geschmack allzu schroff verletzen und die man im Leben höchstens in Gedanken ausspricht — Jüngstdeutschland sieht gerade im Anhäufen solcher Roheiten den Ausdruck der Genialität — aber man streiche diese Roheiten aus dem „Sonnenaufgang“ und den übrigen Leistungen dieser Schule oder des

Herrn Bjarne P. Holmsen, so bleibt nichts übrig als die nackteste Trivialität. In diesem „Sonnenaufgang" giebt es weder eine dramatische Handlung noch dramatische Konflikte. Der Kern der Entwickelung ist der, daß ein sozialistischer Agitator, der teils Schwärmer, teils Demagoge, teils Rawdie ist, in einem Dorfe die Liebe einer reichen Bauerntochter gewinnt, deren Bildung weit über das landesübliche Maß hinausgeht. Als prinzipientreuer Mann und Anhänger der Vererbungstheorie stößt er das Mädchen aber von sich, sobald er erfährt oder sieht, daß ihre ganze Familie dem Alkohol in einer ausschweifenden und hoffnungslosen Weise ergeben ist. Er will nicht Vater von Kindern sein, welche nach dem Vererbungsgesetze demselben Laster verfallen müßten, und verschwindet spurlos. Das Mädchen, in deren Herzen eine wirkliche, allerdings nur durch ihre entsetzlichen Familienverhältnisse einigermaßen zu begreifende Neigung erwacht war, sieht jetzt jede Rettung aus diesen Verhältnissen abgeschnitten und ersticht sich. Das alles ist ein Gemisch von Unnatur, Klügelei und Raffinement, das nur widerwärtig wirken kann — wäre Loth ein Mann, was man bisher unter einem Manne verstand, so mußte er das Mädchen aus dem Sumpfe herausreißen, in den er es, einer falsch generalisierten Theorie zu Liebe, zurückstößt. Er sieht doch, daß Helene, obwohl sie aus einer Alkoholistenfamilie stammt, von jedem Anfluge des Lasters frei ist — warum sollten nicht auch ihre Kinder davon frei bleiben können?

Es lohnt nicht der Mühe, diese mephistophelische Spottgeburt eines ‚sozialen' Dramas des weiteren anatomisch zu untersuchen; uns stieg wie gesagt bei der Lektüre des Werkes wiederholt der Gedanke auf, als ob sein Verfasser Publikum und Kritik ebenso habe nasführen wollen, wie der fünfköpfige Holmsen.

Wir wollen jenen wie diesen in ihrem Vergnügen nicht weiter stören.

Litterarische Berichte.

Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone. Erinnerungsblätter von Gustav Freytag. Leipzig 1889. Verlag von S. Hirzel.

Jedes herzliche Wort, welches der Heldengestalt Kaiser Friedrichs gewidmet wird, ist eine Genugthuung und hohe Freude für jeden freien Deutschen. Aber dankbarer noch begrüßen wir ein solches, wenn es aus dem Herzen eines Mannes kommt, der von sich sagen darf und dessen vornehmes Streben es zeitlebens besiegelt hat: „daß er nicht im stande sei, vor der höchsten Erdenhoheit sein Urteil gefangen zu geben, und er ist der Meinung, daß es den Gebietern unseres Staates besser gedeihen muß, über solche zu herrschen, welche sich eine selbständige Auffassung bewahren, als über die, welche Nacken und Meinung gefügig beugen." — Der Inhalt der Brochure ist in der Tagespresse genügsam ausgezogen worden und kurz nach ihrem Erscheinen schon so allseitig verbreitet, daß ein Referat über denselben unnötig erscheinen muß. Die Angriffe, welche gegen Freytag's Buch gerichtet wurden, kommen aus fast allen Parteilagern und sind danach gefärbt. Der Autor selbst aber steht in gewissenhafter Behandlung des Stoffes sowie in seiner geist- und gemütvollen Schilderung der Heldengestalt Kaiser Friedrichs hoch über jenem kleinlichen Hader parteiischer Zeitungsschreiber. — Wir heben hier nur einzelne Stellen des Werkes hervor, welche jeden freien Deutschen erwärmen und zum eigenen Nachdenken bewegen werden. So erscheinen uns Freytag's im Feldzug 70/71 dem Kronprinzen freimütig geäußerte Gegengründe über die Kaiseridee, als deren damaligen warmen Vertreter uns Kaiser Friedrich auch in diesen Blättern entgegentritt, sehr bemerkenswert. Freytag sagte: „Eine gewisse spartanische Einfachheit und Strenge hat Beamtentum, Heer und Volk in Zucht gehalten. Die neue Kaiserwürde wird das schnell ändern. Aller Glanz der Majestät, die Staatsaktion bei vornehmen Besuchen, die Hofämter, die Schneiderarbeit in Kostüm und Dekoration werden zunehmen. Das Selbstgefühl aller Fürsten wird sich steigern; aber eben so sehr das Selbstgefühl des Adels, der ganze fast überwundene Kram alter, nicht mehr zeitgemäßer Ansprüche wird sich schnell mehren." Der Kronprinz brach lebhaft heraus: „Hören Sie an. Als ich während der französischen Ausstellung mit meinem Vater in Paris war, sandte Kaiser Na-

poleon die Anfrage: da der Kaiser von Rußland seinen Besuch angekündigt habe, so wünscht er von dem König zu erfahren, wie dieser es mit den Rangverhältnissen der hohen Gäste gehalten haben wolle, er, Napoleon, werde alles nach dem Wunsche des Königs einrichten. Da antwortete mein Vater: „Dem Kaiser gebührt immer der Vorrang.“ Das soll kein Hohenzoller sagen und das darf für keinen Hohenzollern gelten,“ schloß er heftig. Freytag fügt hinzu: „Es ist unmöglich, einen großen politischen Gedanken, welcher durch den Zug der Zeit und die hochgesteigerte Volkskraft zur That werden will, in vorsichtiger Erwägung der Uebelstände, welche seine Durchführung einzelnen Beteiligten bereiten mag, zurückzudrücken. Der Weise wird sich der Gefahr bewußt bleiben, aber dennoch eine Umwandlung, die sich nicht aufhalten läßt, auf sich nehmen, und der Kronprinz vertrat in der Sache das Richtigere, wie ihm auch die Sehnsucht danach gekommen sein mochte.“ — Schöner, wärmer und wahrer ist kein Nachruf als der, welchen Gustav Freytag, der freimütige und edle Dichter unserer Zeit, dem geliebten Fürsten in den Worten weiht: „Eine Fürstenseele ist geschwunden, welche nach Aufhebung der Zensur, nach 1848 heraufwuchs, in einer Zeit des Widerspruchs gegen engherzige Beamtenherrschaft, in Jahrzehnten, wo nicht die Kraft des Heeres, sondern die leidenschaftliche Bewegung des Volkes die Fortschritte des Staates bewirkte; geschwunden der Sproß einer langen Friedenszeit, in welcher die Arbeit der Wissenschaft und schönen Kunst dem deutschen Gemüt oft das beste Selbstgefühl, den reichsten Inhalt gegeben hatte, ein Gemüt, in dem der Drang nach Freiheit und schöner Entfaltung der Volkskraft lebendiger war, als der nach Zucht durch das Heer und den Staat!“ Der Lärm, welcher über diese neueste Schrift Freytag's in allen Parteilagern geschlagen wird, läßt darauf schließen, daß der Autor sich frei von jedem Parteigeist gehalten hat. Daß Freytag in seinen Schilderungen auch hier und da nicht immer das Richtige getroffen haben mag, wollen wir nicht bestreiten, aber welches Werk ist frei von solchen Lücken? Der Hauptfehler des Buches mag für viele wohl darin bestehen, daß es für keine Partei geschrieben ist und vielleicht für manche zu früh ans Tageslicht kam. Ly.

Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland. Geschichte und Kritik. Von Julius Duboc, Dr. phil. Leipzig 1889. Verlag Otto Wigand.

Die Beobachtung des Wechsels, welchem der Zeitgeist unterworfen ist, ist in mehrfacher Beziehung sehr lehrreich. Wir ersehen daraus, daß scheinbar hochbedeutende Bestrebungen, denen man ewige Dauer zuzuschreiben geneigt war, ebenso vergehen wie andere; daß ferner nur des Bestehens würdige Erscheinungen dauern, nichtige bald vergehen; daß oft von einer epochemachenden historischen That oder Person oder auch von einer sonstigen hervorragenden geistigen Größe der Geist der Zeit getragen und bestimmt wird. Wir beobachten ferner den großen oder geringen Grad der Selbständigkeit, mit welcher diese oder jene Klassen der Bevölkerung oder die Einzelnen dem Zeitgeiste widerstreben, oder die Schwäche, mit der sie ihm folgen; wir sehen die größere oder geringere Einsicht, worin dieser Geist besteht, was seine Vorzüge und Fehler, seine Ursachen und Wirkungen sind u. a. Freilich wird sich dieses charakteristische Wesen einer bestimmten Zeit nicht immer genau angeben lassen, da oft die widersprechendsten Erscheinungen gleichzeitig und scheinbar zusammenhangslos auftreten und wirken, so z. B. in der Gegenwart, und diese Schwierigkeit tritt auch in demjenigen Teile des vorliegenden Buches hervor, welches den modernen Zeitgeist darstellt. Der geistvolle Verfasser schildert in musterhaft klarer und spannender Darstellung die vielfachen guten und schlimmen Erscheinungen im geistigen, politischen und sozialen Leben unserer Zeit; welches aber der eigentliche Zeitgeist ist, von dem wir getragen werden, vermag man nicht recht zu bezeichnen; denn die Ausdrücke: ethischer Materialismus, rückläufige Bewegungen, Evolution und Revolution umfassen vieles nicht, was wir heute herrschen sehen, andrerseits ist so manches darin untergebracht, was wir nicht als Zeichen der Zeit ansehen können. Daß z. B. die Begeisterung für Wagner'sche Musik in Verbindung mit der Schwärmerei für Zola und Ibsen, (die übrigens gar nicht so bedeutend ist), als ein Merkmal der nach Auflösung der Ehe und nach freier Liebe begehrenden Zeitströmung aufzufassen sei, dürften doch nur wenige zugeben; solche Bestrebungen sind ebenso wie die nach Frauenemanzipation, wie Spiritismus, Somnambulismus u. a. lebhaft bekämpfte Verzerrungen und Auswüchse, aber nicht charakteristische Zeichen unserer Zeit. Viel mehr mußten hier wie in allen übrigen Abschnitten die auf dem Gebiete des politischen Lebens hervortretenden Bestrebungen, Irrtümer und Errungenschaften betont, im ersten Kapitel z. B. die Bewegungen von 1806 und 1813—15 nicht so ganz übergangen werden, die doch sicher einen großen Teil des damaligen Zeitgeistes ausmachten. Unseres Erachtens hat der Verfasser überhaupt überall viel zu sehr den Zeitgeist als Ausfluß und Ausdruck philosophischer Grundsätze hingestellt, die jedesmal die Zeit bewegt haben sollen, und alle Erscheinungen im staatlichen und gesellschaftlichen Leben, soweit sie angeführt werden, aus jenem abgeleitet. Eine Ueberschätzung dieser Macht und des Einflusses der Philosophie liegt wohl auch in dem Hinweis darauf, daß Fichte am Anfange des Jahrhunderts vor Damen die schwierigsten philosophischen Vorträge gehalten habe, die heut unmöglich wären, als ob nicht damals gewiß genau so wie heut ein hoher

Prozentsatz von Damen und Herren diesen Vorträgen ohne jedes Verständnis, nur weil es Mode war, gelauscht haben wird. Mit größerem Recht sind im 2. und 3. Kapitel die politischen Bewegungen der vierziger Jahre mit dem damals durch Schopenhauer herrschend gewordenen Pessimismus in Verbindung gebracht, und es ist nur fraglich, ob jene von diesen herzuleiten sind oder umgekehrt; auch das fällt auf, daß Verfasser von jenen Jahren aus sogleich zur Jetztzeit übergeht und die Jahrzehnte dazwischen nicht berührt. — Alle diese Vorwürfe aber, denen vielleicht mancher Leser des Buches nicht beistimmen wird, sollen durchaus nicht den Wert eines Werkes herabsetzen, welches wegen seines auf gründlichem philosophischem Studium und aufmerksamer Beobachtung der Zeitumstände beruhenden Inhalts, seiner klaren Darstellung auch schwieriger philosophischer Probleme und wegen der Behandlung vieler, sonst wenig oder nur oberflächlich behandelter Gegenstände eine eingehende Beachtung verdient. Es unterscheidet sich durch diese Vorzüge von so vielen Erzeugnissen unserer reichlich strömenden Tageslitteratur, und grade weil es dem aufmerksamen, gebildeten Leser in manchen Punkten Veranlassung zum Widerspruch geben dürfte, und weil seine Lektüre Nachdenken und Aufmerksamkeit erfordert, ist dieses Werk Duboc's als ein höchst bedeutendes dringend zu empfehlen. C. S.

Die Fürstinnen auf dem Throne der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen von F. Bornhak. Mit siebenundzwanzig Bildnissen. Berlin. Verlag von M. Schorß.

Was der Hofprediger Roehr am 21. August 1827 der Prinzessin Maria Luise Katharina von Sachsen-Weimar-Eisenach, der nachherigen Gemahlin Kaiser Wilhelms I. bei ihrer Konfirmation unter anderem sagte: „Wo auch dereinst Ihr Wirkungskreis sein möge, immer mögen Sie sich bemühen, Thränen zu stillen, Wunden zu heilen, Kummer zu lindern und frohe und glückliche Menschen zu machen," war von jeher die dankenswerte Aufgabe der Fürstinnen, welche berufen waren, den Thron der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen zu besteigen. Von Friedrich I., des Kurfürsten von Brandenburg, Gemahlin Elisabeth an, die es eine Ehre nennt, den Bedrückten des Landes die Mutter zu sein, bis zum gesegneten Walten unserer jetzt regierenden Kaiserin Augusta Viktoria ist all' den Fürstinnen unseres Herrscherhauses tief ins Herz gegraben, was König Friedrich Wilhelm IV. Gemahlin Elisabeth mit den Worten ausgesprochen hat: „Unser Stolz soll sein, von allen geliebt zu werden." Aber nicht bloß Werke der Barmherzigkeit an Armen und Kranken zu üben, erkannten sie als ihre Lebensaufgabe, auch teilzunehmen an der Machtentwickelung des Hohenzollernhauses in ernster, schwerer Zeit, eine treue und klug ratende Gefährtin des fürstlichen Gemahls zu sein, haben unsere Kurfürstinnen und Königinnen allzeit sich eifrigst bemüht, und oft genug ist gemeinsamer Arbeit der auf hohe Warte gestellten Gatten des Vaterlandes Rettung zu danken gewesen. Hell strahlt der Engelskönigin Luise verklärtes Bild, Begeisterung erweckend, vor jedes Preußen Augen, und kaum dürfte einem unbekannt geblieben sein, was sie dem Vaterlande war und ist, doch wäre es unbillig, nicht auch ihrer Vorgängerinnen und Nachfolgerinnen auf dem Throne der Hohenzollern zu gedenken und auch deren Gedächtnis wach zu erhalten in den Herzen zumal unserer Jungfrauen und Mütter, auf daß sie stets erinnert würden, „in ihrem Leben nur eine einzige Aufgabe zu bearbeiten, ihre Pflicht." Wir kennen, sagt der Verfasser vorliegenden Werkes nicht mit Unrecht, unsere Fürstinnen zu wenig. Sie kennen zu lernen, halten wir das von ihm geschriebene Buch für sehr geeignet. Es ist ihm gelungen, überzeugend auszusprechen, welchen Anteil die Fürstinnen an dem stolzen Aufbau des Hohenzollernhauses hatten, doch hätte er ebenso überzeugend auch darthun können, daß Dorothea von Holstein-Glücksburg, des großen Kurfürsten zweite Gemahlin, daran sich zu beteiligen kein Verständnis gezeigt hat, im geraden Gegensatz zu der unvergeßlichen Luise Henriette von Nassau-Oranien. In schön abgepaßtem Rahmen ihrer Zeit, auf getreu gezeichnetem historischen Hintergrunde fesseln uns die von Bornhak gezeichneten Bilder durch ihre Lebenswahrheit. Das schön ausgestattete, mit siebenundzwanzig Bildnissen, unter denen eine Photographie unserer Kaiserin Augusta Viktoria die erste Stelle einnimmt, geschmückte Werk empfehlen wir allen, welche ihren Töchtern und Frauen eine nutzbringende Freude machen wollen, recht angelegentlich und wollen hoffen, daß auch recht viele unserer Leser das Buch zur Hand nehmen, um manches nachzuholen und manch unrichtiges Urteil richtig zu stellen, wozu der Verfasser die nötigen Beweise erbringt. L.

Allgemeine Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten. Vom Fürsten Galitzin. Uebersetzt von Generalleutnant von Streccius. Zweiter Band. Abteilung II. Die Kriege von 1796—1801. Kassel 1888. Verlag von Theodor Kay.

Der Schluß des umfassenden, interessanten und wertvollen Werkes des Fürsten Galitzin liegt vor uns. Leider hat der Fürst sich nicht dazu entschlossen, sein gediegenes Werk bis zum Jahre 1815 fortzuführen, so daß gerade die für uns Deutsche interessanteste Zeit „Die Kriege von 1805 bis 1815" uns vorenthalten bleiben. Dafür ist aber das diesmal Gebotene ein in jeder Beziehung hervorragendes Werk. Die beiden starken Bände, welche uns vorliegen, enthalten folgendes: 1. Feldzug von 1796 in Italien und in Deutschland. 2. Feldzug von 1797 in Italien und in Deutschland. 3. Krieg

von 1798 in der Schweiz, in Italien und die Expedition nach Aegypten und Syrien. 4. Krieg von 1799 in der Schweiz, in Deutschland, in Tirol, in Norditalien, in Holland. Fortsetzung der Expedition nach Aegypten und Syrien. 5. Krieg von 1800 in Italien, in Deutschland und Schluß der Expedition in Aegypten. Dann folgt ein Rückblick auf die Kriege von 1792—1801, besonders interessant sind die Bemerkungen Napoleons über den Krieg von 1800. Demnächst giebt Galitzin einen Ueberblick über die strategischen Systeme Bülows und Jominis. Endlich wird zum Schluß als Beilage eine Uebersicht der bemerkenswertesten Kriegshelden der 6 letzten Kriegsjahre (1796—1801) gegeben und zwar von allen Nationen. Leider sind diese Schilderungen der bedeutendsten Generale nicht im Zusammenhange verfaßt, sondern haben ihren Anfang in den früheren Bänden des Werkes, was störend wirkt. Eine reichhaltige Uebersicht der benutzten Quellen ziert das Buch, welchem eine Reihe von Plänen und einige Portraits beigegeben sind. Wir können das großartig angelegte Unternehmen Galitzins nur auf das wärmste empfehlen. K.

Friedrich Spielhagens ausgewählte Romane. Lieferung 6 bis 29. Leipzig 1889. Verlag von L. Staackmann.

Diese schöne und billige Ausgabe der Spielhagenschen Hauptwerke liegt nun zur Hälfte vor. Die Romane „Problematische Naturen", „Die von Hohenstein" und „Hammer und Amboß" sind vollständig erschienen. Es fehlt noch der Schluß von „Durch Nacht zum Licht", der Problematischen Naturen zweiter Teil, sowie „In Reih' und Glied" und „Sturmflut". E.

Pandora. Vermischte Schriften von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart 1890. Deutsche Verlagsanstalt.

Der hochverdiente Verf. hat in der Büchse seiner Pandora allerlei Gaben gesammelt, die er vor uns ausschüttet: gutgedachte und gut geschriebene Aufsätze, sehr verschiedenen Inhalts, aber vom selben Geiste der Liebe zum Schönen und Wahren gezeitigt. Zunächst kommen sechs Artikel unter der einigenden Ueberschrift „Weltlitteratur", deren erster sich gegen die heutigen Goethekrämer wendet. Dann folgen Tagebuch aus dem Odenwald; die erste und die zweite Renaissance; der Hexenturm von Lindheim; Firdusis Königsbuch und Jussuf und Suleika; der Genfer See; ein Wort über die Lyrik; die sieben Infanten von Lara; das Grab in Syrakus (Platen); die Conquistadoren. Q.

Poesie und Prosa, ihre Arten und Formen. Von Dr. J. Methner. Halle 1889. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

In 13 Abschnitten handelt der Verfasser von Kunst und Sprache, Poesie und Prosa, Epik, Lyrik, Didaktik und ihren Spielarten, vom Drama, von Reim, Metrum und Rhythmus, nicht mit der Absicht, eine systematische Poetik und Rhetorik zu liefern, sondern um Freunde dieser Fragen anzuregen, indem er besonders eine Musterung des Besten anstellt, was wir auf diesem großen Gebiete besitzen. Es ist klar, daß der Verfasser über langjährige Quellenstudien verfügt, und seine ebenso gründliche wie leicht verständliche Darstellung ist ohne Rückhalt anzuerkennen. Eine Vorstellung von seiner Methode giebt z. B. der Inhalt des XII. Abschnitts, in dem wir über den Ursprung des Dramas, seinen Unterschied gegen andere Dichtungsarten, den Helden, die Einheit der Handlung, des Ortes, der Zeit, über den Begriff der Exposition, über Tragödie, Komödie, Schauspiel, die Komik, den Vers, die berühmte Katharsis, die Schicksalstragödie, das Wunderbare, die Oper, die Posse, die geschichtliche Wahrheit, die Bühnenausstattung unterrichtet werden. Die Schrift ist für jeden gebildeten Leser und für die Zwecke der Schule besonders zu empfehlen. B.

Abriß der neuesten Geschichte. 1815—1871. Von Dr. Oskar Jaeger, Direktor des K. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Köln. Zweite Auflage. Mit einem Anhang 1871—1888. Wiesbaden 1889. C. G. Kunzes Nachfolger (Dr. Jacoby).

Die Bekanntschaft mit der Geschichte des 19. Jahrhunderts vom 2. Pariser bis zum Frankfurter Frieden ist zweifellos dringendes Bedürfnis für jeden Gebildeten geworden und wird seit Jahren schon in den oberen Klassen unserer höheren Lehranstalten hierauf gebührend Bedacht genommen. Bei der für den Geschichtsunterricht karg bemessenen Zeit ohne wesentliche Verkürzung der zum Verständnis der letzten Jahrzehnte notwendigen Kenntnis der früheren Zeit sich einen Einblick in den Gang der Geschichte des 19. Jahrhunderts zu verschaffen, hat Dr. Jaeger einen Abriß herausgegeben, der Lehrern und Schülern ebenso wie gebildeten Laien gleich gute Dienste leisten wird. Hervorgegangen aus langer und eingehender Beschäftigung mit dem Gegenstande ist Jaeger's „Abriß der neuesten Geschichte" auch den Studierenden an unseren Universitäten zur Kenntnisnahme angelegentlichst zu empfehlen. L.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Baron, Richard, Aus dem Leben zweier Schüler. Zweite Auflage. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Baron, Richard, Der Schulmeister von Tannenrode. Zweite Auflage. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Berg, Leo, Gottfried Keller oder Humor und Realismus. 8. Brachvogel & Ranft, Berlin.)

Böheimb, Max, König Sebastian. Dichtung aus dem Zeitalter der Reformation. 8. (Hönsch & Tiesler, Dresden.)

Brasch, Dr. Moritz, Philosophie und Politik. 8. (Wilh. Friedrich, Leipzig.)

Bruhnsen, Otto, Die drei gestrengen Heiligen und andere Novellen. 8. (Hoffmann & Campe, Hamburg.)

Die besten Bücher aller Zeiten und Litteraturen. 8. (Friedrich Pfeilstücker, Berlin.)

Dreher, Dr. Eugen, Der Hypnotismus, seine Stellung zum Aberglauben und zur Wissenschaft. 8. (Heuser's Verlag, Neuwied.)

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittstein. Lex. 8. — Erste Abtheilung, 62. Lief., enthält Handbuch der Botanik. Lief. 25. — Zweite Abtheilung, 54. und 55. Lief., enthält Handwörterbuch der Chemie. Lief. 34. und 35. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Fischer, Konrad, Friedrich Rückert in seinem Leben und Wirken. 8. (Heinrich Stephanus, Trier.)

Granier, Hermann, Die Schlacht bei Lobositz. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Haggenmacher, Otto, Vorwärts und aufwärts. 8. (Otto Wigand, Leipzig.)

Hallier, Ernst, Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. 8. (Ferd. Enke, Stuttgart.)

Handwörterbuch der Chemie, herausgegeben von Prof. Dr. **A. Ladenburg.** VII. Band. Lex. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Hansen, Georg, Die drei Bevölkerungsstufen. 8. (J. Lindauersche Buchhandl., München.)

Hartmann, Eduard von, Das Grundproblem der Erkenntnisstheorie. 8. (Wilhelm Friedrich, Leipzig.)

Henne am Rhyn, O., Kulturgeschichtliche Skizzen. 8. (Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur, Berlin.)

Herrmann, Emanuel, Sein und Werden in Raum und Zeit. 8. (Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur, Berlin.)

Hoffmann, Friedrich, Columbus, Cortez und Pizarro. Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Amerika. Vierte Auflage. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Kretzer, Max, Die Bergpredigt. Roman. 2 Bände. 8. (E. Pierson's Verlag, Dresden.)

Leixner, Otto von, Plauderbriefe an eine junge Frau. 8. (Hermann Dürselen, Leipzig.)

Mantegazza, Paul, Die Hygiene der Nerven. 8. (Heinrich Matz, Königsberg.)

Meisner, Marie, Tropfen und Tröpflein. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Michel, Die römische Kirche, ihre Einwirkung auf die germanischen Stämme und auf das deutsche Volk. 8. (Max Niemeyer, Halle.)

Pallmann, Dr. H., Das Goethehaus in Frankfurt. 8. (Gebr. Knauer, Frankfurt.)

Perfall, Karl von, Die fromme Wittwe. 8. (Felix Bagel, Düsseldorf.)

Prölß, Robert, Das deutsche Volkstheater. 8. (F. Oehlmann's Verlag, Dresden.)

Rosegger, P. K., Martin der Mann. 8 (A. Hartlebens Verlag, Wien.)

Roth, Richard, In der Sommerfrische. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Schack, Adolf Friedrich Graf von, Pandora. 8. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Schorlemmer, C., Ursprung und Entwickelung der organischen Chemie. 8. (Fr. Vieweg und Sohn, Braunschweig.)

Spitta, Dr. Heinrich, Die psychologische Forschung. 8. (J. C. B. Mohr, Freiburg.)

Trede Th., Das Heidentum in der römischen Kirche. 8. (Friedr. Andr. Perthes, Gotha.)

Ziegler, Helene von, Ziegenjörgel. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Breslau, Eduard Trewendts Buchdruckerei (Setzerinnenschule).